Kulturgeschichte

der

neuern Zeit.

Vom Wiederaufleben der Wissenschaften

bis

auf die Gegenwart.

Von

Otto Henne-Am Rhyn,

Verfasser der „Geschichte des Schweizervolkes und seiner Kultur", des „Buches der Mysterien" u. s. w.

Erster Band.

Das Zeitalter der Reformation.

Leipzig

Verlag von Otto Wigand.

1870.

Kulturgeschichte

des

Zeitalters der Reformation.

Vom Wiederaufleben der Wissenschaften

bis zur

Zeit des dreißigjährigen Krieges.

Von

Otto Henne-Am Rhyn.

Wo hat die Geschichte der Völker eine Epoche aufzuweisen, der gleich, in welcher die folgenreichsten Ereignisse, die Entdeckung und erste Kolonisation von Amerika, die Schifffahrt nach Ostindien um das Vorgebirge der guten Hoffnung und Magellans erste Erdumfegelung, mit der höchsten Blüte der Kunst, mit dem Erringen geistiger, religiöser Freiheit und der plötzlichen Erweiterung der Erd- und Himmelskunde zusammentrafen?

Humboldt, Kosmos.

Leipzig
Verlag von Otto Wigand.
1870.

Allen

socialen, wissenschaftlichen, literarischen und religiösen

Reformvereinen

und allen

treuen Kämpfern

für

Fortschritt und Aufklärung

gewidmet.

Vorwort.

Die Einleitung zu dem vorliegenden Buche, welche dessen Idee und Zweck auseinandersetzt, die Erfordernisse und Elemente der Kulturgeschichte darlegt und deren Inhalt skizzirt, ist unter dem Titel: „Die Kulturgeschichte im Lichte des Fortschritts" Anfangs 1869 in demselben Verlage erschienen. Sie wurde, ohne daß der Verfasser hierauf Anspruch erhob, von der freigesinnten, wie von der reaktionären Presse, als ein Programm fortschrittlicher Kulturgeschichtschreibung anerkannt, — von jener durch unverholene Zustimmung, von dieser durch eine unter Spott und Hohn verborgene blinde Wut. Das Letztere gilt, — wir bedauern sehr, es hier sagen zu müssen, aber die mißhandelte Wissenschaft zwingt uns dazu, — von einer Recension des sonst durch seine Gründlichkeit und wissenschaftliche Würde vortheilhaft bekannten Zarncke'schen „literarischen Centralblattes". Diese Recension (von M. L.) ist ein Elaborat, wie es, zur Ehre der deutschen Kritik, wol selten vorkommen dürfte, — ein Gemisch von Bornirtheit, Bosheit und Perfidie, das hier öffentlich gezüchtigt zu werden verdient. Der Recensent zeichnet seine Entstellungssucht dadurch, daß er berichtet, wir hätten Buckle, Draper und andere Kulturhistoriker „gepriesen", während wir sie unbefangen beurtheilten, und unser Überblick über die Epochen der Weltgeschichte sei „von den Chinesen bis in die Tage des Pastor Knak fortgeführt," während der Letztere nur beiläufig, und keineswegs bei Anlaß der neuen Zeit, vor Allem aber gewiß nicht als Zielpunkt derselben, erwähnt ist, — seine Beschränktheit durch Erklärung des Begriffs der Kulturgeschichte als eines „unglückseligen",

der allgemeinen Kulturgeschichte betrachten. Es entging hiebei dem verehrten Recensenten der Umstand, daß eine zeitweise Unterbrechung des Fortschritts keineswegs seiner Aufhebung und Leugnung gleichkommt und daß wir auf Seite 34 nicht die Möglichkeit einer Unterbrechung, sondern diejenige der Leugnung des Fortschrittes bestritten, d. h. also nicht, wie eine reaktionäre Geschichtschreibung möchte, einen Haltpunkt annahmen, von welchem aus die Menschheit nicht weiter schreiten dürfte, — sondern der Wahrheit gemäß einen solchen, von welchem sie einst thatsächlich tausend Jahre lang nicht weiter geschritten ist, — den sie aber seit dem fünfzehnten Jahrhundert glücklich überwunden hat, um im Fortschritte mehr zu leisten, als vor jenem Stillstande je geschehen war.

Diese Überwindung der mittelalterlichen Stagnation durch den Fortschritt nun ist der Gegenstand des vorliegenden Werkes, von welchem wir auf Seite 164—178 der „Einleitung" eine Skizze gaben. Seine drei Bände aber entsprechen genau den drei Perioden, in welche wir dort die Kulturgeschichte der neuern Zeit eintheilten. Der hiemit erscheinende erste Band umfaßt daher die Periode, welche wir als diejenige des „Erwachens" bezeichneten, weil in ihr der Geist selbständiger Thätigkeit der Menschen erwacht und sich von feudaler und hierarchischer Bevormundung losreißt. Diese Periode, welche die Reformation zum Mittelpunkte hat und daher auch das „Reformationszeitalter" genannt werden kann, beginnt mit dem Wiederaufleben der Kenntniß des klassischen Alterthums, für dessen dauernde Einbürgerung in Europa der Fall Konstantinopels das entscheidendste Moment war, also in der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts, — ohne jedoch frühere Erscheinungen auszuschließen, sofern solche die Tendenz scharf ausgeprägt enthalten, sich vom mittelalterlichen Horizonte zu emancipiren (und dies ist auf verschiedenen Gebieten der menschlichen Thätigkeit zu verschiedenen Zeiten der Fall); — und sie endet da, wo es sich entscheidet, daß die Trennung der alten christlichen Kirche in zwei Glaubensparteien nicht der richtige Weg zum Fortschritte war, — und dies ist der Fall mit dem letzten Religionskriege Europa's, dem dreißigjährigen Völkermorde. In dieser Periode ist daher wol der Geist der freien Forschung erwacht und hat, — doch mehr auf dem Felde des Schönen, das sich leichter der Bevormundung anbequemt,

— als auf dem des Wahren, — herrliche Blüten getragen; aber er hat sich noch nicht in selbständiger Weise geltend machen können, noch nicht im Bewußtsein des gebildeten Theiles der Menschheit Boden gefaßt, — er steht noch als ein Fremdling, baarfuß, baarhaupt, blaß und schüchtern, außerhalb der Thüren des Palastes, in welchem sich die Hof- und Kriegsherren, die Ketzer- und Hexenverbrenner, die herzlosen Paragraphenschmiede, die Folterer und Räderer, die blutabzapfenden Quacksalber, die Sonnenschieber und Erdebremser, die Statuenverhüller und Bücherkastrirer, die alleinseligmachenden Mitren und die „im Glauben gerechtfertigten" Barette an wohlbesetzten Tischen breit machen. Aber wie er dies Treiben gewahrt, — der Geist der freien Forschung, da vergeht seine Schüchternheit, da wallt heiliger Zorn in ihm auf, da erglüht er und schwört Rache an den Prassenden, Rache für die mißhandelte und zertretene Menschheit, und die Nemesis erreicht Jene, und sie fallen sich selbst gegenseitig in die Haare und zerreißen sich mit wilder Tigerlust, bis auf rauchenden Trümmern und Feldern voll Blut und Leichen nur noch schwache Reste der ehemaligen Gewalt jener Mächtigen übrig sind.

Dies ein gedrängtes Bild vom Inhalte dieses ersten Bandes. Sein Stoff ist, wie der des ganzen Werkes, nach den Grundsätzen angeordnet und eingetheilt, nach welchen wir die Aufgabe der Kulturgeschichte festgestellt haben. Die Kulturgeschichte ist keineswegs durchaus identisch mit der Geschichte als solcher, sondern nur in gewissem Maße. Die gewöhnlich sogenannte Geschichte, richtiger die politische Geschichte, gruppirt alle Ereignisse um diejenigen, welche die Staatsordnung betreffen. Diese sind die Hauptsache, alles Andere nur Zugabe. Die Kulturgeschichte dagegen verfolgt einen höhern Zweck. Ihr sind die politischen Ereignisse weiter nichts als Kämpfe um den Besitz der Macht, also bloße Äußerungen einer menschlichen Leidenschaft, der Herrschsucht, die je nach Umständen mit dem Ehrgeize und der Habsucht verbunden ist. Alle diese Kämpfe bringen die Menschheit nicht weiter, tragen nichts zu ihrer Vervollkommnung bei, fördern die Ideen des Wahren, Schönen und Guten nicht nur nicht, sondern thun vielmehr ihr Möglichstes, sie an ihrer wohlthätigen Einwirkung auf die Menschheit zu verhindern und ihrer Verwirklichung durch unsterbliche Werke Hemmnisse entgegenzustellen. Die Kultur-

geschichte läßt also alle jene leidenschaftlichen Anstrengungen um Machtbesitz in den Hintergrund treten und berücksichtigt ihre Resultate, die Staatsverfassungen und Staatsordnungen, nur insofern, als sie untersucht, ob dieselben den Ideen, in deren Verwirklichung das Glück der Menschheit besteht, entsprechen oder nicht. In den Vordergrund ihrer Weltbühne stellt sie dagegen die Bemühungen, jene Ideen zu verwirklichen, nach ihrem Verlaufe und ihren Folgen, deren Anordnung unter sich theils von der Zeit, in welcher sie eintraten, theils von ihrer größern oder geringern Bedeutsamkeit und Wirksamkeit abhängt. So entrollt sich uns ein zusammenhängendes Bild, in welchem keine Seite der menschlichen Geistesthätigkeit fehlt und ein anschaulicher Überblick dessen geboten wird, was geschehen ist, um Bildung und Gesittung in stufenweise fortschreitendem, nie ruhendem Ringen an die Stelle der Barbarei und des Vorwiegens der zerstörenden Leidenschaften zu setzen. Dies der Zweck unsers Buches. — Daher halten wir es auch keineswegs für unsere Aufgabe, ein ungeheures Material sittengeschichtlicher Specialitäten aufzuspeichern, dessen Erschöpfung nach unserer Ansicht ja doch zu den Unmöglichkeiten gehört, und beschränken uns auf das unsern angegebenen Zweck Fördernde oder wenigstens Illustrirende.

Wir halten es ferner nicht für zweckmäßig, den Leser durch haufenweise gelehrte Citate zu quälen und durch langathmige Noten zu ermüden, sondern beschränken uns auf die Angabe wichtigerer Quellenwerke, welche benutzt worden, und deren Citation auch als Probe der damaligen Art, die Büchertitel abzufassen, gelten mag. Die benutzte neuere Literatur wird, soweit sie von Bedeutung, und soweit es möglich ist, im Texte kurz erwähnt, da an der Auflage, Übersetzung u. s. w. nicht viel liegt. Von Werken, die im Texte des ersten Bandes zu erwähnen kein besonderer Anlaß vorlag, denen wir aber viel verdanken, nennen wir: Roscoe's Leben Lorenzo Medici's und Papst Leo X., Ranke's Päpste, spanische, französische und englische Geschichte, Webers Geschichte des Calvinismus, Adolfo de Castro's Geschichte des Protestantismus in Spanien, Hinrichs' Geschichte des Natur- und Völkerrechts, Bluntschli's Geschichte des Staatsrechts, Raumers Geschichte der Pädagogik, Humboldts Kosmos, Kurz' Geschichte der deutschen,

Nisards der französischen, Wolffs der italienischen, Ticknors der spanischen, Gätschenbergers der englischen Literatur, Lübke's Kunstgeschichte, und mit ganz besonderer Anerkennung Burckhards „Kultur der Renaissance in Italien". Auch leisteten uns mehrere Artikel in Rotteck und Welckers Staatslexikon treffliche Dienste und einige Bände von Scheible's Kloster schätzbare Materialien.

Noch finden wir es in unserer Pflicht, den Abschnitt der „Einleitung" über die Literatur der Kulturgeschichte durch die Erwähnung zweier seit Abfassung desselben erschienener Werke zu vervollständigen. Es sind dies: Kolbs gedrängte „Kulturgeschichte der Menschheit" und Honeggers (dem Inhalte nach erst mit unserm dritten Bande parallel gehende) „Grundsteine einer allgemeinen Kulturgeschichte der neuesten Zeit," welches Werk auf fünf Bände berechnet, aber bis jetzt noch unvollendet ist.

Den zweiten Band des vorliegenden Werkes, — die Periode des Kampfes — hoffen wir noch im Laufe dieses Jahres, den dritten, — die Periode des Sieges — im nächsten Jahre der Lesewelt vorlegen zu können.

St. Gallen (Schweiz), Neujahr 1870.

Der Verfasser.

Inhalt.

Erstes Buch.

Staat und Kirche am Ende des Mittelalters.

Zweites Buch.

Das Wiederaufleben der Wissenschaften.

Drittes Buch.

Die Kirchentrennung.

Viertes Buch.

Die Gegenreformation.

Fünftes Buch.

Recht und Unrecht. Zauberei und Aberglaube.

Sechstes Buch.

Die Männer der freien Forschung.

Siebentes Buch.

Die Klänge der Dichtung.

Achtes Buch.

Die Blüten der bildenden Kunst.

Neuntes Buch.

Geselliges Leben und Treiben.

Beilagen.

Berichtigungen.

S. 152 Z. 16 v. o. lies waren bisher, statt sind.
" 226 " 3 v. o. lies „nicht zum Ziele kommen“, statt „nichts beginnen“.
" 248 " 7 u. 8 v. u. lies Juan Pardo de Tabera, statt Perdo de Talero.
" 249 " 9 v. o. lies Epila, statt Ergila.
" 301 " 9 v. u. " Navarra, statt Navarro.

Druck von Otto Wigand in Leipzig.

Erstes Buch.

Staat und Kirche am Ende des Mittelalters.

Erster Abschnitt.

Die politischen Zustände Italiens.

Es giebt ein Land, welches durch seine Lage in der Mitte des Südens Europa's, in der Mitte des Mittelmeers und am Fuße der die europäische Mitte durchziehenden Alpen, durch seine buchtenreiche Küstenentwickelung zwischen zwei breiten Meereseinschnitten, durch seinen Reichthum an Flüssen und seine Umgebung von Inseln, durch seinen göttlichen Himmel, sein herrliches Klima und seine üppige Vegetation zu der in der Geschichte einzigen Ehre gelangt ist, zweitausend Jahre lang die Welt zu regieren, tausend Jahre lang in politischer und tausend in religiöser Beziehung, ein Land, welchem es daher die Kulturgeschichte der neuern Zeit, in deren Beginn jene zweite Herrschaft aufhörte allgemein zu sein, schuldig ist, ihm ihr erstes Blatt zu widmen. Dieses Land ist Italien.

Italien! Wem geht nicht das Herz auf bei diesem Namen, wer fühlt nicht eine unendliche Sehnsucht, „dahin zu ziehn" und neues Leben zu trinken aus dem Born unvergänglichen Ruhmes der Kunst und Wissenschaft? Wem steigen nicht die lieblichsten Bilder auf von Oliven- und Feigenhainen, schattigen Villen und ewig grünenden Gärten, von Ruinen mächtiger Amphitheater, Tempel und Triumphbögen, von schattigen Gallerien, geschmückt mit den ewigen Werken, die der Pinsel eines Rafael, Michel Angelo, Tizian, Leonardo da Vinci u. A. in glühenden Farben hinzauberte, von malerischen Gruppen kräftiger, sonnegebräunter Bursche mit Gladiatorenarmen und Senatorenblicken, schmucker, buntgekleideter Mädchen mit Madonnengesichtern, andächtig scheinender Mönche und trotzig dreinschauender Bersaglieri? Wer denkt nicht sofort an Milano's weiß-

schimmernden, thurmreichen Dom, an das bis vor kurzer Zeit um die verlorene Herrschaft des Meeres trauernde Venedig mit seinen schwarzen Gondeln und verfallenden Palästen, an das kunstsinnige Florenz mit den Gräbern eines Dante, Savonarola und Machiavelli, an das zu allen Zeiten unter irgend einer Form die Welt beherrschende oder zu beherrschen strebende Rom mit seinen Ruinen, Katakomben und Basiliken, mit dem Kolosseum und der Peterskirche, dem Pantheon und dem Vatikan, an das im Schooße seines einzigen Golfs entzückend hingegossene Neapel, den dampfenden Vesuv über sich, das zauberische Capri mit seiner blauen Grotte vor sich, das tiefblaue Meer unter sich?

Nach Italien also sind unsere Blicke gerichtet, wenn wir den schönsten Schmuck der Natur, — nach Italien, wenn wir den höchsten Triumph der Kunst suchen. Nach Italien müssen sie aber auch gerichtet sein, wenn wir die Werkstätte der Geschichte, wenn wir die klaffendsten Gegensätze der politischen und der religiösen Entwickelung der Völker kennen lernen wollen. Und diese Gegensätze treten niemals so schreiend hervor, wie im Beginne der Zeit, die wir als die „neue" zu bezeichnen pflegen. Auch damals behauptete Italien den Rang, die Stätte zu sein, von wo bis dorthin alle Bewegungen des Lebens der Menschheit ausgegangen waren. Die Geschichte Italiens war vom Untergange der hellenischen Freiheit bis zum Untergange der päpstlichen Allmacht die Geschichte der Welt.

Aus der straffsten Einheit im Gesammtkörper des römischen Weltreiches durch die Stürme der Völkerwanderung und die wiederholten Einbrüche der Barbaren in das Extrem der weitgehendsten Zersplitterung hinübergeworfen, nahm Italien, unter dem weit gebietenden Scepter der deutschen, oder sich so nennenden römischen Kaiser, in seinen unzähligen ummauerten Gemeinwesen, nach deutschem Muster, republikanische Formen an. Die Zahl dieser italienischen Städterepubliken war Legion; ihr politischer Zustand wurde mit dem Titel „Freiheit" beehrt. Unter diesem blendenden Namen ist jedoch nichts anderes zu verstehen, als was das Mittelalter überhaupt darunter verstand, was auch in der Hansa und in der Eidgenossenschaft der Alpen damit bezeichnet wurde, nämlich der Besitz der Macht, der Herrschaft, der Gewalt. Nach mittelalterlichen Begriffen war der Staat frei, der keinem andern gehorchte; wenn er selbst andere unterdrückte, that dies seiner Freiheit in den Augen jener Zeit keinen Eintrag. Der moderne Begriff der Freiheit, zu deren Wesen es gehört, daß Niemand unterdrückt wird, daß Jeder, soweit er fremde Rechte achtet, sich frei bewegen kann und Niemand das Recht hat, die Freiheit Anderer zu beeinträchtigen, war im Mittelalter unbekannt. So brannte denn in den italienischen Städterepubliken ein beständiger Kampf zwischen Denen, welche nach ihren Begriffen „Freiheit", d. h. Gewalt suchten, und Denen, welche sich die errungene „Freiheit", d. h. Gewalt, nicht entreißen lassen wollten. So war jede Stadt in zwei Parteien zerrissen, welche in der Regel die

nämlichen waren, in welche das gesammte „römische Reich" zerfiel, nämlich die Parteien der Waiblinger (italianisirt Ghibellinen) und der Welfen (Guelfen). Diese beiden Parteien zerrissen nicht nur Italien überhaupt und dessen Städte im Besondern, sie spalteten auch die einzelnen Familien, — der Sohn war der Feind des Vaters, der Bruder warf seinen Haß auf den Bruder.

In Folge dieser Parteikämpfe schwankten die italienischen Republiken beständig zwischen Aristokratie und Demokratie in den verschiedensten Formen. In Florenz sehen wir die Aristokratie des Adels seltsamerweise durch eine Aristokratie des Volkes verdrängt, in welcher der erstere rechtlos war, ja sogar, in blutigem Hohne, mißbeliebige Personen in denselben „erhoben" wurden, um in politischer Beziehung unschädlich gemacht zu werden. Dagegen wurde in Venedig die Aristokratie des Adels immer fester und fester, und diese Republik war die einzige, welche bis zu den französischen Revolutionskriegen weder einer Schwesterstadt unterthan wurde, noch der Monarchie anheimfiel, noch zur Beute des Auslandes herabsank. Denn Como, Crema u. A. wurden Unterthanen Mailands, Brescia, Verona u. A. von Venedig, Pisa und Siena von Florenz u. s. w., Mailand wurde eine Monarchie der Visconti, dann der Sforza, Mantua der Gonzaga, Parma der Farnese und später der spanischen Bourbonen, Modena der Este, Florenz der Medici u. s. w., Bologna, Urbino, Perugia wurden zum „Erbtheile des heiligen Petrus" geschlagen, Genua fiel zeitweise bald an Mailand und bald an Frankreich, an letzteres auch Mailand selbst, über welches dann wieder die Schweizer verfügten, bis es dauernd an Spanien und Österreich verschachert wurde, welchem Schicksale in gleicher Weise Neapel und Sicilien anheim fielen.

Es gab endlich in Italien kaum mehr eine italienische, sondern entweder nur eine partikularistische (venetianische u. s. w.) oder gar eine ausländische (französische, spanische) Politik; ja es scheuten sich einzelne italienische Staaten nicht, sich mit den Türken gegen ihre Landsleute zu verbünden.

In der heftigsten Krise waren diese Veränderungen im Uebergange vom fünfzehnten zum sechszehnten Jahrhundert begriffen; sie fielen also mit der bedenklichen Katastrophe zusammen, welche in derselben Zeit auch die kirchliche Macht Italiens, das Papstthum, erreichte. Es wird daher zunächst unsere Aufgabe sein, die allgemeinen politischen und die allgemeinen kirchlichen Zustände Italiens zu jener Zeit zu skizziren.

Die Verminderung der italienischen Republiken mittels Verschlingung der einen durch andere, durch Fürstenthümer oder gar durch ausländische Mächte, hatte zunächst eine fortwährende Verminderung der mit politischen Rechten begabten Individuen im Gefolge. Die Zahl derselben, welche noch im dreizehnten Jahrhundert eine Million und achthunderttausend (ein Zehntel der Bevölkerung) betragen, soll, nach Sismondi, im vierzehnten

auf den zehnten, im fünfzehnten sogar auf den hundertsten Theil jenes Betrages herabgeschmolzen sein. Ja, die herrschsüchtigen Staatshäupter schienen sich in ihren Parteikriegen nicht einmal mit diesem erschütternden Resultate begnügen zu können; die politische Rechtlosigkeit war ihnen noch ein zu mildes Loos für das zum Gehorchen geborene Volk. So wurden denn oft die Besiegten geradezu in den sonst fast gar nicht mehr vorhandenen Stand der Leibeigenschaft hinabgestoßen. Franz Sforza, der zum Herrscher Mailands emporgestiegene wilde Condottiere, ließ 1447 die Bewohner des erstürmten Piacenza an die Meistbietenden verkaufen, ja selbst die Päpste, die Statthalter Christi, des Propheten der menschlichen Bruderliebe, verfuhren ähnlich mit den ihren Heeren Unterlegenen. Bonifacius VIII. ertheilte in seinem apostolischen Zorne die Erlaubniß, alle Lehensleute der Familie Colonna, Sixtus IV., alle Bolognesen, und Julius II., dieser gewaltige Krieger, nicht Gottes, sondern der Welt, 1509 alle Venetianer, im Falle des Ergreifens, als Leibeigene zu verkaufen. Allein diese verspäteten und nicht mehr zeitgemäßen Maßregeln waren umsonst. Die Käufer wußten mit ihrem lebenden Eigenthum nichts anzufangen, indem sie keine Lust hatten, Leute zu ernähren, die nur gezwungen, also so wenig wie möglich, arbeiteten, und das Verhältniß nahm stets wieder ein rasches Ende, so daß es in Italien keine „Sklaven" weiter gab, als die zu den Galeeren verurtheilten gefangenen „Ungläubigen".

In den italienischen Republiken galt zwar die treffliche Regel, die Anmaßung des Richteramtes von Seite der Regierung dadurch zu verhindern, daß man zu Richtern und Advokaten Fremde berief, welcher Gebrauch in seinem letzten Reste heute noch in der unsterblichen kleinen Republik San Marino besteht. Er wurde jedoch zur bittern Täuschung, indem die Machthaber es verstanden, ihn nach Belieben zu umgehen. So oft es das Interesse des Staates zu gebieten schien, — und wann konnte man dies nicht behaupten? — nahm die Regierung vorübergehend die richterliche Gewalt selbst in die Hände und sandte, wie Sismondi sagt, die verhaßten Gegner ihrer Macht unter die Folter und auf das Schaffott. Und überdies war die Gesetzgebung und die Gerichtsverfassung so beschaffen, daß sie dem Angeklagten weder für die Anwendung einer bestimmten Strafe, noch für humane Behandlung während der Untersuchung, noch für einen Vertheidiger die geringste Gewähr bot. Ja, es konnte das Unglaubliche vorkommen, daß die Häupter einer Partei, unter dem Namen Balia, sich eine unumschränkte Gewalt übertragen ließen und ohne Untersuchung, noch Urtheil, über die Mitglieder ihrer Gegenpartei die schärfsten Strafen verhängten. Die Balia trat auch als eine Art provisorischer Regierung oder Diktatur bei Verfassungsveränderungen auf und riß für gewisse Zeit alle Gewalt an sich. Wollte sie dann das Volk glauben machen, daß es auch noch etwas zu sagen habe, so rief sie es unter dem Titel eines Parlamentes zusammen, in welchem dann die Anhänger

der Herrschenden alle Uebrigen durch betäubenden Lärm überschrieen. Auf Verlangen der in Italien allmächtigen Geistlichkeit wurde endlich gegen die angeblichen Verbrechen der Ketzerei und der Zauberei mit der größten Unmenschlichkeit eingeschritten, und sowol bei solchen, wie bei Fällen der Unzufriedenheit gegen die Regierung, nicht nur Thaten, sondern selbst Worte und Geberden, ja bloßer Argwohn bezüglicher Gedanken hart bestraft.

Die Preßfreiheit war in den Staaten, von denen wir sprechen, gänzlich unterdrückt. Gegen ungerechtes Verfahren der Behörden stand dem Bürger kein Recht der Beschwerde zu. Die Freiheit der Mitglieder der Behörden, zu reden und zu stimmen, war wesentlich beeinträchtigt und wurde von der Regierung zu ihren Gunsten oft in sehr auffallender Weise zu verhindern gesucht.

Dies waren die Schattenseiten der italienischen Republiken. Wir säumen nun aber nicht, auch ihre, freilich in Folge der erwähnten Krisen nach und nach zu Grunde gegangenen Lichtseiten anzuführen. Alle über das Volk ausgeübte Gewalt wurde stets als vom Volke ausgegangen anerkannt und keine Neuwahl der Behörden vorgenommen, ohne das Volk um seine Mitwirkung anzugehen. Ausgenommen in Venedig, dessen Dogen und Senatoren auf Lebenszeit ihr Amt bekleideten, waren die Behörden aller Republiken des Landes auf bestimmte und zwar sehr kurze Zeit ernannt und stets als absetzbar betrachtet. Die längste dieser Amtsdauern betrug ein Jahr, ja die höchsten Würden in manchen Staaten, wie z. B. in Florenz, wurden nur auf zwei Monate übertragen. Außerdem waren die Inhaber der Staatsämter ihren Wählern, d. h. dem Volke, für den davon gemachten Gebrauch verantwortlich und traten nach Ablauf ihrer Amtsdauer wieder in den Rang einfacher Bürger zurück. Und diese Schranken ermangelten nicht, auf die geschilderte, den Regierenden gestattete Willkür einen mäßigenden und mildernden Einfluß auszuüben; denn an die Stelle des abtretenden Tyrannen konnte dessen Gegner, ja sein Opfer treten und ihn zu furchtbarer Rechenschaft ziehen!

Doch, diese demokratischen Einrichtungen fielen, wie bereits angedeutet, nach und nach dem Despotismus zum Opfer, der sich der italienischen Republiken bemächtigte. Die Tyrannen, welche sich in denselben aufwarfen und sie durch einen orientalischen Luxus aussogen, der lächerlich gewesen wäre, wenn er nicht so empörende Folgen gehabt hätte, fröhnten lediglich noch ihrer Sinnenlust und der Rache an ihren Feinden, und verbanden blutige Verbrechen mit raffinirtem Luxus, — mit den entartetsten römischen Kaisern wetteifernd; sie opferten ihre Mitbürger gewissenlos ihren Gelüsten, und ihr egoistisches Treiben veranlaßte sie, vom Kirchenglauben — nicht zur kritischen Forschung, sondern zum krassesten heidnischen Aberglauben, besonders der Astrologie, abzufallen. Um ihre Stellung zu sichern, nahmen sie Söldlingsbanden aus dem kältern Norden, französische, englische (unter dem wilden John Hawkwood), deutsche (des furchtbaren

Werner von Urslingen u. A.) in ihre Dienste und erhielten an der Spitze von Banden Solcher, welche keinerlei Rücksicht mit dem italienischen Volke verknüpfte, das Land in beständigem Schrecken. Diese Söldnerhorden wurden eine unerträgliche Geißel des Landes, das sie, wenn kein Tyrann ihrer mehr bedurfte, auf eigene Faust verwüsteten, und die von ihnen allzu abhängigen Republiken konnten sich nicht zu einem Bunde wider sie ermannen, wozu Florenz 1349 und einzelne Päpste umsonst aufforderten. Dies geschah im vierzehnten Jahrhundert. Aber noch war der kriegerische Geist nicht von den Italienern gewichen; sie erhoben sich gegen die Fremden, vertrieben sie und bildeten selbst bewaffnete Schaaren, deren Führer als Condottieri die einheimischen Fehden führten und dabei einen Ruhm darin suchten, ihre „theuern" Krieger so viel als möglich zu schonen, so wenig Blut als möglich zu vergießen, so daß einst in einer tagelangen Schlacht kein einziger Mann den Tod fand, was aber nicht hinderte, daß bei Erstürmungen von Städten, wo jene Rücksicht wegfiel, die ärgsten Greuel verübt wurden. In diesen kleinen Kriegen bildete sich in Italien zuerst die sogenannte Kriegswissenschaft aus, eines der krankhaftesten Ungeheuer der Geschichte; ihrer Bearbeitung widmeten sich selbst Männer von Geist, wie Machiavelli. Dabei verachteten die Condottieri das Volk, welches die Künste des Friedens trieb, und gingen mit dessen bürgerlichen Rechten gewissenlos um. Hinwieder wurden sie selbst von ihren Brotherren verachtet und hart bestraft, wenn sie unterlagen, — gefürchtet und auf die Seite geschafft, wenn sie siegten. Oft aber schwangen sie sich sogar zu Herrschern der Staaten empor, wie die Sforza in Mailand, und als die mächtigeren Fürsten ihr Gebiet vergrößerten, dienten ihnen ihre schwächeren Standesgenossen als Condottieri, was dazu beitrug, daß die Willkürlichkeit der Fürsten überhaupt abnahm und sie begannen, sich Bildung, Geschmack und feinere Sitten anzueignen, in welcher Beziehung sich Federigo Montefeltro, Herzog von Urbino (1444—82), auszeichnete. Dabei gerieth auch die aristokratische Ausschließlichkeit in Verfall, und oft folgten den Fürsten ohne Einsprache ihre unehelichen Söhne. Solche Vorgänge füllten das fünfzehnte Jahrhundert aus.

Die fortgesetzten Kriege zwischen den einzelnen Staaten und die fürchterlichsten Greuel innerhalb der sie beherrschenden Familien, z. B. die Blutbäder der Baglioni in Perugia, nahmen immer mehr überhand und machten nach und nach den kleineren Fürstenthümern ein Ende, besonders am Anfange des sechszehnten Jahrhunderts. Das Gefühl für Unabhängigkeit lag brach; außer dem an das alte Rom erinnernden Senate von Venedig, welcher (1432) den Mut hatte, den ehrgeizigen Condottiere Francesco **Carmagnola** verhaften und hinrichten zu lassen, erhob sich, wenn nicht blos vorübergehend, keine Republik zu so kühner Offenbarung ihres Unabhängigkeitssinnes. Den letztern aber nährte in der stolzen Lagunenstadt vor Allem ihre abgeschlossene Lage und ihre festgegliederte

Verfassung mit der starren, doch soliden Herrschaft einer Anzahl verdienter Geschlechter, deren Mitglieder das politisch rechtlose Volk nicht wenig durch Wohlthätigkeit versöhnten, indem sie oft für die Armen Häuser bauten, um sie darin unentgeltlich wohnen zu lassen. Durch Handel und Krieg beschäftigte man die Elemente, welche unter anderen Umständen zum Sturze der Verfassung und Regierung geneigt gewesen wären.

Von den übrigen Republiken widerstand einzig Florenz den Eroberungsgelüsten eines Gian Galeazzo Visconti von Mailand und eines Ladislaus von Neapel.

An der Spitze der Republik Florenz stand seit alten Zeiten die Signoria als regierende Behörde, deren Personal, aus acht Priori und einem Gonfaloniere di giustizia bestehend, alle zwei Monate wechselte. Mit den zwölf Gonfalonieri delle compagnie, unter denen sich sonst das Volk in Waffen sammelte, und den zwölf Buoni uomini, bildete die Signoria das Collegium. Kriegsangelegenheiten beriethen die alle sechs Monate wechselnden Dieci della guerra; politische und Kriminalverbrechen beurtheilten die nach vier Monaten abtretenden Otto (Acht). Die Abstimmung über die Gesetze aber und die Wahl der Behörden stand dem Consiglio del Commune und dem Consiglio del popolo zu.

Allein auch der Freistaat am Arno sollte nicht auf die Dauer den Ruhm genießen, die letzte Demokratie Italiens zu sein. Nach dem Sturze der Geburtsaristokratie war in der gewerbreichen Stadt mit der Zeit eine Geltaristokratie emporgekommen. Aus der Mitte derselben leuchtete die Familie Medici hervor, deren Glieder, anfangs ungesucht, die höchsten Würden des Staates errangen und bald alle übrigen Familien hinter sich ließen, indem sie gewandt ihre überlegenen Geistesgaben zur Vermehrung ihrer Einkünfte zu benützen wußten. In den Jahren 1434 bis 1471 gaben sie an Almosen, öffentlichen Bauten und Steuern 663,755 Goldgulden (Cosimo allein 100,000) aus. Dies befestigte sie in ihren Ehrenstellen, und die Gewohnheit, stets Medici in den höchsten derselben zu erblicken, schläferte die Eifersucht der Bürger auf ihre alten demokratischen Einrichtungen ein, und zwar um so eher, als Florenz seit der Unterjochung seiner Schwesterstadt und Nebenbuhlerin Pisa und deren Verurtheilung zu vollkommener Rechtlosigkeit ohnehin nicht mehr als eine wahre Republik betrachtet werden konnte und der fortwährenden blutigen Parteikämpfe zwischen seinen Bürgern endlich müde wurde. Der erste Medici, der solche Gewalt sich aneignete, hieß Salvestro († 1388). Sein Enkel Cosimo, der Begleiter Papst Johanns XXIII. auf dessen verhängnißvoller Reise nach dem Concilium von Konstanz, erlangte durch Klugheit und Mäßigung und die sorgfältige Vermeidung selbst jedes Scheines der Usurpation großen Einfluß und Anhang in der Vaterstadt, — nach seiner in einem Parteikampfe nichtsdestoweniger gegen ihn verhängten Verbannung ehrenvolle Aufnahme in Venedig, dann ebenso ehrenvolle Rückberufung nach Hause

und hier eine fortgesetzte Bekleidung der höchsten Stellen, immer einer nach gesetzlichem Ablaufe der andern. Diese Macht und seine irdischen Schätze benützte er jedoch in verdienstvollster Weise zur Erwerbung und Vervollkommnung geistiger und zur Beschützung der Kunst und Wissenschaft. Unter ihm blühten die vier geistigen Kinder des italienischen Kunstpatriarchen Giotto: die Marmor-, Erz- und Leinwandkünstler Brunelleschi, Donatello, Ghiberti und Masaccio — Alles Florentiner, um die aber ganz Italien sich riß, um ihnen alles Schöne zur Verwirklichung zu übertragen. Kein Mißbrauch seiner Stellung, keine Mißachtung der republikanischen Einrichtungen trübte Cosimo's Andenken. Und in dem durch das Wiederaufleben der Kenntniß des klassischen Alterthums genährten und von ihm gehegten Feuer der Begeisterung für das Ideale wuchs sein Enkel Lorenzo auf. Beim Tode des Großvaters (1464) erst sechszehn Jahre alt, behauptete er dennoch in den Parteikämpfen, die gegen seinen habsüchtigen und daher wenig beliebten Vater Pietro ausbrachen, einen seltenen Takt, gewann durch seine Leutseligkeit seine Feinde und stellte so das gefährdete Ansehen seiner Familie wieder her. Die Florentiner baten ihn sogar förmlich, an die Spitze der Regierung zu treten, und er zögerte nicht, diesen Ruf anzunehmen, indem er die Zuvorkommenheit seiner Mitbürger und ihre Gleichgültigkeit gegen die republikanische Vergangenheit ihrer Vaterstadt schlau dazu benützte, die Wahl der Behörden in seine und seines Bruders Giuliano Hände zu spielen. Er setzte aus seinen Anhängern den Rath der Siebenzig zusammen, welchem er die Wahl aller Behörden übertrug, und zerstörte hierdurch alle Standesunterschiede. Sein Ruhm stieg täglich, nicht nur in Florenz und Italien, sondern auch in fernen Ländern. Sein durch Handel erworbener Reichthum ermöglichte ihm, in Entfaltung von Pracht und Glanz mit den Höfen Europa's zu wetteifern, so daß er bereits den Eindruck eines Monarchen machte und daher von seinen Zeitgenossen den Beinamen des „Prächtigen" (Magnifico) erhielt. Er wurde zum Vermittler zwischen Königen angerufen, so zwischen jenen von Frankreich (Ludwig XI.) und Neapel, empfing den Besuch Solcher, selbst aus dem hohen Norden (Christians, Königs von Dänemark, Norwegen und Schweden), und hatte die Genugthuung, daß selbst der deutsche Kaiser Friedrich III. um seine Gunst buhlte und die fernen Könige von Ungarn und Portugal nach der Ehre strebten, mit ihm zu verkehren. So durfte er es denn wagen, dem Länderhunger des damaligen Papstes Sixtus IV. zu widerstehen, indem er dessen Anschlag auf die Grenzstadt Castello durch Unterstützung derselben vereitelte. Da beschloß der heilige Vater, welcher nach der Unsitte jener Zeit seine eigenen Söhne, deren er Mehrere besaß, mit den höchsten Ämtern der Kirche beschenkt hatte, den mächtigen Mediceer und dessen Bruder Giuliano auf die Seite zu schaffen. Er bediente sich hierzu der mit den Medici in Florenz rivalisirenden Familie Pazzi, des Erzbischofs Salviati von Pisa und

mehrerer frechen Wüstlinge und Condottieri. Wie bei der sechszehn Monate vorher durch adelige Jünglinge Mailands verübten Ermordung des wollüstigen Tyrannen Galeazzo Maria Sforza, wurde auch in Florenz eine Kirche (!) zum Schauplatze der schwarzen That auserkoren, in welcher der mit den Verschworenen einverstandene Kardinal Riario, ein Verwandter des Papstes, die Messe las, und während päpstliche Truppen gegen Florenz marschirten, war die Erhebung der Hostie (!) das Zeichen für die dazu bestellten Meuchler. Die zwei für Lorenzo Bestimmten waren Priester (!), der Eine davon überdies päpstlicher Sekretär; die für Giuliano Bestimmten ein Pazzi und ein Baroncelli. Letztere holten am 2. Mai 1478 ihr zögerndes Opfer selbst vom Hause in den Dom ab und schlangen heuchlerisch die Arme um seinen Nacken, um zu fühlen, ob er keinen Panzer unter den Kleidern trage. Als dann die von der katholischen Kirche so über Alles heilig gehaltene Handlung vorgenommen wurde, vollführten Giuliano's Mörder ihr blutiges Werk mit kannibalischer Lust; den beiden Pfaffen aber gelang das ihre an Lorenzo nicht; er schlug sie mit dem Schwerte in die Flucht. Das den Brüdern anhängliche wütende Volk metzelte die Mörder grausam nieder, der Erzbischof wurde im Ornate vor dem Fenster des Regierungspalastes aufgehängt, die Pazzi hingerichtet, eingekerkert oder verbannt, der nach Konstantinopel entkommene Baroncelli vom Sultan, aus Hochachtung für den auch ihm rühmlich bekannten Lorenzo, ausgeliefert und in Florenz gehängt. Die päpstliche Armee zog sich zurück und Lorenzo kennzeichnete das Verfahren ihres Herrn vor ganz Europa. In hohem Maße edelmütig verfuhr er gegen die schuldlosen Verwandten der Mörder. Der über das Mißlingen seines Anschlages wütende Papst konfiszirte alles florentinische Eigenthum in Rom und schleuderte den Bann gegen Lorenzo, und die übrigen Glieder der Regierung von Florenz, die es gewagt, geweihte Priester mit dem Tode zu bestrafen, exkommunizirte sie, belegte das ganze Gebiet der Republik mit dem Interdikte, und drohte, im Vereine mit dem König von Neapel, den Florentinern mit seiner Rache, falls sie ihm nicht Lorenzo auslieferten. Florenz stand zwar für seinen Liebling ein; aber weil der Krieg seinen Schaaren nicht günstig war, lieferte Lorenzo einen Beweis seiner Seelengröße, indem er sich selbst heimlich nach Neapel in die Gewalt seiner Feinde begab, und zugleich einen Beweis seiner Klugheit, indem er den König, unter Ueberwindung der größten Schwierigkeiten, zum Abfall vom Papste und zum Bunde mit Florenz gewann. Erst ein drohender Überfall Italiens (in Otranto) durch die Türken versöhnte den für die uneinige Christenheit zitternden Papst mit den gebannten Florentinern. Italien war jedoch bereits so schwach, daß es gegen die Eindringlinge nichts ausrichtete und nur durch deren freiwilligen Abzug von ihnen erlöst wurde.

Nach dieser Beseitigung der päpstlichen Feindschaft und dem Tode ihres Urhebers, der das zweifelhafte Verdienst mit sich in das Grab nahm,

die Verkäuflichkeit der höchsten kirchlichen Würden und die Inquisition der Presse (die Censur!) eingeführt zu haben, wandte Lorenzo seine Kräfte mit Eifer auf die stete Hebung des Wohlstandes und der Stärke seiner Vaterstadt, deren höchste Blüte in diese Zeit fiel. Die Industrie kam in große Aufnahme, die Bevölkerung wuchs so sehr, daß man sich an den Papst um die Erlaubniß wenden mußte, Klostergärten zu Bauplätzen zu verwenden; die Polizei wurde so verbessert, daß weder Raubanfälle noch Meuchelmorde, ja nicht einmal nächtliche Ruhestörungen vorkamen. Auch die durch Kriege arg mitgenommenen Finanzen des Staates ordnete Lorenzo wieder, und aus Anerkennung bezahlte die Republik die Schulden, welche ihr Haupt theils in ihrem Interesse, theils auch in oft unbesonnener Verschwendung, eingegangen war. Hierdurch beschämt, vertauschte der Mächtige den unsteten Handel, diesen Beruf seiner Familie, mit der sicherern Landwirthschaft, und seine reizende Villa am Ombrone, Ambra genannt, war mit ihrem Thier- und Pflanzengarten, ihrer Maulbeerpflanzung, welche den Preis der Seide herabzudrücken versprach, und ihrer Käserei, welche ganz Florenz mit diesem Artikel versorgte, — ein Wunder der Zeit und wurde von den Dichtern besungen.

Lorenzo's Leistungen für Wissenschaft und Kunst, welche unsterblicher sind, als seine politische Wirksamkeit, werden uns beschäftigen, wenn wir den Zustand jener höchsten Zweige menschlichen Thuns überhaupt näher betrachten werden. Lorenzo war aber auch, obschon er die heidnische Philosophie eifrig pflegte und in seinen Schriften die olympische Ruhe eines Platon bewahrte, von tief religiösem Sinn erfüllt, was ihn jedoch nicht verhinderte, oder unter den damaligen Verhältnissen vielmehr gerade veranlaßte, den Anmaßungen des Papstthums kräftig entgegenzutreten. In Folge dieser Lichtseiten hat man sich denn, sowol zu seinen Lebzeiten, als seither, daran gewöhnt, seine Fehler, ja sogar Schlechtigkeiten, zu vergessen, welche in rücksichtsloser Selbstsucht, unrechtmäßiger Erwerbung von Macht und Eigenthum, in schamlosen Ausschweifungen und in demoralisirender Einwirkung auf das Volk bestanden. Mit der größten Kaltblütigkeit hatte er eine Menge politischer Gegner hinrichten lassen und sich empörende Unterschlagungen des Staatsgutes, ja sogar solche aus der ihm anvertrauten Sparkasse für Mädchen erlaubt, wodurch manche der Letzteren zu unehrenhafter Lebensweise gezwungen worden sein sollen. — Hatte er aber auch Vieles dazu beigetragen, die republikanischen Institutionen von Florenz zu unterdrücken, so war doch daran seine Herrschbegierde weniger schuld, als die Entartung seiner Landsleute. Es war im Jahre der Entdeckung Amerika's, als die Pfuscherei der damaligen Ärzte seinen schwächlichen Körper auflöste, und sein Verlust trotz seiner Schattenseiten ganz Italien mit tiefer Trauer erfüllte und die Phantasie des Volkes so aufregte, daß man vor- und nachher Visionen von dreifachen Sonnen, Heeren Bewaffneter und Blut schwitzenden Statuen hatte. Sein einziges Denkmal sind

seine Werke, — er hat kein anderes verlangt. Mit ihm stieg die Blüte der italienischen Wissenschaft, mit ihm die humane Anwendung großen politischen Einflusses in diesem Lande in das Grab, und nach ihm herrschte, nicht ohne seine Schuld, die empörendste Gleichgültigkeit gegen Recht, Freiheit und Ehrlichkeit und damit auch die schmählichste Verletzung dieser Güter und die herzloseste Kälte gegen das Elend der Mitmenschen.

Die Florentiner hatten sich schon so sehr daran gewöhnt, das jeweilige Haupt der Familie Medici an der Spitze ihres Gemeinwesens zu sehen, daß es gleichsam als selbstverständlich angesehen wurde, wenn Lorenzo's ihm nicht von ferne gleichkommender ältester Sohn Pietro in die Würden des Vaters trat. Weder Despotie der Regierenden, noch Kriecherei der Regierten, sondern allein die süße Macht der Gewohnheit hatte die republikanischen Grundsätze untergraben. Aber noch waren sie nicht todt, noch konnte wol das Genie, nicht aber die Unfähigkeit die Begeisterung für die Freiheit darnieder halten. Der thörichte Pietro pflanzte durch ein heimliches Bündniß mit dem Könige Ferdinand von Neapel, durch welches er seine eigene Macht zu stärken wähnte, brennende Eifersucht und tiefes Mißtrauen zwischen die italienischen Staaten, deren Herrscher nun, voran Lodovico Sforza, genannt Moro, Herzog von Mailand, wechselseitig den König Karl VIII. von Frankreich, einen geistig und körperlich schwachen und eiteln Menschen, zur Intervention in Italien herbeiriefen. Dies war die Todesstunde der italienischen Selbständigkeit und der Anfangspunkt jener Reihe von Kriegen, welche für fremde Interessen die Ebenen der Lombardei drei und ein halbes Jahrhundert lang mit Blut tränkten. So betraten denn die Franzosen auf ihrem abenteuerlichen Zuge nach Neapel, wo Spaniens Macht der ihrigen weichen sollte, zum ersten Male auch den Boden der Republik Florenz, und während die Bürger über diese Schmach knirschten, warf sich der elende Pietro, in lächerlicher Nachahmung der Auslieferung seines Vaters, dem fremden Könige zu Füßen und bot ihm die wichtigsten Plätze seines Landes an. Das war denn doch zu viel, und er mußte vor der Wuth seiner Mitbürger, die er gerne Unterthanen genannt hätte, mit Schimpf und Schande in die Verbannung fliehen, in welcher er später als französischer Söldner beim Uebergange über den Garigliano ertrank. So war die republikanische Macht der Medici gestürzt, aber nicht um der Freiheit Platz zu machen, sondern um nach wenigen Jahrzehnten als monarchische wieder aufzuleben.

Zweiter Abschnitt.

Das Papstthum am Ende des Mittelalters.

Die charakteristische Eigenthümlichkeit des Mittelalters, dieser fast tausendjährigen Periode des Stillstandes zwischen den beiden fortschreitenden Kulturphasen des klassischen Alterthums und der modernen Zeit, besteht in der Durchführung der Idee des Feudalwesens durch alle menschlichen Verhältnisse. Diese Idee wurde nicht irgendwo, irgendwann und von irgend Wem willkürlich aufgestellt, sondern ergab sich von selbst aus den Verhältnissen, wie sich solche in der ruhigern Zeit nach den Stürmen der Völkerwanderung durch feste Niederlassung der christlich gewordenen germanischen Völker entwickelt hatten. Nach der feudalen Idee hatte Gott selbst die materielle Herrschaft auf Erden dem Kaiser und die ideelle dem Papste übertragen, und von diesen Beiden ging wieder jede weltliche und geistliche Macht in unzähligen absteigenden Stufen aus. Da es jedoch unmöglich ist, die geistigen und die leiblichen Interessen scharf zu trennen, und der Mensch von Natur dazu neigt, seine Macht zu vergrößern und über das ihm vorgezeichnete Gebiet hinaus zu greifen, so begann schon im zehnten Jahrhundert, unter den Ottonen, der Kampf zwischen beiden Gewalten. Jede wollte der andern übergeordnet sein; der Papst berief sich auf die unmittelbare göttliche Einsetzung durch den bekannten, wahrscheinlich von Rom aus dem Evangelium unterschobenen Ausspruch Jesu von der Schlüsselgewalt und dem Felsen Petri, auf die gefälschte Schenkung Konstantins, welche nach einer Erdichtung des achten Jahrhunderts den Päpsten das ganze Abendland zugebracht und den Bischof von Rom zum ersten Patriarchen erhoben haben sollte, — auf die in der Mitte des neunten Jahrhunderts gefälschten und vom „unfehlbaren" Papste Nikolaus I. anerkannten „Isidorischen Dekretalen", welche den römischen Bischof zu demjenigen der gesammten Kirche stempelten, und endlich auf die Ertheilung der Kaiserwürde durch Papst Leo III. an Karl den Großen, — der Kaiser dagegen auf die Nachfolgerschaft Julius Cäsars, dessen Reich älter war als das der Päpste. Im elften, besonders aber im zwölften Jahrhundert, wurden diese diametral entgegengesetzten Anschauungen zu Pannern feindlicher Parteien. Die Ghibellinen (Waiblinger) kämpften für den Vorrang des Kaisers, die Guelfen (Welfen) für jenen des Papstes, und Beide gegen die Vereinigung beider Gewalten in den Händen des gegnerischen Hauptes. Damit verband sich naturgemäß auf ghibellinischer Seite eine gewisse religiöse Freisinnigkeit, ein Streben nach Unabhängigkeit vom päpstlichen Dogma, wie in weltlicher Beziehung nach Vergrößerung des Reiches

und der kaiserlichen Macht auf Kosten der päpstlichen, — auf welfischer Seite aber ein Streben nach politischer Unabhängigkeit, in Deutschland der Fürsten, in Italien der Städte, vom Kaiser und zugleich nach dem Aufhören der freilich höchst verderblichen Römerzüge, somit auch nach Beschränkung des Reiches auf Deutschland, — ein Streben, welches im Papste einen Bundesgenossen erkannte und sich deshalb seinen religiösen Ansprüchen fügte.

Diese Zustände änderten sich plötzlich seit dem Ende des dreizehnten Jahrhunderts. Mit den Hohenstaufen waren die letzten konsequenten und mächtigen Feinde des Papstthums und Verfechter der Kaiseridee ausgestorben, und seitdem im Jahre 1308 Papst Clemens V., ein dem Könige Philipp IV. von Frankreich ergebener Gascogner, seinen Sitz in Avignon, einer dem Grafen von Provence und damals zugleich König von Neapel, Karl II., aus dem Hause Anjou, gehörenden Stadt, aufschlug und somit auf die Weltherrschaft eines Gregor VII. und Innocenz III. faktisch verzichtete, schienen sowol das Kaiserthum seine alten Ansprüche auf Rom, als das Papstthum seinen alten Sitz in dieser Weltstadt aufgegeben zu haben. Rom war weder Krönungsstadt der Kaiser, noch Hauptstadt der Päpste mehr, sondern nur eine einfache Republik, und zudem hatte es seine Pracht und seinen Glanz, seine Paläste und Basiliken, durch die Stürme der Zeit großentheils verloren und lag fast ganz in schauerlichen Ruinen. Dennoch aber fand es sich nichts weniger als gedemütigt; noch immer fühlte es sich als Hauptstadt der Welt, benützte aber die Abwesenheit der Päpste nicht, um von dieser Würde einen ernsten und erhabenen, sondern um einen rohen und wilden Gebrauch davon zu machen. Die Demokratie der Zünfte warf sich in leidenschaftlichen Kampf mit dem Adel, worin ihr der letztern hassende und fürchtende ferne Papst hülfreiche Hand bot, und in den Ruinen Roms, zwischen denen die Paläste der Colonna und Orsini Festungen gleich waren, waltete Zügellosigkeit und Anarchie.

Als der neue deutsche König, Heinrich VII., der Luxemburger, von den Ghibellinen herbeigerufen, in romantischem Eifer alte Traditionen auffrischen wollte, während die ihres Hauptes beraubten Welfen zersplittert waren, — schien zwar mit der Krönung im abgebrannten und erst halb wieder aufgebauten Lateran, unter blutigen Straßenkämpfen mit den im Vatican festsitzenden Welfen unter Roberts von Neapel Befehl, das Reich wieder neu aufleben zu wollen; der Römerzug endete aber mit trauriger Flucht des armen und keine Steuern erhaltenden Kaisers und mit seinem Tode an einer vergifteten Hostie zu Buonconvento bei Siena, als Opfer einer nicht mehr durchführbaren Idee —, derjenigen der Weltmonarchie, für welche der große Dante umsonst schwärmte! Ludwig der Baier fiel ihr zwar nicht zum Opfer, aber er scheiterte gründlich in seinem Versuche ihrer Verwirklichung, so glänzend derselbe auch anfangs auszufallen versprochen. Die Römer aber unterwarfen sich nach jedem Fehlschlagen kaiserlicher

Unternehmungen stets wieder der Autorität des Papstes zu Avignon, indem sie ihn zum Oberhaupte ihrer Republik wählten, woraus indessen hervorgeht, daß der Papst damals noch nicht Souverän Roms war und letztere Eigenschaft eine sehr neue war, die demnach durchaus nicht nothwendig mit dem kirchlichen Primate verbunden ist. Während die Päpste in Avignon Bauten aufführten, als sollten sie nimmer wieder den Tiber und das Capitol sehen, und 1348 sogar jene Stadt der Verbannung durch Kauf an sich brachten, — zugleich aber die deutschen Kurfürsten 1338 zu Rense die Unabhängigkeit des Kaisers von päpstlicher Bestätigung und Krönung erklärten, setzte die hiedurch doppelt verwaiste ewige Stadt ohne Rücksicht auf den untreuen Nachfolger Petri ihre Familienfehden fort, deren traurige Folgen sie dann aber nach jeder Papstwahl bewogen, den Gewählten um seine Rückkehr anzuflehen, jedoch stets umsonst, so daß es dem glühenden Schwärmer für das klassische Alterthum, Nicola, Sohn des Lorenzo (genannt Cola di Rienzo), 1347 verhältnißmäßig leicht wurde, durch einen kühnen Handstreich der greulichen Anarchie durch Vertreibung des Raubadels ein Ende zu machen und als „Tribun" eine glänzende Komödie aufzuführen, welche selbst ein Petrarca glühend besang. Aber sein phantastischer Traum von der Einheit Italiens, die rettungslos verloren war, und von der Wiederherstellung der Herrschaft Roms über den Erdball unter einem italienischen Kaiser (was er selbst zu werden wähnte!), woran nur ein Wahnwitziger denken konnte, verflog, als sein energischer Wahn in thatlose Schwäche umschlug und die Verbannung sein Regiment beschloß. Rom huldigte wieder den verkommenen avignonischen Pfaffen, und die Raubritter mordeten und brannten neuerdings nach Herzenslust! Nur eine bemitleidenswerte Figur spielte der Träumer Rienzo, als er in der Eigenschaft eines päpstlichen Senators im Gefolge des tapfern Kardinals Albornoz wieder in Rom erschien, bis den wieder zum Tyrannen Gewordenen 1354 der Todesstreich aus dem Volke traf. Nicht besser als die Romfahrt der Kaiser Heinrich und Ludwig fiel 1355 diejenige ihres Nachfolgers Karl IV. aus; die Zeit dieser pomphaften und so oft tragischen Demonstrationen war vorbei, und Karl wurde nach seiner Krönung mit Schimpf aus Italien gejagt.

Bald darauf kehrte der avignonische Papst Urban V. aus jener durch seinen unzüchtigen Hof zur Lasterhöhle gewordenen provençalischen Stadt (1367) nach Rom zurück, jedoch nur zeitweise, um den Triumph zu erleben, daß der abendländische Kaiser ihm den Zügel des Pferdes führte und ihn bei der Messe bediente, und der morgenländische Kaiser vor ihm seinen Glauben abschwor, um Hülfe gegen die Türken zu erhalten; er fühlte sich trotzdem in Italien fremd und — starb in Avignon. Die Sache war wieder im Alten, und des fernen Papstes Legaten bedrückten nicht nur hart den Kirchenstaat, sondern befeindeten auch die Republiken Toscana's, so daß endlich (1375) Florenz die Städte Italiens zu einem Bunde gegen

die weltliche Herrschaft des Papstes aufrief, dem auch die Herrscher von Mailand und Neapel beitraten, und der die Inquisition abschaffte, die Kirchengüter einzog und die Priester verfolgte. Die päpstlichen Städte erhoben sich und verjagten die Legaten. Nur Rom selbst blieb gegen die glühende Ansprache von Florenz eben so taub, wie dieses gegen den begeisterten Appell Rienzo's. Der Papst Gregor XI. verfluchte das kecke Florenz und die dessen Bürger nicht vertreibenden Städte, und glaubte das Ungewitter durch seine Uebersiedelung nach Rom beschwören zu können. Die verödete und entartete Tiberstadt jubelte ihm zu und den Possenreißern, die vor ihm her tanzten. Nach zwei Jahren starb endlich wieder ein Papst in der ewigen Stadt — — aber nur um dem ekeln Schisma Platz zu machen. Die französischen Kardinäle, der Herrlichkeit von Avignon anhänglich, anerkannten seinen Nachfolger, einen Italiener, nicht, — weil das römische Volk das Resultat erzwungen, — wählten den Kardinal von Genevois, — und die Christenheit hatte zwei heilige Väter! Frankreich, Savoien, Neapel, Spanien und Schottland anerkannten den Erkorenen der Franzosen, Deutschland, England und die übrige Christenheit, auch Rom selbst und das mittlere Italien den Italiener. Mit Söldnern bekriegten die beiden „Unfehlbaren" einander. Neapel, wo der von Genevois zuerst Schutz suchte, fiel von ihm ab, obschon ihm die Königin Johanna I. ergeben geblieben, und er mußte — nach dem verhängnißvollen Avignon fliehen, — dem christlichen Samaria, wie es Gregorovius treffend nennt. Das erneute römische Papstthum war nicht besser, als das avignonische; Urban VI. ließ einen rohen Nepoten blutdürstig walten und fünf ihm verhaßte Kardinäle wie Thiere todtschlagen; Bonifacius IX. vernichtete die alten Freiheiten Roms, unterwarf mit Waffengewalt den Kirchenstaat, saugte ihn zum Besten seiner Nepoten aus und ließ an einem Tage 31 Empörer enthaupten. Noch einmal, 1405, erhoben sich die Römer gegen die weltliche Herrschaft des Papstthums und vertrieben Innocenz VII., dessen Nepot elf Gesandte des Volkes ermordet hatte; — er bändigte sie durch seine Söldner und erhielt noch mehr Rechte, als er je besessen, so auch Siegel und Schlüssel der Stadt, und der blutige Nepot — blieb straflos. Leicht wurde es daher, als die beiden Päpste auf Frankreichs Verlangen eine Zusammenkunft in Savona hielten, um sich zu verständigen (1407), dem Könige Ladislaus von Neapel, im Einverständniß mit einer Partei des Volkes, Rom zu erobern und zu behaupten. Der römische Papst Gregor XII. soll dies absichtlich geduldet haben, um zu einem Vorwande zu gelangen, der die Verständigung mit dem Avignonesen verhinderte. Ähnliche Ränke übte auch der Letztere, Benedikt XIII., ein Spanier. „Nie ward frecher," sagt der Geschichtschreiber Roms im Mittelalter, „mit den tiefsten Bedürfnissen der Welt gespielt." 25 Kardinäle schrieben 1409 ein Concil nach Pisa aus. Damit Ladislaus das letztere sprenge, trat **ihm Gregor XII. Rom und den Kirchenstaat völlig ab. Die**

Kardinäle zu Pisa aber setzten beide Päpste ab und wählten den 70jährigen Alexander V. von der Insel Kreta, der als Bettelknabe nach Italien gekommen und Minorit geworden war. So gab es drei Päpste!!! Und alle drei, deren Jeder gewisse Reiche zählte, in welchen man ihn anerkannte, während man dort die zwei Übrigen als Abtrünnige und Ketzerhäupter verabscheute und die von ihnen und ihrem Anhange geweihten Hostien als Götzenbilder erklärte, — bewarfen sich gegenseitig mit Bannflüchen! Die thätigen Pisaner eroberten Rom; aber bevor Alexander einziehen konnte, starb er und ihm folgte der Veranstalter des Concils, der schlaue und freche Balthasar Cossa, nach dem gleichzeitigen (also katholischen) berner Geschichtschreiber Justinger der „böste verlümdeteste Mann, den man finden konnt," als Johann XXIII. Sein Triumph war kurz; er wollte Ladislaus aus Neapel vertreiben, aber dieser vertrieb ihn aus Rom, und widerwillig mußte sich der geträumte einzige Papst, auf Verlangen des deutschen Kaisers Sigismund, darein fügen, daß ein Concil auf deutschem Boden, in Konstanz, über die dreifache Krone richtete. Alle drei Päpste wurden schimpflich entsetzt, und 1417 stand wieder nur ein einziger solcher da, der Römer Martin V. In dem anarchischen Rom, wo wilde Condottieri herrschten, die er durch andere ihres Gelichters schlug, zog er 1420 ein. So war das Papstthum im frühern Stile wieder hergestellt, aber seine frühere Macht war für immer gebrochen. Seit der Erneuerung ihres Sitzes in Rom und der Bändigung der letzten demokratischen und aristokratischen Regungen in dieser Republik (Stefano Porcari's unter Nikolaus V. 1453 und Tiburzio's unter Pius II. 1459), die nun wieder als monarchische Residenz auftrat, waren die Päpste in Wahrheit nicht mehr die geistlichen Herren der Welt. Ihre Schwäche zur Zeit der Verbannung in Avignon und des Schismas hatte der sich allmälig aus dem Zerfalle des Feudalwesens entwickelnde moderne Staat, der sogenannte Polizeistaat, benutzt, sich zu gutem Theile selbst an die Stelle der „unfehlbaren Kirche" zu setzen, indem er die im 13. Jahrhundert gestiftete kirchliche Inquisition in eine weltliche verwandelte, die Hexenprozesse an sich zog und das ungeheuerliche Verbrechen der „Gotteslästerung" erfand. Nicht einmal der Gesammtheit der Kirche, welche im fünfzehnten Jahrhundert mit pomphaften Concilien zu imponiren suchte, gelang es mehr, ihren Lehrmeinungen allgemeine Geltung zu verschaffen, nicht der lendenlahmen Halbheit der Synode zu Konstanz, welche drei Päpste absetzte und den verrathenen Hus verbrennen ließ, noch derjenigen zu Basel, welche den Böhmen den Kelch bewilligte, den übrigen Christen aber nicht, — und umsonst trachtete Papst Eugen IV., der dem störrischen und von Rom nie anerkannten Baseler Concil gegenüber ein solches in Ferrara eröffnete, auf demselben die Griechen, obschon das drohende Türkenjoch sie zum Äußersten drängte, der römischen Hierarchie zu unterwerfen; denn sie durchschauten die geschichtlichen Fälschungen Roms. Eugen besiegte zwar faktisch das Concil, wie er

es auch wagte, den Karmelitermönch Thomas Conecte, der als sittenreiner und glaubensfester Missionär die Laster Roms geißelte, durch die Inquisition foltern und lebendig verbrennen zu lassen, und seine Nachfolger hielten mit Äneas Silvius Piccolomini (Pius II.), dem abgefallenen Vertheidiger der Kirchenversammlung zu Basel, den Papst nebst den Kardinälen für das beste Concil und versammelten kein weiteres; dennoch waren sie im Wesentlichen nichts Anderes mehr als — italienische Fürsten, die den übrigen Staaten dieses Landes, dem Könige von Neapel, den Herzogen von Mailand und Savoien, den Republiken Venedig, Genua und Florenz wie gleich und gleich gegenüberstanden, und sich um anderweitige Länder nur so weit bekümmerten, als deren Herren von ihnen Gunstbezeugungen bedurften, welche sie sich mit schwerem Gelte bezahlen ließen; die Bestechung war am römischen Hofe an der Tagesordnung; wer in geistlichen Rechtsstreitigkeiten besser zahlte, erhielt auch Recht, und wenn es sich um Wahlen zu geistlichen Würden handelte, erfolgte die Bestätigung erst nach wiederholten klingenden Spenden. Fürsten und Könige mußten jährlich gewisse Summen nach Rom schicken, um den Papst in guter Laune zu erhalten, wozu noch jährliche Weihnachtsgeschenke an ihn und seine Hofbeamten, im Betrage von mehreren hundert Dukaten, kamen. Eine noch vorhandene Rechnung führt u. A. blos 100 Dukaten für Konfekt auf, das man neun Kardinälen schenkte; auch Gold- und Silberzeug spielt eine große Rolle. Die Stellen am päpstlichen Hofe wurden ebenfalls um schweres Gelt gekauft. Es konnte natürlich nicht verhindert werden, daß Solches bekannt wurde, und die Folge war, daß man sich überall über die römische Habgier lustig machte und daß die Bannstrahlen der Päpste nur noch als ein Zornausbruch angesehen und allgemein verlacht wurden. So nahm denn das Ansehen des heiligen Stuhls merklich ab.

Das deutsche Reich, Frankreich, England, Spanien und Portugal hatten sich nach und nach, die einen mehr, die andern weniger, von Rom unabhängig gemacht, besetzten die Bisthümer und die höheren Pfründen und zogen nach Gefallen Klöster ein, noch ehe von einer Reformation in dem Sinne, wie sie später eintrat, im Geringsten die Rede war. Daß auch in Italien solcher Geist neuerer Staatsallmacht eindrang, haben wir am Beispiele Lorenzo's de' Medici gesehen.

Die Päpste nahmen sich in Folge ihrer nunmehrigen Stellung zur Welt nicht mehr, wie oft früher (wenn auch nicht aus Liebe zur Freiheit, sondern aus Eifersucht gegen die weltliche Macht) unterdrückter Völker gegen deren Könige an, sondern sie verbündeten sich jetzt mit den Königen, wie nicht minder auch mit entarteten Republiken, in denen das Volk nichts mehr galt, zur Darniederhaltung demokratischen Geistes.

Unter solchen angeblichen Häuptern der Kirche wurde es möglich, daß Glieder der höhern Geistlichkeit sich aufführen konnten, wie der Erzbischof von Genua, Paolo Fregoso, welcher in einer der kurzen Zwischen-

perioden abwechselnder französischer und mailändischer Herrschaft sich in seiner Vaterstadt gewaltsam zum Dogen aufwerfen, und als er wegen seiner Despotie vertrieben wurde, Seeräuber werden, nachher aber wieder als Erzbischof fungiren und endlich sogar zum Kardinal aufsteigen konnte. In gerechter Würdigung ähnlicher Vorfälle geschah es wol, daß im Reichstage zu Frankfurt, nach Äneas Silvius, die Deutschen dem Papste, seinen Legaten und dem gegen ihn allzu unterwürfigen Kaiser Friedrich III. offene Verachtung bezeugten.

Alles Streben der Päpste war gleich jenem anderer Fürsten nur noch auf Vergrößerung ihres Gebietes und auf die Förderung ihrer Familie gerichtet; denn die meisten Päpste jener Zeit waren bekanntlich mit Kindern gesegnet, und die, welche keine besaßen, jedenfalls mit Neffen und Nichten. Zu ihrem eigenen und dieser ihrer Verwandten Vortheil verkauften sie ohne Scham geistliche Stellen, vom Kardinal bis zum letzten Kirchendiener herab, um schwere Summen, und waren darin so erfinderisch, daß z. B. Sixtus IV. ein Collegium von „100 Janitscharen" errichtete, deren Stellen 100,000 Dukaten kosteten. Die verkäuflichen Stellen der päpstlichen Curie in Rom nährten unter Hadrian VI. 800 Personen, welche beinahe nichts zu thun hatten. Ebenso verhandelten die Päpste um Geld die Begnadigung der Mörder, von denen endlich Rom wimmelte, so daß selbst kaiserliche Gesandte vor dessen Thoren ausgeplündert wurden. Die Taxen für die von der päpstlichen Kanzlei zu erlangenden Dispense und Absolutionen von allen möglichen Verbrechen waren so kraß, daß man später ihr Verzeichniß für ein von den „Ketzern" gemachtes hielt und auf den Index setzte.

Wir haben bereits das Verfahren Sixtus IV. kennen gelernt, welcher seine weltliche mit seiner geistlichen Stellung geradezu verwechselte und daher so weit ging, seine Feinde aus rein weltlichen Veranlassungen zu exkommunizieren. In einem solchen Privatstreite ließ er den Protonotar Colonna, den er gefangen, aber freizugeben versprochen, treuloser Weise hinrichten. Seinem Neffen Girolamo Riario, der neben ihm die Verschwörungen gegen die Brüder Medici geleitet hatte, gab er die Herrschaft über Forli und Imola. In einer Bulle von 1471 behielt er sich das wichtige Recht vor, aus Wachs gebildete Osterlämmer zur Abwendung von Zauberei verfertigen und — begraben zu lassen. Sein Nachfolger Innocenz VIII., ein Freund Lorenzo's de' Medici, dessen Tochter sein unehelicher Sohn zur Gattin erhielt, und mit dem er auch im nämlichen Jahre starb, hatte sechszehn eigene, uneheliche Kinder, welche er gewissenhaft auf Kosten des römischen Schatzes und der Christenheit versorgte, und führte zu diesem Zwecke den Ablaß in schamlosester Form ein. Den Priestern aber mußte er untersagen, Schlacht- und Spielbänke, Wirths- und Unzuchtshäuser zu halten, — und durch die Bulle „Summis desiderantes affectibus" vom

5. December 1484 wurde er zum eigentlichen Begründer des fluchwürdigen Institutes der Hexenprozesse*).

Nach ihm, dessen Tod der römische Pöbel mit den ärgsten Ausschweifungen feierte, gelangte ein Scheusal auf den Stuhl Petri, wie seit Heliogabalus kein entsetzlicheres die Welt befleckt hatte. Alexander VI., ursprünglich ein Spanier, aus Valencia, Rodriguez Lenzuoli, der von seinem Oheime, dem frühern Papste Calixtus III., den Namen Borgia angenommen, brachte seine Wahl durch schamlose Bestechung der Kardinäle sowol, als seines Nebenbuhlers zu Stande. Er hatte sich, wie der ultramontane Historiker Cantu sagt, „bereits durch eine außerordentliche Gewandtheit, eine ausgezeichnete Begabung und eine Kühnheit, die vor keiner Eingebung seines Ehrgeizes zurückschreckte, hervorgethan. Im Punkte der Sittlichkeit war sein Ruf schon längst ein sehr schlechter, und es wirft die Thatsache, daß dieser Ruf seine Erhebung zur höchsten Würde der Kirche nicht unmöglich machte, ein grelles Licht auf die Verkommenheit der Zeit. Mit starker Hand führte er die Barone zu ihrer Pflicht zurück (also ganz ein antifeudaler Absolutist jener Periode!) und die energischesten Maßregeln entfaltete er gegen die Räuber, deren Frechheit alles Maß überstieg, so daß während der letzten Krankheit seines Vorgängers wol zweihundert Bürger unter ihren Messern gefallen waren. Statt der Interessen der Kirche beschäftigte ihn jedoch nur der Gedanke, die ihm von der Vanozza geborenen Kinder glänzend zu versorgen."

Unter diesen Kindern, die er öffentlich anerkannte, befand sich der würdige Sohn eines solchen Vaters, Cäsar Borgia, ein tückischer und blutdürstiger Mensch, der Caracalla des päpstlichen Rom. Die geistlichen Befugnisse der Päpste waren bereits so sehr zu Mitteln geworden, den Glanz der Familien der Herrscher des Kirchenstaates zu vermehren, daß dieser hochstehende Bandit, welcher Theologie studirt hatte, das Erzbisthum Valencia und selbst die Kardinalswürde bekleiden, den geistlichen Stand aber, als dieser ihm nicht mehr gefiel, ohne Weiteres wieder verlassen

---

*) Wir können uns nicht enthalten, aus dieser Bulle folgende bezeichnende Stellen herauszuheben: Sane nuper ad nostrum non sine ingenti molestia pervenit auditum, quod in nonnullis partibus Alemanniae superioris, necnon in Moguntin., Colon., Trever., Salzumburg. et Brem. provinciis, civitatibus, terris, locis et Dioecesibus, complures utriusque sexus personae, propriae salutis immemores, et a fide Catholica deviantes, cum daemonibus, incubis et succubis abuti, ac suis incantationibus, carminibus et conjurationibus, aliisque nefandis, superstitiosis, et sortilegis excessibus, criminibus, et delictis, mulierum partus, animalium foetus, terrae fruges, vinearum uvas, et arborum fructus . . . perire, suffocari, et extingui facere, ipsosque homines, . . . pecora . . . tormentis afficere et excruciare ac eosdem homines ne gignere et mulieres ne concipere, virosque ne uxoribus, et mulieres ne viris actus conjugales reddere valeant, impedire: fidem praeterea ipsam, quam in sacri susceptione baptismi susceperunt, ore sacrilego abnegare etc. etc.

konnte. Er legte aber den Purpur erst ab, als er völliger Mörder von Beruf geworden; denn er ließ seinen älteren Bruder, den Herzog von Gandia, auf den er wegen der Zuneigung des Vaters eifersüchtig war, ohne daß Letzterer ihn zu strafen wagte, tödten und in den Tiber werfen, und durchstach den „Liebling" des Papstes, Perotti, in dessen Armen.

Erbliche Fürstenthümer bleiben wenigstens immer in den Händen einer Familie, wenn nicht ausnahmsweise verschiedene Dynastien um den Besitz des Landes kämpfen. Diese Ausnahmen wurden aber im damaligen Kirchenstaate zur Regel. Was die Neffen des einen Papstes erhalten, das nahmen ihnen die Söhne des Nachfolgers wieder weg. So vertrieb Cäsar Borgia die Witwe des Riario aus Imola und Forli und vergrößerte diese Besitzung durch Eroberungen, indem er an der Spitze eines päpstlichen Heeres nicht nur den ghibellinischen Parteigängern der Familie Colonna, sondern selbst seinen Freunden, den Anhängern der welfischen Orsini, ihre Feudalgüter mit Anwendung von List und Verrath raubte, einen Theil der Beraubten, die freilich nicht besser waren als er, sowie seine eigenen Helfershelfer ermorden, und den Herzog von Urbino, der ihm argloser Weise Truppen und Geschütz geliehen hatte, aus seinem Lande vertreiben, den jungen Herrn von Faenza und dessen Bruder erdrosseln ließ. So gründete er sich ein Fürstenthum, welches die Romagna, die Marken und Umbrien, mithin den ganzen Norden des ehemaligen Kirchenstaates umfaßte, Alles mit Genehmigung, ja Unterstützung und zur großen Freude seines Vaters, der ihn durch das zu diesem Zwecke vergrößerte Kardinalskollegium zum „Herzog von Romanien" proklamiren ließ. Nach diesen Erfolgen ging Cäsar mit dem Plane um, ganz Italien unter seinem bluttriefenden Scepter zu vereinigen, was er vorzüglich durch seine Wahl zum Papste nach des Vaters Tode und darauf folgende Säkularisation des Papstthums zu bewerkstelligen hoffte, — und der König Ludwig XII. von Frankreich, der ihn mit Geschenken überhäufte, ihm eine Verwandte, Carlotta von Navarra, zur Ehe gab und ihm eine Pension bezahlte, begünstigte jenen Gedanken, weil ihm Mailand versprochen wurde und weil er wahrscheinlich hoffte, dadurch Italien zum Vasallenlande seines Reiches herabzuwürdigen, eine Politik, welche unter den französischen Herrschern aller Parteien traditionell geworden zu sein scheint. Es gab kein Verbrechen, mit welchem sich Cäsar Borgia nicht befleckte, wie er denn auch auf seinen Kriegszügen stets einen spanischen Henker und einen spanischen Giftmischer mit sich führte (mit seinem Vater und seinen Geschwistern sprach er stets spanisch). Die vier Geschwister Cäsar Borgia's, zwischen welchen er dem Alter nach in der Mitte stand, waren: Peter Ludwig, der als Kind starb, Johann, Herzog von Gandia, den Cäsar ermorden ließ, Gottfried, Graf von Cariali, und die vielgenannte und wie es nun scheint auch viel verleumdete Lucrezia. Letztere wurde in ihrer Jugend von ihrer Mutter, Perpetua Vanozza de Catanei, die nicht ohne Bildung war, einem Kloster

zur Erziehung übergeben und in noch zartem Alter mit einem spanischen Edelmanne verlobt, welches Verhältniß aber ihr Vater, als er Papst wurde, sofort auflöste und durch ein solches zu Johann Sforza, Herrn von Pesaro, aus dem berühmten Geschlechte der Herzoge von Mailand, ersetzte, das auch zur Ehe führte. Da aber die von Alexander geträumten politischen Folgen dieser Verbindung nicht in Erfüllung gingen, indem die Macht des Hauses Sforza sank, sprach der Papst nach vier Jahren die Scheidung aus und vermählte 1498 die erst zwanzigjährige Tochter mit Alfons von Aragon, einem natürlichen Sohne des gleichnamigen Königs von Neapel, dessen Macht damals im Aufblühen begriffen war. Bald nach der Geburt ihres ersten Kindes wurde ihr Mann am Thore einer Kirche von Mördern angefallen und schwer verwundet, und als er trotzdem wieder in der Genesung begriffen war, während Lucrezia's, die ihn sonst sorgsam pflegte, zufälliger Abwesenheit ermordet. Die allgemeine Stimme der Zeit bezeichnete als den Urheber beider Thaten Niemanden anders als Cäsar, der seinen Schwager bekanntermaßen tödtlich haßte und darauf spekulirte, selbst Neapels Herrscher zu werden. Kaum war ein Jahr verflossen, während dessen Lucrezia einst in des Papstes Abwesenheit als dessen Geheimschreiber fungirte, so wurde sie zum dritten Male vermählt. Der Auserkorene war Alfons von Este, Sohn des Herzogs Herkules von Ferrara, der die Verbindung nach heftigem Widerstreben erst auf Zureden des Königs von Frankreich zugab. Dieselbe war ein rein politisches Manöver. Lucrezia erhielt als Mitgift das Herzogthum Spoleto und einige kleinere Gebiete, und das von Rom abhängige Ferrara wurde den Nachkommen des Brautpaares erblich zugesichert. Zur Feier der Hochzeit, zu welcher sich von Ferrara eine Gesandtschaft mit Gefolge von 580 Personen begab, donnerten die Kanonen der Engelsburg einen ganzen Tag lang. Lucrezia ritt zu Pferde, von den Damen des römischen Adels begleitet, im Brautschmucke in die Kirche, um der Jungfrau Maria für das Zustandekommen dieser Heirat zu danken. Die große Glocke des Vatikan läutete, die ewige Stadt wurde illuminirt, Feuerwerke brannten, und als man zugleich die Eroberung von Neapel durch die Franzosen erfuhr, erhöhte man die Lust durch eine Maskerade und durch die Ausdehnung des Carnevals über den ganzen Winter von 1501 auf 1502; man feierte denselben durch Pferderennen, Truppenmusterungen, Turniere, ja sogar durch Frauenwettrennen (!), spanische Stiergefechte (Cäsar Borgia tödtete selbst sechs wilde Stiere und hieb einem davon den Kopf mit einem Streiche ab), und allabendliche Theatervorstellungen im päpstlichen Palaste, deren Schauspieler zu Pferde mit von Lucrezia geschenkten Brokatkleidern durch die Stadt stolzirten und die „Herzogin von Ferrara" sammt dem Papste hoch leben ließen. Der Prinz von Ferrara schenkte seiner Braut Schmucksachen im Werthe von hunderttausend Thalern und ließ sie mit ungeheurem Pompe in sein Land führen. — Während all' dieser Feierlichkeiten ließ Cäsar

einem Maskirten, der auf ihn mit dem Finger gedeutet hatte, den letztern abhacken, und einem Andern, der über ihn beißende Bemerkungen gemacht hatte, eine Hand und die Spitze der Zunge abschneiden und erstere Trophäe zwei Tage lang am Kerkerfenster zu Jedermanns Ansicht aufhängen. Der Senat von Venedig aber war so ehrenhaft, den Borgia's die Auslieferung eines seiner Bürger, welcher gegen diese Familie eine griechische Satyre geschrieben hatte, rundweg zu verweigern. Und dazu hatte er gegründete Ursache, seitdem einer seiner Bürger, der über den römischen Luxus nach Hause geschrieben hatte, auf Alexander's Befehl verhaftet und, als die Republik seine Freilassung forderte, auf Cäsar's Anordnung ermordet worden, und seitdem der venetianische Gesandte zu Rom, Paolo Cappello, 1500 geschrieben hatte: jede Nacht finde man zu Rom vier oder fünf Ermordete, Bischöfe, Prälaten u. A., so daß ganz Rom davor zittere, von dem Herzoge Cäsar ermordet zu werden, welcher Letztere Nachts mit seinen Garden in der eingeschüchterten Stadt umherzog, um seiner Mordlust zu fröhnen und an Allen blutige Rache zu nehmen, die gegen den argen Aufwand des päpstlichen Hofes murrten oder auch nur über ihr Elend jammerten. Lucrezia's Hochzeitsgeschenke erstiegen einen Werth von 300,000 Dukaten, darunter 100,000 baar, Silbergeschirr, Juwelen, Kleider, Wäsche u. s. w., u. a. ein Kleid für 15,000 Dukaten, 200 Hemden zu 100 Dukaten u. s. w. Ihre Reise nach Ferrara machten 1000 Pferde und Maulthiere und 200 Wagen mit. Ueber den Charakter dieser Frau und ihr moralisches Leben in Rom ist früher sehr scharf geurtheilt worden. Die Beweise für die gegen sie erhobenen Anklagen scheinen jedoch auf schwachen Füßen zu stehen. Ein etwas sonderbares Kompliment war es indessen, daß sie bei ihrem Einzuge in Ferrara in einer völlig ernst und galant gemeinten Anrede mit — Maria Magdalena verglichen wurde.

Und das Haupt dieser damals so mächtigen Familie, zugleich Haupt der Christenheit, ein Mensch, der die Verworfenheit so weit trieb, dem türkischen Sultan Bajesid anzubieten, daß er dessen nach Europa und zuletzt nach Rom geflohenen Bruder Dschem gegen eine jährliche Bezahlung von 40,000 Dukaten gefangen halten, gegen 300,000 Dukaten aber — aus der Welt schaffen wolle, — bekümmerte sich um seine Eigenschaft als „Statthalter Christi“ nur, soweit sie ihm Vortheil brachte, — Alexander VI. gab gewissermaßen Gastrollen in der Papstwürde. In einer solchen producirte er sich, als nach der Entdeckung der neuen Welt Ferdinand und Isabella von Spanien ihn baten, ihnen das Eigenthumsrecht der neuentdeckten Länder zuzusprechen; denn man glaubte, daß der Statthalter Christi als Oberlehnsherr der Erde über deren Gebiet verfügen könne (auch über die Antipoden, deren Existenz die Kirchenväter geläugnet hatten?). In der Bulle „Inter caetera“ vom Mai 1493 wurde dieser Grundsatz ausdrücklich ausgesprochen, und Spanien erhielt zum Geschenke und zur ausschließlichen Verfügung Alles, was westlich von einer Linie lag, welche

man damals für eine solche hielt, auf der die Magnetnadel nicht von Norden abwich und die man sich hundert Seemeilen westlich von den Azoren dachte. Diese Annahme bezüglich des Magnetismus hat sich freilich durch die späteren Forschungen als irrthümlich erwiesen, und der Papst war auch hierin nicht unfehlbar. Alexander begünstigte nebenbei einigermaßen die Künste, bewies aber seinen Sinn für Schicklichkeit darin, daß er einst eine feile Buhlerin aus vornehmer Familie (Julia Farnese) als Madonna und sich selbst vor ihr auf den Knieen malen ließ.

Der Tod eines solchen Menschen war, nach einer übrigens bestrittenen Erzählung, seines Lebens würdig. Um einen Kardinal, nach dessen Reichthümern er lüstern war, — Arian von Corneto, aus dem Wege zu räumen, lud er sich selbst und Cäsar am 12. August 1503 bei demselben zu einem Mahle ein, wobei aber in Folge Bestechung des päpstlichen Tafeldeckers durch den die wahren Absichten witternden Bedrohten sowol der Papst als sein Sohn das vergiftete Zuckerwerk zu essen, nach anderer Erzählung Wein zu trinken bekamen, den sie ihrem Opfer bestimmt hatten. Alexander starb nach einigen Tagen, Cäsar aber wurde durch seine kräftige Natur und die Kunst seiner Ärzte gerettet. Weil er jedoch fürchten mußte, durch einen neuen Papst aus einer andern Familie seine Macht und die Aussicht auf das Gelingen seiner Plane zu verlieren, bemächtigte er sich des päpstlichen Schatzes und Palastes und besetzte mit Truppen die Engelsburg. Ein blutiger Kampf erfolgte mit den Römern, die sich seiner Herrschaft nicht fügen wollten; aber die Dazwischenkunft der fremden Gesandten veranlaßte seine Flucht. Neue Versuche von seiner Seite, sich Roms zu bemächtigen, endeten mit seiner Gefangennahme und Verbannung nach Spanien, wo er, nach dem Verluste seiner französischen Pension, im Dienste seines Schwagers, des Königs von Navarra, in einem Gefechte fiel. So zerplatzten dieses neuen Cäsars ehrgeizige Träume wie Seifenblasen.

Die Regierung Alexanders VI. war die Epoche der tiefsten Erniedrigung des Papstthums gewesen. Krieg verwüstete das Land, Parteikämpfe der in besondern Burgen abgeschlossenen Familien zerrissen die Stadt, Mordthaten kamen täglich und nächtlich vor; weder Ackerbau noch Industrie nährten die Bevölkerung, die aus Geistlichen, Notaren, Wechslern, Pilgern und Abenteurern verschiedener Nationen bestand, Ämter und Steuern wurden verkauft, jeder Kardinal hielt einen Hof von Leibwachen, Kämmerern, Stallmeistern, Spaßmachern, Sängern, Dichtern und Dirnen (es gab unter Alexanders Regierung in Rom 6800 Personen dieses Gewerbes, die Beihälterinnen einzelner Männer nicht gerechnet!). „Das ganze Treiben," fügt der Geschichtschreiber Cantu seiner so eben skizzirten Schilderung bei, „war eine ausgelassene Komödie, deren Zwischenspiele von den Meuchelmördern besorgt wurden."

Einen ganz andern kulturhistorischen Charakter trug die Regierungsperiode des nächsten Papstes (den nur wenige Tage nach seiner Wahl

gestorbenen Pius III. nicht gerechnet). **Julius II.**, dem Hause **della Rovere** angehörend und ein bitterer Feind der Borgia, hatte, wie man zu sagen pflegte, die Schlüssel des heiligen Petrus in den Tiber geworfen und sich mit dem Schwerte des heiligen Paulus begnügt. Mit den Borgia's, Vater und Sohn, in dem Bestreben übereinstimmend, die päpstliche Würde zu rein irdischen Zwecken zu benützen und in Italien eine große Rolle zu spielen, unterschied er sich hingegen darin von ihnen, daß er dies nicht aus egoistischen Gründen, nicht zum Vortheile seiner Familie, sondern aus wirklicher Liebe zu seinem Vaterlande, aus Begeisterung für die Einheit und den Ruhm Italiens that, und ebenso darin, daß er ein verweichlichtes, lüsternes und lasterhaftes Hofleben und Weiberregiment ebenso sehr haßte, wie Jene es gepflegt hatten. Von unsittlichem Leben war Julius II. ebenso weit entfernt, wie von irgend welcher Bethätigung für den kirchlichen Glauben; er war ausschließlich italienischer Patriot und Krieger.

Nachdem sich der neue Papst (1503) des gefährlichen Nebenbuhlers Cäsar Borgia, der im Stande gewesen wäre, geradezu dem Papstthum ein Ende zu machen, glücklich entledigt hatte, nahm er dessen Besitzungen in seine Hand, hütete sich aber wohl, sie den alten Feudalherren oder ihren Erben zurückzugeben; auch der Kirchenstaat war nun ein modern absolutistischer Staat geworden. Dann wandte er sich gegen Außen, um vor Allem Italien von den eingedrungenen Fremden (oder „Barbaren", wie die entarteten Nachkommen der Römer sie verächtlich nannten) zu säubern, nämlich von den Franzosen und Spaniern, die sich um Neapel, von denselben und den Deutschen, die sich um Mailand stritten. In diesem Streben aber stieß er auf Widerstand, wo er ihn schwerlich erwartet hatte. Die stolze Republik **Venedig**, von ihren Lagunen aus zugleich die Lombardei und das Morgenland beherrschend, kümmerte sich wenig um das übrige Italien; ihr war an ihrem praktischen Länderbesitz und Handel Alles, — nichts an einer Theorie von der Einigkeit des Landes, dem sie angehörte, gelegen; sie hatte daher nach Cäsars Sturz die adriatischen Küstenstädte des Kirchenstaates besetzt, ehe der Papst dieselben mit seinem Fürstenthum vereinigen konnte. In seiner Verzweiflung vergaß Julius II. auf einen Augenblick das Ziel seines Lebens und schloß mit den „Barbaren", mit Ludwig XII. von Frankreich, Kaiser Maximilian I. und Spanien den verhängnißvollen Bund von **Cambray**, aus dessen Folgen jedoch die bedrohte Dogenstadt unverletzt hervorging.

Nachdem der Papst auf diese Weise gesehen, daß er mit den Großen nichts ausrichtete, warf er seinen Blick auf ein kleines Land, dessen Angehörige aber damals die gesuchtesten und gefürchtetsten Kriegsleute Europa's waren. Es waren dies die **Schweizer**. Innerhalb des letzten Vierteljahrhunderts hatten sie den letzten feudalen Fürsten Frankreichs, den Nebenbuhler dieses und des deutschen Reiches, Karl den Kühnen, bei Grandson, Murten und Nancy, das mächtige Mailand bei Giornico, den Kaiser selbst

und das Reich an der Calven (man nannte bisher die Schlacht irrthümlich: auf der Malserheide), bei Frastenz und Dorneck geschlagen, sie hatten sich durch Basel und Schaffhausen vergrößert und hiemit den obern Rhein in die Hände bekommen, der Kaiser und Frankreich buhlten um ihre Gunst, Mailand und Savoien zitterten vor ihnen, — warum sollte nicht der Papst mit ihrer Hülfe mehr ausrichten, als mit jener der unter sich zersplitterten Großmächte? Es war ein Schweizer, und wie Julius selbst, ein kriegerischer Kirchenfürst, der ihn auf diese Umstände aufmerksam machte, der Kardinal Matthäus Schinner, Bischof von Sitten. Mit Geld und — Ablaß kittete er den Bund zwischen dem Kämpfer für Italiens Wiedergeburt und den tapfersten Söldnern der Zeit. Die Schweizer wurden im Jahre 1510 die Kriegsknechte des Papstes zum Zwecke gänzlicher Vertreibung der Fremden aus Italien. Umsonst suchte der wankelmütige Kaiser Max, im Vereine mit seinem sonstigen Erbfeinde Frankreich, diesen neuen Bund zu sprengen, der Beiden gleich unwillkommen sein mußte, weil er Beide von Italien ausschloß. Sie verschmähten nicht, zu Gunsten ihrer Politik die Religion herbeizuziehen, indem sie ein angeblich reformatorisch gesinntes Concilium nach Pisa zusammenberiefen, das aber, als der Papst dasselbe in den Bann that und ein anderes nach Rom einlud, vom pisanischen Volke auseinander gejagt wurde.

Es brauchte zwar viel, bis sich die Schweizer in die neuen Fesseln fügten, die man ihnen anlegte (es waren freilich vergoldete!) und Schinner hatte über Hals und Kopf zu thun, bis er sie, deren in Venedig anwesenden Boten er ein goldenes Schwert und einen perlenbesetzten Herzogshut als Lockvögel vorwies, dem Papste zu Willen stimmte; denn es ging ja zunächst gegen ihren frühern Kriegsherrn, gegen Frankreich, in dessen Besitze Mailand lag und gegen welche Macht sich daher jetzt ganz Italien, sowie Spanien und England, und endlich auch der schwache Kaiser wandte. Die Schweizer, vereint mit Venedig, säuberten Norditalien auf einer wahren militärischen Promenade von den Franzosen, und der Papst, bei der Nachricht davon eben im Gebete begriffen, rief entzückt aus: Heiliger Schweizer, bitt' für uns! Roms Kanonen donnerten festlich, und die Schweizer erhielten den Titel: „Beschirmer der Freiheit der christlichen Kirche.“ Der jetzige Kanton Tessin und das Veltlin wurden ihre Beute, ihre Tagsatzung empfing die Gesandten von ganz Europa, deren jeder sie für die Politik seines Herrn zu bearbeiten suchte, und sie verfügten über das Herzogthum Mailand, indem sie den jungen aber unfähigen Maximilian Sforza auf dessen Thron setzten.

Unter solchen politischen und militärischen Aktionen verging die Regierung des Papstes Julius II., bis der Donner der Schlacht bei Novara (1513), wo die Schweizer den mächtigen Anlauf Frankreichs gegen Mailand abwehrten, ihm in das Grab nachhallte. Es war keine Kulturperiode

gewesen, es war die letzte Kraftanstrengung des rettungslos der Fremdherrschaft verfallenden schönen Landes im Süden der Alpen.

Der Kardinal Giovanni de' Medici, der zweite Sohn Lorenzo's des Prächtigen, setzte als Leo X. die Tiara auf, — ein in Beziehung auf Pflege der Kunst und Wissenschaft seit seiner Jugend hoffnungsvoller Mann, in der Politik aber durchaus unfähig und in der Religion indifferent, wenn nicht geradezu glaubenslos. Unter Alexander VI. hatte das Laster in Rom geherrscht, unter Julius II. die Politik, unter Leo X. herrschte die Kunst und Wissenschaft des klassischen Alterthums. War es ein Wunder, daß unter drei solchen Päpsten, denen ihr eigentlicher Beruf gleichgültig war, welche nur Fürsten von Rom oder Protektoren von Italien sein wollten, für andere Nationen aber kein Herz hatten, — die Kirche wanken, sinken und endlich auseinanderfallen mußte? Leo's X. Vorgänger hatten wenigstens ein politisches System gehabt, wenn auch Alexander blos ein egoistisches, Julius aber ein patriotisches, und hatten dadurch ihrer Stellung ein gewisses äußeres Ansehen verschafft; Leo aber hatte kein System, er schwankte zwischen Frankreich, Spanien und Deutschland, zwischen der Schweiz und Venedig hin und her; hielt keinem Verbündeten Treue und ging gegen keinen Feind energisch vor, — und so fielen die tapferen Alpensöhne dieser elenden Politik zum Opfer, indem sie, verrathen und verlassen, bei Marignano (1515) der französischen Übermacht erlagen und ihren Kriegsruhm als europäische Macht einbüßten, ohne daß ihnen später Gelegenheit wurde, ihn wieder herzustellen. Sie schlossen einen ewigen Frieden mit Frankreich, von welcher Macht sie von da an — unter den verschiedensten Regierungen — gerade drei Jahrhunderte lang (bis 1814) abhängig blieben.

Im Innern des Kirchenstaates aber verhielt sich Leo in politischer Beziehung durchaus falsch und hinterlistig. Um jenen Staat, der in viele kleine Feudalherrschaften zerfallen war, wieder herzustellen, war ihm kein Mittel zu schlecht. Urbino nahm er den Nachkommen der Neffen seines Vorgängers Julius und gab es seinem eigenen Neffen, Lorenzo dem Jüngern von Medici, den freilich blutdürstigen Tyrannen von Perugia, Paolo Baglione, lockte er nach Rom, ließ ihn foltern und enthaupten und zog sein Land ein, Fermo ließ er unversehens überfallen und dessen tapfern Feldherrn niederhauen und nahm dann auch die sämmtlichen Städte und Festungen der Mark Ancona ein, deren Inhaber theils entflohen, theils in Rom Gnade suchten, aber ohne solche eingekerkert, theilweise auch hingerichtet wurden. Nur in seinen mit nicht weniger Verrätherei gegen Ferrara versuchten Handstreichen scheiterte er. Bei all seiner persönlichen Ungläubigkeit schämte er sich nicht, den Bann als Waffe gegen seine politischen Feinde zu gebrauchen. Es ist daher nicht unwahrscheinlich, daß einer der Letzteren, über seine Verrätherei erbittert, ihn habe vergiften lassen. Unter Leo's Regierung verbanden sich Unsittlichkeit, Aberglaube und Un-

glaube, die zerrüttete Kirche vollends zu stürzen, und zwar waren jene Richtungen nicht etwa blos außerhalb derselben, sondern gerade unter den sie selbst leitenden Kreisen reichlich vertreten. Unter dem italienischen Volke aller Klassen und Gebiete herrschte die Rachsucht bis zur vernichtenden Blutrache zwischen ganzen Familien, der Ehebruch bis zur völligen Gewöhnung daran und zur Auffassung seiner Abwesenheit als einer Ausnahme von der Regel. Völlig im Schmutze des Lasters wälzten sich die Mönche und Nonnen und wurden daher nicht nur sogar von den verdorbenen Laien allgemein verachtet, sondern waren in den Novellen, selbst in solchen von Geistlichen verfaßten, die Zielscheibe des unflätigsten Witzes. Wahrheitsgetreu schildert diese Verhältnisse der große Geschichtschreiber Guicciardini. Die Volksreligion wurde völliges Heidenthum. Der Reliquienkultus wucherte so stark, daß ihm selbst die Regierung Venedigs huldigte und 1455 umsonst 10,000 Dukaten für den ungenähten Rock Jesu bot. In Rom war man unglücklich, wenn ein Papst Reliquien an Ausländer verschenkte, Maria wurde mehr verehrt als Gott. Man flehte zu den Heiligen um Gelingen eines Mordes und machte sich über das geringste Brechen der Fastengebote mehr Skrupel, als über die Erdolchung eines Menschen.

Die Systemlosigkeit Leo's gab endlich der Einheit der Kirche den längst vorbereiteten Todesstoß. Wie Alexander VI., um seinen Lastern zu fröhnen, Julius II., um seine Kriege zu führen, so verkaufte Leo X., um seine Kunstliebe zu befriedigen, die geistlichen Ämter, die daher überall in der Christenheit vielfach an Untaugliche vergeben und von Diesen den Bettelmönchen zur Besorgung anvertraut wurden. Bettelmönche fungirten unter dem Schutze der Päpste als Bischöfe und in andern hohen Würden.

Die in den höheren Kreisen der Kirche schon längst, vorzüglich seit dem Beginne des großen Schisma, eingerissene Sittenlosigkeit, welche am Schlagendsten dadurch bewiesen wird, daß die lateranische Kirchenversammlung in ihrer elften Sitzung sich zu rügen gezwungen sah, daß Inhaber geistlicher Gerichtsbarkeit (Bischöfe) um Gelt die Befugniß zum Konkubinate zu ertheilen sich erfrechten, — hatte natürlich eine bedeutende Abnahme der Achtung vor den Geistlichen und daher auch immer weitergehende Zweifel an ihren Lehren und endlich offene Verwerfung derselben mit sich geführt. Die Glaubenslosigkeit ist daher keineswegs, wie die Glaubensdespoten so gern behaupten, die Mutter der Sittenlosigkeit. Sowol die Geschichte der Zeit vor der Reformation als derjenigen vor der französischen Revolution beweisen, daß die herrschenden Kreise längst entsittlicht waren, ehe an den kirchlichen Lehren gezweifelt wurde. So nun auch zur Zeit Leo's X., wo das von früheren Päpsten und Kardinälen gegebene und von Alexander VI. auf die Spitze getriebene schlechte Beispiel seine fürchterlichsten Früchte trug. Geistliche schrieben Gedichte voller Zoten, so Johannes della Casa, Erzbischof von Benevent, Teofilo Folengo, der Bischof Bandelli, der Kardinal Bibiena. Leo X. selbst ließ an seinem Hofe die unzüchtigsten

Komödien aufführen, beschützte den verworfenen Dieb und Zotendichter Pietro Aretino, ließ zwei Harlekine, Querno und Baraballo, auf dem Kapitol feierlich krönen, vertheidigte die Schrift des Pomponatius gegen die Unsterblichkeit der Seele, ergriff in einer Disputation gegen dieses Dogma Partei, und sein Sekretär, der Kardinal Bembo, tadelte den Melanchthon, daß er an so einfältige Dinge glaube. Man vermischte auf die widersinnigste Weise heidnische und christliche Mythologie, nannte an hoher Stelle ungescheut Maria eine Göttin und Christus den Sohn Jupiters, und Kardinal Bembo rief in seinen Schriften wiederholt die „Götter" an. Leo sagte selbst zu diesem Bembo: es wisse Jedermann, wie einträglich ihnen die Fabel von Christus geworden, und das zehnte lateranische Concil mußte vorschreiben, man solle an die Unsterblichkeit der Seele glauben.

„In Rom galt man," sagt P. Ant. Bandino, „nicht mehr für einen gebildeten Mann, wenn man nicht irrige Meinungen vom Christenthum hegte. Am Hofe sprach man von den Satzungen der katholischen Kirche, von den Stellen der heiligen Schrift nur noch scherzhaft: die Geheimnisse des Glaubens wurden verachtet." Und der Kardinal Bellarmin: „Einige Jahre bevor die Lutherische und Calvinistische Ketzerei entstand, gab es, wie Diejenigen, welche damals lebten, bezeugen, in den geistlichen Gerichten beinahe keinen Ernst, in den Sitten keine Zucht, in den heiligen Wissenschaften keine Kenntniß, vor göttlichen Dingen keine Ehrfurcht, ja es gab beinahe keine Religion mehr." Die Fastengebote wurden, je nachdem sie einträglich zu sein schienen, oft abgeändert, bald auf diese, bald auf jene Speisen ausgedehnt oder beschränkt, so daß der Glaube an dieses Mittel zum Heile der Seele täglich schwächer wurde. Unter solchen Verhältnissen zeigte sich nun Leo X. als vollendeter Heuchler, indem er, der selbst nichts glaubte oder doch wenigstens dem Unglauben auf keine Weise steuerte, zur Befriedigung seiner Liebhabereien das verwerflichste Mittel wählte, nämlich den Handel mit Vergebung der Sünden, den sogenannten Ablaß, an dessen Wirkung er doch, als gebildeter Mann, unmöglich glauben konnte; aber trotz der vielen durch solche verwerfliche Mittel erhaltenen Gelder hinterließ er einen leeren Staatsschatz. Sein eigener Freund und Beamter, der berühmte Geschichtschreiber Guicciardini, sagt von ihm: „Leo hatte über die ganze Erde, ohne Unterschied der Zeit und des Ortes, den weitgehendsten Ablaß verbreitet, und zwar nicht nur, um damit die Lebenden zu erfreuen, sondern auch mit der Macht, die Seelen der Hingeschiedenen aus dem Fegefeuer zu erlösen, welche Dinge in sich weder Wahrscheinlichkeit noch Berechtigung hatten, indem bekannt war, daß sie nur bewilligt wurden, um von jenen Menschen, welche mehr Einfalt als Klugheit besaßen, Geld zu erpressen und auf schamlose Weise von zu diesem Gewerbe auserlesenen Bevollmächtigten ausgeübt wurden, deren größter Theil vom (römischen) Hofe das Recht dazu erkauft hatte, was an vielen Orten genug Unwillen und Ärgerniß verursachte, nament-

lich in Deutschland." Und vom römischen Hofe sagte derselbe Historiker: man könne von demselben nicht so viel Böses sagen, daß er nicht noch Schlimmeres verdiene. — Kräftigere Zeugnisse für die damaligen elenden Zustände der Kirche als von den angeführten guten Katholiken, können wol nicht verlangt werden.

Als Leo gestorben war, ohne das Sakrament und die letzte Ölung zu empfangen, konnte ihm das römische Volk, wie Ranke sagt, diese Ketzerei so wenig, wie seine Verschwendungssucht verzeihen. „Es begleitete seine Leiche mit Schmähungen: „Wie ein Fuchs," rief es, „hast du dich eingeschlichen, wie ein Löwe hast du regiert, wie ein Hund bist du dahingefahren."

Nicht glücklicher in dieser Beziehung war sein Nachfolger, der Holländer Adrian VI., vorher spanischer Großinquisitor und Lehrer Karls V., der letzte Papst, der als Solcher keinen neuen Namen annahm, und der letzte, der kein Italiener war. Seine Frömmigkeit und Einfachheit ließen Besserung und eine Reformation hoffen; diese aber hatte bereits als Revolution begonnen. Sein ehrlicher Wille, den Deutschen entgegenzukommen, paßte nicht in die damalige römische Welt und das gleiche Volk, das die Verschwendung Leo's verwünscht hatte, verhöhnte und verspottete den verhaßten Fremden, bekränzte, als er starb, die Thüre seines Arztes und feierte Diesen als den „Befreier des Vaterlandes".

Solche Zustände wie die eben geschilderten, auf dem politischen wie auf dem kirchlichen Gebiete, mußten nothwendig unter den begabten Geistern Opposition hervorrufen. Eine solche wurde vor Allem in zwei Florentinern wach, deren Charakter und Wirksamkeit jedoch einen Kontrast darbieten, wie er nicht schreiender gedacht werden könnte. Es sind Girolamo Savonarola, der schwärmerische Mönch, und Niccolo Machiavelli, der berechnende Staatsmann.

Dritter Abschnitt.

Die Opposition gegen Italiens staatliche und kirchliche Zustände.

A. Girolamo Savonarola.

Als Lorenzo de' Medici, dessen politische Laufbahn wir betrachtet, auf dem Sterbebette lag, empfing er, nach der einfachen und prunklosen Erzählung seines Freundes Poliziano, die Zusprüche eines von ihm ausdrücklich, mit Umgehung seines sonstigen Beichtvaters, zu sich berufenen

Mönches; es war dies der damalige Prior des Dominikanerklosters San Marco in Florenz, sein wohlklingender Name lautete: Girolamo Savonarola. Er verlangte von dem Sterbenden Hoffnung auf die Barmherzigkeit Gottes, Rückerstattung alles unrechtmäßig Erworbenen und Wiederherstellung der florentinischen Freiheit. Als Lorenzo nur das Erste willig, das Zweite unwillig versprach, das Dritte aber barsch verweigerte, verließ ihn der Mönch ohne Absolution. — Es hatten sich da zwei Vertreter sehr verschiedener, im damaligen Zeitpunkte einander ablösender Systeme in die Augen gesehen. Wie der Mediceer den für das Wiederaufleben von Kunst und Wissenschaft des klassischen Alterthums begeisterten, in Bezug auf Religion und Moral aber mehr oder weniger indifferenten und dabei Pracht und Glanz liebenden Humanismus des scheidenden fünfzehnten Jahrhunderts, so vertrat sein Tröster eine Richtung, welche jene klassische Nachblüte verschmähte, mit strenger Gewissenhaftigkeit den Glauben und die Sitten, die den Lehren der Evangelien entsprechen, predigte und jede Verleugnung der christlichen Armut und Demut mit Donnerworten züchtigte, — den Reformationsgeist des sechszehnten Jahrhunderts. Das erste der beiden Systeme, das der Wiederherstellung des heidnischen Alterthums, starb, — das zweite, das der Wiederherstellung des christlichen Alterthums, ging siegesgewiß einer erfolgreichen Zukunft entgegen.

Dieser Geist der Opposition und Reformation war in Italien nicht neu. Schon in einer Schöpfung des Papstthums selbst, durch welche dasselbe sich eine Stütze zu errichten gewähnt hatte, in dem Bettelorden der Franziskaner, erhob sich, indem dieser die Armut als christliche Pflicht betonte, eine scharfe Kritik des päpstlichen Luxus, und der General dieses Ordens, der heiliggesprochene Kardinal Johann von Fidenza, genannt Bonaventura (1221—1274), erklärte frischweg Rom als die Buhlerin der Offenbarung des Johannes; „denn dort werden," schrieb er, „die Kirchenstellen gekauft und verkauft und herrscht Gottesverachtung und Unzucht." Um aber den geliebten Luxus zu retten, scheute sich das Papstthum nicht, die Lehre von der christlichen Armut als Ketzerei zu erklären und damit der historischen Wahrheit, welche die ersten Christen als arm kannte, in's Gesicht zu schlagen.

Dies schürte nur das Feuer der Opposition. Der große Dichter der göttlichen Komödie bestritt mit seinen berühmtesten und verdientesten Zeitgenossen (dem gelehrten englischen Scholastiker Wilhelm von Occam, dem Franzosen Johann von Pandunum, den Deutschen Heinrich von Halem und Lupold und dem Spanier Alvaro Pelayo, päpstlichem Kurialbeamten) den Vorrang des Papstes vor dem Kaiser und theilte Bonaventura's Deutung der apokalyptischen Buhlerin, wie er auch ohne Bedenken eine Reihe von Päpsten in seiner Hölle leiden ließ, und zwar in einer gar keine Achtung einflößenden Lage. Noch entschiedener als Dante trat sein dichterischer Nachfolger Petrarca gegen das Papstthum auf. Nicht nur erhob

er den die päpstliche Herrschaft in Rom vorübergehend beseitigenden Cola di Rienzo mit glühender Begeisterung als Befreier des Vaterlandes; er schoß auch die scharfen Pfeile seiner Satyre gegen den üppigen und entsittlichten Papsthof zu Avignon ab, das er „Babylon“ und die „Hölle“ nannte. Des Letztern Freund und Schüler, Ludwig Marsiglio aus Padua, Augustinermönch in Florenz, wies in seiner Schrift „Defensor Pacis“ (in den zwanziger Jahren des vierzehnten Jahrhunderts) nach, daß alle weltliche Gerichtsbarkeit und alle weltlichen Güter dem Kaiser gehören, und daß das Papstthum durchweg auf Usurpation beruhe. Petrus, so legte er dar, habe nach dem Tode Jesu durchaus keinen Vorrang unter den Aposteln eingenommen, indem weder die Apostelgeschichte, noch des Paulus Briefe von einem solchen etwas wissen, und es könne auch historisch nicht nachgewiesen werden, daß Petrus je in Rom gewesen; denn in diesem Falle müßte sowol die Apostelgeschichte, welche doch des Paulus Ankunft in Rom erzählt, als Paulus selbst, welcher aus und nach Rom Briefe schrieb, des Petrus erwähnen, was aber nicht der Fall ist. Ja, Marsiglio ging noch weiter, leugnete die Berechtigung des Papstes, der Bischöfe und der Geistlichkeit überhaupt, zu lösen und zu binden, und behauptete, die Kirche bestehe nicht in der Hierarchie der Priester, sondern in der Gemeinde der Gläubigen.

Auf diesem Boden stand nun auch Savonarola. Als Lorenzo starb und eine neue Welt im Westen aus den Wogen stieg, war der Reformator vierzig Jahre alt; seine Wiege hatte zu Ferrara gestanden, wo sein Großvater Michele, gebürtig aus Padua, markgräflicher Leibarzt gewesen. Dem Berufe des Letztern gemäß zum Arzte bestimmt, wählte er aus eigenem Antriebe, in Folge zunächst einer abgewiesenen Liebeswerbung und sodann schwärmerischer Ideen, die ihn einnahmen, den geistlichen Stand und entfloh aus dem väterlichen Hause in das Dominikanerkloster zu Bologna, um, wie er hoffte, der unter den Menschen eingerissenen furchtbaren Sündhaftigkeit zu steuern. Während seine Mitbrüder, dem Geiste der Zeit huldigend, im Aristoteles nach scholastischen Spitzfindigkeiten grübelten, vertiefte er sich in die Bibel und die Kirchenväter und leitete den ihm übertragenen Unterricht der Novizen. Entscheidend für sein Leben und sein Wirken wurde aber erst, als Bologna von Krieg bedroht war, seine Sendung nach Florenz (1482), wo das Kloster seines Ordens, San-Marco, durch wissenschaftliche und künstlerische Thätigkeit aus der Masse der unthätigen und faulen Klöster hervorragte. Nicht ohne harte Kämpfe mit seiner anfänglichen Ungeschicklichkeit im Predigtamte, bestärkte er sich in seinem Vorhaben, die Welt aus der Verderbniß zu reißen, in die sie das Beispiel einer sittenlosen Geistlichkeit gestürzt hatte, und zwar durch das Mittel einer Reformation, wie sie, freilich ohne Energie und daher auch ohne Erfolg, die großen Kirchenversammlungen des Jahrhunderts angestrebt hatten.

Die Zeit war im Allgemeinen dem Unternehmen, Buße zu predigen, günstig, namentlich in Italien. Es traten dort eine Menge solcher Prediger auf, von denen Einer, Giovanni Capistrano aus den Abruzzen, bis nach Deutschland reiste und mit Hülfe von Dolmetschern zur Buße aufrief. Bernardin von Siena, Albert von Sarzana und Robert von Lecce waren die Bedeutendsten. Sie waren meist Bettelmönche und befaßten sich neben der Bußpredigt auch mit jener des Kreuzes gegen die Türken. Ungeheure Massen Volkes liefen ihnen zu und verehrten sie abgöttisch. Ihr Wirken war theils ein wohlthätiges, indem ihnen Besserung der höchst verdorbenen Sitten gelang, theils aber auch ein verderbliches, indem sie Aberglauben und Fanatismus wach riefen. Ihr Beispiel erregte auch unter nicht geistlichen Eremiten Nachahmung, welche sich in ihren Vorträgen gegen die Vorrechte der Geistlichkeit auflehnten. Beide Arten von Predigern mischten sich oft in die Politik und sagten den Herrschern hin und wieder ohne Scheu derbe Wahrheiten. Die Namen dieser Bußprediger sind jedoch alle vergessen über demjenigen des größten unter ihnen, — Savonarola.

Als er zu predigen begann, waren seine ersten Erfolge nicht geeignet, große Zuversicht in ihm zu erwecken. Die Florentiner, seine eigenen Klostergenossen nicht ausgenommen, hatten zu viel von der die Zeit beherrschenden humanistischen Richtung eingesogen, als daß sie den heiligen Ernst eines christlichen Eiferers noch hätten begreifen können. Es gehörte zum guten Tone, vom kirchlichen Glauben wenig zu halten; auch verlangte man von den Predigern, wenn diese genießbar sein sollten, einen eleganten Stil und Nachsicht gegen die menschlichen Schwächen. Es ist daher begreiflich, daß die Predigten Savonarola's, welche in rauhem Gewand auftraten und wenig Liebe zu den Klassikern verriethen, anfangs wenig Zuhörer erhielten, — viele dagegen diejenigen des von den Medici protegirten, klassisch gebildeten und schöngeistigen Mönches Mariano da Gennazzano. Dieses Glück des Nebenbuhlers schmerzte Savonarola tief, — nicht um seines Ruhmes, sondern um des Sieges der Gleichgültigkeit gegen Religion und Tugend willen, — und zwar so tief, daß er nicht mehr Herr seiner Sinne war und in seinen inbrünstigen Andachten Visionen hatte, in denen sich ihm der Himmel öffnete, und er Stimmen hörte, die ihn aufforderten, sein Ziel weiter zu verfolgen. Nachdem er von seinem Orden in mehrere Städte der Lombardei gesandt worden war und seinen Ruhm als Prediger bei dieser Gelegenheit fest gegründet hatte, waren es die ihm verhaßten Medici selbst, die Unterdrücker seines Vaterlandes, es war Lorenzo der Prächtige, der Gönner der Humanisten und Dichter, der Feind düsterer Asketik, der ihn zurückrief. Mit Widerstreben nur verstand er sich dazu, den Florentinern, die ihn früher so kalt aufgenommen, wieder zu predigen; allein als er, von allen Seiten gedrängt, sich endlich dazu verstand, da glänzte ihm nun ein Erfolg, den er sich ehemals kaum geträumt, und die Schaar Derer, die ihn zu hören begierig waren, wuchs von Tag zu Tag, so daß er seit 1491 im

Dome predigen mußte, da seine Klosterkirche die Menge nicht mehr faßte. Seine moralischen Ermahnungen brachten einen staunenswerthen Eindruck hervor, und man sah unmittelbar nach seinen Predigten die Sünder hingehen und ihre Vergehen möglichst wieder gut machen.

Savonarola's Meinungen, die wir aus seinen zahlreichen philosophischen und theologischen Werken kennen lernen, waren ein sonderbares Gemisch aller damals in Italien bekannten philosophischen Systeme, besonders des aristotelischen und des platonischen, die er mit christlicher Theologie und mit einem sich selbstvergessend in Gott versenkenden Mysticismus tränkte. Er ging zwar von dem richtigen Grundsatze aus, daß man in der Erkenntniß der Dinge mit den bekanntesten anfangen und zu den unbekannten fortschreiten müsse, sprach aus, daß alle Erkenntniß bei den Sinnen anfange, ging jedoch von diesem auf die jetzt noch spukende Hypothese von „angeborenen Kenntnissen" über, auf welche sich jeder Lehrsatz ebensowol stützen müsse, als auf die sinnlichen Wahrnehmungen, und verlor sich endlich in so unklare metaphysische Träumereien, daß wir dieselben füglich übergehen können, — und ebenso auch seine theologische Methode, nach welcher er die Bibel nicht nur wörtlich, sondern auch noch auf vier andere Arten: geistig, moralisch, allegorisch*) und mystisch, erklärte. — Wir werden uns daher blos mit Dem beschäftigen, was seinen Ruf begründete, mit seinen moralischen Grundsätzen. Dieselben waren in der Grundlage christlich, jedoch nicht ohne Beimischung neuplatonischer Ideen, sind indessen nicht wesentlich verschieden von anderen ethischen Systemen; die Hauptsache für uns ist ihre praktische Wirksamkeit. — Hätte sich unser Bußprediger begnügt, die Sitten seiner Mitbürger zu bessern, so wäre sein Leben ungetrübt und glücklich dahingeflossen. Allein nachdem er zum Prior seines Klosters ernannt worden, nahm er sich, da er nicht ohne Eitelkeit und Ehrgeiz war, immer mehr Extravaganzen heraus, trat maßlos gegen die Medici, gegen Lorenzo's Prachtliebe, Unsittlichkeit und Despotismus auf, verweigerte dem Mächtigen die hergebrachte Huldigung des neuen Priors und verkündete endlich sogar die angeblich bevorstehende Vertreibung und den Tod desselben, sowie den des Papstes. Lorenzo versuchte durch Bitten, Bestechungen und Drohungen und endlich durch erneuerte Predigten Mariano's, Savonarola unschädlich zu machen. Umsonst! Mariano mußte nachgeben und dem Gegner Freundschaft heucheln, während er ihm Rache schwur. Bald aber trat die vorausgesagte, bereits geschilderte Sterbestunde Lorenzo's und auch jene des Papstes ein. —

Nach diesen Ereignissen begann Savonarola, obschon von dem rohen Pietro de' Medici hart verfolgt, die Reformen, die seinem Geiste vor-

*) Nur als Curiosum führen wir an, daß im 1. Verse der Genesis Himmel und Erde geistig als Seele und Körper, moralisch als Vernunft und Instinkt, allegorisch als Adam und Eva oder Juden und Heiden oder Papst und Kaiser, und mystisch als Engel und Menschen erklärt wurden. Wir denken, diese Probe von Unsinn werde genügen.

schwebten, im eigenen Kloster, indem er allen Luxus daraus verbannte, eigenthümliche fromme Uebungen darin einführte und die Unabhängigkeit desselben von den bisherigen Ordensobern, trotz dem Widerstreben Papst Alexander VI., durchsetzte. Als dies gelungen war, bewirkte er durch emsige Reisen, daß sich viele Klöster Toscanas, selbst anderer Orden, herbeidrängten, der neuen „Congregation von San-Marco" und damit dem neuen Propheten sich unterzuordnen und seinen Reformen sich anzuschließen. Namentlich in den Nonnenklöstern hielt Savonarola die Reform für dringend nothwendig, da die Nonnen, nach seinem Zeugnisse, im fünfzehnten Jahrhundert einen schlechtern Lebenswandel führten, als die öffentlichen Dirnen. So war der Prophet Generalvikar der toscanischen Dominikaner geworden; als ihm aber Alexander VI., dessen Lasterleben er freimütig angriff, um ihn zum Schweigen zu bringen, den erzbischöflichen Stuhl von Florenz und den Kardinalshut antrug, wies er diese Zumutung mit Entrüstung zurück, und erklärte, keinen anderen Hut zu verlangen, als den mit seinem Blute gefärbten des Martyrers, und fuhr fort, seine Meinung über den römischen Sündenpfuhl frei zu äußern. Selbst der schändliche Borgia konnte diesem Zuge seine Bewunderung nicht versagen.

Savonarola schritt jetzt Stufe für Stufe weiter vorwärts. Nachdem er in den Klöstern seines Ordens seine Idee verwirklicht, begann er, sein Augenmerk auf die politischen Verhältnisse seines engeren Vaterlandes zu richten. Die damalige Ohnmacht und Zerrissenheit Italiens, die blutige Feindschaft zwischen den verschiedenen Staaten dieses Landes und die Unterdrückung der Volksfreiheit in denselben erfüllten ihn mit tiefem Schmerz und er glaubte, kein anderes Mittel vermöge hier Rettung zu bringen, als der Einbruch von Fremden in das Land. Er sah daher in der Invasion Karls VIII. von Frankreich, die er vorhersagte, nichts anderes als eine wohlverdiente Züchtigung der Italiener, und ein Mittel, dieselben zu zwingen, daß sie sich aus ihrer Versunkenheit aufrafften. Wir haben oben gesehen, wie Pietro de' Medici's feigherziges Benehmen bei Anlaß dieses Einmarsches, den er selbst großentheils verschuldet hatte, seiner Herrschaft und damit für längere Zeit auch jener seines Hauses ein Ende machte.

Als nun Florenz den Zorn des Königs zu fürchten hatte, weil es Den vertrieben, der sein Vaterland an ihn verrathen, sandte es vier Boten an ihn und gab ihnen den einflußreichen Savonarola mit, dessen Predigten es zu verdanken war, daß nach dem Aufhören der mediceischen Herrschaft keine blutigen Unruhen eintraten. Der Mönch hatte den Mut, dem Verwüster Italiens im Tone seiner Predigten mit dem Zorne Gottes zu drohen, falls er Florenz nicht achte und verschone, und bewirkte damit, daß der König bei seinem Einzuge die Stadt mild behandelte und durch den Trotz des unerschütterlichen Republikaners Pietro Capponi, obschon zögernd, zur Unterzeichnung des Friedensvertrages bewogen wurde, was sowol die Plünderung der Stadt verhinderte, als den Abzug der Franzosen beschleunigte.

Nach sechzig Jahren mediceischer Herrschaft war Florenz endlich (Ende 1494) wieder frei geworden, aber auch seiner Unterthanenlande wieder beraubt. Die alte Freiheit war während so langer Zeit in Vergessenheit gerathen, und die Stadt erwachte daher wie aus einem Traume, als jetzt ihr prophetischer Mönch in Folge der ihm durch seine Predigten gewordenen Macht über die Seelen seiner nunmehrigen Mitbürger das Panner der Demokratie erhob. Umsonst suchte die in der damaligen Regierung vertretene oligarchische Partei dieses Vorhaben zu vereiteln; nach dem Rathe und unter der Leitung Savonarola's wurde 1495 die Einrichtung eines „großen Rathes" (Consiglio maggiore) ins Leben gerufen, der je sechs Monate lang aus einem durch das Loos berufenen Drittheil aller 29 Jahre alten Bürger, welche oder deren Väter oder Großväter Ämter der Republik bekleidet hatten (cittadini benefiziati), bestehen, alle Staatsstellen besetzen und über Annahme oder Verwerfung der Gesetze abstimmen sollte. Allerdings war dies keine vollkommene Demokratie, aber doch demokratisch im Vergleiche zur mediceischen Herrschaft. Ein Ausschuß von achtzig Mitgliedern dieser aus etwas über tausend Mann bestehenden Behörde, Consiglio degli ottanta genannt, erhielt die Aufgabe, die Gesetzentwürfe auszuarbeiten und die Regierung (Signoria) zu beaufsichtigen, von welcher ein Mitglied, der Proposto, beide Räthe präsidirte. Es wirft indessen ein sonderbares Licht auf diese „Demokratie", daß Niemand in den beiden Räthen ohne Erlaubniß der Signoria sprechen durfte, — und auch dann nur — zu ihren Gunsten (!!!), was indessen, wie man bei Italienern denken kann, nicht streng eingehalten wurde. Zu den ersten Geschäften der neuen Behörden gehörte die Einführung einer Appellation von den Strafurtheilen des Gerichtes der Acht, wobei aber die aristokratische Partei, um die neue Ordnung der Dinge in Mißkredit zu bringen, den „großen Rath" als Instanz durchsetzte, statt eines kleinern, wie Savonarola gewollt hatte. Ferner wurden die „Parlamente" aufgehoben und die Steuern geregelt. Die Dieci della guerra erhielten den bezeichnenden Namen: Dieci della libertà e pace.

Dem Ideenkreise Savonarola's gemäß konnte es indessen in Florenz nicht bei der bloßen Demokratie bleiben; diese Republik mußte zugleich eine Theokratie werden, wenn die kühnen Plane des Reformators, Sitten und Glauben der Menschen wieder in ursprünglich christlichem Geiste herzustellen, Aussicht auf Erfolg haben sollten. Der originelle Mönch gerieth daher auf den für jene Zeit begeisternden und fesselnden Gedanken, Christum zum Könige von Florenz und Schutzherrn von dessen Freiheit zu proklamiren. Das Auffallendste bei einer solchen idealen Regierungsform war, daß keineswegs, wie man erwarten könnte, die Geistlichkeit zu besonderm Einflusse gelangte, sondern vielmehr von ihrem eigenen Mitgliede, das der Republik ihre neue Form gab, ängstlich ferne gehalten wurde, indem die Mönche aus Eifersucht auf seinen Einfluß zu seinen ge-

3*

fährlichsten Feinden gehörten. Es ist indessen zu bemerken, daß Savonarola mehr aus Instinkt, als aus Absicht ehrgeizig war. Er hatte wirklich mehr das Wohl des Staates und der Kirche im Auge, als sein Interesse. Ebenso beruhen seine Prophezeiungen und Visionen nicht auf Betrug, sondern auf einer ungezügelten, unklaren Phantasie, auf Selbsttäuschung.

Zu dem Anspruche, den die umgewandelte Republik machte: zugleich demokratisch und christlich zu sein, paßte es nach heutigen Begriffen indessen schlecht, daß sie später, als Karl VIII. aus Neapel zurückgekehrt war, die Stadt Pisa, die dieser König nebst ihrem Gebiete unabhängig gemacht, wieder als rechtloses Unterthanenland zu unterwerfen trachtete, und daß Savonarola selbst, der christlich-demokratische Prophet, nicht nur diese Versuche billigte, was eben im Geiste jener Zeit lag, welcher eine uneigennützige Freiheit etwas Unbegreifliches war, sondern dem Könige seine Meinung derb in das Gesicht sagte, weil derselbe, seinen Versprechungen zuwider, Pisa nicht an Florenz zurückgegeben hatte. Ebenso war Savonarola mehr ein politischer, als ein religiöser Prophet, wenn er von der Kanzel herab laut den Tod der Medici forderte, welche wieder Anstalten trafen, sich der von ihnen geräumten Stadt zu bemächtigen.

Das Gerüste des neuen Staates war vollendet; man mußte nun an den innern Ausbau gehen, und diesen sah Savonarola, wie bereits angedeutet worden, in der Verbesserung des religiösen und moralischen Zustandes seiner nunmehrigen Mitbürger. Derselbe war ein sehr gesunkener. Bis in das Heiligthum der Familien war die schamloseste Unsittlichkeit gedrungen und zwar nicht nur in natürlicher, sondern selbst in widernatürlicher Weise. Die Spielwut grassirte in allen Häusern, und mit Tanz und Trunk wurden die Nächte durchgeschwelgt. Die Sonntage wurden nicht heilig gehalten und die beste Zeit mit dem Zuschauen bei Taschenspielerkünsten vertändelt.

Savonarola's Predigten, in denen er gegen diese Übelstände mit dem ganzen Feuer seiner Beredsamkeit loszog, wurden so stark besucht, daß die Bauern der benachbarten Gebirge sich schon Nachts aufmachten, um in der Kirche einen Platz zu finden, und die Reichsten stritten sich oft darum, diese Andächtigen zu beherbergen. Der Erfolg war aber auch wunderbar. Man that Buße und fastete, sang geistliche Lieder statt unsittlicher Gassenhauer, die Läden schlossen sich Sonntags; selbst auf den Straßen lasen die Leute in ihren Gebetbüchern oder in der Bibel und wilde, zügellose Künstler wurden Mönche. Man verfiel so aus einem Extrem in das andere, und es ist bezeichnend für den eindringenden neuen Geist in der sich entwickelnden katholischen Muckerrepublik, daß beim Unterrichte in den alten Sprachen die erhabenen und ewig jungen Klassiker den bornirten Kirchenvätern weichen mußten. Die Belustigungen der Bekehrten bestanden fortan darin, daß sie nach angehörter Messe und eingenommenem Abendmahl auf das Land lustwandelten, um an einem passenden Orte Psalmen zu singen und an die

Bilder des Jesuskindes oder der Madonna Gebete zu richten. Auf ähnliche Weise wurden auch die Hochzeiten gefeiert, und im Carneval, diesem italienischen Nationalfeste, bewirkte des Propheten bloßes Wort, daß die früher bei jenem Anlasse gebräuchlichen zügellosen Bacchanalien aufhörten und religiösen Feierlichkeiten Platz machten. Mit Begeisterung setzte man ferner den Vorschlag des gefeierten Predigers ins Werk, zur Regelung der öffentlichen Mildthätigkeit eine Leihanstalt zu errichten, welche ihre Geschäfte zu einem unglaublich geringen Zinse besorgte und dem Wucher der Juden ein gründliches Ende machte. Von solchen Erfolgen geblendet, begann Savonarola, sich auf zudringliche Weise sogar in eheliche Verhältnisse zu mischen, und es kam vor, daß, durch seine Predigten bewogen, Frauen ihre Familien verließen und ins Kloster traten, oder, wenn dies der Mann nicht zugab, sich das Gelübde immerwährender Enthaltsamkeit auferlegten.

Um das Volk gründlich in seinem Sinne zu bessern, zog der Reformator schon die Kinder zu seinen Predigten heran und bildete sogar aus diesen jungen Weltbürgern, die bisher arg verwildert waren und sich die ärgsten Ruhestörungen in der Stadt erlaubten, einen Staat im Staate, der seine eigenen Beamten und Räthe und die Bestimmung erhielt, Geld zum Besten der Armen zu sammeln.

Die seit Jahrhunderten an Parteiungen gewöhnten Florentiner, die seit Vertreibung der Medici zu keiner rein politischen Entzweiung mehr Ursache hatten, nahmen von Savonarola's Auftreten bald Anlaß, in politisch-religiöse Gruppen auseinanderzufallen. Seine Anhänger nannte man wegen der weinerlichen Rührung, in welche sie durch seine Vorträge verfielen, Piagnoni (Heuler), seine Gegner aber, bei denen diese Wirkung nicht erzielt wurde, Arrabiati (Wühler), welche Benennungen jedoch insofern von den drei und ein halbes Jahrhundert später in Deutschland üblich gewordenen abwichen, als in Florenz die Heuler Demokraten und die Wühler Aristokraten waren. Es waren ähnliche Ausdrücke, wie in den schweizerischen Parteikämpfen des siebenzehnten und achtzehnten Jahrhunderts die der Harten und Linden. Die Anhänger der Medici, Bigi (Graue) genannt, schwankten zwischen beiden Parteien und versuchten bald da, bald dort für ihre Zwecke zu intriguiren, während diejenigen Demokraten, welche das mönchische Wesen nicht leiden mochten und sich Bianchi (Weiße) hießen, die Bewegung mit Mißtrauen betrachteten. Die Wühler, an welche sich natürlich auch die Geistlichkeit anschloß, deren Einfluß von dem einzigen Amtsbruder an sich gezogen wurde, hielten kein Mittel für zu schlecht, um dem verhaßten Volksführer zu schaden und benutzten jeden Anlaß, um selbst seine Rechtlichkeit und die Ehre seines Klosters anzutasten. Man citirte ihn vor den ihm feindlich gesinnten Gonfaloniere der Justiz, um über sein Auftreten Rechenschaft abzulegen, und ein Mönch eines auf das seinige eifersüchtigen Dominikanerklosters suchte ihn durch theologische Gelehrsam-

keit einzuschüchtern, mußte aber vor seiner Gewandtheit den Kürzern ziehen. Da bewirkten die Wühler und der in Rom weilende Mariano durch Aufhetzungen bei dem ruchlosen Papste Alexander VI., daß dieser durch ein Breve den Savonarola nach Rom berief, indem er heuchlerisch vorgab, durch ihn „den Willen Gottes besser erkennen lernen" zu wollen. Die Heuler aber ruhten nicht, bis Savonarola den Ruf ablehnte, da ihm schon oft mit Gift und Dolch nach dem Leben getrachtet worden und seine Feinde so eifrig gewirkt hatten, daß die von ihm erzielte Besserung der Sitten bereits wieder im Abnehmen begriffen war.

Ein dritter Versuch der Feinde bestand darin, andere Prediger, namentlich Franziskaner (die Erbfeinde der Dominikaner) an verschiedenen Orten gegen Savonarola auftreten zu lassen; ja eine Nonne wollte mit ihm disputiren, wurde aber von ihm mit sarkastischer Antwort an den Spinnrocken verwiesen. Sogar sein eigenes Kloster fing bereits an, Spuren von Rebellion gegen ihn zu zeigen.

In ihrer Tücke wandten sich nun die Wühler an den sie begünstigenden Herzog von Mailand, Lodovico Sforza, genannt Moro, und an den Papst, und Letzterer citirte den kühnen Mönch, um den sich die Netze immer enger zogen, obschon er vorher seine Ablehnung angenommen hatte, in zornigem Breve als „Verbreiter falscher Lehren" nach Rom. Savonarola aber zog es vor, Florenz zur Vertreibung der die Stadt immer noch bedrohenden Medici aufzufordern, was auch gelang. Als ein zweiter, strengerer Befehl ebenso erfolglos war, untersagte ihm der Papst das Predigen; aber die damalige Regierung von Florenz, welche dem Reformator ergeben war, trat gegenüber dem ohnmächtigen Bannstrahle so entschieden auf, daß Savonarola nach kurzer Unterbrechung während des Winters von 1495 auf 1496 mit Erlaubniß des Papstes die Kanzel wieder besteigen und in ganz Toscana Missionen abhalten konnte. Und nun nahm er auch kein Blatt mehr vor den Mund und predigte laut und eindringlich gegen das bekannte damalige Lasterleben am römischen Hofe, das er in Ausdrücken geißelte, die heute nicht mehr gebraucht werden dürften und dem er die gräßlichsten Strafen prophezeite. Bei alledem aber war er weit entfernt, die Autorität des Papstthums als solchen zu verwerfen, sondern verdammte vielmehr Alle, die sich von ihm trennen wollten.

In Folge der Entschiedenheit, mit welcher die Republikaner am Arno ihn schätzten, stieg der Ruhm des Reformators wieder höher und verbreitete sich über die ganze damalige civilisirte Welt, namentlich mittels der weiten Reisen florentinischer Kaufleute. Selbst der türkische Sultan Bajesid las von seinen Predigten mit Interesse und ließ sie ins Türkische übersetzen. Dies erbitterte aber die Wühler nur noch mehr, und die Heuler bildeten um ihren Abgott eine Leibwache, welche bald einen offiziellen Charakter erhielt. Die Feinde des Reformators widerlegten die schwärmerischen Schriften, die zu seinen Gunsten erschienen, durch wütende und höhnische

Pamphlete, hetzten die italienischen Fürsten gegen ihn, die er auf der Kanzel als Tyrannen brandmarkte, und bewogen den ohnehin über Savonarola's Predigten erbosten Papst, dem kühnen Mönche abermals das Predigen zu untersagen, und zwar bei Strafe der Exkommunikation. Dieser Zorn des heiligen Vaters hatte rein politische Gründe, weil die Zustände von Florenz einer Erweiterung der Macht des Hauses Borgia entgegenstanden; mit der Religion hatte er nichts zu schaffen. Auch hob der Papst die Selbständigkeit der toscanischen Klöster wieder auf, indem er sie neuerdings den lombardischen unterordnete, so daß Savonarola's Generalvikariat ein Ende gehabt hätte, wenn der Papst in der Lage gewesen wäre, sein Breve in Vollzug zu setzen. Savonarola wollte zwar seit dem neuen Verbote nicht mehr predigen, mußte es aber bald wieder thun, da der in politische Bedrängniß gerathene Staat nur von ihm Hülfe hoffte, und wirkte dann auch auf andere Weise im Sinne seiner Lehren. Er ließ nämlich zur Zeit des Carnevals von 1497 durch die von ihm angeleiteten Kinder alle jene Gegenstände, welche er als solche der „Eitelkeit" bezeichnete, in den Häusern zusammenbetteln und dann nach angehörter Messe und eingenommenem Abendmahl in feierlicher Procession auf den Platz der Signoria tragen und dort unter Trompetenschall und Glockengeläute verbrennen. Es befanden sich darunter neben Schmucksachen, Spiegeln, Schleiern, falschen Locken, Masken, Musikinstrumenten, Schachbretern, Karten, Würfeln u. s. w., auch Gemälde und Bücher von unanständigem Inhalte, was Savonarola's Feinde benutzten, ihm vorzuwerfen, er habe werthvolle Schätze der Literatur und Kunst verbrennen lassen, während er doch ein begeisterter Freund der Gelehrten, Dichter und Künstler war und sich in seinen Predigten selbst als feurigen Verehrer des Schönen und in seinen Schriften als Dichter kundgab.

Als Savonarola, im Angesichte der immer tiefer sinkenden Verderbtheit der Kirche, mit dem alten Feuer gegen dieselbe predigte und eine Reform verkündete, an deren Spitze er sich stellen werde, forderte der oft erwähnte Prediger, Bruder M a r i a n o, den Papst geradezu auf, jenes „Ungeheuer" (Savonarola) von der Kirche Gottes abzuschütteln und die Wühler erregten zugleich Verunehrungen der Kanzel des Letztern, Störungen seiner Predigten, ja sogar Angriffe auf seine Person während derselben. Der Papst aber bestrafte nun die Widersetzlichkeit Savonarola's durch dessen förmliche E x k o m m u n i k a t i o n; umsonst protestirte der Gebannte in einem Briefe an Alexander und in anderen Schriften gegen die „erschlichene" Bulle; umsonst auch unterstützten ihn seine Anhänger mit zahlreichen Nachahmungen seiner Vertheidigung. Sich aber geradezu vom Papstthum loszusagen, das damals auf so unwürdige Weise vertreten war, dies fiel weder den Piagnoni, noch ihrem Haupte ein. Die Arrabiati wurden nun zu Parteigängern des Papstes, und Florenz widerhallte von ihren Spottliedern auf den Verfolgten, und die inzwischen wieder in ihrem Sinne

gewählte Regierung untersagte den Dominikanern von San-Marco die Theilnahme an Processionen. Als die Pest in Florenz ausbrach, verpflegte Savonarola seine Mönche im Kloster, sandte Manche fort, um sie zu retten, und bemühte sich auch den übrigen Kranken Trost und Linderung zu bringen. Als aber die in Florenz wieder an das Ruder gelangte Volkspartei fünf Männer, die sich zu Gunsten der Medici verschworen, hinrichten ließ, ohne die von Savonarola selbst eingeführte Appellation an den großen Rath zuzugeben, begann Savonarola, durch diese Energie seiner Partei wieder ermutigt und von ihr beschützt, von Neuem zu predigen und widersetzte sich dadurch dem Papste, dessen Unfehlbarkeit er offen verwarf. Die zahlreichen Brevia des Letztern hatten keinen Erfolg, so lange des Gebannten Partei regierte, der im Carneval 1498 eine zweite Verbrennung von „Eitelkeiten" vornahm. Als aber bei den nächsten Wahlen seine Feinde siegten, mußte er auf ihren Befehl die Kanzel verlassen, nahm ergreifenden Abschied von seinen Zuhörern, erließ einen fulminanten Fehdebrief an den Papst und schrieb an die mächtigsten Könige Europa's, um sie zur Versammlung eines Concils zu bewegen, das den Papst entsetzen sollte, für welche Idee eine mächtige Partei in der Kirche wirkte, an deren Spitze der Kardinal San-Pietro in Vincula (der spätere Papst Julius II.) stand. Dies war nun dem wütenden Borgia zu viel. Sein Zorn wandte die große Mehrheit der Italiener und Florentiner von Savonarola ab, und auf Verlangen der Franziskaner, seiner Gegner, wurde von der Regierung zwischen beiden Parteien eine Feuerprobe angeordnet, von welcher zwar Savonarola selbst so vernünftig war nichts zu halten, welche aber für ihn zu bestehen seine Mitmönche und Leute aus dem Volke sich eifrig herbeidrängten. Das mittelalterliche Schauspiel kam jedoch nicht zu Stande, da sein Freund Fra Domenico, der statt seiner für dasselbe auserſehen war, und der Vertreter der Gegenpartei so lange über die Bedingungen des Gottesurtheils stritten, bis ein Regen dessen Aufführung unmöglich machte. Die Folge war, daß dem über das Mißlingen dieser barbarischen Thorheit erbitterten Volke Savonarola nun als seines Zaubers entkleidet und überwunden erschien, seine Feinde sich rüsteten, San-Marco zu überfallen, und, — während die Regierung ihn zum Schein aus Florenz verbannte, mit deren Einwilligung ihr Vorhaben ausführten. Da eine Anzahl von Piagnoni das Kloster vertheidigten, entstand ein furchtbarer Kampf, und Häuser der angegriffenen Partei wurden zu gleicher Zeit geplündert und mit Mordthaten befleckt. Das Kloster, dessen Mönche sich bewaffneten und mit Helmen und Panzern über ihren weißen Kutten bei Fackelschein wacker dreinschlugen, wurde erstürmt und Savonarola mit Fra Domenico gebunden abgeführt, vom Volke mit Steinen geworfen, geschlagen und mißhandelt und endlich eingekerkert. Der Papst dankte seinen Schergen, und sandte seine Ketzerrichter nach Florenz, da diese Stadt doch den Mut hatte, die Auslieferung des Angeklagten nach

Rom zu verweigern. Nach langen Kerker-, Folter- und Seelenqualen und einem gefälschten Prozesse, in welchem alle gesetzlichen Formen mit Füßen getreten wurden, erfolgte die Verurtheilung Savonarola's und seiner beiden Mitbrüder Domenico und Silvestro zum Feuertode, dann ihre Degradation vor dem schadenfroh zuschauenden wankelmütigen Volke, das sie vorher vergöttert hatte, und endlich der Vollzug. Sie wurden über einem brennenden Scheiterhaufen an einem Galgen aufgehängt und ihre Asche in den Arno geworfen. Es war der 23. Mai 1498.

In der ersten Zeit nach diesem Martyrtode eines von gutem Willen, aber auch von religiösen Vorurtheilen erfüllten Mannes wurden seine wenigen noch übrigen Anhänger auf die grausamste Weise verfolgt. Bei dem damaligen Zustande der Kirche war es indessen den Wohlhabenden unter ihnen vergönnt, sich mit Gelt von der Strafe loszukaufen, während die armen Dominikaner von San-Marco nur durch den schmählichsten Abfall von den Lehren ihres geopferten Hauptes den Fortbestand ihres Klosters erkaufen konnten.

Als es aber bekannt wurde, daß König Ludwig XII. von Frankreich sich, wiewohl zu spät, für den Martyrer verwendet habe, begann, schon zwei Jahre nach dessen Opfertode, eine Reaktion zu Gunsten seines Andenkens Platz zu greifen; der Platz seiner Hinrichtung wurde am Jahrestage derselben mit Blumen bestreut, in Rom sogar zu seiner Ehre geprägte Medaillen verkauft, ohne daß Jemand dagegen einschritt; mehrere der folgenden Päpste, besonders Leo X., sprachen sich offen zu Gunsten Savonarola's aus, und unter Paul IV. stellte ein von Diesem berufenes geistliches Collegium förmlich die Rechtgläubigkeit des florentinischen Reformators her. Ja, einige seiner feurigsten Anhänger, so Filippo Neri und Catarina Ricci erlangten die Ehre der Kanonisation.

In Florenz aber herrschten nach dem Tode Savonarola's Anarchie und Zerrüttung durch Parteien, ein Zustand, der die Veranlassung zu dem Ruhme des Mannes wurde, mit dem wir uns zunächst beschäftigen werden.

Savonarola schaut mit einem Janusgesichte auf das Mittelalter zurück und in das Reformationszeitalter vorwärts. Er vereint in dem Kreise seiner Anschauungen den Standpunkt der mystischen „Ketzer", die vor ihm dahin gegangen, mit demjenigen der Reformatoren des sechszehnten Jahrhunderts. Die Grundlage des Glaubens war ihm die Bibel, die Verehrung der Jungfrau Maria und der Heiligen schätzte er gering gegenüber jener Christi; aber er hielt noch viel auf die Wirksamkeit der Religion durch sinnliche Eindrücke und empfahl die leibliche Enthaltsamkeit im Fasten, im Klosterleben und im Cölibat. Und wenn auch, gestützt auf diese Umstände, sein neuester Biograph Villari seinen Katholizismus retten zu müssen glaubt, so war er nichtsdestoweniger ein Vorläufer der Reformatoren, welche ja auch auf katholischem Boden standen, bis die Hartnäckigkeit des Papstthums sie davon vertrieb, wozu es bei Savonarola nicht kam,

weil er bei Zeiten gewaltsam vernichtet wurde. Wer weiß, wozu es in Italien gekommen, wenn er länger gelebt hätte? Seine Religiosität war tief und innig, nach Art jener der ersten Christen, und eben noch nicht frei vom Joche der Werkheiligkeit. Auch sah er noch, gleich den Päpsten, den Staat als der Religion untergeben an und identifizirte die Freiheit mit der letztern. Sein Florenz war dem jüdischen Staate unter den Richtern nachgeahmt. Ein solches Gemeinwesen bedurfte einer Autorität, und jeder Autorität ist geistige Bildung ein untergeordnetes Moment, wenn nicht geradezu ein Greuel. Und wenn auch Savonarola dieselbe nicht gering achtetete, so pflegte er sie doch nicht, sondern zog ihr die Religiosität und Moral vor. Sein Auftreten war mithin eine Reaktion gegen den Humanismus, dessen Blüte von da an ein Ende nahm. Eine Einseitigkeit verdrängte eben damals eine andere, — es wich die antike Einseitigkeit vor der christlichen zurück. Das Papstthum war so weit gekommen, einzig und allein noch religiöse Werkheiligkeit zu pflegen und darob den Glauben zu verlieren. Die Heuchelei dieses Verhaltens hatte der Tugend allgemeinen Untergang bereitet. Savonarola wollte die Tugend retten, ohne ihr die Bildung beizugesellen. Er unterlag in diesem verfehlten Beginnen; denn ohne Bildung ist die Tugend Fanatismus, und dieser reibt sich selbst auf. Umgekehrt versuchte es der spätere Papst Leo X., die Bildung allein auf den Thron der Welt zu erheben, ohne ihr die Tugend beizugesellen. Die Folge davon war die Spaltung der Kirche. Und weil beide Theile der zerrissenen Kirche sich um die Wette wieder der vorher vernachlässigten Tugend zu bemächtigen suchten, der katholische ihr aber blos die Werkheiligkeit, der protestantische blos den Glauben beigesellte, und beide die Bildung vergaßen, so hat sich letztere in der neueren Zeit selbständig entwickelt und in den Herzen der von ihr eroberten aufgeklärten Welt die Autorität beider Kirchen als solcher gründlich untergraben.

B. Niccolo Machiavelli.

Zu der Zeit, da der fürchterliche Cäsar Borgia, dessen Unthaten wir kennen gelernt, durch List und Mord die Romagna unterwarf, wurde von ihm, dem damaligen Verbündeten der Florentiner, in geheimnißvoller nächtlicher Stunde ein Gesandter dieser Republik empfangen, der ihn mit der feinsten Kunst der Diplomatie beobachtete, in seinen Mienen und denen seiner Höflinge las, was darin verborgen war, und, weit entfernt, sich über die verwerflichen Mittel, die jener Emporkömmling anwandte, zu entsetzen, vielmehr in dessen blutigen Thaten die wahren Anlagen zu einem Fürsten erblickte, wie er nach seiner Ansicht dem damaligen in Feigheit und Zerrissenheit versunkenen Italien noth that. Dieser Gesandte war der berühmte Staatsmann und Schriftsteller Niccolo Machiavelli. Savonarola hatte dem Diktator Lorenzo de' Medici, dem klugen Unterdrücker der

florentinischen Volksfreiheit gegenüber, in offener Weise die letztere verfochten und nach dem Tode Desselben sogar wieder in's Leben geführt. Er war an der Unausführbarkeit seines Beginnens gescheitert. Dem verbrecherischen Bändiger des Feudaladels aber, dem blutigen Cäsar, trat ein anderer Freund der florentinischen Volksfreiheit, Machiavelli, in berechnender Klugheit, nicht feindlich gegenüber, — er war vielmehr bereit, dieses Ungeheuer zur Förderung seiner Ideale zu benützen. Wie auch er an der Unausführbarkeit seines Beginnens scheiterte, werden wir sehen. Der feurige Savonarola hat den gewinnenden Lorenzo als abschreckendes, der berechnende Machiavelli den abschreckenden Borgia als gewinnendes Bild zu malen versucht. Beide Maler haben sich als Karikaturenzeichner erwiesen, beide haben die Lüge und Falschheit der gleichzeitigen Zustände ihres Vaterlandes in ihre Bilder übergetragen.

Einen Monat nach der Hinrichtung Savonarola's und seiner zwei eifrigsten Jünger wurde der damalige Gehülfe des Kanzlers der florentinischen Republik, Niccolo Machiavelli, einer uralten welfischen Familie entstammend, damals neunundzwanzig Jahre alt, zum zweiten Kanzler und wieder einen Monat später zum Staatssecretär von Florenz ernannt. In seinem kleinen schmächtigen Körper, dessen Äußeres nichts weniger als vernachlässigt wurde, brannte eine kühne Seele, mißtrauisch, aber furchtlos, voller Geist, aber ohne Gemüt. Die Leitung des Staates ging damals in die Hände des auf Lebenszeit zum Gonfaloniere gewählten Pietro Soderini über. Bei der Unfähigkeit dieses Mannes und der in der Verfassung begründeten raschen Abwechselung der übrigen Regierungsglieder ist es wohl nicht zweifelhaft, daß Machiavelli der eigentliche Kopf des Staates war; er wurde deshalb auch vorzüglich dazu verwendet, denselben nach Außen zu vertreten, wie über hundert Jahre vor ihm die großen Dichter Dante, Petrarca und Boccaccio, trat in der Eigenschaft eines Gesandten bei den kleinen italienischen Fürsten und Republiken, bei dem Papste, sowie in Frankreich und dem deutschen Reiche auf und bildete sich bei diesen Anlässen in der schon in seinem Charakter begründeten Kunst der Diplomatie, d. h. der Verstellung, der Heuchelei, der kalten herzlosen Berechnung zu Gunsten ehrgeiziger Staatszwecke aus. So einflußreich er mithin schien, so sehr waren ihm durch die Eifersucht des scheindemokratischen Regimentes seiner Vaterstadt die Flügel beschnitten, selbst in ökonomischer Beziehung, so daß er sich auf seinen Gesandtschaftsreisen oft in der bittersten Geltverlegenheit befand; zu Hause aber war er vollends so ohne alle Macht, daß es ihm zur Unmöglichkeit wurde, die herrschende Partei-Anarchie im Geringsten zu dämmen. Als Julius II., der mit der dreifachen Krone geschmückte italienische Patriot, es unternommen hatte, die Franzosen aus Italien zu vertreiben, blieb unter den größeren Staaten Italiens einzig Florenz dieser nationalen Sache fremd, und der beschränkte Soderini brach durch diese Theilnahmlosigkeit sich und der florentinischen

Freiheit den Hals. Die Söhne Lorenzo's de' Medici, der Kardinal Giovanni (später Papst Leo X.) und Giuliano, unternahmen mit Unterstützung des Papstes Julius einen Angriff auf Florenz, siegten ohne große Mühe über die uneinigen Bürger und stellten das Regiment ihrer Familie im Jahre 1512 wieder her. Soderini konnte sich durch die Flucht retten; Machiavelli wurde seines Amtes entsetzt, später als angeblicher Verschwörer eingekerkert und gefoltert, durch die Milde des zum Papste ernannten Kardinals Giovanni aber entlassen, wenn auch von allen Hülfsmitteln entblößt, da er bei dem Geize seiner Oberbehörden während seiner diplomatischen Sendungen sein Vermögen aufgebraucht hatte. Mit seiner Gattin und fünf Kindern zog er sich auf das ihm übrig gebliebene Landgütchen La Strada, auf der Straße nach Rom, zurück. Hier wurde er durch die unfreiwillig erlangte Muße zum Schriftsteller. Nachdem er den hellen Tag auf dem Vogelfange, im Walde bei Beaufsichtigung seiner Holzhauer und in der Schenke beim Spiele mit ganz gemeinen Menschen verbracht, weihte er den Abend dem Umgange mit den Genien des Alterthums. Und in diesen stillen Stunden entstand zuerst das zugleich berühmte und berüchtigte Buch „vom Fürsten“, dessen offen ausgesprochener Zweck war, ihm durch eine angemessene Stellung bei den herrschenden Medici wieder Ehre und Einfluß und seiner mit bitterer Noth kämpfenden Familie ein sorgenloses Leben zu verschaffen, — dem aber in der glühenden Seele des italienischen Patrioten der großartige Gedanke zu Grunde lag, seinem innig geliebten Vaterlande um jeden Preis die Einheit und durch diese die Freiheit wieder zu erringen.

Dieser doppelte Beweggrund veranlaßte den ersten Staatsmann seiner Zeit zur Abfassung eines unsterblich gewordenen Werkes, unsterblich geworden nicht durch die Sorgfältigkeit der Anordnung, nicht durch die Eleganz des Stiles, nicht durch die Offenbarung großer Gelehrsamkeit, nicht durch edle Absichten zum Wohle der leidenden Menschheit, sondern durch seinen originellen, man darf sagen dämonischen Inhalt. Zwanzig Jahre früher hatte der gelehrte Pontanus unter demselben Titel „vom Fürsten“ ein (lateinisches) Buch geschrieben, in welchem er es als die Aufgabe eines Monarchen verkündete, sich in allen Tugenden möglichst zu vervollkommnen und alle Laster sorgfältig zu vermeiden. Daß Machiavelli's „Fürst“ demjenigen seines wohlmeinenden Vorgängers diametral entgegentrat, erklärt sich einerseits durch den Zweck des Buches, andrerseits durch den damaligen politischen Zustand Italiens, zu welchem ein genialer Kopf wie Machiavelli nicht wol anders als in Opposition treten konnte, welche Opposition zudem eine originelle sein mußte, wenn die Familie Medici auf den Verfasser aufmerksam, wenn sie dadurch veranlaßt werden sollte, ihm eine Stellung anzubieten, die seinem Geiste und seinem Ehrgeize angemessen wäre.

Die Familie Medici besaß damals drei hervorragende Mitglieder:

den Papst Leo X., der an der Spitze der Unternehmung gegen Florenz gestanden, seit seiner Erhebung auf den Stuhl Petri aber nur noch auf geistigem Felde Ruhm suchte, seinen Bruder Giuliano (den dritten Sohn Lorenzo's), einen unfähigen Menschen, und den Sohn des in der Verbannung umgekommenen Pietro, Lorenzo II. Giuliano, vom neuen Papste mit der Verwaltung von Florenz beauftragt, gab dem Amte eines päpstlichen Obergenerals den Vorzug, starb aber später in einem Kloster, in das er sich zurückgezogen hatte und Lorenzo ergriff das Steuerruder der Vaterstadt seiner Familie, worauf ihn der Papst zum Herzog derselben ernannte. So war in der Stadt des Dante die Monarchie in aller Form begründet, ja Leo X. hegte noch weiter gehende, ganz Italien umfassende, ehrgeizige Plane. Bereits gehorchte Mittelitalien seiner Familie, indem er selbst den Kirchenstaat und sein Neffe Toscana beherrschte. Er verschaffte Letzterm überdies die Herrschaft über Urbino, das er der Familie seines Vorgängers Julius II. nahm, bannte den vertriebenen Herzog, als dieser sein Land wieder einnehmen wollte, rief alle christlichen Mächte gegen den „Verräther an seinem Lehensherrn" zum Beistande, und zwang ihn durch Krieg zur Entsagung. Leo hat, wie sein Biograph Roscoe sagt, durch dieses Beispiel priesterlicher Raubgier, sein Amt geschändet. Hierauf soll er beabsichtigt haben, Giuliano das Königreich Neapel und Lorenzo das Herzogthum Mailand zuzuwenden.

Der zweite Lorenzo de' Medici besaß aber weder die Klugheit, noch die Friedensliebe seines glorreichen Großvaters; sein wilder, kriegerischer und rachsüchtiger Charakter ließ ihn die Plaue seines hochstehenden Oheims mit voller Glut erfassen und von einer mächtigen italienischen Krone träumen. Ein so kühner Geist nun schien dem berechnenden Machiavelli geeignet, von ihm als Minister geleitet zu werden und mit seiner Hülfe das zerrissene und ohnmächtige Italien durch eine entsetzliche, aber nach seiner Ansicht nothwendige Tyrannei umzugestalten. Für ein solches Ziel, für welches ein Fürst brannte, über welches das Volk offen seine Meinungen äußerte, und in welchem Bewunderer des klassischen Alterthums, wie Machiavelli selbst Einer war, die Möglichkeit einer Wiederkehr römischer Macht und Größe sehen mußten — für ein solches Ziel gewissermaßen eine systematische und erschöpfende Anleitung zu schreiben, einen Wegweiser zu verfertigen, — das mußte, nach der Berechnung unseres klugen Staatsmannes, sicher und unfehlbar zu der von ihm ersehnten hohen Stellung hinanführen, die sowol seinen eigenen Ehrgeiz befriedigen, als auch das Wohl des Landes begründen helfen sollte.

Mit der formellen Eintheilung der Staaten in Republiken und Fürstenthümer und der letzteren in erbliche und neue beginnend, geht Machiavelli in seinem „Fürsten" sowol über die Republiken, als über die erblichen Fürstenthümer leicht hinweg, um ohne Aufenthalt zu seinem Lieblingsthema, dem für die damalige Stellung der Medici, für seine

eigenen Wünsche und für die Lage Italiens überhaupt berechneten „neuen Fürsten“ übergehen zu können, d. h. zu dem Manne, der, ohne von Fürsten abzustammen, durch „fremde oder eigene Waffengewalt, durch Glück oder Tugend“ dazu gelangt, ein entweder schon an einen Fürsten gewöhntes oder „in Freiheit hergekommenes“ Volk zu beherrschen. Die Begriffe „Fürstenthum“ und „Freiheit“ werden mithin einander geradezu entgegengesetzt, und diese Anschauung des klassischen Alterthums auf die neuere Zeit übergetragen. Italien hatte die Freiheit durch eigene Schuld verloren, es hatte sich, in Florenz und anderswo, unfähig gezeigt, sie wieder erlangen, oder, wenn dies auch augenblicklich möglich wurde, bewahren zu können. Es war daher, nach Machiavelli's Dafürhalten, reif, die Beute eines „neuen Fürsten“ zu werden, welchem sich der Verfasser dadurch empfahl, daß er ihm gewissermaßen Unterricht in der Unterjochung eines Volkes ertheilte.

Wer bereits Länder besitzt und dazu neue, welche seinen bisherigen in Sprache oder Sitten ähnlich sind, erwirbt und behaupten will, lehrt Machiavelli's jesuitische Staatskunst, muß zweierlei vor Augen haben, erstens ihres alten Fürsten Geschlecht zu vertilgen und zweitens, nichts in ihren Gesetzen und Steuern zu ändern; so werden sie in kürzester Zeit ein Leib mit seinem alten Staate werden. Wer dagegen Staaten erwirbt, welche von seinen bisherigen in Sprache, Sitte u. s. w. abweichen, befestigt den Besitz derselben einmal dadurch, daß er selbst seinen Wohnsitz dort aufschlägt, dann, daß er in einige Orte Kolonien verpflanzt und den alten Bewohnern Felder und Häuser nimmt, um sie den neuen zu geben, wodurch jene, weil arm geworden und zersprengt, unschädlich werden. „„Denn es ist wohl zu merken, daß man die Menschen entweder liebzukosen oder sie aufzureiben hat, weil sie sich wegen leichter Kränkung rächen können, wegen schwerer aber nicht. Ferner muß, wer eine ungleichartige Landschaft einnimmt, sich zum Oberhaupt und Vertheidiger der kleineren Nachbarfürsten machen und dahin streben, die Mächtigeren zu schwächen und es abzuwenden, daß ein Fremder in die Provinz gelange, der nicht schwächer als er selbst ist.““ — Sind nun aber die erworbenen Staaten nicht Fürsten unterworfen gewesen, sondern „nach ihren eigenen Gesetzen und frei zu leben gewohnt,“ so giebt es drei Wege sie zu behaupten: erstens „„sie zu Grunde zu richten““ (!!), zweitens persönlich darin zu wohnen; drittens ihnen ihre Verfassung zu lassen, indem man ein Jahrgelt daraus zieht und eine Regierung von Wenigen einsetzt, die dieselben dem Eroberer befreundet erhalte. Auf eine an Freiheit gewöhnte Stadt sind die zwei letzteren Wege aber nicht anwendbar; um eine solche sicher zu haben (?), giebt es kein Mittel als die Vernichtung (!). Wer einer solchen Herr wird und sie nicht selbst zerstört, erwarte von ihr zerstört zu werden (!), weil ihr als Zuflucht der Empörung immer der Name ihrer

Freiheit und alten Ordnung dienen wird, welche weder durch Länge der Zeit, noch durch Wohlthaten je in Vergessenheit kommen. (Das Beispiel Pisa's, der von Florenz unterjochten Schwesterrepublik, welche bei jedem Anlasse wieder zu den Waffen griff, schwebte hier dem neuen Staatskünstler vor!) Denn, sagt Machiavelli bezeichnend, und hier tritt seine innere republikanische Gesinnung wieder hervor, in den Republiken ist mehr Leben, mehr Gier nach Rache, als in den Monarchien. Das Gedächtniß ihrer alten Freiheit läßt sie nicht, kann sie nicht ruhen lassen: der sicherste Weg bleibt, sie zu vertilgen oder in ihnen selbst zu wohnen.

Von der Unterscheidung der zu unterjochenden Länder geht Machiavelli auf die der unterjochenden Fürsten über. Diese können nun ihr Ziel durch eigene Waffen und „Tugend" (virtus, d. h. Tapferkeit) erreichen; eine solche Herrschaft ist schwer zu erwerben, aber leicht zu behaupten; ihr Inhaber wird durch Verbreitung einer neuen Idee zum „Propheten", siegt aber (wie Moses, Kyros, Theseus, Romulus, Hieron von Syrakus und Franz Sforza) nur wenn er bewaffnet, und unterliegt (wie Savonarola, den sein Zeitgenosse und Widerpart als Beispiel anführt), wenn er unbewaffnet ist. Diese bewaffneten Propheten sind es, die ein neuester Machiavellist im Vorworte zu seiner Geschichte eines frühern Solchen als von der Vorsehung aufgerufen ausgiebt, um den Völkern die von ihnen zu verfolgende Bahn vorzuzeichnen, das Siegel ihres Genius einer neuen Ära aufzudrücken und in einigen Jahren die Arbeit mehrerer Jahrhunderte zu vollenden! Wir meinen Machiavelli selbst zu hören, wenn wir in diesem 1862 geschriebenen Vorworte weiter lesen: „Glücklich die Völker, welche sie (d. h. die bewaffneten Propheten!) verstehen und ihnen folgen; wehe jenen, welche sie mißkennen und bekämpfen! Sie handeln wie die Juden, welche ihren Messias kreuzigten, sie sind blind und schuldbeladen" u. s. w.

Ein anderer Fall tritt ein, wenn die unterjochenden Fürsten ihr Ziel durch fremde Gewalt und durch Glück erreichen, und hier kommt nun Machiavelli auf seinen Mann zu sprechen, auf den von ihm als Muster eines „neuen Fürsten" studirten Cäsar Borgia. Indem der florentinische Staatsmann dieses Scheusals Unthaten mit der größten Gemütsruhe aufzählt und sogar beschönigt, zeigt er haarklein, wodurch der blutige Borgia sich Erfolge errungen und wodurch er selbe wieder verscherzt, nämlich dadurch, daß er Julius II. Wahl zum Papste nicht verhindert habe. Abgesehen von diesem einzigen Fehler ist Cäsar Borgia ein Mann von „trefflichen Fundamenten", „hohem Geiste", „weitumfassenden Entwürfen", der sich „nicht anders benehmen konnte", dessen Planen sich blos Alexanders VI. Lebenskürze und seine eigene Hinfälligkeit widersetzten, und dessen Handlungen das frischeste Beispiel sind für Den, „der es nöthig findet, der Feinde sich zu versichern, Freunde zu gewinnen, zu siegen durch Gewalt oder List, beim Volke Liebe und Furcht, im Heere Gehorsam und Achtung zu erzwingen, Die, welche ihm schaden können und müssen, hinwegzu-

räumen (!), die alte Ordnung durch neue Verfassungen (?) umzuändern" u. s. w. Und in völliger absichtlicher Blindheit tappt er, wenn er gleich nach dieser Vertuschung von Cäsar Borgia's Greueln die weit geringfügigeren Handstreiche eines Agathokles von Syrakus und des von Borgia selbst gemordeten Oliverotto von Fermo und Vitellozzo Vitelli als „Frevelthaten" brandmarkt und diese Inkonsequenz durch die willkürliche Unterscheidung zwischen „gutem" und „schlechtem" Gebrauche von Grausamkeiten entschuldigt. „Gut gebrauchte Grausamkeiten" nennt er solche, die man „auf einen Zug begeht, in der Nothwendigkeit, sich sicher zu stellen, und dann nicht weiter darauf beharrt, sondern sie möglichst zum Nutzen der Unterthanen verwendet" (wie die vom 2. December?). Schlecht gebrauchte aber sind solche, die sich im Laufe der Zeit häufen, statt ein Ende zu nehmen. Wer daher ein Land behaupten will, muß alle Unbilden, die er zu verüben genöthigt (?) ist, auf einen Zug durchführen, die Beleidigungen alle auf einmal erweisen, die Wiederholung derselben vermeiden und die Menschen nachher durch Gutesthun wieder geneigt machen.

Ein Fürst kann nun aber nicht blos durch „Glück" oder „Tugend", sondern auch durch die Gunst seiner Mitbürger, entweder des gesammten Volkes oder der Großen, emporsteigen, und dies nennt Machiavelli das „bürgerliche Fürstenthum". Zur Erlangung eines solchen gehört eine „glückliche Schlauheit", und der Betreffende muß es in beiden obigen Fällen verstehen, sich vor Allem in der Gunst des Volkes zu befestigen, weil dieses ehrlicher und anhänglicher ist als die Großen und nur verlangt, von diesen nicht unterdrückt zu werden, deren unablässiges Bestreben es dagegen ist, das Volk zu unterdrücken. Gegen ein ihm feindseliges Volk kann sich ein Fürst, bei der großen Menge desselben, nicht schützen; der widerspenstigen Großen aber, deren Wenigere sind, kann er sich versichern. In diesen Ansichten tritt der geborene Demokrat wieder hervor und wird zum Propheten der heutigen „demokratischen Monarchie", die sich auf das von ihr in Scene gesetzte „allgemeine Stimmrecht" gründet.

Die Hauptsache für den neuen Fürsten des Machiavelli ist aber die militärische Organisation seines Staates. Weder auf Miethsoldaten, bei denen kein Verlaß ist, die vielmehr ihre Herren verrathen und im Stiche lassen, und durch welche Italien in Sklaverei und Schande gebracht worden, — noch auf Hülfstruppen, welche man in fremdem Interesse kämpfen läßt, soll er jedoch zählen, sondern er bewaffne seine eigenen Angehörigen in seinem Dienste. Auch soll er selbst keiner andern Beschäftigung sich ergeben, als jener des Krieges und der Disciplin desselben; nur dieses „Handwerk" geziemt dem Befehlenden, und wenn ein solcher es aufgiebt und verweichlicht, so verliert er seine Macht.

Es ist also der Militärstaat, welchen Machiavelli und ihm nach die modernen Machiavellisten als die nothwendige Bedingung sichern Länderbesitzes darstellen. Er vergißt jedoch dabei anzugeben, wie er es verhindern

will, daß die vom Fürsten selbst seinen Unterthanen überlassenen Waffen sich unter Umständen gegen ihn selbst kehren könnten, und verräth damit, daß er den Militärstaat, was auch dieser seiner Natur nach sein muß, nur als einen nothwendigen Übergang aus dem feudalen Gewaltstaate in den modernen Rechtsstaat ansieht, der im Hintergrunde, trotz aller momentanen Verzweiflung an Italiens Rettung und aller Begierde, den wieder emporgekommenen Medici zu dienen, als sein unzerstörbares Ideal ihm vorschwebte. In seinem „bewaffneten Propheten" begrüßt er die Erlösung aus dem feudalen Wirrwarr, aus der Verweichlichung und Versumpfung am Ende des fünfzehnten Jahrhunderts; in seinem bewaffneten Volke aber deutet der gegen seine Absicht und gegen seine innere Überzeugung zum Lehrmeister moderner Militärdespotie gewordene Republikaner zugleich die Rettung aus diesem gefährlichen Übergangsstadium an.

Nachdem Machiavelli seinen Musterfürsten gelehrt, wie er zur Gewalt gelangen und dieselbe befestigen könne, unterrichtet er ihn nun, welchen Gebrauch er davon machen solle, und giebt zu diesem Ende ein vollständiges Charakterbild des „Retters der Gesellschaft", wie er ihn sich vorstellt. Da ein Mensch, lehrt er, der in allen Stücken zum Guten sich bekennen wollte, unter so Vielen, die nicht gut sind, zu Grunde gehen müßte, so ist es für einen Fürsten, der sich behaupten will, nöthig, daß er lerne, nicht gut sein zu können, und hievon Gebrauch zu machen oder nicht, je nachdem es noth thut. Den Fürsten kümmere die Schande nicht, sich solchen Lastern zu ergeben, ohne welche er sich die Herrschaft nicht erhalten könnte. Der Fürst Machiavelli's muß daher seine persönliche Eigenthümlichkeit vollständig ablegen und in Allem nicht darauf Bedacht nehmen, ob seine Handlungen gut oder böse, sondern blos: ob sie geeignet seien, seine Stellung zu befestigen oder zu untergraben. Der „neue Fürst" wird daher ausführlich unterrichtet, wie er sich zu benehmen habe, um weder als karg, noch als verschwenderisch verschrien, um sowol geliebt als gefürchtet, nicht aber gehaßt zu werden. Die Erfahrung lehrt, nach Machiavelli, daß gerade jene Fürsten Großes vollbracht, welche auf die Treue wenig gegeben und die Gehirne der Menschen mit List zu bethören gewußt und daß sie zuletzt Die überwältigt haben, deren Richtschnur die Ehrlichkeit war. Da von den zwei Arten des Kampfes, durch Gesetze und durch Gewalt, jene den Menschen, diese den Thieren eigen ist, die erste aber öfters nicht ausreicht, so muß der Fürst zur zweiten greifen und es verstehen, sowol das Thier, als auch den Menschen, richtig anzuwenden. Er muß Fuchs sein, um die Schlingen zu erkennen, die man ihm legt, und Löwe, um die Angreifer zu schrecken. Ein kluger Fürst kann daher die Treue nicht halten, noch darf er es, wenn ihm dies Halten zum Schaden ausschlüge und die Gründe, aus denen er sie versprach, erloschen sind! Wären die Menschen alle gut, so würde diese Regel nicht gut sein; weil sie aber schlimm sind und ihre Treue

dir nicht halten würden, so hast du sie ihnen auch nicht zu halten! Einem Fürsten werden auch nie gesetzliche Gründe zur Beschönigung des Nichthaltens fehlen. Der Fürst sei groß in der Kunst sich zu stellen und zu verstellen, und er wird immer Solche finden, die sich betrügen lassen. Als Beispiel eines solchen Fürsten führt Machiavelli den saubern Papst Alexander VI. an. Es ist für den Fürsten, sagt er ferner, schädlich: gütig, treu, fromm, redlich zu sein, nützlich aber, es blos zu scheinen, damit er, wenn es nöthig wird es nicht zu sein, das Gegentheil hervorzukehren die Kraft und den Mut habe. Und von den erwähnten Eigenschaften ist nichts nothwendiger, daß man es zu besitzen scheine, als Religion, indem es Jedem gegeben ist zu sehen was man scheint, nur Wenigen aber zu fühlen was man ist, und die Wenigen es nicht wagen, sich der Meinung der Vielen zu widersetzen; der Fürst trachte daher, die Oberhand im Staate zu behaupten; dann werden die Mittel immer ehrenvoll und von Jedermann löblich gefunden werden; denn der Pöbel ist immer vom Erfolge befangen und in der Welt ist nichts als Pöbel! In dieser Stelle bricht Machiavelli's, durch das Elend seiner eigenen Lage und jenes seiner ganzen Nation großgezogener Pessimismus in einen Mißton der Verzweiflung aus, — und wenn er auch an einer spätern Stelle die Eigenschaften aufzählt, durch die sich ein Fürst liebenswürdig und geachtet machen, sich der volksthümlichen Berufsarten, als Industrie, Handel, Ackerbau u. s. w. annehmen soll, so macht dies jenen Gipfel der Niederträchtigkeit, den er einem Menschen gegenüber seines Gleichen zumutet, keineswegs mehr gut, sondern vollendet nur das von dem geistreichen Florentiner entworfene Gemälde einer Heuchelei, wie sie nur aus dem demoralisirten Zustande von Staat und Kirche vor dem Beginne der Reformation hervorgehen konnte. Und gegen diesen Zustand, gegen die Zersplitterung Italiens, gegen die Einmischung der Fremden in die Geschicke dieses Landes ist der wilde und feurige Aufschrei gerichtet, mit welchem der dasselbe so innig liebende Machiavelli seine verzweiflungsvolle Fürstenlehre schließt, indem er die Medici dringend aufruft, sich an die Spitze der Erlösung Italiens von den „Barbaren" zu stellen, einen heiligen Krieg zu eröffnen gegen die spanischen, französischen, deutschen und schweizerischen Söldner, denen die einheimischen Krieger wol gewachsen wären, wenn sie wollten, und durch einen glorreichen Sieg, dem das Volk zujubeln würde, das Vaterland zu verherrlichen.

Und dieser begeisterte Aufruf verhallte ohne Erfolg! Die Welt, die der Einzelne nun einmal nicht nach seinem Kopfe modeln kann, hat den erhabenen Zweck, den Machiavelli vor Augen hatte (wenn er ihn auch mit verwerflichen Mitteln erreichen wollte), mit Verachtung bei Seite geworfen, aus dem merkwürdigen Fürstenbuche, wider die Absicht und gewiß zu großem Schmerze des Verfassers, wenn er es wissen könnte, nur die Niederträchtigkeiten herausgelesen und, wie man aus dem Inhalte derselben erkennen wird, bis auf den heutigen Tag mit fürchterlicher Genauigkeit befolgt.

Lorenzo de' Medici, der kleine Namensvetter und Enkel eines großen Mannes, nahm das ihm dedicirte Buch des gewesenen Staatskanzlers seiner Vaterstadt zwar an; aber für den Verfasser that er nichts, weder für dessen trostlose Lage, noch für dessen großartige Plane. Ob er ihm, als gewesenem Demokraten, mißtraute, oder vor den furchtbaren Rathschlägen eines so gefährlichen Rathgebers zurückbebte, das bleibt dahingestellt.

Machiavelli darbte in Folge dessen mit seiner Familie bis zum Tode des Lorenzo (1519); nach diesem in Florenz nicht betrauerten Ereignisse übertrug Papst Leo X., das Haupt der Medici, der überall experimentirte ohne je etwas Entscheidendes zu thun, seinem Vetter, dem Kardinal Giulio, einem natürlichen Sohne des ermordeten Giuliano, die Verwaltung des florentinischen Staates, und wurde zugleich auf unsern schriftstellernden Staatsmann aufmerksam, indem damals eine von demselben verfaßte Komödie, die „Mandragola", großes Aufsehen erregte. Machiavelli schildert in derselben die Immoralität jener Zeit, an der sich Mönche und Geistliche in empörender Weise betheiligten, und der Papst fand so großes Gefallen daran, daß er die Schauspieler sammt Dekorationen aus Florenz nach Rom kommen und das zotenhafte, aber künstlerisch vollendete Stück vor sich spielen ließ. In dem Dichter jedoch mehr als dies ahnend, beauf-
Florenz r. ihn bald darauf mit einem Gutachten über die Reformen, die in
In diesem t werden könnten.

„Fürsten" ausgesprochenen ist bereits ein Rückgang von Machiavelli's im Lorenzo's Gleichgültigkeit verletzt, von bemerken. Entweder war er durch seiner Rathschläge geeignete Persönlichkeit. ichte eine zur Ausführung Entschiedenheit gegen die Einführung eines Prinzipats nämlich mit behaltung der Republik in Florenz aus, macht jedoch den Medici die Beiden damaligen Umständen unvermeidliche Concession, die Wahl der von ihm vorgeschlagenen beiden Räthe dem Papste Leo und dem Kardinal Giulio zu übertragen, nach deren Tode sie aber wieder an das Volk zurückfallen solle; die übrigen Behörden und Beamten sollte dagegen ein großer Rath von tausend Mitgliedern einsetzen, und damit Savonarola's Schöpfung wieder zu Ehren gezogen werden! Der geborene Republikaner athmete also wieder freier. Mit Bedauern entnehmen wir jedoch demselben Gutachten, daß Machiavelli sich an die im „Fürsten" geoffenbarten pessimistischen und daher treulosen Anschauungen so sehr gewöhnt hatte, daß er jenen beiden geistlichen Fürsten des Hauses Medici räth, die in ihre Hand gelegten Wahlen zu Gunsten ihrer Machtstellung nöthigenfalls zu — verfälschen, — ein Verfahren, welches sich der bereits mehrmals angedeutete große moderne Machiavellist nur zu geschickt angeeignet hat.

Der Fluch unredlicher Mittel, auch wenn sie zu guten Zwecken führen sollen, verleugnet sich indessen niemals. Machiavelli hat auch mit seinem Gutachten über eine neue Verfassung von Florenz bei den Medici so wenig

Anerkennung gefunden, wie mit dem Fürstenbuche. Die Folge davon war, daß er in seinen wiederkehrenden republikanischen Bestrebungen um einen Schritt weiter ging. In den prachtvollen Gärten, welche der reiche und gelehrte Bernardo Rucellai, ein Freund Lorenzo's I. und Mitbeförderer von dessen wissenschaftlichen Bestrebungen, in griechischer Weise zu Florenz angelegt und mit den vorzüglichsten Kunstwerken des Alterthums geschmückt hatte, versammelte sich unter Machiavelli's Mentorschaft ein Kreis edler und freisinniger junger Männer, welche für die alte römische und die alte florentinische Freiheit schwärmten. Aus den dort gesprochenen geistreichen und kühnen Worten gingen Machiavelli's politische „Discorsi" hervor, denen er den unverfänglichen Titel von „Gesprächen über den Livius" beilegte. Im Gegensatze zum Fürstenbuche, in welchem er gewissermaßen den Staat des Fürsten wegen konstruirt, stellt er hier die Idee des Staates obenan und macht diesen wieder zum Selbstzwecke. Die einem Fürsten unter den damaligen demoralisirten Verhältnissen nothwendige Verworfenheit erscheint hier nicht mehr so sehr als Berechnung, sondern nur noch als eine unläugbare Thatsache, und der Pessimismus als der eines Cato, nicht mehr eines Cäsar Borgia. Die Stellung eines Fürsten sieht er nicht mehr als wünschbar an, im Gegentheil als eine für ehrbare Menschen zu vermeidende. Desto unveränderlicher aber bleibt seine Überzeugung von der Nothwendigkeit der Einigung Italiens durch eine mächtige Hand. ... er den damit bitterm Schmerze sein Vaterland als das verde... Herrschaft erblickt er maligen Ländern anerkennt. In einer ... verabscheut, das beste Mittel, fortwährend, wenn er sie auch ... Freiheit zu zwingen. Das Verderben ein Volk zur Wieder... Nothwendigkeit einer so verzweifelten politischen Kur Italiens ... Machiavelli, dessen politischer und religiöser Standpunkt im ...schen Alterthum wurzelte, mit furchtloser Offenheit im Verderben der römischen Kirche begründet und stellt sich damit an die Seite Savonarola's als Vorläufer der deutschen Reformatoren. Wäre das Christenthum, ist seine Ansicht, seinen ursprünglichen Grundsätzen treu geblieben, so würden die christlichen Staaten „um Vieles einiger und glücklicher sein. Je näher aber die Völker der römischen Kirche sind, um so weniger Religion haben sie. Durch das schlechte Beispiel des römischen Hofes hat Italien alle Frömmigkeit und Religion verloren. Die Kirche hat dieses Land zertheilt und erhält es in beständiger Zertheilung fort. Sie zerstörte mit Hülfe Karls des Großen das langobardische Reich, aus welchem sonst ein italienisches entstanden wäre, sie demütigte mit Hülfe Frankreichs die Republik Venedig und vertrieb wieder mit Hülfe der Schweizer die Franzosen. Sie hat daher das Aufkommen einer Menge kleiner Fürsten begünstigt und die Verwüstung Italiens durch fremde Heere verschuldet. Man versuche es nur beispielsweise, den römischen Hof in die Schweiz zu verlegen, das einzige Land, welches noch im Sinne der Alten

lebt, und man wird sehen, daß die traurigen Sitten dieses Hofes mehr Unordnung in jenem Lande hervorrufen werden, als je eine andere Begebenheit im Stande wäre."

Machiavelli begnügt sich aber in den sogenannten livianischen Gesprächen nicht damit, den römischen Hof anzuklagen; er beschuldigt sogar das Christenthum als solches oder vielmehr dessen Ausleger und Priester, indem er ihnen vorwirft, durch ihre Empfehlung der Demut, Selbsterniedrigung und Verachtung des Weltlichen die Menschheit geschwächt und zur Beute der Bösen gemacht, sie zum Müßiggange, statt zur Kraft geführt zu haben.

Es ist nicht zu verwundern, daß diese kühnen Ideen die Besucher der Gärten des Rucellai (es war nach dem Tode Papst Leo X.) dahin brachten, eine Verschwörung zur Vertreibung der Medici und zur Wiederherstellung der republikanischen Verfassung anzuzetteln. Sie wurde entdeckt; zwei Männer erlitten die Todesstrafe, die übrigen konnten sich flüchten. Merkwürdiger Weise aber entging Machiavelli allem Verdachte des Kardinals Giulio; ja der Letztere begann jetzt sogar sich ihm zu nähern, und beauftragte ihn, zu dessen großer Belustigung, mit einer Sendung an ein Mönchskloster, mit welchem Florenz ein Geschäft abzumachen hatte. Bald aber erging an ihn von derselben Seite der wichtigere und ernstere Auftrag, gegen ein gewisses Honorar die Geschichte von Florenz zu schreiben, welchem sich der Verfasser des „Fürsten", während sein neuer Gönner als Clemens VII. den päpstlichen Thron bestieg, mit riesigem Fleiße unterzog, bis ein Werk vorlag, dessen philosophischer Geist, dessen kräftige, gedrängte und schmucklose Sprache, dessen patriotische Haltung, dessen freimütige Brandmarkung fürstlicher Gewaltherrschaft und päpstlicher Ränke und dessen großartige Auffassungsgabe es zu einem Meisterwerke klassisch historischer Darstellungskunst stempeln.

Es war eine gewitterschwüle Zeit in Italien. Wandernde Waldbrüder und Prediger sagten den Untergang der Welt voraus und bezeichneten Papst Clemens VII. als den Antichrist. Das Land war die Beute fremder Heere, und es schien sein Schicksal zu sein, durch seine Erhebung gegen den einen Fremden sich den Andern auf die müden Schultern zu laden. Die Franzosen waren von der habsburgischen Macht bei Pavia geschlagen, und nun seufzte Italien unter der spanisch-deutschen Zuchtruthe. Der neue Papst war Italiener und fühlte dies. Er trat an die Spitze einer italienischen Erhebung gegen die neuen Dränger; aber schon im Entstehen war sie von dem in Mitwissenschaft gezogenen Spanier Avalos, Marchese von Pescara, verrathen. Um den Abfall von der kaiserlichen Sache zu züchtigen, eilte unter den Fahnen des die Reformation bekämpfenden Kaisers ein zuchtloses, aus Lutheranern gegen den doppelt verhaßten Papst geworbenes Heer nach Italien, wo es sich mit spanischen Söldnern vereinigte. Georg von Frundsberg, der in Worms dem kühnen Mönche er-

munternd auf die Schulter geklopft, und der Connetable von Bourbon, der Feind seines Vaterlandes, führten es. Ersterer starb auf dem Wege, Letzterer auf den Wällen Roms.

Da war es der patriotische Clemens, der, als gleichzeitiger Beherrscher des zu einem mediceischen Erbgute herabgewürdigten Florenz, bei der Bedrohung dieser Stadt durch Horden der Landsknechte, unsern Machiavelli, der inzwischen ein Werk über Kriegskunst verfaßt hatte, zum Verwalter der florentinischen Festungswerke ernannte. In der Stunde der Gefahr, welche Mittelitalien die Unterjochung und Verwüstung und dem neuen Babylon am Tiber den Untergang drohte, berathschlagte Machiavelli, der nun in Florenz eine hohe Stellung einnahm, mit seinem Freunde und historiographischen Ruhmesgenossen Francesco Guicciardini, der damals das päpstliche Heer befehligte und die Romagna verwaltete, über die Mittel zur Rettung Italiens von den neuen Barbaren. Aber die Zerrüttung der Truppen des noch unabhängigen Theiles von Italien und der Verrath des Herzogs von Urbino vereitelten alle hochherzigen Plane; Rom erlebte am 6. Mai 1527 die Tage eines Alarich und Geiserich noch einmal, wobei sich indessen blos die Spanier durch Grausamkeit und Zuchtlosigkeit auszeichneten, während die Deutschen mehr ihrem Hange zur Verspottung des besiegten Papstthums Luft machten. Zu gleicher Zeit erhoben sich die Republikaner von Florenz, ermutigt durch die Schwäche ihrer Tyrannen, vertrieben die im Auftrage des Papstes dort hausenden beiden Bastarde des Hauses Medici, Ippolito und Alessandro, zertrümmerten das Standbild Clemens VII. und nahmen ihm seine Güter weg. Machiavelli aber, der in der letzten Zeit die Gunst der Medici gekostet, war jetzt in der Vaterstadt verpönt, wurde als Tyrannenschmeichler zurückgestoßen, und sein Herz brach, befördert durch eine falsch angewandte Medicin, wenige Wochen nach der Verwüstung Roms, am 22. Juni. Seine Kinder, die er in der größten Dürftigkeit zurückließ, waren die Einzigen, die ihn beweinten.

Die wieder errungene Selbständigkeit von Florenz war nicht von Dauer. Der Kaiser Karl V., der die durch seine Siege in Italien festgegründete spanisch-österreichische Oberherrschaft von jeder Opposition befreien wollte, und der Papst Clemens VII., der des Kaisers bedurfte, um die Reformbewegung in Deutschland zu bekämpfen, verbanden sich gegen die Stadt des Dante, um den letzten Rest von Freiheit in Italien zu ertödten. Von seinem Feldherrn Malatesta Baglioni verrathen, mußte sich Florenz, obwohl von dem großen Künstler Michel Angelo, der das Geschütz befehligte, heldenmütig vertheidigt, ergeben (1530) und der Kaiser ernannte den Bastard Alessandro von Medici, der wahrscheinlich ein natürlicher Sohn des Papstes und einer Negersklavin war (seine Physiognomie verrieth die Race seiner Mutter), aber als Sohn Lorenzo's II. galt, zum erblichen Herrn von Florenz. Nachdem derselbe in einem schändlichen Leben jedem Verbrechen gehuldigt, schaffte ihn sein Vetter Lorenzino, von einer

jüngern Linie der Medici, durch Mord aus dem Wege (es begann die vormals verdienstvolle Familie bereits zu byzantinern), starb aber selbst als Verbannter denselben Tod, und ein weiterer Vetter, Cosmo, erhielt die Herrschaft über das niedergedrückte Florenz, unterwarf ganz Toscana und erntete später für sich und seine Nachkommen den Titel eines Großherzogs.

So war nun ganz Italien, mit Ausnahme drei aristokratischer und daher blos angeblicher Republiken (Genua, Lucca und Venedig), entweder einheimischen oder fremden Monarchen unterworfen; Machiavelli's hochfliegende Plane wurden durch die von ihm selbst in anderer Absicht ertheilten Rathschläge erstickt, und von da an blieb, wie der Patriot Mariotti sagt, „die Schmach der Feigheit auf den Italienern haften und schändet noch heutzutage den Charakter dieses Volkes." — Die Umwandelungen der letzten Jahre jedoch, der überall kundgegebene Wille der ganzen Nation, einig und frei zu werden, und die bei dieser Gelegenheit, trotz manigfachen Mißgeschickes, an den Tag gelegte Ausdauer und Unerschrockenheit, berechtigen zu begründeten Hoffnungen auf eine bessere und erfreulichere Zukunft.

Zweites Buch.

Das Wiederaufleben der Wissenschaften.

Erster Abschnitt.

Die wälschen Humanisten.

Die staatlichen und kirchlichen Zustände Italiens im Übergange vom fünfzehnten zum sechszehnten Jahrhundert boten ein trostloses Bild dar und endeten in den schreiendsten Mißtönen. Dieses unglückliche Land würde daher der vollsten Verzweiflung preisgegeben erscheinen, wenn nicht zu derselben Zeit der wohlthuende Hauch idealer Bestrebungen die hesperischen Fluren verklärt hätte. Die Betrachtung dieser Blüte des geistigen Lebens wird in uns die scheußlichen Erscheinungen jener Schreckenszeit wieder vertilgen und uns mit der Vergangenheit des ewig schönen Gartens jenseits der Alpen versöhnen.

Es gab in Italien eine — freilich kurze — Zeit, von welcher der Geschichtschreiber Guicciardini im Beginne seines Werkes sagen konnte, jenes Land habe „gänzlich des tiefsten Friedens und der vollständigsten Ruhe genossen, nicht weniger in den gebirgigsten und unfruchtbarsten Gegenden, als in den ebensten und fruchtbarsten, es sei keiner andern Herrschaft unterworfen gewesen, als jener seiner eigenen Angehörigen, habe nicht allein Überfluß an Bewohnern und Reichthümern besessen, sondern sei auch im höchsten Maße durch die Freigebigkeit vieler Fürsten, durch den Glanz der edelsten und schönsten Städte, durch den Mittelpunkt und die Majestät der Religion verherrlicht worden, es haben dort die bewährtesten Männer in der Staatsverwaltung, die edelsten Geister in allen Wissenschaften und in jeder ausgezeichneten und emsigen Kunst geblüht." Es war dies das Zeitalter des Lorenzo de' Medici, die eigentliche Blüteperiode italienischer Wissenschaft und Kunst, welche namentlich dadurch unsterblichen Ruhmes

theilhaft geworden ist, daß sowol die Wiederherstellung der Kenntniß des klassischen Alterthums nach Kräften gepflegt und aufrecht erhalten, als die eine Zeit lang durch letztere Geistesrichtung in den Hintergrund gedrängte italienische Literatur wieder zu Ehren gezogen wurde. Die Entstehung dieser beiden Bethätigungen des italischen Geistes fällt in das vierzehnte Jahrhundert, also in eine Zeit, in welcher die mittelalterlichen Ideen noch beinahe unumschränkt herrschten, und welche daher nur durch vereinzelte eine neue Zeit ankündende Geistesblitze erhellt wurde. Beide Richtungen haben auch ihre erste erkennbare Wurzel in einem Manne, dem großen Dante Alighieri (1265—1326), dem Schöpfer der „göttlichen Komödie“ (1300), dieser Verschwisterung klassischer Poesie und mittelalterlicher Scholastik; denn er war es, der aus den klangreichsten Elementen der italienischen Mundarten diesem Lande eine reizvolle Schriftsprache schuf und sowol in die Alleinherrschaft der verdorbenen alten Sprache Roms im gebildeten Europa die erste Bresche schoß, als in die Überzeugung von der Allmacht, der Unfehlbarkeit und dem weltlichen Herrscherberufe des Papstthums. Er wagte Letzteres vom Standpunkte der nationalen Monarchie aus und griff die Alleinherrschaft kirchlicher Vorstellungen im Gebiete der Poesie kühn an mittels der Wahl Vergils zu seinem Führer durch die weiten Reiche der Hölle und des Fegefeuers, wie mittels durchgehender Vermischung heidnischer und christlicher Phantasien vom Jenseits und mittels rücksichtsloser Verdammung nichtswürdiger Priester, Mönche und selbst Päpste in seine Hölle, — bei aller Orthodoxie seiner theologischen Ansichten. Der edle Dichter mußte jedoch als Verbannter, ferne vom undankbaren Florenz (in Ravenna) sterben. Als die Vaterstadt des großen Genius ihr Unrecht einsah, errichtete sie, seinen zürnenden Schatten zu sühnen, einen besondern Lehrstuhl für die Erklärung seiner Werke und übertrug ihn dem Giovanni Boccaccio (1313—1375). Dies war der erste Italiener, der mit Hülfe des griechisch gebildeten Calabresen Leontius die Sprache des alten Hellas wieder in Aufnahme brachte und den Homer (in's Lateinische) übersetzte; durch seinen Decamerone aber wurde er der Vater der italienischen Prosa und machte in demselben auf die bodenlose moralische Versunkenheit des römischen Hofes und Klerus, und in Folge dessen auch der bürgerlichen Gesellschaft, aufmerksam, sowie auf den verwahrlosten Zustand der Wissenschaften in den Klöstern, den angeblichen Bewahrern derselben. Er selbst fand im Kloster Monte-Casino, dem berühmtesten und gelehrtesten aller europäischen, die Bibliothek in Staub und Moder versunken und den Ratten preisgegeben, und die herrlichsten Manuskripte Homers und Platons mit Legenden und theologischer Polemik überschrieben! Der Dritte im Bunde der vormediceischen Literatur Italiens war, gleich den beiden Anderen, ein Florentiner, wenn auch in der Verbannung geboren, Francesco Petrarca (1304—1374), der für die lateinische Sprache, besonders für die Kenntniß seines Ideals, Cicero, ebenso anregend wirkte, wie

Boccaccio für die griechische, die Petrarca nicht verstand. Im Leben mehr wegen des vergessenen lateinischen Epos „Africa“ (über Scipio den Afrikaner), als wegen seiner italienischen, kunstvollen, wenn auch langweiligen und mehr berechneten als gefühlten Liebesgedichte an die provençalische Ritterdame Laura berühmt, wurde er im Jahre 1341 in der ewigen Stadt, über „deren damalige Unwissenheit er erröthete,“ der er aber doch den Vorzug vor Paris und Neapel gab, die ihn zu ehren wetteiferten, feierlich auf dem Kapitol als Dichter gekrönt, wobei in bezeichnender Versinnbildlichung der beginnenden Vermischung heidnischer und christlicher Ideen, Figuren der griechischen Mythologie den Festzug verherrlichten, der mit Messen eröffnet wurde und am Altare des heiligen Petrus schloß. Auch dieser Dichter, obwol von den Schwächen seiner Zeit nicht frei, ist ein furchtbarer Strafprediger gegenüber der päpstlichen Hierarchie, deren schmählichste Erniedrigung im Sündenpfuhle Avignon er mit ansah. Noch mehr als Boccaccio hat er gearbeitet, die abgeschmackte Scholastik durch den frischen Quell der griechischen und römischen Klassiker wegzuschwemmen. Schon bei seinen Lebzeiten verehrte ihn der byzantinische Orient und sorgte die Vaterstadt Arezzo für Integrität seines Geburtshauses.

Dieses Kleeblatt ist, obschon nach seinen theologischen Ansichten noch ganz in das Mittelalter gehörig, doch von so hoher Bedeutung für die Kultur der nachfolgenden Zeiten, daß ihm die Literatur keines andern Volkes irgend etwas Ähnliches an die Seite zu setzen vermag. Alle Drei, Dante, Petrarca und Boccaccio, haben die italienische Literatur, die durchaus keine volksthümliche Grundlage hat, durch ihren Geist geschaffen, das Studium der alten Klassiker wiederhergestellt, und — die unbedingte Autorität des Papstthums untergraben. Sie sind damit die ersten Störer des mittelalterlichen Kulturstillstandes, der Scholastik und der Hierarchie, die Begründer der neuern wissenschaftlichen Forschung, der nationalen Kunst und Dichtung und der Fortbewegung aus der Stagnation im kirchlichen Leben, wenn auch noch nicht geradezu der Reformation, geworden.

Diese neuen Erscheinungen schütteten indessen ein solches Füllhorn des Schönen, Guten und Wahren auf die Menschheit aus, daß diese nicht Alles zumal erfassen konnte. Es mußte von diesen reichen Blüten eine der andern Zeit lassen, Früchte zu tragen; alle zugleich hätten einander erstickt.

Zuerst machte sich die Wiedergeburt der klassischen Studien geltend und ist auf diese Weise zur Vorläuferin der neueren nationalen Literaturen und der Reformation geworden. Zwar ist sie im Anfange, begünstigt durch die gleichzeitige türkische Eroberung Konstantinopels und die daraus hervorgehende Flucht gelehrter Griechen nach Westeuropa, mit solcher Leidenschaft ergriffen worden, daß die nationale Literatur nicht nur zurücktreten mußte, sondern von einseitigem gelehrtem Dünkel geradezu hintangesetzt und als Sache des Pöbels vornehm weggeworfen, und daß die von den Concilien zu Konstanz und Basel angeregte Kirchenreform so lange aufgeschoben

wurde, bis es zu spät für sie war und eine Kirchentrennung an ihre Stelle treten mußte.

Bei der innern Leerheit, Hohlheit und Öde der damaligen, von den unwissenden Kirchenvätern beherrschten Wissenschaft mußten die griechischen und römischen Klassiker jedem mit gesunder Vernunft begabten Menschen als eine wahre Erquickung erscheinen und mit Jubel willkommen geheißen werden. Wie stach gegen das, was man bisher gehört, die Vaterlandsliebe eines Herodot, Thukydides, Demosthenes, die Erhabenheit eines Homer, Aischylos, Sophokles, Pindar, die Tiefe eines Platon und Aristoteles, die feine Bildung eines Cicero, Horaz und Ovid, die republikanische Würde und moralische Entrüstung eines Sallust und Tacitus ab! Die todten Heiden, über welche der christliche Klerus vornehm die Achseln zuckte, mußten die geistige Erziehung der Menschen, die jener vernachlässigt hatte, nachholen!

Der geistige Vater der italienischen Freunde des klassischen Alterthums war der Grieche Emmanuel Chrysoloras, welcher als Gesandter des byzantinischen Kaisers Johannes Palaiologos im Abendlande vergeblich um Hülfe gegen die das demoralisirte Ostreich überschwemmenden wilden Söhne der turanischen Steppe rief. Es gelang seinen Bewunderern, ihn als Lehrer der griechischen Sprache und Literatur in Florenz, dem Vororte aller höheren Bestrebungen in Italien, zu fesseln; er theilte aber die Schätze seines Wissens auch anderen italienischen Städten mit, zuletzt selbst dem deutschen Konstanz, wo er während des dortigen Conciliums starb. Was er für die Sprache von Hellas, das that sein gleichgesinnter Zeitgenosse Johannes von Ravenna, Professor in Florenz, für jene des alten Rom; es folgten ihnen unzählige Griechen und Italiener und das ganze gebildete Italien wollte nur noch römisch sprechen, schwärmte nur noch für der glorreichen römischen Vorfahren Sitte, Macht und Bildung. Und doch war es nicht Rom, das in diesen Bestrebungen voranging. Die ewige Stadt, von dem strebsamen, lebhaften, für ideale Interessen schwärmenden Florenz längst überflügelt, hatte während des vierzehnten Jahrhunderts nicht nur in materiellen, sondern auch in geistigen Ruinen gelegen und keinen einzigen bedeutenden Kopf hervorgebracht, — nur den kopflosen Schwärmer Rienzo. Es war dies aber auch zu der anarchischen Zeit während der Abwesenheit der Päpste in Avignon und des Schismas nichts Auffallendes. Adelige Parteihäupter, herrschsüchtige Legaten und ehrgeizige Volksführer schienen zu wetteifern in der Zerstörung jeden höhern Strebens. Erst im Jahre 1406 gelangte Rom zur Stiftung seiner Universität, durch Innocenz VII., welcher einsah, daß die Stadt, welche die meisten Reste klassischer Kultur umfaßte, in Pflege derselben nicht zurückbleiben dürfe.

An die Spitze der humanistischen Bewegung stellten sich die damals noch die republikanischen Formen achtenden und alles Schöne befördernden.

Beherrscher von Florenz aus dem Hause der Medici, zuerst Cosimo. Mit Benützung ihrer die ganze damals bekannte Welt umfassenden Handelsverbindungen, suchten sie aus dem Oriente, besonders aus dem berühmten Kloster des Berges Athos, Manuskripte und Codices der alten Klassiker herbeizuschaffen und in unschätzbare Sammlungen zu vereinigen. Cosimo gründete aus diesem kostbaren Funde die mediceische, die Republik Venedig, von Petrarca und dem Kardinal Bessarion, einem zur römischen Kirche übergetretenen Griechen, unterstützt, die Markus-Bibliothek, und der gelehrte Thomas Parentucelli von Sarzana, später Papst Nikolaus V., bereicherte die vatikanische Büchersammlung, welcher später auch die von Federigo Montefeltro angelegte, an Manuskripten reiche, Druckwerke aber verschmähende Bibliothek von Urbino einverleibt wurde. Man fertigte mit glühendem Eifer Abschriften in prachtvoller Ausstattung auf Pergament, wozu noch luxuriöser Einband in Karmoisinsammt und silberne Beschläge kamen, und zahlreiche Schreiber, deren Cosimo 45 hielt, welche in 22 Monaten 200 Bände schrieben, waren damit beschäftigt, in der schönen Handschrift jener Zeit die Alten wiederzugeben. Den Gelehrten aber, welche keine Schreiber halten konnten und selbst kopiren mußten, war die Erfindung der Buchdruckerkunst sehr willkommen. Schüler Guttenbergs zogen nach Italien, und Aldus Manutius in Venedig wurde ein Fürst des Typographenreiches. Erst jetzt konnten die vergessenen und vermodernden Schätze der Klöster nutzbar gemacht werden; denn diese Anstalten hatten in ihrer frühern Blütezeit kaum so viele Werke des klassischen Alterthums gerettet und erhalten, als sie durch Überschreibung der werthvollsten Manuskripte mit Gebeten und Psalmen und in ihrem damaligen Verfalle durch grauenhafte Vernachlässigung dem Untergange weihten. Eines der berühmtesten Klöster in Bezug auf Wirken für Kunst und Wissenschaft war bekanntlich St. Gallen gewesen; seit dem elften Jahrhundert aber hatte es sich erst dem Müßiggange, dann der Jagd und dem Kriege ergeben. Die adeligen Stiftsherren vernichteten absichtlich die kostbarsten Bücherschätze und Urkunden, ließen solche entwenden*), und einer der gelehrtesten Italiener und eifrigsten Beförderer der klassischen Bewegung, Poggio Bracciolini (1380—1459), welcher während der Kirchenversammlung zu Konstanz sich nach St. Gallen verfügte, um nach werthvollen Handschriften zu suchen, fand dort in einem dunkeln und öden Thurme, wo die Bücher übereinander geschichtet vermoderten, von Schimmel und Staub bedeckte Codices des Quintilian und Valerius Flaccus, und hielt sich durch diesen Zustand der — Bibliothek und durch seinen wissenschaftlichen Eifer zu frechem Diebstahle werthvoller Werke für berechtigt. Erst das Beispiel der weltlichen und weltgeistlichen Alterthumsfreunde hat später die Klöster theilweise veranlaßt, ihre Schätze wieder sorgfältiger zu sammeln und zu bewahren.

*) Weidmann, Geschichte der Bibliothek von St. Gallen S. 30ff.

Der klassische Sammel- und Lerneifer wurde so groß, daß alle anderen, die Welt sonst beherrschenden Interessen zurücktreten mußten. Die Städte zogen ihre im Alterthume berühmten Mitbürger zu Ehren und errichteten ihnen theilweise verspätete Denkmäler; so ehrten Mantua und Neapel den Vergil, Padua den Livius, Sulmona den Ovid; in Arpino wurden eine Menge Kinder „Cicero" und „Marius" getauft, und Pius II. (Äneas Silvius Piccolomini) begnadigte die besiegten Arpinaten um dieser ihrer Vorfahren willen.

Der letztgenannte Papst schrieb in klassischem Latein eine Schilderung des damaligen Zustandes Europa's, eine Geschichte Italiens zu seiner Zeit, eine solche des Concils zu Basel, an dem er eifrig Theil genommen, unterdrückte aber, seit er 1458 den heiligen Stuhl bestiegen, seine ehemaligen oppositionellen Äußerungen über die Mängel der Kirche. Dagegen machte er sich besonders um die Wiedererweckung des Interesses am Alterthum der Stadt Rom verdient. Zu seiner Zeit wurde es in Rom Mode, von den alten Römern abstammen zu wollen. Man gab, wie auch im übrigen Italien, den Kindern griechische und römische Namen. Man benannte moderne Gegenstände mit antiken Ausdrücken, indem man z. B. die Kardinäle als „Senatoren", die Nonnen als „Vestalinnen" bezeichnete. Mit Eifer wurden die Schauspiele des Plautus und Terentius in der Originalsprache aufgeführt. Man untersuchte die Reste der alten Villen, Thermen, Tempel, Wasserleitungen u. s. w. und grub darin nach Alterthümern. Die Ruinen des mittelalterlichen Rom, die Gregorovius uns so ergreifend schildert, machten den Ruinen des antiken Rom Platz. Nach und nach (bis gegen Ende des Jahrhunderts) fand man unter den Trümmern der Stürme von Jahrhunderten die herrlichen Bildwerke des belvederischen Apollo, des Laokoon, der vatikanischen Venus, des Torso, der Kleopatra. Man fand nach und nach die griechischen Klassiker, die man bisher nur in lateinischen Übersetzungen gekannt, und vervollständigte die lateinischen, so weit es möglich war. Den erwähnten Poggio unterstützte in dieser Thätigkeit mit Aufopferung seines Vermögens der reiche Florentiner Niccolo Niccoli. Der in der ersten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts bei dem Herzoge Johann Franz Gonzaga zu Mantua als Hauslehrer angestellte treffliche Pädagog und Humanist Vittorino Rambaldoni aus Feltre hielt eine Lehranstalt, in welcher neben den Wissenschaften auch körperliche Übungen getrieben wurden, erzog überdies talentvolle Arme und verzichtete dabei auf eigene Bereicherung. Das Nämliche ist auch von Guarino aus Verona zu rühmen, der seit 1429 Lehrer am Hofe der Este zu Ferrara, dann an der Universität war und im Oriente Manuskripte sammelte, deren Verlust durch einen Sturm sein Haar plötzlich ergrauen machte. Sie und andere begeisterte Verehrer der Wissenschaft gewannen manchen Lebemann für die klassische Laufbahn und erzogen manches damals bewunderte Sprachgenie. Man stellte in Florenz, Rom und anderen Städten fest besoldete Lehrer

des Griechischen an, unter denen sich, neben den Erwähnten, **Johannes Argyropulos**, **Theodor Gaza**, **Demetrios Chalkondylas** u. A. auszeichneten. Die Universitäten, welche bisher nur für Berufsfächer gesorgt hatten, vermehrten und vervollständigten sich rasch.

Bologna wandte die Hälfte seiner Staatseinnahmen auf seine Hochschule. Um die Professoren sicher zu stellen, schenkte man ihnen oft ein Kapital, aus dessen Zinsen sie leben konnten. Andere wurden nur auf einzelne Semester angestellt; Manche sogar wanderten freiwillig umher und lehrten unentgeltlich. Die für die Humanisten bestimmte Stelle war in der Regel jene des Professors der Rhetorik. Ihrer Manche lehrten indessen daneben auch andere Wissenschaften, wie z. B. die Rechte. An manchen Orten entstanden überdies, um dem Drange der Zeit genug zu thun, noch besondere humanistische Anstalten neben den Universitäten, so im Augustinerkloster Santo-Spirito zu Florenz, während in Rom die bedeutendsten Humanisten längere Zeit nicht an der Hochschule (Sapienza), sondern auf der päpstlichen Kanzlei, oder als Privatleute unter der Protection mäcenatischer Prälaten wirkten. Die humanistische Thätigkeit führte auch eine Reform der unteren lateinischen Schulen herbei, die meist nicht unter der Kirche, sondern unter Stadtverwaltungen standen.

Die Humanisten dienten den italienischen Fürsten, unter welchen sogar verworfene Wütheriche, wie Sigismund Malatesta von Rimini, die Wissenschaften beschützten, vielfach als Briefschreiber und Redner, in welch letzterer Stellung sie auch mit Gesandtschaften betraut wurden, den Fürsten bei feierlichen Anlässen lateinisch anredeten (nicht selten in Versen), am Jahrestage seines Todes Gedächtnißreden hielten, begeisternde Ansprachen an die Soldaten verfaßten, — wenn sie geistlich waren, auch lateinisch predigten u. s. w., welche rhetorische Musterstücke gewöhnlich sowol pomphaft, als ungemein gelehrt sein mußten und meist außerordentlich geschmacklos ausfielen. Mit großem Eifer warfen sich die Humanisten auch auf die **Abhandlung**, in welcher sie Cicero, und auf die **Geschichtschreibung**, in welcher sie Livius und Cäsar zum Muster nahmen. Es war jedoch dies eine bastardartige Literatur, soweit sie sich auf Nachahmung der Alten warf, weil sie darin nicht auf eigenen Füßen stand, sondern sich mit fremden Federn schmückte und daher nur farb- und leblose Phrasen hervorbrachte. Machten sich dagegen die humanistischen Geschichtschreiber an selbständige Gegenstände, statt an fortlaufende, langathmige Geschichten, wie an Monographien und Biographien aus ihrer Zeit, so lieferten sie Werke, die der besten klassischen Muster würdig waren. Das Lateinische war überhaupt die allgemeine Sprache der Gelehrten, welche sich in ihren Muttersprachen und Dialekten (sogar die Italiener verschiedener Gegenden unter sich) nicht verstanden hätten, und man gewöhnte sich so sehr an die Herrschaft des Lateinischen, daß Poggio sogar bedauerte, daß Dante seine göttliche Komödie (wie er allerdings begonnen) nicht lateinisch geschrieben habe, sondern in

einer Sprache, die blos für die Handwerker und den Pöbel gut genug sei, und daß durch Petrarca's Sonette seine lateinischen Werke weit hintangesetzt wurden. Ja, in Florenz verboten sogar Väter ihren Söhnen und Lehrer ihren Schülern das Lesen italienischer Bücher. Daher bildet das fünfzehnte Jahrhundert eine schmerzliche Lücke in der italienischen Literatur. Man dichtete fast nur noch lateinisch; man unternahm es sogar, Vergil fortzusetzen und mit Theokrit und Lucretius, Catull und Horaz zu wetteifern. Eine besonders beliebte Form der lateinischen Dichtung war das Epigramm, mittels dessen man Personen und Dinge der verschiedensten Art bald bis zur Lächerlichkeit verherrlichte, bald höhnend in den Koth herabzog. Namen der lateinischen Dichter werden wir unter denen der italienischen nennen.

Die hauptsächlichste Folge der humanistischen Bewegung, neben der Wiederbelebung des klassischen Alterthums, war eine durchgreifende Umgestaltung der Philosophie. So weit die herkömmlicher Weise mit diesem Namen benannte Geistesrichtung damals im christlichen Abendlande herrschte, war sie ein Gewebe von Widersinnigkeiten, welches unter der Benennung „Scholastik" (das Schulzopfthum) bekannt ist; dieselbe bestand aus einer Verquickung der durch die Araber und die Kirchenväter entstellten und mißverstandenen Lehre des Aristoteles mit dem christlichen Dogma, das jene angeblichen Philosophen als etwas Voraussetzungsloses, Unantastbares geachtet wissen wollten. Die Scholastiker, in zwei Parteien getheilt, die Realisten des Dominikaners Thomas von Aquino und die Nominalisten des Franziskaners Duns Skotus, stritten sich um die lächerlichsten Dinge, z. B. ob eine von einer Maus verschlungene Hostie (also nach der kirchlichen Lehre der Leib Christi) noch im Bauche derselben angebetet werden müsse, — wie viel Engel auf einer Nadelspitze Platz haben, — ob auch der Teufel das Abendmahl genießen könne, ob Gott die Welt nicht auch unter der Gestalt eines Kürbisses (!), eines Esels (!!) u. s. w. hätte erlösen können und wie er in derselben hätte gekreuzigt werden müssen, — ob (was endlich in unserer aufgeklärten Zeit ein altersschwacher Papst entscheiden zu können glaubte) Maria von ihrer Mutter ohne Erbsünde empfangen worden sei und unzähliges Anderes, was theilweise sogar der Anstand nur anzudeuten verbietet. Den Inhalt der Scholastik stellte am Anfange des sechszehnten Jahrhunderts Cortesius in einem „wohlgeschriebenen klassischen Werke voll Geist und Witz" zusammen.

Es war nicht zu verwundern, daß sich gegen diese Jämmerlichkeiten eine erfrischende Opposition erhob, sobald die griechischen Philosophen, voran der phantasiereiche, farbenschimmernde Platon, durch die klassischen Bemühungen näher bekannt wurden. Der an den Concilien von Ferrara und Florenz bei Anlaß der päpstlichen Versuche einer Vereinigung der morgen- und abendländischen Kirche anwesende griechische Platoniker Gemistos oder Gemistios Plethon, welcher laut seine Hoffnung

ausſprach: bald würden Chriſtenthum, Judenthum und Islam zu Gunſten eines gereinigten Heidenthums verſchwinden, dabei aber wunderliche myſtiſche Ideen entwickelte, — ſchrieb einen ſo ausgezeichneten griechiſchen Stil, daß die gelehrteſten Humaniſten ſeiner Zeit ſagten, er unterſcheide ſich von den alten Hellenen nur dadurch, daß er nicht zu ihrer Zeit lebte, und hielt in Florenz auf Anordnung Coſimo's Vorleſungen über Platon. Durch dieſelben angeregt, gründete der genannte Mediceer mit Plethons Hülfe die berühmte Akademie von Florenz. War nun auch der alte Platon mit ſeiner ſchwärmeriſch-gläubigen Lehre dem verſtändigen und logiſchen Ariſtoteles gegenüber nicht gerade ein paſſender Repräſentant des Fortſchrittes, ſo war es doch ein empfindlicher Schlag für die Anbeter des verfälſchten Ariſtoteles, daß ihre Autorität Schritt vor Schritt abnahm, und die damaligen Platoniker ſtürmten gegen den ariſtoteliſchen Zopf ſo mächtig heran, wie in unſerm Jahrhundert die Romantiker mit ihrem Ideal eines nie dageweſenen, erdichteten Mittelalters gegen den bureaukratiſch-polizeilichen Zopf eines falſchen Klaſſicismus. Alle Oppoſition iſt ſchwärmeriſch und phantaſiereich, und ſo war auch jener Platonismus ein poetiſches Rütteln an den Ketten trockener und öder Rabuliſterei. Da indeſſen in Folge von Plethons Rückkehr nach Griechenland, wo er 1451 ſtarb, die platoniſche Akademie zu keiner rechten Blüte gelangen wollte, übertrug Coſimo ihre Leitung dem jungen Gelehrten Marſilio Ficino (geboren 1433), den er ſelbſt als Platoniker hatte erziehen laſſen, und deſſen Vater ſein Arzt geweſen war. Ficino war bereits als Schriftſteller berühmt; die erſte gute lateiniſche Überſetzung Platons iſt ſein Werk. Er ſchrieb über das geſammte Gebiet des damaligen menſchlichen Wiſſens, jedoch ohne daß er im Stande war, dasſelbe in eine philoſophiſche Einheit zu bringen, vielmehr in die wunderlichſten Verirrungen fiel, wie ſeine konfuſe „Platoniſche Theologie“ beweist, in welcher er allen Körperweſen, auch den unorganiſchen, „unſterbliche Seelen“ zuſchrieb und ſie wunderlich klaſſificirte. Dennoch errangen ſeine Schriften damals in Europa ungeheuren Ruf, und man ließ ſich kaum träumen, daß ſie einſt vergeſſen ſein würden. An der Spitze der Platoniker ſtand der erwähnte Kardinal Beſſarion, und ihm gegenüber ſuchte umſonſt ſein urſprünglicher Landsmann, Georg von Trapezunt, die im Sturze begriffene Autorität des Ariſtoteles aufrecht zu erhalten. Während jedoch dieſe würdigen Gelehrten nur um der Sache willen, wenn auch nicht ohne Reizbarkeit und Heftigkeit, kämpften, mußte man es erleben, daß ſelbſt in die geheiligten Hallen der Wiſſenſchaft ſich bald unlautere Motive und Beſtrebungen drängten. Es gab unruhige Geiſter, denen der ſtrengwiſſenſchaftliche Ton bald überläſtig und eine pikante Abwechſelung zum Bedürfniſſe wurde, wozu u. A. namentlich auch die aufgekommene Unſitte Anlaß gab, einander aus gelehrtem Eifer werthvolle Manuſkripte zu ſtehlen, — gleichwie in derſelben Zeit die Frommen es für erlaubt hielten, Reliquien der Heiligen ſich wider

den Willen der Eigenthümer anzueignen. Den Anfang in diesem unerquicklichen Treiben machte der Palermitaner Antonio Beccadelli, von dem es schwer zu begreifen ist, wie er in grauem Alter sein von Unanständigkeiten wimmelndes Werk „Hermaphroditus“ herausgeben und dem ihn beschützenden ernsten Cosimo widmen durfte. Das Buch wurde nicht nur an mehreren Orten verbrannt, sondern erfuhr auch den herben Tadel von Gelehrten, welche es selbst nicht besser machten. Es waren dies: der bereits aufgeführte Poggio, welcher scharf gegen die entartete Kirche auftrat und die Bettelmönche beschuldigte, nicht sich selbst, sondern Andere an den Bettelstab zu bringen, selbst aber eine Sammlung schmutziger Anekdoten (Facetiae) schrieb, die von 1470 bis 1500 zwanzig Auflagen erlebte, und sich während seiner Theilnahme an den Kirchenversammlungen in Konstanz und Basel an den ungezwungenen und paradiesischen Gewohnheiten der Kurgäste zu Baden im Aargaue erlustigte, und dem wegen seiner Verdienste, sammt seinen vierzehn unehelichen Kindern, vom Staate Florenz die Steuern erlassen wurden; — dann seine beiden Gegner: Francesco Filelfo aus Tolentino, ein verzogenes Kind der florentiner gelehrten Welt und undankbarer Schützling Cosimo's, und der Römer Lorenzo Valla. Alle drei schrieben Foliobände voll der gemeinsten und zotenhaftesten Schimpfereien und Verleumdungen gegen einander, die man heutzutage nicht einmal mündlich, geschweige denn schriftlich, wagen würde, und stimmten nur in ihrer Geißelung des sittenlosen Lebens am römischen Hofe und in den Klöstern überein; ja, Valla, der noch der Anständigste unter den Dreien war, bestritt offen die Ächtheit der sogenannten Schenkung Konstantins, durch welche der Bischof von Rom den Kirchenstaat erworben haben sollte, und nannte die weltliche Herrschaft des Papstes ein Geschenk des Teufels. Dabei huldigten jedoch diese Gelehrten, besonders Poggio, dem krassesten Aberglauben, hielten Geistererscheinungen, Beschwörungen, Zaubereien, Astrologie u. a. Blödsinn für wahr, und warfen auf drolligste Weise heidnische und christliche Mythologie untereinander, indem sie z. B. zu beweisen suchten, daß schon die „alten Götter“ (!) auf die „wohlwollendste Weise“ von Christo (!) gezeugt hätten. Eine ebenso widerwärtige Erscheinung sind die Betrügereien des Giovanni Nanni von Viterbo, welcher sich erfrechte, Fragmente klassischer Autoren selbst zu fabriziren und als ächt herauszugeben. — Auch ist es am Platze, hier des sonderbarsten Abenteurers unter den Humanisten zu erwähnen, des Cyriakus (oder Kiriakus) de Pizzicolle aus Ancona (geboren 1391), welcher, ursprünglich Kaufmann, seit 1412 weite Reisen nach dem Oriente unternahm, dabei in seiner Muttersprache dichtete, nach und nach lateinisch und griechisch lernte, mit Unterstützung Papst Eugen IV. und Kaiser Sigismunds in Italien und Griechenland nach Überresten des Alterthums forschte und um die Mitte des 15. Jahrhunderts, angeblich in Cremona, starb. Mit seinem Gönner Poggio, dessen Bildung er lange nicht erreichte, zerfiel er, weil er

in dessen wichtigem Streite mit Guarino, ob Cäsar oder Scipio größer sei, die Partei des Letztern ergriff, für immer. In seinem verwirrten Kopfe hielt er die griechischen Götter für wirkliche Existenzen und betete mit Vorliebe zu Merkur, von dem er auch eine sonderbare Zeichnung in Griechenland fand und kopirt nach Italien brachte, welche Dürer zu einer allegorischen Darstellung benutzte. Dies fand auch mit Bezug auf eine andere Zeichnung unseres kaufmännischen Humanisten statt, welche Arion auf dem Delphin vorstellte.

Wie wir bereits gesehen, trat Lorenzo de' Medici in die Fußtapfen seines Großvaters Cosimo. Durch die ihm zu Theil gewordene Erziehung erhielt sein Leben eine wissenschaftliche Weihe, und daß auf seine und seines Bruders Giuliano Veranlassung ein Werk von so bedeutendem moralphilosophischem Werthe entstehen konnte, wie die „Unterredungen von Camaldoli" seines Lehrers Cristoforo Landino (1424—1504), beweist, daß die Wissenschaften diesen Brüdern nicht Sache der Berechnung, sondern des Herzens waren. Wie Marsilio Ficino und Landino seine Lehrer, so wurde sein Freund Angelo Poliziano (1454—1494), den er aus dunkler Herkunft emporgehoben, der Lehrer seiner Söhne und so auch Leo's X.; er war der Erste, der die Scholastiker als Entsteller des Aristoteles entlarvte und Letztern nach dem Original in seiner wahren Gestalt bekannt machte, und vertheidigte zugleich die Verdienste Cicero's gegen die diesen so vielfach beurtheilten großen Römer maßlos herabsetzenden Griechen. Gelehrte minderer Größe zankten sich um die Ehre, von Poliziano in dessen Werken citirt zu werden, und der von Schwächen nicht freie Mann verlor sich durch solchen Weihrauch von zweifelhaftem Werthe in so maßlose Eitelkeit, daß er es über sich brachte, in einem Schreiben an den König Mathias Corvinus von Ungarn sich über alle Gelehrte zu stellen, während er zugleich es wagte, nicht nur die ausschließlich gelehrten Kreise zu berücksichtigen, sondern auch auf das Volk und dessen Sitten, selbst auf die verachteten Zigeuner aufmerksam zu machen. Auch dichtete er, was die Humanisten sonst verschmähten, in der Muttersprache. Doch enthielt auch er sich der unter den späteren Gelehrten des fünfzehnten Jahrhunderts im Schwange gehenden Unfläthigkeit keineswegs. Sein Freund (und zugleich Lorenzo's) Giovanni Pico, Graf von Mirandola, trat schon in jugendlichem Alter ebenfalls mit Kraft gegen die Scholastiker auf; seine universelle und vorurtheilslose Bildung ließ ihn die Bibel mitten unter anderen hervorragenden Büchern als ihresgleichen behandeln und die falsche Wissenschaft, wie Astrologie, Magie u. s. w., griff er unerbittlich an. Er war auch der Erste, welcher gegen die Einseitigkeiten der Humanisten selbst auftrat und das Wahre, Schöne und Gute nicht allein im klassischen Alterthum, sondern in allen Zeiten und Ländern suchen zu wollen erklärte, — und in seinem Werke „über die Würde des Menschen" ein begeistertes Programm einer neuen Zeit aufstellte. Er gab darin die alte mönchische

Ansicht, daß alle Dinge nur geschaffen worden, um den Menschen zu dienen, ohne Bedenken auf und lehrte, daß im Gegentheil der Mensch erschaffen worden sei, um die Gesetze der Natur zu erkennen, deren Schönheit zu lieben und deren Größe zu bewundern. Er wandte sich aber in den späteren Jahren seines frühreifen Lebens (er starb mit 32 Jahren, zu gleicher Zeit mit Poliziano) mehr einer ascetisch-mystischen, jedoch keineswegs der römischen Kirchengläubigkeit zusagenden Richtung zu. Poliziano und Pico waren Zeugen von Lorenzo's ergreifender Sterbestunde und von Savonarola's bitterer Verhandlung mit dem Scheidenden. Beide überlebten denselben nur um zwei Jahre, — sie starben als schwärmerische Verehrer Savonarola's, dieses Feindes rein weltlicher Gelehrsamkeit, dessen Beispiel auch jene Veränderung in Pico's Weltanschauung hervorgebracht hatte. Des Letztern Neffe, der sich ebenfalls in die Geheimnisse der Wissenschaften vertiefte und gleich ihm zwischen Forschung und Aberglauben schwankte, wurde im Streite um die Herrschaft über Mirandola von seinem eigenen Vetter ermordet.

Außerhalb der Musenstadt am Arno hatte sich unterdessen auch in Rom und Neapel die klassische Bewegung Bahn gebrochen. An letzterm Orte entstand unter dem Schutze des die Wissenschaft liebenden Königs Alfonso, der an die Gelehrten seines Hofes jährlich 30,000 Goldgulden wendete, eine Akademie, deren erster Leiter Beccadelli war, in Rom eine solche durch die Bemühungen des erwähnten Papstes Pius II. Die römischen Akademiker lebten nur noch im Alterthum, speisten liegend, schwuren bei den Göttern, legten sich klassische Namen bei und sammelten Inschriften, Münzen, Gemmen u. a. Schätze des Alterthums. Hier aber, wo kein Haus Medici waltete, war der herrschende Geist nicht von Dauer; er änderte sich je nach dem Charakter der Päpste, welche, weil meist in vorgerücktem Alter gewählt, nicht lange regierten. Pius' II. Nachfolger Paul II., ein unwissender und glaubenseifriger Mönch, und ein bitterer Feind der Medici, schritt gegen die Akademiker, deren „Heidenthum" ihm ein Greuel war, mit Ketten, Kerker und Folter ein und war sehr ungehalten, daß er ihnen keine „Ketzerei" nachweisen konnte. Unter dieser Verfolgung litt besonders der tief gelehrte und von seinen Schülern vergötterte Pomponius Lätus, ein unehelicher Sohn des neapolitanischen Hauses der Fürsten Sanseverino von Salerno, deren Verwandtschaft er aber stolz verleugnete. Er war das Haupt der römischen Akademie, mit welcher er jährlich den Gründungstag der Stadt beging. Nach dem Tode Pauls II. wurde Lätus wieder zu Ehren gezogen.

Während so im Kirchenstaate die Wissenschaften verfolgt wurden, erneuerte Lorenzo die Akademie des Florenz unterworfenen Pisa und suchte damit das an dieser Stadt begangene Unrecht einigermaßen gutzumachen. Italienische Gelehrte und mit ihnen dorthin eingewanderte Griechen verbreiteten sich damals über alle Länder Westeuropa's, und eng-

lische, französische und deutsche Studirende überstiegen die Alpen, um zu den Füßen der gefeierten Lehrer Italiens, des damals an der Spitze der Kultur einherschreitenden Landes, aus dem Borne der Weisheit zu trinken. Aber wie alle Richtungen, so ging auch diese in's Absurde. Es wurden Disputationen über alle möglichen Disciplinen (unter dem Titel „de quolibet") gehalten, und Laien, selbst Frauen drängten sich dazu, ohne etwas davon zu verstehen, weil es eben — Mode war. Wandernde Grammatiken, Diktionarien und Encyklopädien durchreisten das Land und gaben Gastrollen in Gelehrsamkeit. Es gab auch italienische Damen, welche sich gelehrten Studien ergaben, mit gelehrten Männern briefwechselten und disputirten, — doch, und da trat die Schwäche des Geschlechtes rächend hervor, — nicht ohne manigfaltig sich anspinnende zarte Verhältnisse. Eine Isotta von Verona z. B. vertheidigte öffentlich, natürlich mit großer Beredsamkeit, die Schuldlosigkeit ihres Geschlechtes am Sündenfalle. Für die schwärmerische Weise, in welcher die Philosophie, und zwar voran die platonische, in Italien gefeiert wurde, sind das ergreifendste Beispiel die Feste, welche Lorenzo de' Medici alljährlich am 7. November, dem angeblichen Geburts- und Todestage Platons, in seiner Villa veranstaltete und damit die im alten Hellas üblich gewesenen platonischen Symposien nach zwölfhundertjähriger Unterbrechung erneuerte, wobei man die Statue oder Büste Platons bekränzte, sie besang und Reden an sie hielt. Ja es soll dem päpstlichen Stuhle zugemutet worden sein, den Philosophen — heilig zu sprechen! Diese Feste pflanzten unerschütterliche Freundschaften, regten zum Studium der Wissenschaften an und trugen viel zur Erschütterung der römischen Glaubenslehre bei.

Die nach Lorenzo's Tod eintretenden Reaktionen: die demokratisch-mystische Savonarola's und die absolutistisch-barbarische Alexanders VI., sowie die darauf folgende militärische Julius' II., konnten begreiflich, obschon beide Päpste sich von entarteten Humanisten schmeichlerisch ansingen ließen, und Solche sogar den blutigen Cäsar Borgia in mythologisch ausgestatteten Gedichten als Schützling der Götter verherrlichten, nur dazu dienen, die in der klassischen Bewegung mit den erwähnten Unanständigkeiten eingerissene Entartung zu vollenden. Der nächste Papst jedoch, Giovanni de' Medici oder Leo X., dieser unkriegerische, frivole, ränkevolle Lebemann, der Machiavelli's Nothschrei im „Fürstenbuche" todtschwieg, konnte als Mediceer nicht umhin, das Unrecht, das seine nächsten Vorgänger der Wissenschaft und Kunst zugefügt, wieder gut zu machen. Er stellte die von Paul II. so brutal aufgelöste römische Akademie wieder her und ordnete an derselben Vorlesungen über alle Disciplinen, sogar über die Naturwissenschaften, an. Ganz besonders begünstigte er das Studium der griechischen Sprache, was mit der wirksamen Hülfe der beiden Byzantiner Johannes L a s k a r i s, der in Florenz und Paris, und Markos M u s u r u s, der in Padua gelehrt hatte, gute Früchte trug, und der gelehrte Buchdrucker

Aldus war durch neue Herausgabe der Werke Platons bei dem Unternehmen Leo's äußerst thätig; Varinus (Guarino), Bischof von Nocera, förderte es durch sein verdienstvolles griechisches Wörterbuch. Außerdem unterstützte Leo das Studium der orientalischen Sprachen, des Syrischen, Chaldäischen, Hebräischen und Arabischen, nach Kräften, und mit Bienenfleiß vervollständigte er die vatikanische Bibliothek, zu deren Hut er die gelehrtesten Männer auswählte. Dafür wurde er aber auch überschwänglich gefeiert, und ein Dichter seiner Zeit bat Gott, Christus und Maria, den göttlichen Papst der Erde noch lange zu lassen, da sie ja Ihrer im Himmel genug seien!!

Trotz alledem aber wurde das klassische Alterthum, wenn es auch eine Liebhaberei der Gelehrten blieb, nicht mehr populär. Die große Menge der Gebildeten, von den einseitigen philologischen Bestrebungen übersättigt, wandte sich wieder der seit Petrarca und Boccaccio vernachlässigten italienischen Literatur zu, was, nächst Lorenzo's Anregungen, vorzüglich dem patriotischen Feuer Machiavelli's zuzuschreiben war. Die griechischen und lateinischen Gelehrten traten von da an nicht nur in den Hintergrund, sondern wurden selbst allgemein mißachtet, da man ihres unerträglich gewordenen Hochmutes, des ärgerlichen Lebens Vieler von ihnen und der ewigen Zwietracht und Lästerungen unter ihnen satt war. Die zunehmende Verbreitung der Klassiker durch den Druck machte sie ohnehin entbehrlich, und so trat an die Stelle ihres rein reproduktiven und daher nicht zu dauerndem Übergewichte berechtigten Wirkens ein produktives, und zwar, in direktem Gegensatze zu jener trockenen Gelehrsamkeit, ein vorzugsweise künstlerisches. Diesem künstlerischen Charakter entgingen selbst diejenigen Zweige der wieder aufblühenden national-italienischen Literatur nicht, welche sich an die Wirklichkeit, statt an die Phantasie, hielten, und jene Wissenschaften, deren Behandlung dem Idealen gar keinen Spielraum bietet, waren in jener Literatur gar nicht vertreten. So kommt es denn, daß das damalige Italien den Naturwissenschaften sich noch nicht hingab, und daß seine Geschichtschreibung eine wesentlich künstlerische war, gleich jener des klassischen Alterthums. Die bloße Durchforschung des letztern machte jetzt der Nachahmung desselben Platz, die erkünstelte Einheit der gelehrten Welt mittels ausschließlichen Gebrauches der alten Sprachen dem Bestreben, die nationalen Eigenthümlichkeiten wieder zu Ehren zu bringen. Die in Leo's X. Zeitalter beginnende italienische Geschichtschreibung ist daher zugleich eine künstlerische, eine mit Vorliebe nach dem klassischen Alterthum blickende, aber auch zugleich eine patriotische und nationale.

Wir haben bereits von einem Manne ausführlich gesprochen, in welchem alle diese Eigenschaften vereinigt waren, und haben erwähnt, daß ihm Clemens VII. den Auftrag ertheilte, die Geschichte der Republik Florenz, des damaligen geistigen Mittelpunktes von Italien, zu schreiben.

Es ist Machiavelli. Seine „florentinische Geschichte“, von dem Gedanken einer Wiederherstellung des Glanzes geleitet, welcher einst Italien als Sitz der römischen Weltherrschaft umgab, beginnt mit der Völkerwanderung und behandelt, in einem vermittelnden Sinne, vorzugsweise die italienischen Parteikämpfe des Mittelalters, mit der größten Ausführlichkeit aber die Periode der Mediceer im fünfzehnten Jahrhundert, und bricht am Ende des achten Buches mit dem Tode Lorenzo's de' Medici ab. Zur Darstellung seiner eigenen Zeit gelangte er nicht mehr. Die Nachahmung der Alten treibt er in seinem Geschichtswerke bis zur Aufnahme ganzer Reden; jedes Buch beginnt er mit historisch-philosophischen Betrachtungen. Obschon ihm das Werk von einem Papste und einem Medici aufgetragen worden, lobt er die Herrschaft der Letzteren keineswegs unbedingt und verdammt die der Ersteren sogar in der schärfsten Weise, indem er ihnen die Schuld an allem Unglück Italiens beimißt. Dennoch unterläßt er es, den Beginn der Anmaßungen des Mediceischen Hauses gegenüber den republikanischen Einrichtungen von Florenz recht deutlich und klar hervorzuheben.

Machiavelli's Vorarbeiten für eine Fortsetzung seines historischen Werkes hat sein Freund Francesco Guicciardini (1482—1540) zu seiner „Geschichte Italiens“ benützt. Ebenfalls ein Florentiner, wirkte er jedoch größtentheils in päpstlichem Dienste, als Diplomat und als Feldherr in den Kriegen gegen die Franzosen, und schloß sich völlig der monarchischen Partei der Medici an. Sein Werk ist daher nicht, wie dasjenige Machiavelli's, von republikanischem Geiste getragen, läßt sich jedoch, in unbestechlicher Wahrheitsliebe, nicht abhalten, die großen Schwächen der damaligen Päpste freimütig zu schildern. Guicciardini beginnt da, wo Machiavelli endete, setzt jedoch an die Stelle von dessen mehr reflektirender eine mehr pragmatische Methode, die ihn auch verhindert, seine fließende Erzählung der politischen Ereignisse durch Darstellungen der Kulturzustände zu unterbrechen. Mit Idealen hält er sich nicht auf, sondern nimmt die Menschen wie sie sind. Das übrigens allzu breit angelegte, wortreiche und viele Wiederholungen enthaltende Werk zählt zwanzig Bücher und endet mit dem Tode Papst Clemens VII. (1534).

Eine andere Geschichte von Florenz, historisch genauer als jene Machiavelli's, aber mit weniger Beredsamkeit, von 1215 bis 1537 reichend, schrieb Filippo Nerli (1485—1556), früher ein Besucher der Gärten des Rucellai, dann Günstling der Mediceer- und Päpste, während der unerschütterliche Republikaner Giacomo Nardi, welcher die Geschichte seiner Vaterstadt von 1494 bis 1531 schrieb und den Livius übersetzte, als Verbannter umherirrte.

Von weit geringerm Werthe als die berühmten Bücher der beiden Historiker von Florenz sind jene der gleichzeitigen und nachfolgenden Geschichtschreiber von Venedig, von denen Einer den Andern fortsetzte und unter denen der dortige Patrizier, Kardinal Pietro Bembo (er schrieb

sein Werk lateinisch und italienisch) der Bekannteste, sein Nachfolger Paolo Paruta der Begabteste ist.

Eine allgemeine Geschichte seiner Zeit, ohne Beschränkung auf ein einzelnes Land, schrieb Paolo Giovio (Jovius) aus Como (1483—1552), ein von Leo X. bevorzugter Gelehrter, jedoch in lateinischer Sprache und befangen von seiner Stellung am römischen Hofe. Die Plünderung Roms durch die deutschen und spanischen Landsknechte unterbrach sein Werk, wie sie überhaupt der päpstlichen Bethätigung für die Wissenschaft den Todesstoß versetzt hat.

Auch brach diese Katastrophe einem Schriftsteller das Herz, welcher durch ein eigenthümliches Werk für die Sittengeschichte seiner Zeit Bedeutung erlangt hat. Es ist der Mantuaner Baldassar Castiglione, welcher, als Günstling der damaligen schönwissenschaftlichen Fürstenhöfe, in einer Reihe von Gesprächen (Il Cortigiano betitelt) das Ideal eines gebildeten und liebenswürdigen Hofmannes zeichnete. Es bildet gewissermaßen einen ruhigen und ehrlichen Gegensatz des von zerrissener Stimmung zeugenden und in grellen Mißtönen die Unredlichkeit auf den Thron erhebenden Machiavelli'schen Fürstenbuches. Das Höflingswesen beherrschte von da an die Italiener; Alle waren, je nach ihrem offenern oder verschlossenern Wesen, Machiavellisten oder Castiglionesen.

Zweiter Abschnitt.

Die deutschen Humanisten.

A. Die Entwickelung des deutschen Humanismus.

Aus dem herrlichen Lande im Süden der Alpen, wo sich die Sehnsucht nach Befreiung von dem Joche staatlicher und kirchlicher Unterdrücker im unermeßlichen Gebiete der Schönheit verlor und das Volk zu männlichen Thaten kühner Selbstrettung unfähig wurde, — führt uns die Frage, wo denn männlich gehandelt wurde, um unerträglich gewordenen Zuständen ein Ende zu machen, wo der Geist des Volkes sich nicht von Schwärmerei einschläfern ließ, wo, wenn auch langsam, doch sicher, ein Weg eingeschlagen wurde, der das Christenthum vor dem Untergange bewahrte, — nach dem weniger reizvollen, doch ebenso schönen, weniger warmen, doch gesundern Lande im Norden der Alpen, — nach Deutschland. Aus der Region der Citronen und Orangen gelangen wir in jene der Äpfel und Birnen, bescheidenerer, doch nahrhafterer Früchte, aus jener

der gefälligen, aber kalten Kamine in jene der schwerfälligen, aber traulichen und soliden Öfen. Statt glänzender Paläste und schmutziger Hütten umfangen uns einfache, aber reinliche Häuser, mit hohen Giebeldächern und seltsamen Schnitzereien. Es umweht uns kältere und trockenere Luft, aber es schlägt ein treues und biederes Herz in den Bewohnern.

Auch in Deutschland, wie in anderen Ländern, hatten seit der Befestigung der durch die Völkerwanderung entstandenen Staaten die römische Hierarchie, das Feudalwesen und die scholastische sogenannte Philosophie den eigenthümlichen Volksgeist zurückgedrängt und die Sprache des alten Rom zur alleinigen der Urkunden, der Gelehrten und der Kirche erhoben. Nur vereinzelte schüchterne Versuche wurden, namentlich in einigen Klöstern, gewagt, die deutsche Sprache, nicht etwa aus ihrer Erniedrigung emporzuheben, — nur sie wenigstens der Vergessenheit zu entreißen. Gerade aber als jene Anstalten der Enthaltsamkeit entarteten und zu Tummelplätzen weltlicher Zerstreuung für nachgeborene Rittersöhne wurden, als sie ihre wissenschaftlichen Schätze vermodern ließen und demzufolge die Kenntniß der römischen Sprache abnahm, — gerade damals begann die deutsche Volkssprache aufzuleben, sich zuerst des Helden- und Minneliedes und der Urkunden, dann der Gesetzbücher (Sachsen- und Schwabenspiegel), dann der Korrespondenz, hierauf der Predigt und endlich der Chronik zu bemächtigen, — ein Kampf, der drei Jahrhunderte in Anspruch nahm.

Zur Zeit der Blüte der Klöster waren die von denselben gegründeten und in ihnen bestehenden Schulen die einzigen Anstalten zur Erwerbung von Kenntnissen gewesen. Es war natürlich, daß mit dem Verfalle der Klöster, seitdem die Mönche nicht mehr Gelehrte, sondern Jäger und Krieger waren, auch die Klosterschulen zerfielen. Die öffentliche Erziehung durfte jedoch nicht vernachlässigt werden, wenn nicht Staat und Kirche zu Grunde gehen sollten. Da war es die Weltlichkeit, welche sich dieses Zustandes der Schulbildung erbarmte und das that, wozu die Klöster nicht mehr fähig waren. Freie Vereinigungen edler, lehr- und lernbegieriger Männer traten als Wiederhersteller der Schule auf, und so entstanden die Universitäten, deren Leistungen bald Alles übertrafen, was die Klosterschulen je zu Stande gebracht.

Deutschland war zwar das letzte Land des civilisirten Europa, welches Hochschulen entstehen sah; weit früher als dort, bestanden solche in Italien (Bologna, Salerno), in Frankreich (Paris), ja in Spanien und in England. Erst dreihundert Jahre nach dem Verfalle der Klöster holten dort die Fürsten und Städte nach, was die Gelehrten selbst versäumt hatten; aber in der Folge sind die deutschen Hochschulen ihren sämmtlichen ausländischen Nebenbuhlerinnen weit über den Kopf gewachsen. Kaiser Karl IV. stiftete die erste deutsche Universität 1348 in Prag, es folgten 1365 Wien, 1386 Heidelberg, 1388 Köln, 1392 Erfurt. Die letztgenannte war die erste mit eigenthümlich-deutscher, nicht den italienischen

und französischen Zuständen nachgeahmter, Einrichtung; sie wurde vom Rathe der Stadt, unabhängig von dem die Herrschaft über dieselbe ansprechenden Erzbischofe von Mainz, gegründet und diese Handlung von einem avignonischen Gegenpapste, zur Zeit des großen Schisma, bestätigt, welche Zerrüttung im Reiche der Kirche die Eröffnung der Schule hinausschob, bis auch der römische Papst seine Bestätigung ausgesprochen hatte. Auf Erfurt folgten bis zur Reformation: 1402 Würzburg, 1409 Leipzig, 1418 Rostock, 1454 Trier, 1456 Greifswalde und Freiburg im Breisgau, 1460 Basel, 1472 Ingolstadt, 1477 Tübingen und Mainz, 1502 Wittenberg und 1506 Frankfurt an der Oder.

Die ersten Universitäten beruhten auf dem das ganze Mittelalter durchdringenden Zunftwesen; ihre Angehörigen, Lehrer und Schüler, zerfielen Anfangs in „Nationen", meist vier, oft aber auch mehr, deren Eintheilung ziemlich willkürlich war (so z. B. in Paris: Franzosen, wozu auch die Italiener und Spanier gehörten, Normannen, Picarden und Deutsche, denen auch die Engländer beigesellt waren, — in Prag bis auf Hus: Böhmen, Polen, Baiern und Sachsen). Im fünfzehnten Jahrhundert aber verloren die Nationen ihre Bedeutung, und die Universitäten theilten sich nur noch (was indessen schon früher vorkam, und wie jetzt noch die englischen Hochschulen) in Collegien oder Bursen, d. h. gemeinsame Wohn- und Speisehäuser der Studirenden unter Aufsicht von Lehrern, deren Mitglieder Bursarii (woher das Wort „Bursch") hießen. Reich wurden die neuen Anstalten mit Privilegien ausgestattet, so mit jenem besonderer Gerichtsbarkeit und jenem der Ertheilung gelehrter Würden. Lehrer und Schüler waren nicht strenge geschieden; viele wißbegierige Männer waren beides zugleich, indem sie das eine Fach lehrten, während sie sich in einem andern noch zu vervollkommnen suchten. Lehrer und Schüler der Universitäten bildeten denn auch einen Körper, und es geschah nicht selten, daß sogar Schüler das Amt des Rektors erhielten, so 1486 zu Ingolstadt Magister Magnus Airnschmalz, Student der Medicin, 1514 zu Heidelberg Graf Johann von Henneberg und 1525 dessen Bruder Christoph.

Die an den Universitäten gelehrten Disciplinen zerfielen in Wissenschaften (Berufsfächer) und freie Künste. Ersterer waren drei (Fakultäten genannt): Theologie, Jurisprudenz und Medicin, letzterer sieben, deren Eintheilung jedoch verschieden angegeben wird; mit der Zeit wurden die sieben freien Künste zusammengefaßt und als vierte oder artistische (später philosophische) Fakultät den drei obigen solchen beigesellt, welche indessen noch lange allein das Recht besaßen, den Titel eines „Doktors" zu verleihen; die Beflissenen der „freien Künste" konnten nur zu „Magistern" emporsteigen.

So lange die Wissenschaft sich, in Ermangelung eines sichern Haltpunktes, noch nicht aus den Fesseln der Scholastik loszumachen vermochte,

galten auch an den Universitäten die von jener pseudophilosophischen Richtung verehrten Autoritäten als unumstößlich. Die Theologen huldigten dem Thomas von Aquino, die Mediciner dem Galenos, die Philosophen dem Aristoteles. Das fertigste Gedächtniß galt für die tiefste Gelehrsamkeit, und was man „schwarz auf weiß besaß", konnte man „getrost nach Hause tragen." Was den Geist lebendig erhält, wie z. B. die Geschichte und die experimentirende Naturwissenschaft, wurde auf den Hochschulen gar nicht gelehrt. Die Philologie bestand aus der lateinischen Grammatik und in dieser noch dazu ganz entarteten und verdorbenen Sprache wurden nicht nur alle Vorlesungen gehalten, sondern auch über alle Fächer schlechte gereimte (!) Verse fabrizirt. Griechisch verstand beinahe Niemand; die Klassiker des alten Hellas kannte man nur aus schlechten lateinischen Übersetzungen. Die mit solchen Hülfsmitteln erworbenen zweifelhaften Kenntnisse trug man in den beliebten theatralischen Vorstellungen der „Disputationen" zur Schau und suchte in denselben die unsinnigsten Dinge mit den bestmöglichsten Gründen zu verfechten.

Befanden sich nun die neu errichteten Hochschulen in einem sehr mangelhaften Zustande, so lagen die niederen Lehranstalten vollends im Argen. Entweder waren sie noch in den Händen der Klöster, die längst keine ausgezeichneten Gelehrten mehr enthielten, oder in denen der Kollegiat-Stifter, die wenigstens etwas mehr leisteten als jene.

So war die wissenschaftliche Bildung in Deutschland beschaffen, als, zu Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts, durch die vertriebenen Griechen und die gelehrten Italiener die Kenntniß des klassischen Alterthums wieder auflebte und sich über das civilisirte Europa verbreitete.

Früher als nach Deutschland gelangte die humanistische Begeisterung nach Frankreich, wo sie jedoch weniger bedeutende Wirkungen ausübte, daher wir uns mit Nennung ihrer dortigen größten Vertreter begnügen. Der erste derselben war der Italiener Julius Cäsar Scaliger (1484—1558), der seit 1529 in Frankreich als Arzt lebte und sich für einen Abkömmling des im Mittelalter Verona beherrschenden Hauses della Scala ausgab. Ihm folgte in humanistischer Thätigkeit sein Sohn Josef Justus. Vor Letzterm zeichneten sich die Juristen Wilhelm Budé und Jakob Cujas und der Buchdrucker Heinrich Estienne (Stephanus, 1528—98), Verfasser des berühmten griechischen Wörterbuchs, aus. Der jüngere Scaliger, Estienne und ihre Fachgenossen Casaubonus und Salmasius mußten als Hugenotten das Land verlassen, in welchem hierdurch die Humanistik zerstört wurde. Scaliger verpflanzte sie nach Holland, wo sich ihm Justus Lipsius (1547—1606) beigesellte und der große Hugo Grotius ihm nachfolgte.

In Deutschland war indessen schon vor dem Erwachen des humanistischen Geistes eine Opposition gegen die Scholastik aufgetaucht, welche das Eindringen der klassischen Bewegung zugleich vorbereitete und zugleich

ihr im Voraus einen wesentlich deutschen Charakter verlieh. Die Geburtsstätte dieser eigenthümlichen christlich-mystischen Richtung war Holland, und Gerhard (Geert) de Groote (der Große, lat. Gerardus Magnus, 1340—1384, aus Deventer) ihr Urheber. Dieser merkwürdige Mann, in seiner Jugend dem damals unter der Geistlichkeit eingerissenen Schlendrian ergeben, wandte sich auf den Rath eines Karthäusers plötzlich zur Buße, predigte ein christliches Leben, unter ungeheuerm Andrange von Zuhörern, was die Bettelmönche gegen ihn aufbrachte, durch deren Geschrei der Bischof von Utrecht bewogen wurde, ihm das Predigen zu verbieten, — und stiftete endlich eine Art von Brüderschaft, welche, unter Vermeidung der sogenannten verbotenen Wissenschaften (Astrologie, Alchemie, Nekromantik u. s. w.), der Disputationen und des Trachtens nach Reichthümern, sich Kenntnisse zu erwerben suchte und sowol die Bibel als klassische Sittenlehrer las. Ihr größtes Werk war die hohe Schule zu Deventer. Unter Gerhards Gehülfen und Nachfolger, Florentius Radewyn aus Utrecht, verbreitete sich die Brüderschaft vom „guten Willen", oder „vom gemeinsamen Leben" (Fratres in commune viventes, auch „Hieronymianer"), wie sie sich nannte, in einer Menge von Brüderhäusern über den ganzen Norden von Deutschland; denn da das kirchliche Leben völlig in Sinnlichkeit und Äußerlichkeit ausgeartet war und die Geistlichkeit für die Bedürfnisse des innern Menschen so gut wie nichts that, mußte eine Vereinigung, die dem letztern gerecht wurde, nothwendig höchst volksthümlich werden. Und aus dieser Gemeinschaft ging ein Mann hervor, welcher das, nach der Bibel, ohne Zweifel gelesenste Buch geschrieben hat. Es ist das unter dem Titel: de imitatione Christi (von der Nachfolge Christi) bekannte des Thomas Hamerken, gewöhnlich nach seinem Geburtsorte genannt Thomas von Kempen (lat. a Kempis, 1380—1472). Dies Werklein, noch heute in Safian und Goldschnitt auf den Boudoirtischen frommer Damen, wie in vergriffenem Ledereinband in den Dachkammern armer Leute zu finden, kann, wie ein neuerer Kulturhistoriker mit Recht bemerkt, als eine Anweisung für Jedermann betrachtet werden, „sein eigener Priester zu sein." Es sind in demselben zweierlei Tendenzen zu unterscheiden. Die eine geht, in angegebener Weise, veranlaßt durch die allgemeine Verderbniß des geistlichen Standes im ausgehenden Mittelalter, dahin, die bevorzugte Stellung dieses Standes zu untergraben und den Gottesdienst aus der Kirche in die Herzen der Menschen zu verpflanzen. In dem ganzen Büchlein ist kein Wort vom öffentlichen Gottesdienst enthalten, und wo die Geistlichkeit erwähnt wird, geschieht es nur in halb entrüstetem, halb spöttischem Tone über deren Hochmut und Unwissenheit. Die andere Tendenz der „Nachfolge Christi" ist dagegen eine rein ascetische und der menschlichen Natur schnurstracks entgegengesetzte. Es wird uns nämlich die Zumutung gemacht, nicht etwa nur auf den unmäßigen und lasterhaften, sondern geradezu auf beinahe jeden irdischen Genuß zu verzichten und ein möglichst reines Seelen-

leben zu führen; der Körper und alles, was sich auf denselben bezieht, wird als eine unerträgliche Last, als ein Hinderniß der wahren Gottseligkeit betrachtet, und es waltet in dem Buche eine gewissermaßen pantheistische, flammende Sehnsucht nach der unmittelbaren, ungehinderten Vereinigung der einzelnen Seele mit Gott. Für fromme Gemüter enthält das Buch auch jetzt noch viel Schönes, für Schwärmer aber liegt große Gefahr bodenloser Überspanntheit darin; für den wissenschaftlich Gebildeten hat es nur noch ein historisches Interesse. Jedenfalls ist das Urtheil Eugen Sue's in dessen „ewigem Juden" ein kopfloses; denn der Geist der „Nachfolge Christi" ist das gerade Gegentheil des Jesuitismus, der seine Zwecke vielmehr durch Pflege der Sinnlichkeit und Äußerlichkeit zu erreichen strebt. Das Original der Schrift des Thomas war in schlechtem Lateinisch abgefaßt; es erlebte zweitausend Auflagen und wurde (vom Bibelübersetzer Castellio) in gutes Latein und später in alle neueren Sprachen übersetzt. Die Autorschaft wurde dem Verfasser vielfach bestritten, doch nicht mit Grund.

Die Brüder vom gemeinsamen Leben beförderten das Lesen der Bibel und das Beten, beides in der Muttersprache, gegenüber dem vorherrschenden Latein. Die Bettelmönche wüteten gegen sie und suchten gegen ihren Bund den päpstlichen Bannstrahl zu hetzen, — doch umsonst; Papst und Concilium (zu Konstanz) anerkannten die Kongregation, vorzüglich auf die Empfehlung des einflußreichen Pariser Kanzlers G e r s o n, dieses Papstbekämpfers und Ketzerverbrenners. Im sechszehnten Jahrhundert dagegen sind die Brüderhäuser entweder der Reformation oder dem — Jesuitenorden anheim gefallen. Trotz dieser kurzen Dauer hat die Brüderschaft, wenn dies auch großentheils wieder vergessen ist, durch ihren mächtigen Einfluß und ihre vielen Schüler, der aus Italien nach Deutschland verpflanzten klassischen Bewegung eine so ausgeprägt christliche Richtung verliehen, daß die deutschen Humanisten der in Italien unter den Gelehrten allgemein gewordenen frivolen Glaubenslosigkeit durchweg fern blieben und dafür charakteristisch ausgeprägte, grundsätzlich einer Reform des Kirchenwesens geneigte Richtungen zu den ihrigen machten.

Unter diesen Männern der deutschen Reform nun, welche eine bessere Kenntniß des klassischen Alterthums mit freisinnigeren religiösen Ansichten verbanden und somit der Scholastik und der päpstlichen Suprematie mit gleicher Entschiedenheit widerstanden, war Johannes H u s der Erste. Zwar ein Tscheche von Geburt und der Bewegung geneigt, welche, unter dem Schutze des entsetzten Kaisers, aber noch regierenden Böhmenkönigs Wenzel, den Deutschen ihre veralteten Vorrechte an der Universität Prag entzog und damit die Übersiedelung derselben nach Leipzig und die Gründung der dortigen Hochschule herbeiführte (1409), war er doch ein Angehöriger des deutschen Geisteslebens durch die Energie und Tiefe, mit welcher er die antipäpstlichen, wenn auch in vieler Hinsicht verwirrten und noch keines-

wegs vorurtheilsloser freier Forschung entsprechenden, vielmehr im alten Sünden- und Teufelswahne befangenen Grundsätze des Engländers Wiclef auffaßte und verbreitete und seine Überzeugung durch den Martyrtod zu Konstanz besiegelte. Er ist durch sein Heldenschicksal zum ersten Bahnbrecher der deutschen Reformation geworden, dessen Verdienste keine tendenziöse Verkleinerungssucht vernichten kann, — und obschon nicht in Italien gebildet, gehörte er zu den ersten gründlicheren Kennern der griechischen und hebräischen Sprache. Sein Ende schüchterte die Gegner der römischen Hierarchie und ihrer Verdorbenheit zwar etwas ein; aber sie verlegten sich mit desto größerm Eifer auf das Studium der Alten. Die auf deutschem Boden gehaltenen Concilien zu Konstanz und Basel führten manche gelehrte Italiener über die Alpen; die Bekanntschaft mit diesen, sowie der Ruf von dem in Wälschland erwachten philologischen Eifer führte dann hinwieder die lernbegierigen Deutschen den umgekehrten Weg, und im Lande der römischen Priesterschaft hatten sie dann die beste Gelegenheit, die tiefe Entartung zu beobachten, in welche dieselbe versunken war. Zu diesen Männern gehörte der Schweizer Felix Hämmerlin (oder nach dem damals einreißenden Gebrauche, seinen Namen griechisch oder lateinisch umzuwandeln, Malleolus), Chorherr in Zürich. Er schwang eine unerbittliche Geißel über das sittenlose Leben eines Theiles der Kirchendiener und erkannte mit feinem Geiste, daß die genannten Kirchenversammlungen nur, wie er sich ausdrückte, eine Maus geboren hätten. Als er selbst seine Kollegen, die Chorherren, nicht verschonte, erlitt er einen Mordanfall, ja sogar eine widerrechtliche Gefangennahme von Seiten des Bischofs von Konstanz (1454). Daß dies geschehen konnte, ohne daß ihn Jemand schützte, dazu hatte er selbst beigetragen, indem er während des Krieges zwischen dem mit Österreich verbündeten Zürich und den übrigen Eidgenossen die Letzteren in seinen Schriften leidenschaftlich schmähte und in dieser Gesinnung auch nach geschlossenem Frieden eigensinnig verharrte. Er starb im strengen Gewahrsam bei den einst von ihm derb hergenommenen Franziskanern zu Luzern. In seine Fußtapfen trat Johann von Heimburg, der seinen Grundsätzen treu blieb, auch als sein früherer Gönner Piccolomini als Pius II. Papst wurde, seine Freisinnigkeit abschwur und sich an dem hartköpfigen Deutschen durch den Bann rächte, weil derselbe gegen die Einmischung des römischen Stuhles in die Funktionen des Erzbischofs von Mainz als deutschen Erzkanzlers kräftig aufgetreten war. Noch deutlicher äußerte sich Johannes von Wesel; er erklärte das Papstthum für eine menschliche Erfindung, Fasten, Ablaß, Wallfahrten u. s. w. für unnützes Zeug, die letzte Ölung, Firmung und Beichte für unwesentlich. Dies Unterfangen blieb nicht ungestraft; er wurde unter dem elenden Vorwande, als habe er seine Ansichten von Juden entlehnt (weil er bei Solchen hebräisch lernte), in seinem Greisenalter von einem Ketzergerichte zum Widerrufe gezwungen und starb im Kerker (1481).

In diesen Gelehrten hatte die reformatorische Richtung vorgewogen. Schüchterner gegenüber der Kirche verhielten sich dagegen die Schüler der niederländischen Brüderhäuser, zunächst jene des Thomas von Kempen, indem sie, bei aller Entschiedenheit ihrer Überzeugung, doch mehr Gewicht auf die Verbreitung klassischer Bildung und die Untergrabung der Scholastik, als auf Glaubensstreitigkeiten legten. Der älteste derselben, Johann Wessel (Wessel Gansevoort). aus Gröningen (1420—1489), bildete sich in Paris und Italien unter Bessarion von Trapezunt im Griechischen und ebenso im Hebräischen aus. Er bekämpfte die scholastische und mit ihr die aristotelische Philosophie und hielt dafür die platonische hoch, las die Bibel in den Ursprachen und huldigte bereits, wenn auch nur im Stillen, wie Luther selbst sagt, den von Diesem später verfochtenen Grundsätzen. Sein Landsmann und Schüler Rudolf Husmann, genannt Agricola, (1443—1485) that sich in Italien, wo er am Hofe von Ferrara mit Auszeichnung behandelt wurde, durch Gelehrsamkeit und seinen Gesang hervor und wirkte im reifern Alter zu Heidelberg, wo der Kanzler des Kurfürsten von der Pfalz, Johann von Dalberg, später Bischof von Worms, eifrig die Wissenschaften im Sinne des Fortschrittes förderte und die dortige Universität zu einem wahren Sammelpunkte der Freunde klassischer Bildung erhob. Agricola schrieb griechisch und lateinisch so gut wie die Alten, deren Studium er dem theologischen vorzog, und war dabei so weit entfernt, die Muttersprache, wie so viele Gelehrte, hintanzusetzen, daß er Lieder in derselben dichtete. Mit Wessel war er über die Verdorbenheit der Kirche und die Unzweckmäßigkeit des Cölibates einverstanden. Von ihm ließ sich der weit ältere, in den alten Sprachen ebenfalls sehr bewanderte Alexander Hegius aus Westfalen, Lehrer der meisten berühmten Holländer jener Zeit, auch des Erasmus, willig unterrichten.

Doch alle diese verdienstvollen Männer sind blos die Vorläufer jener Beiden, welche die Blütezeit der klassischen Studien begründeten, die Vorboten der Reformation wurden, und die man die beiden Augen Deutschlands genannt hat, — Reuchlin und Erasmus.

Ehe aber diese beiden großen Humanisten und die Mitarbeiter derselben durch ihre Werke in so eingreifender Weise auf ihre Zeit einwirken konnten, als dies in der Folge wirklich geschah, mußte eine Erfindung in's Leben treten, welche den Produkten geistiger Thätigkeit eine zeitlich schnellere und räumlich weitere Verbreitung verlieh, als solche durch das bisher einzige, mühevolle und zeitraubende Mittel des Abschreibens je möglich geworden wäre. Es ist dies die Buchdruckerkunst, deren Ursprung die deutsche Nation mit Stolz in ihrem Schooße nachweisen kann.

Die Vorgängerin und Mutter der Buchdruckerkunst ist die Holzschnitt-Druckerei*). Wir finden sie zuerst im Anfange des fünfzehnten

*) Sotzmann, J. D. F., älteste Geschichte der Xylographie und der Druck-

Jahrhunderts in der Anwendung auf Heiligenbilder und — Spielkarten. Wie aber damals in den Niederlanden, früher als im übrigen deutschen Reiche, die Verinnerlichung der Religion und die humanistische Bewegung begann, so wurde auch dort zuerst der Holzdruck auf Bücher angewandt, doch anfangs nur auf solche von sehr kleinem Umfange, so z. B. auf einen Auszug aus dem Grammatiker Donatus, der für das älteste gedruckte Buch gilt, und dann auf mannigfache Bilderbücher mit wenig Text, unter welchen die Biblia pauperum (Armenbibel), eine bildliche Darstellung der im alten Testamente enthaltenen, angeblich sich auf Christus beziehenden Prophezeiungen, für das älteste gehalten wird, in jener Zeit den ärmeren Geistlichen die wirkliche, ihnen sehr mangelhaft bekannte Bibel, ersetzen mußte, und eine Menge von Nachbildungen und Nachahmungen hervorrief.

Dieser unzweifelhafte Fortschritt, der bei weiterer Vervollkommnung eine große Zukunft vor sich gehabt hätte, war jedoch noch nicht lange gemacht, als er bereits eine gefährliche Konkurrenz erhielt, und zwar diesmal in einer oberdeutschen Erfindung, da das angebliche Vorangehen des Harlemer Küsters Lorenz Jansson historisch nicht festgestellt ist. Es war der Mainzer Patrizier Johannes Gensfleisch, gewöhnlich nach dem Familiennamen seiner Mutter: Gutenberg genannt, der sich, während eines durch unbekannte Umstände herbeigeführten Aufenthaltes in Straßburg, allerlei technischen Versuchen hingab und bei denselben auf den Gedanken verfiel, die unvermeidliche Wiederholung der ganzen Holzschnitte bei jedem neuen Buche dadurch zu vermeiden, daß jeder Buchstabe seine unabhängige Form erhielt und somit zu jedem beliebigen Buche benützt werden konnte. Hölzerne Buchstabenformen erwiesen sich jedoch bald als unpraktisch, da sie nicht durchaus genau geschnitten werden konnten und von Feuchtigkeit bald angegriffen wurden, und so sah sich der Erfinder auf metallene geführt, die zuerst ein Goldschmied verfertigte (dessen Kunstgenossen schon früher ganze Schrifttafeln zum Abdrucken ausgeprägt hatten). Man hält 1440 für das Jahr der wichtigen und folgenreichen Erfindung. Vier Jahre später kehrte Gutenberg, durch den Armagnakenkrieg bewogen, nach Mainz zurück und verband sich mit dem dortigen Bürger Johannes Fust, der die Geltmittel zur Ausführung des Unternehmens eines größern Buchdruckes herschaffte, sich jedoch mit ihm, obschon inzwischen 1455 der Druck einer Bibel vollständig gelungen war, wegen Rechnungsangelegenheiten entzweite und mit Peter Schöffer, der besonders den Letternguß vervollkommnete, ein neues Geschäft begann. Gutenberg starb, von der Kunst zurückgezogen, 1468. Die letztere verbreitete sich indessen rasch, und bis zum Ende des Jahrhunderts wurden

kunst überhaupt; besonders in Anwendung auf den Bilddruck. Raumer's hist. Taschenb. Jahrg. 1837. — Derselbe, Gutenberg und seine Mitbewerber, oder die Briefdrucker und die Buchdrucker. Raumer's hist. Taschenb. Jahrg. 1841.

weit über zehntausend Ausgaben von Büchern gedruckt, die meisten in Italien, (wo 54 Städte Pressen besaßen), mehr als der vierte Theil jener Zahl allein in Venedig, weniger in Deutschland, Frankreich, England und Spanien. Unter den deutschen Städten gingen voran Bamberg, Köln, Nürnberg, Leipzig, Basel, Straßburg, Augsburg und Mainz, in den Niederlanden Löwen und Deventer. Unter den Buchdruckern erwarben besonders Amerbach und Froben in Basel einen großen Namen. Die Gegenstände des Bücherdrucks waren anfangs, außer den Bibeln und Erbauungsbüchern, meist populäre Schriften, besonders Kalender, dann auch Reisebeschreibungen, Erzählungen u. s. w., und mit dem Aufblühen des Humanismus die Ausgaben der wieder aufgefundenen klassischen Autoren.

Das erste Druckprivilegium ertheilte Kaiser Maximilian I. den von Konrad Celtes und Genossen herausgegebenen Werken dieses Gelehrten und der mittelalterlichen Dichterin und Nonne Roswitha. Das Format der ältesten Bücher war ausschließlich Folio. Nur nach und nach gingen die Bücher vom Folianten zu kleineren Formaten herunter.

B. Die Blüte des deutschen Humanismus.

Erst mit der Hülfe der Buchdruckerkunst, dieses ersten Triumphes geistiger Bildung seit dem Mittelalter, konnte der Humanismus die Fortschritte erringen, die er unter den genannten beiden „Augen Deutschlands" gemacht hat, denen als Dritter wohl Konrad Celtes beigesellt werden darf. Zu Schweinfurt 1459 unter dem Familiennamen Meißel geboren, studirte derselbe zu Köln und Heidelberg, stiftete dort die „Rheinische literarische Gesellschaft" und las dann in Erfurt, Leipzig und Rostock über alte Literatur. Hierauf Italien bereisend, hörte er Marsilio Ficino und Pomponius Lätus, besuchte Ungarn und Polen und erwarb sich allseitige Bildung, wobei er sich indessen auch in die Astrologie verirrte. Zu Nürnberg krönte ihn 1487 Kaiser Friedrich III. zum Dichter — das erste Beispiel dieser Art. Auf Reisen durch Deutschland, dessen Universitäten er sämmtlich besuchte, sammelte er Materialien zur deutschen Landeskunde und Geschichte und lebte einige Zeit in Nürnberg bei seinem Freunde Pirkheimer. Er stiftete 1491 in Mainz die Sodalitas literaria Rhenana, an deren Spitze der Bischof Dalberg von Worms trat, und welche in Heidelberg, Mainz, Regensburg, Forchheim, Augsburg und andern Orten Sektionen errichtete, Agricola, Reuchlin, Pirkheimer u. A. zu Mitgliedern zählte, Wanderversammlungen hielt und zum Zwecke hatte, gegen die Scholastik und für die Ausbreitung des Humanismus zu kämpfen, wie auch Handschriften herauszugeben. Celtes starb 1508 zu Wien als Bibliothekar, Professor der Dichtkunst und Präsident der auf seinen sonderbaren

Wunsch neu errichteten Fakultät für „Poesie und Mathematik". Was ihm in der lateinischen Komposition an der feinen und korrekten Schreibart Agricola's abging, ersetzte er durch Gedankenreichthum und Schwung. Wir besitzen von ihm lateinische Oden, vier Bücher Liebesgedichte in Hexametern und Pentametern (Elegien an vier emancipirte Damen in Polen, Baiern, am Rhein und in Norddeutschland, welche er als Knabe, Jüngling, Mann und Greis wirklich oder angeblich geliebt hatte [wichtig für die Sittengeschichte seiner Zeit, besonders des geistlichen Standes!]), eine Beschreibung Deutschlands, ein Buch über die Lage und Einrichtung Nürnbergs, ein Festspiel „Diana" u. s. w. Neuere kritische Forschungen Aschbach's, die jedoch von Waitz widersprochen und von Köpke, wie es scheint, widerlegt worden sind, wollten entdeckt haben, daß Celtes auch der Verfasser der lateinischen Werke sei, welche den Namen der mittelalterlichen Nonne Roswitha tragen und wenigstens zum ersten Male mit den seinigen zugleich herausgegeben wurden. Dieselben umfassen acht Legenden, eine Geschichte Otto's des Großen in Hexametern und sechs Dramen in Prosa. Des Celtes Werke wurden 1502 zu Nürnberg gedruckt, doch nicht ohne eine große Menge von Fehlern.

Johann Reuchlin (griech. Kapnion) war zu Pforzheim in demselben Jahre geboren, da das erste mit Typen gedruckte Buch vollendet wurde. Als Begleiter eines jungen badischen Markgrafensohnes nach Paris gekommen, wurde er mit den Streitigkeiten der scholastischen Philosophen, aber auch mit dem erwähnten Johann Wessel bekannt und von Letzterm zum Studium der Klassiker und der Bibel geführt. An der erst 1460 von dem Papste Pius II. (Piccolomini) in Erinnerung an seinen Aufenthalt während des dortigen Concils zu Basel gegründeten Universität hörte er den Griechen Andronikos Kontoblakas, verfaßte auf Anregung des gelehrten dortigen Buchdruckers Johann Amerbach sein lateinisches Wörterbuch, das an der Grenzscheide der beiden Jahrhunderte 23 Auflagen erlebte, und hielt Vorlesungen über die griechische Sprache, was die Mönche, welche darin Gefahr für das römische System witterten, so in Harnisch brachte, daß sie den Neuerer rastlos befehdeten. Er setzte daher seinen Stab weiter und ließ sich, nach Wanderungen durch Frankreich, an der 1477 gegründeten Universität Tübingen nieder, von deren Landesherrn, dem Grafen Eberhard im Bart von Württemberg, er in hohem Maße geehrt und nach Rom mitgenommen wurde, wo seine Latinität die Kardinäle in Erstaunen setzte. Auf der Heimreise lernte er in Florenz Lorenzo's platonische Tafelrunde kennen, wurde aber auch durch Pico von Mirandola mit einer sonderbaren Hinneigung zur hebräischen Geheimlehre (Kabbala) angesteckt, die nur das Gute hatte, ihn näher mit der hebräischen Sprache bekannt zu machen. Während er seinem Landesherrn politische Dienste leistete, beurkundete er seine neue mystische Richtung durch das Buch „vom wunderthätigen Worte", worin ein Grieche, ein Jude und er selbst sich

über die Geheimnisse des Seins unterreden und die Namen Gottes und Jesu mystisch zu deuten suchen. Des wackern Eberhard Tod und seines Nachfolgers Abneigung gegen Reuchlin trieben Diesen nach Heidelberg, wo auch er des Kurfürsten und Dalbergs Gunst genoß, — so lange es ihm gut ging. Die scholastischen Mönche aber, welche die dortige Universität beherrschten, verwehrten ihm den Unterricht im Hebräischen, und seinem Bruder jenen im Griechischen. Seine Thätigkeit war vielseitig; er bekleidete zeitweise das Amt eines schwäbischen Bundesrichters, schrieb über Rechtswissenschaft und Geschichte, dichtete sogar, kehrte aber immer wieder mit Vorliebe zu seinem Lieblingsstudium, der hebräischen Sprache und Geheimlehre zurück. Trotz der Verirrung, welche im zweiten Punkte liegt, ist er durch die mit dem ersten verbundene Proklamation freier Bibelforschung ein Pionier der Reformation geworden, und wider seine Absicht gerieth der sonst so friedfertige Mann hierdurch in einen Streit, dessen Lärm jenen der Kirchentrennung voraus verkündete.

Ein betrügerischer Schacherjude, Namens Johann Pfefferkorn, war mit seinen Glaubensgenossen zerfallen, hatte sich taufen lassen und schrieb in seiner nunmehrigen Eigenschaft als Christ eine Menge Schmähschriften gegen die Juden, ja er ging so weit, im Vereine mit den ihn protegirenden Dominikanern zu Köln den Kaiser Maximilian zu einer Untersuchung gegen die Juden und ihre Bücher aufzufordern. Max war so schwach, dieselbe mittels Mandates vom 19. Aug. 1509 aus dem Heerlager bei Padua zuzugeben und sogar Pfefferkorn mit der Vernichtung solcher jüdischer Bücher zu beauftragen, welche gegen das Christenthum gerichtet seien. Pfefferkorn machte hiemit in Frankfurt den Anfang; die Juden und christliche Freunde der Religionsfreiheit und Wissenschaft bewirkten jedoch, daß der Kaiser 1510 durch den Erzbischof Uriel von Mainz den Universitäten Köln, Mainz, Erfurt und Heidelberg, sowie dem Dominikanerprior Jakob van Hoogstraten, Ketzermeister zu Köln, unserm Reuchlin und dem getauften jüdischen Rabbi Viktor von Korb, damals christlichem Priester und Verfasser eines polemischen Werkes gegen seine früheren Glaubensgenossen, den Auftrag ertheilte, die jüdischen Bücher zu untersuchen, zu begutachten, ob sich darunter welche befinden, die im alten Testament nicht enthalten seien, und solche dann „abzuthun". Als Reuchlin diesen Auftrag erhielt, beantragte er, den Talmud und dessen Ausleger, sowie die historischen, philosophischen und medicinischen Schriften der Hebräer nicht zu verwerfen, sondern lediglich wirkliche Schmäh- und Lästerschriften gegen das Christenthum den Juden wegzunehmen und zu verbrennen. Diesen an den Erzbischof Uriel abgesandten Rath fing aber Pfefferkorn auf, und erbost darüber, daß Reuchlin sich weigerte, den vollen Auftrag auszuführen, schrieb er gegen ihn eine Schmähschrift, der „Handspiegel" betitelt, welche in höchst gemeiner Weise die Verdienste und den Charakter dieses Gelehrten herabzuwürdigen suchte. Letzterer replizirte in

dem „Augenspiegel“, in welchem er seine Vorschläge zu rechtfertigen suchte. Es entstanden Parteien für die beiden Kämpfer, von denen Pfefferkorn seinen Gegner als Ketzer und als „mit den Juden unter einer Decke liegend“ erklärte*). Die ersten inquisitorischen Schritte der Dominikaner gegen den Augenspiegel erfüllten zwar dessen von Natur schüchternen Verfasser anfangs mit Furcht vor jenen unheimlichen Ketzerrichtern, die selbst der schreckliche Papst Alexander VI. scheute; aber bald ermannte er sich wieder, veröffentlichte den Hergang in deutscher Sprache; es folgten in erbittertem Kampfe Reuchlins lateinische Schutzschrift und Pfefferkorns „Sturm über und wider die drülosen Juden, anfechter des Leichnams Christi und seiner glidmassen(!), Sturm über einen alten Sünder Johann Reuchlin, zuneiger der falschen Juden u. s. w.“ Die Universitäten Köln, Mainz, Erfurt, Löwen und Paris verurtheilten den Augenspiegel zum Feuertode und vollzogen diesen. Als aber trotz alledem die Dominikaner nicht gegen den schlagfertigen Humanisten aufkommen konnten, lud ihn Hoogstraten als Inquisitor vor das Ketzergericht in Mainz, und trat selbst als Richter zurück, um desto besser als Ankläger wirken zu können. Die Dominikaner versprachen Jedem, der dem gehofften Urtheilsvollzuge beiwohnen würde, Ablaß auf dreihundert Tage; aber als Reuchlin, selbst erscheinend, das Gericht verwarf und an den Papst appellirte, verfügte der Erzbischof von Mainz den Verschub der Verhandlung. Leo X. übertrug jetzt (1513) die Sache den Bischöfen von Speier und Worms. Der bereits greise Reuchlin fand sich aber nicht beruhigt, bis die Sache vom Papste selbst entschieden würde. Die Dominikaner suchten Diesem mit Abfall zu drohen, ja ihn zu bestechen. Aber Leo X., dem Glaubensstreitigkeiten ein Greuel waren und der sich in seinen wissenschaftlichen und künstlerischen Neigungen nicht gern stören ließ, schlug den Proceß durch sein Machtgebot nieder, so daß derselbe ohne Folgen blieb. Die klebrigen Dominikaner brachte erst Reuchlins Freund, der derbe Haudegen Franz von Sickingen, zur Ruhe, indem er sie durch verständliche Drohungen zwang, dem Verfolgten die Proceßkosten zurückzuerstatten. In ruhigem philologischem Wirken verlebte Dieser seine letzten Jahre, begrüßte Luthers Auftreten mit Freuden und starb hochgeehrt 1522. Seine Freunde und Anhänger aber setzten den Kampf gegen die Mönche fort, indem sie das meist von Hutten verfaßte Gedicht „Triumphus Capnionis“ in Hexametern, mit einem bezeichnenden Titelbilde, und dann das weit berühmtere, niederschmetternde Buch „Epistolae virorum obscurorum“ (Briefe der Dunkelmänner) herausgaben, welches Strauß den deutschen Don Quixote genannt hat, obschon es lateinisch geschrieben ist, — eine so treffende Persifflage der

*) Weislinger, Jo. Nik., Huttenus delarvatus; d. i. wahrhaffte Nachricht v. d. Authore od. Vrheber d. verschreyten Epistolarum Obscurorum virorum Vlrich v. Hutten. Konstanz u. Augsb. 1730.

scholastischen Grübeleien und eine so täuschende Nachahmung des mönchischen Küchenlatein, daß in den Niederlanden und in England Viele dieser Klostermänner das Buch im Ernste aufnahmen und mit Wohlbehagen lasen, ohne die Satire zu verstehen. Die bedeutendsten unter den Verfassern waren: für den ersten Theil der witzige Professor Crotus Rubianus in Erfurt, und für den zweiten die beiden kriegerischen Humanisten Pirkheimer und Hutten, welche uns später mehr beschäftigen werden.

Die Briefe der Dunkelmänner*) umfassen drei Bände. Die zwei ersten enthalten lauter meist an den Magister Ortuinus Gratius (genannt vir inenarrabilium doctrinarum) gerichtete Briefe von verschiedenen Geistlichen, deren Mehrere im Buche abgebildet sind, mit dem Gegenstande zur Seite, dem ihr Name entspricht, z. B. Baccalaureus Thomas Langschneiderius, Magister Joannes Pellifax, Petrus Hasenfusius (oder Hasenmusius), Guilhelmus Scherschleiferius, Henricus Schaffsmulius u. A. Dieselben erkundigen sich in einem Latein, das Wort für Wort dem damaligen Deutsch entnommen ist, nach dem Stande des Streites zwischen Reuchlin und Pfefferkorn, z. B. Etiam debetis me certificare, quomodo stat in guerra inter vos et Doctor. Ioannem Reuchlin, quia intellexi quo iste ribaldus (quamvis sit Doctor et Jurista) nondum vult revocare verba sua. Oder: Et praecipue scribite mihi quid faciat D. Ioan. Pfefferkorn, an adhuc habeat inimicitiam cum Doctore Reuchlin et an vos adhuc defenditis eum, sicut fecistis, et mittite mihi unam novitatem. Es werden Ausfälle auf die Humanisten gemacht, durch welche die Briefschreiber sich ungemeiner Lächerlichkeit preisgeben; auch versuchen die Letzteren Verse, in denen sie aller Poesie und Metrik Hohn sprechen, z. B.

Sunt Moguntiae in publica Corona
In qua nuper dormivi in propria persona
Duo indiscreti bufones
In magistros nostros irreverentiales nebulones
Qui ardent reprehendere magistros in Theologia,
Quamvis ipsi non sunt promoti in Philosophia, u. s. w.

Dabei werden Kirchenväter, Scholastiker und Inquisition mit einem Lob überschüttet, das äußerst komisch wirkt. Durch ihre drollige Beschönigung geißeln die Briefsteller die Sitte und die Bildung der Geistlichen jener Zeit scharf. Boshafter Weise ist dem zweiten Bande die Bemerkung angehängt: Romae Stampato con Privilegio del Papa e confirmato in lugo, qui vulgo dicitur Belvedere. (Leo X. hatte den Briefen die Ehre erwiesen, sie durch Breve vom 15. März 1517 zu verdammen.) Der dritte Band, welcher Briefe Verschiedener an Verschiedene enthält, verbreitet sich

*) Epistolae obscurorum virorum tertio volumine auctae. Londini apud Editorem. (Hinten im Buche:) Impressum Coloniae, anno MCCCCCXVIII in Augusto. Item MDC.XIX Ipsis Cal. Graec.

vorzüglich über die Aufnahme, welche die beiden ersten gefunden und läßt als Anhang folgen: Klagen (Lamentationes) der Dunkelmänner über die Angriffe, welche sie erlitten.

Was Pfefferkorn betrifft, so wissen wir nicht bestimmt, ob er eine Person ist mit dem getauften Juden Johann Pfefferkorn, welcher 1514 zu Halle unter der Anklage, das geistliche Amt zwanzig Jahre ohne Weihe bekleidet, Hostien gestohlen, um Geld Menschen und Brunnen vergiftet und Zauberei getrieben zu haben, mit glühenden Zangen gerissen und langsam gebraten wurde.

Passiver als die genannten Freunde Reuchlins verhielt sich in dem heißen Kampfe zwischen Letzterm und den Mönchen oder zwischen Humanismus und Obskurantismus Derjenige, welchen Geburt, Bildung und Ruhm zu des Erstern Hauptkämpen berufen hatten, der aber sein ganzes Leben hindurch eine vorsichtige, kluge und damit auch oft charakterlose Haltung zu beobachten für gut gefunden hat.

Es ist dies der uneheliche Sohn eines gewissen Gerhard Helie von Gouda in Holland, eines witzigen und lebensfrohen Mannes, der aber von seinen Verwandten durch die falsche Nachricht vom Tode seiner Geliebten veranlaßt wurde, dem von ihnen längst gehegten Wunsche sich zu fügen und Mönch zu werden. Das Kind dieser zu weit gediehenen Liebe, in Rotterdam 1467 geboren, wurde in den Schulen der Brüder vom gemeinsamen Leben unter den erwähnten Lehrern Hegius und Agricola erzogen, hatte nach dem Tode der trotz ihrer gewaltsamen Trennung für ihn sorgenden Eltern mit herzlosen Vormündern zu kämpfen, die auch ihn vermönchen wollten, lernte, zum Novizenthum überredet, das ganze Schmachleben der damaligen Klöster kennen und wurde endlich mit List zur Ablegung der Gelübde gebracht. Desiderius Erasmus (diesen Namen hatte er angenommen) hielt das ihm verhaßte und unerträgliche Klosterleben nur so lange aus, bis er eine günstige Gelegenheit fand, ihm zu entrinnen, und diese bot sich dar, als der Bischof von Cambrai ihn in seine Dienste nahm. Nach einigen Jahren erhielt er die ersehnte Erlaubniß, die Universität Paris zu besuchen. Die dort herrschende Scholastik stieß seinen hellen Geist zurück und führte ihn von der Theologie, deren Streitfragen ihm von da an bis an das Ende seines Lebens verhaßt blieben, gänzlich ab und mit immer größerer Vorliebe den humanistischen Studien zu. Einladungen reicher junger Engländer, denen er Sprachstunden gab, führten ihn auf einige Zeit nach England, wo Thomas More und der Dechant John Colet zu seinen Freunden gehörten. Mangel an Geldmitteln war die nächste Veranlassung für ihn, seine Talente als Schriftsteller zu verwerthen. Sein Enchiridion militis Christiani (Handbuch des christlichen Streiters), eine polemische Schrift zu Gunsten jener niederländischen Richtung, welche das Christenthum mehr im Seelenleben, als in den äußeren Formen sieht, rief den begeistertsten Beifall aller vernünftigen und wahrhaft religiösen Männer und den wildesten Haß der Mönche hervor; die Sorbonne zu

Paris verdammte es sogar. Es folgte aus seiner Feder eine Sammlung von klassischen Sprüchen (Adagia), die so treffenden Bezug auf die Zeitverhältnisse hatten, daß sie später von zwei Päpsten verdammt wurden. Übersetzungen griechischer Schriftsteller in's Lateinische beschäftigten ihn dazwischen fortwährend. Das Hebräische dagegen schreckte ihn durch seine Fremdartigkeit ab. Sein sehnlichster Wunsch ward indessen erfüllt, als es ihm möglich wurde, Italien, das gelobte Land der Gelehrsamkeit, zu besuchen. Das Kriegerthum Papst Julius II. und Roms Zustände stießen ihn ab; dagegen erquickte ihn der Umgang des Aldus in Venedig, der griechischer Lehrer in Padua, und des spätern Papstes Leo X., der sein Gönner wurde. Durch die geistige Luft Italiens gestärkt, schuf er während eines zweiten Aufenthaltes in England, im Hause des Thomas More, sein (in Bezug auf bleibende Bedeutung für die Zukunft) wichtigstes Werk, das „Lob der Narrheit". Unter griechischem Titel (Ἐγκώμιον μωρίας, eine Anspielung auf den Namen seines Wirthes, dem er das Buch widmete) lateinisch abgefaßt, ist es eine der glänzendsten Leuchtkugeln, welche das Feuerwerk der Reformation verkündeten, und genoß deshalb ebenfalls die Ehre, obschon von Leo X. mit Beifall begrüßt, von der scholastischen Sorbonne verdammt zu werden. In dem Werklein tritt die Narrheit als Person selbstredend auf, giebt ihren Stammbaum zum Besten, preist ihre Verdienste um Götter und Menschen an, indem ihr alle herrlichen Thaten, alle Künste zu verdanken seien, während die Weisheit nur Unheil angerichtet habe (was an des Sokrates Giftbecher und Ähnlichem nachgewiesen wird), die Narrheit also die wahre Klugheit sei. Es folgt die kostbarste Verhöhnung der aufgeblasenen und unwissenden „Gelehrten" jener Zeit, der Jagdliebhaber, der Spieler, der Goldmacher (Alchemisten), Geisterseher u. s. w. Der Verfasser wird immer kühner und schiebt die Abergläubigen, die Ablaßkäufer, die Heiligenverehrer nach, dann die Schulmeister, Dichter, Redner, Schriftsteller, die Juristen und Philosophen (Scholasten) und hinter ihnen zu guter Letzt mit dem grausamsten Spotte die Theologen, deren dogmatische Grübeleien derb gegeißelt werden. Wahrhaft unerbittlich wird aber die Narrheit, wo sie auf die Mönche, diese Todfeinde der Humanisten und die Vertreter des Standes, dem Erasmus alles Unglück seines Lebens zu verdanken hat, zu sprechen kommt. Ihre Unwissenheit und Lüderlichkeit wird mit den schwärzesten Farben geschildert, ihr elendes Predigen tüchtig persifflirt und mit dem Lautenspielen eines Esels verglichen. Nicht einmal die Könige und Hofleute verschont sodann der gelehrte Pamphletist und vergreift sich sogar an den Bischöfen und Kardinälen, deren Habgier und Weltlust er verspottete; ja er scheut sich nicht einmal, die Päpste abzuhandeln und ihren Hofstaat durchzuhecheln, in welchem Wechsler und Kuppler nicht fehlen; der Bann, der Ablaß und die Sorge für die weltliche Herrschaft, für welche kein Blut gespart wird und welcher die Sorge für die Kirche stets nachhinkt, kommen natürlich ebenfalls

schlecht weg. Ein bissiger Ausfall auf die Sorbonne, der den Haß dieses Pfaffentribunals erklärt, schließt das sarkastische Buch, das indessen des logischen Zusammenhangs ermangelt, an einigen Orten etwas zu breit angelegt und von Undeutlichkeiten und Wiederholungen nicht frei ist, so daß man sich oft im Unklaren befindet, ob der Verfasser oder die Narrheit spricht.

Das „Lob der Narrheit", gerade zu der Zeit erschienen, als der heiße Federkampf zwischen Reuchlin und Pfefferkorn begann, erregte ungeheures Aufsehen und erlebte in wenigen Monaten sieben Auflagen. Die Getroffenen schrieen grell auf, und die schadenfrohen Gegner derselben lachten lauten Beifall.

Hat Erasmus in diesem Werke wahrer heidnischer Spottlust den Zügel schießen lassen, so stach um so mehr sein nächstes Unternehmen, als ein ernst-christliches, dagegen ab; es war die erste wissenschaftliche Ausgabe des Neuen Testamentes im griechischen Original, in Basel 1516 bei dem gelehrten Johann Froben gedruckt und mit nebenstehender lateinischer, von der fehlerhaften Vulgata unabhängiger Übersetzung versehen. Was Reuchlin mit seiner Kenntniß des Hebräischen in Bezug auf das alte, das hat daher Erasmus in Bezug auf das neue Testament geleistet, und Beide arbeiteten mithin den Reformatoren vor, deren Hauptbestreben ja eben auf die Verbreitung dieser Bücher gerichtet war. (Und im nächsten Jahre trat Luther auf!) Es folgten kritische Ausgaben der Kirchenväter und zwar der griechischen ebenfalls mit lateinischer Übersetzung. Solche Arbeitskraft setzt um so mehr in Erstaunen, als der Verfasser während dieser wissenschaftlichen Leistungen beinahe immer auf Reisen war. Am meisten hielt er sich jedoch in Basel auf, später aber, als ihm sein Gesundheitszustand das Reisen nicht mehr erlaubte, immer länger, und zuletzt bleibend. Die Ausgaben der Kirchenväter benützte er zur Darlegung seiner freisinnigen Ansichten und sprach sich ziemlich frisch gegen den Werth unverständlicher Dogmen, namentlich bezüglich der Dreieinigkeit, gegen Ketzerrichterei und für persönliche Glaubensfreiheit aus, wie er auch den Gedanken festhielt, daß Liebe und Eintracht die Summe der Religion seien. Nirgends aber äußert er sich mit weniger Scheu, als in seinen unter dem Titel „Colloquia" erschienenen Gesprächen, welche gewissermaßen das Thema des „Lobes der Narrheit" ohne allegorische Einkleidung weiter spinnen, das Mönchswesen, Fasten, Wallfahren u. s. w. bitter geißeln, im Übrigen alle möglichen Lebensverhältnisse behandeln, aber vielfach durch höchst unanständige und frivole Stellen befleckt sind, so daß des Verfassers Absicht, dieses Buch zum Unterricht in der lateinischen Sprache für die Jugend zu bestimmen, als ein höchst taktloses Unterfangen bezeichnet werden muß*).

*) Erasmi Adagiorum opus, iuxta locos secum congruentes et pugnantes, summa diligentia redactum. Basileae in aedibus Thomae Volffii. Anno

Erasmus war, wie aus Obigem hervorgeht, in Glaubenssachen mehr oder weniger indifferent; er kannte nur ein Interesse, das für die philologische Wissenschaft. Ein solcher Mann mußte sich daher in einer äußerst schwierigen Stellung befinden, als in Deutschland, von Luther begonnen, der große Kampf um den Glauben losbrach, besonders da in einer so bewegten Zeit von jedem Manne verlangt wurde, daß er Partei nehme. Für den alten Glauben und die alte Kirchenverfassung, die unser Gelehrter mit so viel Geist und Witz verspottet und angegriffen hatte, konnte er sich nicht unbedingt erklären, ohne sich selbst zu widersprechen, — und ebenso wenig konnte er für die spitzfindigen Dogmen der Reformatoren, über die sein freier Geist weit hinaus war, eingenommen sein. Seine innerste Abneigung gegen theologische Streitigkeiten ging so weit, daß er sich nicht einmal die Mühe nahm, Luthers Schriften zu lesen, sich daher auch nicht über dessen Grundsätze aussprach, sondern sich damit begnügte, seinem redlichen Willen Gerechtigkeit widerfahren zu lassen und dem Kurfürsten Friedrich von Sachsen, dem Beschützer Luthers, lächelnd bemerkte: der Letztere habe eine doppelte Sünde begangen, indem er dem Papste an die Tiara und den Mönchen an die Bäuche gegriffen habe. Solche und ähnliche Äußerungen vermehrten den längst ihm gewidmeten glühenden Haß der Mönche, während hinwieder seine Neutralität und die schwächliche Versicherung seiner Ergebenheit gegen die römische Kirche, die er an seinen Mitfreigeist, den Papst Leo X., richtete, dessen Bannbulle gegen Luther er doch zugleich mißbilligte, ihm das Mißtrauen und endlich die Abneigung der reformatorischen Partei zuzog. Erasmus gerieth noch ärger in die Klemme, als die katholischen Theologen, die über keinen Gelehrten zu verfügen hatten, der sich mit ihm messen konnte, ihn unabläßig quälten, als Anwalt der alten Kirche öffentlich gegen Luther aufzutreten, und seine Zögerung seinem Einverständnisse mit der neuen Lehre zuschrieben; denn er habe eigentlich „das Ei gelegt, welches Luther ausgebrütet!" Endlich mußte sich der inzwischen alt gewordene und zudem kränkliche Mann, den die Störung seiner friedlichen Studien durch den wilden Sturm der Kirchenspaltung beinahe zur Verzweiflung brachte, nicht mehr anders zu helfen, als daß er wirklich gegen Luther schrieb, jedoch nur einen Grundsatz desselben angriff, den er verabscheute, nämlich jenen der Unfreiheit des Willens, was eine unerquickliche Reihe von Repliken und Dupliken hervorrief. Das Gutachten, welches Erasmus dem unschlüssigen Rathe von Basel über die Reformation abgab, war so farblos, daß seine Lage nur verschlimmert wurde und der aus Friedensliebe neutrale Greis nun mit beiden Parteien zu kämpfen hatte, was manche der Blößen, die er sich gab, verzeihlich erscheinen läßt.

M.D.XXX. Mense Augusto. — Erasmi Colloquiorum familiarium opus, postrema autoris manu locupletatum et recognitum. Unà cum autoris vita. Franc. apud Chr. Egenolphum. M.D.LV.

Die endlich in Basel in heftigem Parteikampfe erzwungene Einführung der Reformation trieb ihn, sammt seinem, aus gleichen Gründen wie er der Neuerung abgeneigten humanistischen Mitarbeiter Heinrich Loriti aus Mollis im Kanton Glarus, genannt Glareanus — nach Freiburg im Breisgau und von hier aus schleuderte er gegen die „sich fälschlich so nennenden Evangelischen" einen heftigen und ungerechten, selbst seiner eigenen Vergangenheit widersprechenden Zornbrief (1529). Trotz fortwährender Kränklichkeit und Mißbehagen an seinem neuen Wohnorte gab er zahlreiche alte Klassiker heraus und fiel zugleich wieder in seine alte Opposition gegen kirchliche Mißstände zurück, indem er offen darlegte, wie das von den Päpsten und anderen Würdenträgern für die Türkenkriege gesammelte Geld von Denselben unterschlagen worden, und nachwies, daß sowol in den Kirchenvätern, als in päpstlichen Dekreten manche Ketzereien enthalten seien, sowie daß das apostolische Symbolum (die Abendmahlslehre) nicht von den Aposteln herrühre, — während er hinwieder gegen einen heftigen Brief Luthers, der ihn des Arianismus beschuldigte, als gegen einen „nicht nüchternen" Angriff in die Schranken zu treten genöthigt war (1533). Im Begriffe, nach Besançon überzusiedeln, erlag Erasmus, während eines Besuches bei seinen Freunden, den Druckern Froben und Amerbach in Basel 1536, ohne alle katholische Ceremonien, unter einfach rührender Anrufung Gottes, — den Anstrengungen seines ganz der Wissenschaft des Alterthums gewidmeten Lebens, welcher Neigung er sich so sehr hingegeben hatte, daß er keine einzige lebende Sprache (außer etwa den holländischen Dialekt) verstanden, ja sogar sich dessen gerühmt haben soll. Und so ging in dem Mönchssohne von Rotterdam eine großartige Erscheinung dahin, ein Martyrer der Wissenschaft und der Glaubensfreiheit, die er weder den Pfaffen in der Tonsur, noch jenen im Kragen opfern wollte! Prophetisch hatte er geahnt, daß mit der bloßen Trennung der Kirche in Bonzen der Werkheiligkeit und Bonzen des Glaubens dem Fortschritte nicht gedient sei. Seine Ansicht von der kirchlichen Gemeinschaft war eine ideale, eine erhabene, wir möchten sagen eine antike; er wollte Reformen und einen gemeinsamen, sichern, wenn auch langsamen Fortschritt, — nicht eine Trennung, nach welcher beide Lager in dem dogmatischen Sumpfe stecken blieben, in den sie sich verrannt hatten. Und wenn er auch in seinem Kampfe gegen zwei Richtungen, die ihm beide verderblich schienen und ihn beide zu erdrücken drohten, oft das Maß der Billigkeit, ja die Konsequenz seiner eigenen Grundsätze vergessen hat, so ist dieses Erliegen einer einzelnen Menschenkraft vor dem Sturme einer Welt wol zu begreifen.

C. Der Übergang des Humanismus zur Reformation.

In Reuchlin und Erasmus hatte der Humanismus, was Deutschland betrifft, seinen Höhepunkt erreicht. Es war ihm gelungen, die Scholastik

niederzuwerfen; das Lob der Narrheit und die Dunkelmännerbriefe waren tödtliche Geschosse. Da er jedoch nichts Neues schuf, sondern nur Altes in seinen gebührenden Platz einsetzte, so hatte er keinen Anspruch auf eine weitere Herrschaft im Reiche der Gedanken; er mußte anderen Gestaltungen weichen. In Italien folgte ihm die nationale Poesie und bildende Kunst nach, — in Deutschland nahm die Reformation diese Stelle ein, — in beiden Ländern dem Volksgeiste gemäß, in welchem jenseits der Alpen die Phantasie, diesseits das Gemüt dem Verstande beigesellt ist.

Reuchlin hatte noch während des Beginnes der Luther'schen Bewegung die Augen geschlossen, — Erasmus wurde von ihr überrascht und das schwankende Schiff seiner Grundsätze von ihr unbarmherzig hin und her geworfen. Die wenigen ihm folgenden jüngeren Männer, die noch vorzugsweise Humanisten genannt werden können, waren daher bereits genöthigt, Einer immer entschiedener als der Andere, Partei zu ergreifen und sich in den Strom der Zeit zu werfen, in welchem ihre Richtung als selbständige unterging, um nur noch als Ergänzung anderer Wissenschaften in höchst harmloser Weise aufzutauchen. Unter jenen letzten Humanisten nun, welche bereits mit dem Strome der Zeit schwammen und deren religiös-politische Kämpfe mitfochten, ragen zwei Nennenswerthe hervor: Pirkheimer und Hutten, — es sind Männer der Feder und des Schwertes zugleich.

Wilibald Pirkheimer, 1470 in Eichstädt geboren, wurde durch die Fürsorge seines Vaters, eines Nürnberger Patriziers und von vielen Herren gesuchten und beschäftigten Beamten, in allen damaligen Wissenschaften, wie nicht minder in allen ritterlichen Tugenden ausgebildet. In Pavia lernte er unter griechischer und italienischer Leitung die humanistischen Studien lieb gewinnen, mußte jedoch die vorzugsweise Beschäftigung mit denselben dem Willen seines Vaters opfern und in Padua die Rechte studiren. Nachdem er diese absolvirt, folgte er wieder dem Zuge seines Herzens und eignete sich von allen Wissenschaften und Künsten wenigstens etwas an. Heimgekehrt widmete er seine Thätigkeit der Vaterstadt Nürnberg. In dieser hatte er erst drei Jahre zugebracht, als der Krieg zwischen dem Reiche und den Schweizern ausbrach, in Deutschland „Schweizer-", in der Schweiz „Schwabenkrieg" genannt, welcher die thatsächliche Unabhängigkeit der Eidgenossenschaft vom deutschen Reiche zur Folge hatte (1499).

Das letztgenannte Staatsgebilde, einst das Haupt Europa's und der Stolz der Christenheit, war durch das schrankenlose Emporwuchern der ehemaligen Reichsvasallen, der kleinen Fürsten, namentlich seit der Regierung der habsburgischen und luxemburgischen Könige, welche jenem Krebsübel gar keinen Einhalt thaten, ja es sogar begünstigten, um ihre eigene Hausmacht vergrößern und ihrem fortwährenden Geldmangel abhelfen zu können, — an die Grenze äußerster Ohnmacht gesunken, welche es unter

dem kraftlosen Friedrich III. erreichte. „In den Zeiten, in welchen alle Monarchien in Europa (England nach Beendigung des Rosenkrieges, Frankreich nach dem Sturze Karls des Kühnen, Spanien unter Ferdinand und Isabella) sich konsolidirten," sagt Ranke, „ward der Kaiser (vom Könige Matthias Corvinus von Ungarn) aus seinem Erblande verjagt und zog als ein Flüchtling im Reiche umher; er nahm sein Mahl in den Klöstern und den Städten des Reiches, wo man ihn umsonst bewirthete; mit den kleinen Gefällen seiner Kanzlei bestritt er seine übrigen Bedürfnisse; zuweilen fuhr er mit einem Gespann Ochsen seine Straße! Niemals, er fühlte es selbst, war die Hoheit des Reiches in niedrigerer Gestalt einhergezogen; der Inhaber einer Gewalt, welche ihrer Idee nach die Welt beherrschen sollte, forderte gleichsam das Mitleiden heraus."

Bei so traurigen Umständen durchdrang ein allgemeines Gefühl der Nothwendigkeit von Verbesserungen die einflußreichsten Kreise des Reiches. Dasselbe begann mit dem Durchdringen der Einsicht, daß der bisherige Dualismus von Kaiser- und Papstthum sich überlebt habe und einmal überwunden werden müsse, wenn es besser werden solle. Das Reich mußte nach Außen unabhängig, mußte ein deutsches, ein einheitlich geleitetes werden, — dann konnte es sich vielleicht noch konsolidiren, gleich seinen westlichen Nachbarstaaten. Die päpstlichen Nuntien wurden bereits nicht mehr zu den reichsständischen Versammlungen eingeladen, und zu dem Landfrieden, der die überall hervorbrechenden Fehden und Unruhen stillen und die Rechtssicherheit befestigen sollte, wurde die Beihülfe des Papstes nicht mehr in Anspruch genommen. Die lange durch Zwietracht getrennten Fürsten und Städte des Reiches vereinigten sich, um zur Vollziehung des Landfriedens ein oberstes Gericht einzusetzen, zu welchem der Kaiser dann den Vorsitzenden zu ernennen hätte. Der schwache Kaiser aber, der seine Zeit mit Alchemie, Astrologie, Chiromantie und anderm abergläubischem Unsinn vertändelte, setzte diesen Bestrebungen einen bornirten Eigensinn entgegen, und nahm es mit eifersüchtiger Tücke auf, als die Kurfürsten seinen Sohn Maximilian um des öffentlichen Wohles willen zum römischen Könige wählten, den er trotzdem fortwährend wie einen Knaben behandelte. Maximilian aber, ein unabhängiger, wenn auch wankelmütiger Charakter, suchte dem Reiche gegenüber seines Vaters Starrsinn gutzumachen und fand so viel treuherziges Entgegenkommen, daß es ihm gelang, Österreich dem kühnen Ungarn wieder abzunehmen und dadurch einen Bund zu sprengen, der sich zwischen Corvinus und den Schweizern gebildet und wahrscheinlich die Theilung der habsburgischen Erblande zum Zwecke gehabt hatte, — einen Bund, dem auch Baiern und Württemberg nicht fremd geblieben zu sein scheinen. Diesen ungetreuen Gliedern des Reiches gegenüber begünstigte nun Maximilian die Gründung des „schwäbischen Bundes", in welchem sich Städte und Ritter zur Aufrechthaltung ihrer Unabhängigkeit, und zugleich des Landfriedens, verbanden. Der Bund wurde so mächtig, daß sich

ihm Württemberg freiwillig und Baiern durch Waffengewalt gezwungen, unterwarfen, und suchte nun auch die Schweizer zum Eintritte in seine Reihen zu bereden. Die alte Stammeseifersucht zwischen Schweizern und Schwaben verhinderte jedoch die Ersteren, sich Letzteren anzuschließen, in deren Landen sie ohnehin maßlos beschimpft und nie anders als in schmählicher Anspielung auf Kühe u. s. w. genannt wurden. Umsonst suchte Max die Schweizer durch die rührendsten Vorstellungen zu gewinnen; sie hatten was sie wollten und glaubten in dem alternden Reiche nichts mehr finden zu können, was ihnen frommen würde. Max, der vom Könige Frankreichs, Karl VIII., persönlich beleidigt war und das Reich von den Franzosen und Türken bedroht sah, berief den denkwürdigen Reichstag von Worms (1495), welcher eine allgemeine Reichssteuer, den „gemeinen Pfennig" ausschrieb und deren Verwendung einem Reichsrathe übertrug, der zugleich über die Rechtssicherheit zu wachen, für die Herbeibringung der abgekommenen Reichslande zu sorgen und den Widerstand gegen die Türken und andere Reichsfeinde zu leiten hätte. Da aber Maximilian diese Neuerungen, als die königliche Gewalt allzusehr beschränkend, nicht bestätigen wollte, begnügte sich der Reichstag mit endlicher Feststellung des Landfriedens in der Weise, daß von da an das Faustrecht unmöglich wurde, mit Einführung des Reichskammergerichts, wie es bereits früher die Stände gewollt hatten, und mit Ausschreibung jener Reichssteuer des „gemeinen Pfennigs" ohne Beschränkung der kaiserlichen Gewalt.

Dies waren nun die Reichstagsbeschlüsse, deren Nichtannahme durch die Eidgenossen den Schwabenkrieg herbeiführte, und dies die damaligen politischen Verhältnisse Deutschlands, deren Verständniß diese Abschweifung von unserm Pirkheimer nothwendig machte. Als der nunmehrige Kaiser Max selbst den Kriegsschauplatz am obern Rhein und Bodensee betrat, wo die Truppen des schwäbischen Bundes beständig geschlagen wurden, gesellte sich ihm auch der tapfere Humanist von Nürnberg mit vierhundert Mann bei, obschon er, dessen Vaterstadt einst wirksame Hülfe aus der Schweiz erhalten, dies mit widerstrebendem Herzen und nur aus Gehorsam gegen den Kaiser that. Fruchtlos vergeudete er die Kräfte seiner Leute an den unwegsamen, mit ewigem Schnee bedeckten Alpen Graubündens, wegen welches Mißlingens er bei dem Kaiser verleumdet wurde, doch ohne Erfolg. Umsonst griff er auch den Seehafen Rorschach am Bodensee mit einer kleinen Flotte an, machte die tapferen Vertheidiger nieder, plünderte und verbrannte den Flecken. Der Kaiser, dessen Heer bei Dorneck blutig geschlagen wurde, mußte die Unabhängigkeit der Schweiz anerkennen.

Von Max für seine Dienste zum kaiserlichen Rath ernannt, widmete sich Pirkheimer, nach hergestelltem Frieden und Ablegung seiner Ämter, ganz den Wissenschaften und schaffte sich zu diesem Zwecke eine kostbare Bibliothek an. Mehrere griechische Klassiker übersetzte er in's Lateinische

und schrieb in dieser Sprache die „Geschichte des Schweizerkrieges" (historiae belli Suitensis s. helvetici libri duo), welche über den Schwabenkrieg viele sonst nirgends zu findende Aufschlüsse giebt, und ein humoristisches Werkchen, die „Apologie des Podagra" (Apologia s. laus podagrae), an welchem Übel er lange Jahre litt.

Die bisherigen Humanisten, in ihren Studirstuben ergraut und vom Volke abgeschlossen, sogar, wie Erasmus, von dessen Sprache, hatten es nicht nöthig gefunden, ihre Wissenschaft für die nicht gelehrte Welt nutzbar zu machen. Die Männer der Studien waren auf dem besten Wege, eine Art indischer Kaste abzugeben, deren Leben und Treiben für das Volk unverständlich war. Es ist daher bezeichnend, daß gerade Pirkheimer, der Mann des Staatsdienstes und des Krieges, der als Solcher nicht blos in der Studirstube saß, sondern unter die Leute kam, in der Entwickelung der klassischen Studien um einen Schritt weiter ging und der Erste war, welcher griechische und römische Klassiker in die deutsche Muttersprache übersetzte. Genial ist auch die Methode, die er dabei befolgte, indem er Werke des Plutarch, Sallust, Cicero u. A. in sorgfältiger Auswahl und Anordnung unter dem Gesammttitel: „Theatrum virtutis et honoris oder Tugendbüchlein aus etlichen fürtrefflichen griech. und lat. Skribenten ins Deutsche gebracht" zusammenstellte. Daneben sammelte er fleißig alte Münzen und andere Alterthümer, die später seiner Vaterstadt zu Gute kamen. Die Hartnäckigkeit seines Gichtleidens und noch mehr der frühe Verlust seiner trefflichen Gattin trübten die Tage seines Lebens vielfach. Entschädigt wurde er hiefür durch die Liebe seiner Schwester Charitas, welche durch den gelehrten Konrad Celtes in die humanistischen Wissenschaften eingeweiht war und sich, um ganz den Studien leben zu können, doch ohne eine Schriftstellerin sein zu wollen, in ein Frauenkloster zurückzog. Ein reger Briefwechsel in Herzens- und Geistesangelegenheiten verband die beiden feingebildeten Geschwister. Es entschädigte den vielgeprüften Mann ferner der geistige Verkehr mit Reuchlin, für den er in dessen großem Streite zahlreiche Freunde warb, dem er auch reichlich mit Geltmitteln und mit Trost unter die Arme griff, mit Erasmus, dessen Schwanken er zu regeln suchte und dessen Zutrauen er wie Niemand sonst besaß, mit dem Maler Albrecht Dürer, seinem Mitbürger, dem er in dessen traurigen Schicksalen väterliche Freundschaft widmete. Der Briefwechsel des Gelehrten und des Künstlers war ein höchst vertrauter, so daß Dürer seinem Freunde, der, wie es scheint, in Liebessachen nicht allzu skrupulös war, einst brieflich bemerkte: derselbe sei alt und glaube, er sei ebenso hübsch, und sein Buhlen um die „schöne Rosenthalerin" stehe ihm gerade so, wie des großen zottigen Hundes Schäckern mit dem jungen Kätzlein.

Pirkheimer verhielt sich zur Reformation in ähnlicher Weise, wie unsere großen deutschen Dichter zur französischen Revolution. Dieselbe an sich fand seinen vollen Beifall und Luther an ihm einen aufrichtigen Freund;

die mit der Bewegung verbundenen Excesse aber stießen den streng rechtlichen Mann, den Freund der Glaubensfreiheit, den Verehrer alter Schätze der Kunst und Wissenschaft, heftig ab. Seine Stellung war daher insofern derjenigen seines Freundes Erasmus ähnlich, als er wie Dieser zu keiner von beiden Religionsparteien ausschließlich hielt, jedoch darin von derselben verschieden, daß er sich hütete, zwischen beiden hin und her zu schwanken und es dadurch mit beiden zu verderben. Auch er wollte keiner von beiden Glaubensdespotieen huldigen, doch nicht etwa aus Vorurtheilslosigkeit, sondern großentheils auch aus Befangenheit in älteren Anschauungen, die er der Aufhebung dessen, was er selbst für veraltet ansah (z. B. des Fastens), nicht opfern wollte; indessen starb er bald nach dem Ausbruche der Bewegung, im Alter von sechszig Jahren, der letzte männliche Sprosse seines Stammes.

Wie endlich die humanistische Bewegung gänzlich in die reformatorische und die Beflissenheit in den alten Sprachen in die Pflege der Muttersprache überging, zeigt die Wirksamkeit des jüngern Freundes und Geistesverwandten Pirkheimers, Ulrichs von Hutten, welcher, als Nachkomme eines zahlreichen fränkischen Rittergeschlechtes, im Jahre 1488 auf der Feste Stäkelberg an der obern Kinzig geboren wurde. Von seinen Eltern dem geistlichen Stande geweiht, brachte er seine Jugend vom elften Jahre an in der berühmten Benediktinerabtei Fulda zu, aus welcher er jedoch, da ihm das Klosterleben durchaus zuwider war, im siebenzehnten Jahre entfloh. Auf mehreren Universitäten studirte er nun die humanistischen Wissenschaften, zuerst in Köln, mit dem erwähnten Crotus Rubianus (eigentlich Johann Jäger), der gewissermaßen sein Mentor war, und erst während dieser Zeit von der Scholastik zur Humanistik übertrat, bis Beide durch den Sieg der Feinde Reuchlins von dort vertrieben wurden, — dann in Erfurt mit seinem Altersgenossen Eoban Hesse, einem gewandten lateinischen Dichter, dessen Verse der Prosa des Erasmus an die Seite gesetzt wurden, der aber auch in persönlicher Erscheinung als ein Ideal der Männlichkeit erscheint, und einen Freundeskreis belebte, dem der ehrwürdige Konrad Muth (genannt Mutianus Rufus), Chorherr in Gotha, die wissenschaftliche Weihe gab; es wurde in demselben, wenn auch nicht ohne mystische Beimischung, in himmelstürmend titanischer Weise über die herrschende Religion und ihre Geheimnisse verhandelt. In Frankfurt an der Oder beendete Hutten seine Studien und begann ein unstetes Wanderleben bis an die Gestade der Ostsee, mit Armut kämpfend und sogar bettelnd, und von einem anfänglichen Wohlthäter, bei dem sich aber bald der Eigennutz hervorkehrte, meuchlerisch überfallen, mißhandelt und beraubt. Er besang diese Unfälle in lateinischen Elegieen, ging aber bald zu politischer Poesie über.

Es war eine bewegte Zeit. Die gegenseitige Eifersucht zwischen dem Kaiser (offiziell erst König) Maximilian und den Reichsständen auf

ihre beiderseitigen Rechte war zu einem förmlichen Bruche ausgeartet und im Reiche herrschte völlige Anarchie. Es gelang jedoch Maxen, trotz der Feindschaft der Kurfürsten, mehre niedere geistliche und weltliche Fürsten für sich zu gewinnen; er besiegte mit ihrer Hülfe die Häupter der Widerspenstigen, den Herzog Georg von Baiern-Landshut und den Pfalzgrafen Ruprecht, und stellte so seine Autorität wieder her; die kaiserliche Macht fand wieder Verehrer, und es wurde eine Druckschrift verbreitet, welche in religiös begeisterter Sprache den Kaiser vor den Franzosen warnte, die sich des Papst- und Kaiserthums bemächtigen wollten. Auf dem Reichstage zu Konstanz im Jahre 1507, wo auch die Eidgenossen wieder erschienen, für deren Übertritt von der französischen zur deutschen Bundesgenossenschaft man im Reiche betete, schien der alte deutsche Ruhm noch einmal aufleben zu wollen. Feurig forderte Max zur Vertheidigung deutschen Namens und deutscher Ehre gegen die Wälschen auf. Es galt nach seinem ritterlichen, von Schwärmerei nicht freien Sinne die Eroberung der deutschen Kaiserkrone in Rom und die Unterwerfung Italiens unter das Reich, von welchen veralteten Traditionen man sich nicht loszumachen vermochte. Alle Stände, selbst die Schweizer, versprachen Betheiligung am Römerzuge; der Kaiser beschenkte Letztere reich, verhieß ihnen, falls sie wieder treue Reichsglieder sein wollten, ebenfalls ein guter Eidgenosse zu bleiben und sprach sie von allen fremden Gerichten los.

Die Zeiten waren aber eben andere geworden, und der mittelalterliche Römerzug scheiterte, theils an der Gleichgültigkeit, ja dem Verrathe deutscher, von Frankreich gewonnener Fürsten, theils an der Abneigung des Papstes Julius II. gegen Alles, was nicht Italien zu gut kam, theils an der förmlichen Feindschaft der stolzen Republik Venedig, die dem Reichsherrn den Zug durch ihr souveränes Gebiet sperrte. Von da an gingen die Geschicke Italiens und Deutschlands auseinander, das unnatürliche Reich des zweiköpfigen Adlers war zerrissen: der Papst war, was er sein wollte, blos noch ein italienischer Fürst, der Kaiser, was er sein sollte, blos noch ein deutscher König. In Trient legte sich Maximilian aus eigener Machtvollkommenheit den Kaisertitel bei, und die Römerzüge hatten aufgehört. Unter allen Umständen aber mußte Venedig für seinen Trotz gezüchtigt werden. Die verzweifelte und unnatürliche Ligue von Cambrai sollte diesem Zwecke dienen, und war ein neues Stadium in den wankelmütigen Bundesgenossenschaften Maximilians, so daß sich nun auch die Schweizer nicht mehr an ihn gebunden erachteten und die deutschen Stände übeln Willen zeigten, das Blut ihrer Völker länger um Italiens willen zu opfern, vielmehr geneigt waren, mit dem kaufmännischen Venedig den Streithandel um Gelt abzuwickeln. Die Entzweiung im Reiche brach wieder hervor, und gegen Venedig wurde nichts ausgerichtet, als ohnmächtige Scharmützel.

Diese Lage war es nun, welche Hutten's patriotische Zornesleier

erklingen machte. Mit Begeisterung erfüllte ihn die Idee des Kaiserthums, wie sie sich im Mittelalter entwickelt hatte, nämlich jene einer Weltherrschaft, der alle übrigen Staaten unterworfen sein sollten. Als Ritter war er Anhänger der Monarchie überhaupt, und Widersacher der sich gegen die Reichseinheit auflehnenden Republikaner, als verarmter Ritter insbesondere ein Feind der venetianischen Geldsäcke; als deutscher Enthusiast glaubte er, seine Nation, welche das Schießpulver und die Buchdruckerkunst erfunden und in wissenschaftlicher, wie ökonomischer Blüte begriffen, sei dazu berufen, an der Spitze der Christenheit zu stehen. Dies sind die Gedanken, welche Hutten's Gedicht „Exhortatio ad Maximilianum" beseelen, in dem er sich indessen wohlweislich hütete, die politische Ohnmacht seines Vaterlandes zu berühren. Er schrieb es in Wien, wo er den Schweizer Vadian (Joachim von Watt) und andere bedeutende Männer zu Freunden gewann, die scholastische Hochschule aber ihn verhindert haben soll, über Poëtik zu lesen, und von wo er sich daher bald nach Italien, dem gelobten Lande des Humanismus, begab, um dessen Besitz (1512) aber gerade die Franzosen und die Schweizer blutig stritten, nachdem Letztere aus ihrem Schwanken zwischen deutscher und französischer Freundschaft durch ihre Hingabe an den kriegerischen Julius II. herausgerissen worden. Hutten hatte als Student in Pavia die Rohheit beider Heere bitter zu kosten. Durch Noth zum Eintritte in das kaiserliche Heer im Kriege gegen Venedig gezwungen, setzte er seine politischen Gedichte fort und wandte sich in denselben endlich vorzüglich gegen den Papst, dessen gänzliches Vergessen seines Amtes in Blut und Brand, und dessen Ablaßhandel er mit starken Farben schilderte, und den er nach seinem Tode als von der Himmelspforte abgewiesen darstellte.

Gerade als endlich dem irrenden Ritter, nach seiner Heimkehr, das langentbehrte Glück zu leuchten schien, indem der feingebildete Ritter Eitelwolf vom Stein (der schon im Kloster Fulda sein Beschützer gewesen) ihm eine ehrenvolle Stellung am Hofe des aufgeklärten Erzbischofs von Mainz (Albrechts von Brandenburg) zu verschaffen im Begriffe stand, mußte er an einem und demselben Tage sowol den Tod dieses seines Gönners, als denjenigen seines Vetters Hans von Hutten erfahren. Der Letztere war nämlich der Günstling, Trink- und Spielgeselle des berüchtigten Herzogs Ulrich von Württemberg gewesen, eines Wüstlings, der schon im zarten Alter von dreizehn Jahren mit der Sendung dreier Fäßchen voll eingesalzenen Hochwildpretes an die ihm befreundeten Schweizer diese ermahnte, solches nicht ohne die Gesellschaft schöner Frauen zu genießen, — und durch seine und seiner Günstlinge Herrschsucht und Verschwendung das arme Volk fürchterlich aussog und zum Aufstande des „armen Konrad" zwang. Nach grausamer Unterdrückung desselben, dessen Opfer in die Schweiz flohen, stellte der Herzog der jungen Gattin Hansen von Hutten nach, bat denselben auf den Knieen,

ihm die Pflege dieser seiner Liebe zu gestatten, und rächte dann seine Abweisung, indem er den unglücklichen Ehemann in einen Wald lockte, ihn dort ermordete und den Körper an seinen in den Boden gesteckten Degen hängte. Die Familie Hutten und mit ihr die ganze schwäbische Ritterschaft sagte entrüstet dem Herzoge den Frieden auf, und Ulrich von Hutten wurde das Organ der Empörten, indem er mit seiner gefürchteten Feder in zermalmender Wucht der Rede gegen den Mörder zu Felde zog, der die Frechheit hatte, zu behaupten, er habe als Schöffe des Femgerichtes gehandelt. Die übrigen Hutten aber verbanden sich mit den Herzogen von Baiern, den Brüdern der hintangesetzten Gemahlin Herzog Ulrichs, und erregten einen Krieg gegen ihn, der ihn zur Flucht in die Schweiz zwang, wo er, bei der gegen fremde Kriegsdienste eingetretenen Reaktion, umsonst Söldner zur Wiedereroberung seines Landes zusammenzuraffen suchte.

Huttens satirische Ader wurde nun mehr und mehr gestählt. Dem Spotte zu Hause über seinen Mangel an akademischen Würden setzte er sein beißendes Gedicht „*Οὖτις*" oder „Nemo" (Niemand) entgegen, in welchem er mit der treffendsten Zweideutigkeit (auf eine fingirte Person jenes Namens und auf die wirkliche Bedeutung des Wortes anspielend) die Thatlosigkeit der Welt geißelte, und lernte dann auf einer zweiten Reise nach Italien das päpstliche Rom mit allen dessen Mängeln kennen, ohne daß, wie es scheint, die damals dort blühende Kunst Eindruck auf den feurigen Mann der politischen und kriegerischen That machte. In Bologna studirte Hutten, nach dem Wunsche seiner Familie, die Rechte, bildete sich in der Humanistik noch weiter aus und ließ auch seine Leier fortwährend ertönen, bis ihn der lächerliche Groll Papst Leo's X. vertrieb, weil er den Herzog von Urbino, dem der heilige Vater sein Land genommen, mit dem Titel des verlorenen Besitzes begrüßt hatte. Dagegen übte das von Hutten in seinen politischen Gedichten so maßlos geschmähte Venedig durch freundliche und ehrenvolle Aufnahme edle Rache an ihm. Nach seiner Heimkehr in das Vaterland, wo er sich in bereits erwähnter Weise am Reuchlin'schen Streite betheiligte, empfing er dann den ersten Lohn seiner mühevollen und vielgetrübten Wirksamkeit, — die Lorbeerkrone des Dichters schmückte zu Augsburg, aus Kaiser Maximilians Hand, seine Schläfe, und gab ihm das Recht, an allen Schulen des Reiches die Dicht- und Redekunst zu lehren.

Und so sind wir, bei diesem Wendepunkt in des ritterlichen Schriftstellers Lebensbahn, gerade bei dem Jahre angelangt, wo des Wittenberger Mönches Kampf gegen ein anderthalbtausendjähriges Reich begann, ein Kampf, der uns, weil er Hutten aus einem Humanisten zum Reformator machte, von seiner Person abruft, um die Anfänge der neuen Bewegung zu verfolgen, in deren Verlaufe die Gestalten eines Luther und Hutten nicht von einander getrennt werden können. Denn Hutten hat nicht ge-

schwankt wie Erasmus, ist nicht neutral geblieben wie sein Freund Pirkheimer, sondern er hat mit ganzer Seele Partei ergriffen. Und darin besteht seine Größe, daß er nicht nur die Zeit des Humanismus, welche die Ideen der Neuzeit vorbereitete, sondern auch die mit Nothwendigkeit auf sie folgende Zeit der Reformation vollkommen verstand und in beiden Perioden mit gleichem Feuer für den Fortschritt wirkte. Dies unsterbliche Verdienst des mutigen und nur zu früh gefallenen Kämpen wird denn auch in unseren Augen keineswegs geschmälert durch jenen Umstand, den die „Dunkelmänner" stets mit so vieler Wollust gegen ihn geltend gemacht haben, weil sie ihm nichts Anderes vorzuwerfen wußten. Es ist dies die Krankheit, an welcher er seit seinem zwanzigsten Lebensjahre litt, die Syphilis oder Lustseuche, welche erst seit dem Zuge der Franzosen nach Neapel im Jahre 1494 in Europa deutlich aufgetreten und wahrscheinlich aus dem neu entdeckten Amerika durch die Spanier eingeschleppt worden war und deren Ursprung Italiener und Franzosen einander wechselseitig zuschoben. Die Krankheit trat so verheerend auf, daß man genöthigt war, eigene Spitäler für ihre Opfer zu errichten (so 1505 in Ferrara), weil die sonstigen nicht ausreichten und die Beschaffenheit der neuen Seuche ihre gemeinschaftliche Behandlung mit anderen Kranken nicht gestattete. Abgesehen nun davon, daß kein Beweis dafür vorliegt, daß sich Hutten diese Krankheit durch Ausschweifungen leichtsinnigerweise zugezogen habe, vielmehr bekannt ist, daß sich dieselbe auch durch unreinliche Betten, Gefäße u. s. w. fortpflanzen kann, ist es falsch und heuchlerisch, die Anschauungen unserer Zeit, welche den Besitz dieser Krankheit mit Grund für unehrenhaft ansieht, in eine frühere Zeit überzutragen, wo die Fürsten aller Länder, sogar der Papst Sixtus IV. in Rom selbst, Häuser zur Pflege der Unzucht gegen Abgaben förmlich duldeten, wo man sich offen der unehelichen Abkunft von dieser oder jener hochstehenden Person rühmte, wo die zum Cölibate verurtheilten Geistlichen notorischer Weise ohne Hehl Beischläferinnen hielten, wo in den Bädern Männer und Weiber in Gemeinschaft ohne Bekleidung badeten und gerade die berührte Krankheit so allgemein war, daß der Maler Albrecht Dürer an Pirkheimer schreiben konnte, „schier Jedermann habe sie", ja sogar Könige, wie bekanntlich Franz I. von Frankreich, und Päpste wie Leo X., nicht von ihr verschont wurden, und Hutten eine Schrift darüber einem Erzbischofe widmen durfte. Uebrigens spricht die Offenheit, mit welcher unser ritterlicher Dichter seine Krankheit behandelt, und die in jener Zeit eine Ausnahme bildende, sorgfältige Vermeidung aller unanständigen und zweideutigen Stellen in seinen Werken so sehr zu seinen Gunsten, — es fehlt so sehr an allem Grunde, ihn unreiner Absichten und unehrenhafter Handlungen zu beschuldigen, und er hat an seinem Übel so unsäglich schwer gelitten, daß er mit seinen offen eingestandenen Schattenseiten eine weit kostbarere Gestalt in der Geschichte darstellt, als alle jene „obscuri viri", die über ihn hergefallen sind und,

wenn auch vielleicht nicht an ihrem Körper, doch in ihrer Seele, weit scheußlichere, nicht eingestandene Schäden herumtrugen.

Ulrich von Hutten steht daher als ein würdiger Schlußstein der humanistischen Bestrebungen da und konnte mit Recht begeistert ausrufen: „O Jahrhundert, die Studien blühen, die Geister erwachen, es ist eine Lust zu leben.“ Er rief dies trotz seiner namenlosen Leiden! — so sehr lebte und webte er im Geiste des Fortschrittes. Und wirklich war es zu jener Zeit, trotz anfänglicher Verfolgung der Humanisten, durch rastloses Arbeiten gelungen, diesen Männern an allen deutschen Hochschulen das Übergewicht zu verschaffen, ja ihnen die meisten Lehrstühle zu übertragen und die Scholastik beinahe spurlos auszurotten, deren Schicksal verdientermaßen auch die Collegien oder Bursen, diese durchaus faul und unnütz gewordenen Reste klösterlichen Zusammenlebens, theilten, welche nur Müßiggang und damit auch alle Laster begünstigt hatten; denn allen solchen waren ihre Mitglieder ergeben; ja es kamen sogar oft Mordthaten unter Studirenden, und an Professoren und Rektoren durch deren Famuli vor.

Bei diesem Zeitpunkte des Sieges antiker Wissenschaftlichkeit und der durch sie angebahnten Begründung neuer Richtungen des Menschengeistes über das alte Schulzopfthum werfen wir auch noch einen Blick auf den Zustand der Schulen in jener Zeit des Überganges aus der mittelalterlichen Unwissenheit des Volkes in die moderne, immer steigende Volksbildung.

Auf dem Lande waren in der Regel die Pfarrer die einzigen Personen, welche einen, man kann denken wie nothdürftigen, Unterricht ertheilten und demselben nur zu oft, theils durch Mangel an Lehrgabe, theils an Geduld, alle Wirksamkeit nahmen. Wo ungebildete Weltliche Schule hielten, machten sie sich oft durch unmenschliche Züchtigungen fehlbarer Schüler so verhaßt, daß sie von ihrer Stelle entfernt werden mußten. Wer den Drang in sich fühlte, mehr zu lernen, als ihm dort geboten wurde, machte sich auf die Füße und reiste, um Gelegenheit zu seiner Ausbildung zu finden. Auf diesen Wanderschaften trafen in der Regel zweierlei Leute zusammen, Studenten, auch „Bacchanten“ oder verächtlich „Beani“ genannt, d. h. Solche, welche schon Schulen besucht hatten, ohne daß sie deshalb etwas zu wissen brauchten, und Schüler, oder „Schützen“, d. h. Knaben, denen das damalige Schulleben noch fremd war. Die „Schüler“ waren förmliche Sklaven der „Studenten“, wurden von ihnen, wenn sie müde wurden, mit Ruthenstreichen vorwärts getrieben, und mußten für sie von Haus zu Haus betteln; das Erhaltene aber, wie nicht minder das den Schülern zu Hause Mitgegebene, verzehrten die „Studenten“ allein und ließen ihre jüngeren Kameraden hungern und frieren, in Ställen oder im Freien schlafen. So ging es oft von Land zu Land, durch das ganze deutsche Reich, aus der Schweiz bis nach Polen

oder von Holland bis Ungarn. Man begnügte sich übrigens nicht mit dem Betteln, sondern machte sich kein Gewissen daraus, Hausgeflügel mit Steinen todt zu werfen, um es entweder mitzunehmen oder im Kampfe mit den nachsetzenden Bauern zurückzulassen. Auch wurden die „fahrenden Schüler", die selbst oft nichts zu beißen und zu brechen hatten, trotzdem von Räubern und Mördern angefallen, von denen die Landstraßen wimmelten. So dachten die Wanderer oft Jahre lang nicht von ferne an den eigentlichen Zweck ihrer Reise, den Schulbesuch. Kamen sie in eine Stadt, wo sich Schulen befanden, so sangen sie vor den Häusern oder bettelten wie auf dem Lande und wurden von den dortigen Schülern verhöhnt und mißhandelt. Da kam es denn vor, daß die Lehrer mit ihren wirklichen Zuhörern auszogen, um die falschen, müßiggehenden Schüler in die Schule abzuholen, von ihnen aber, denen das wilde, freie Leben lieber war, und die sich deshalb in ihrem Quartier verbarrikadirten, mit Steinwürfen empfangen wurden. Oft liefen auch die „Schüler", denen die Mißhandlungen von Seite der „Studenten" zu arg wurden und die das Gewissen erinnerte, daß sie mit solchem Leben keinem guten Ende entgegen gingen, ihren Peinigern davon und begannen Schulen zu besuchen. Es ist klar, daß Leute ohne alle Vorbildung, Leitung und Aufsicht in einer Zeit, die noch keine Organisation des Schulwesens kannte, wenig Nutzen von den bestehenden Lehranstalten ziehen konnten. Auch gab es wirklich, abgesehen von den bereits mit Humanisten besetzten Universitäten, wenig wirklich gute, ihres Zieles bewußte Schulen. Die denselben gewidmeten Gebäude waren furchtbar unreinlich, die den Schülern zu Gebote stehenden Wohnungen und Schlafstellen, und daher auch ihre Kleider, von Ungeziefer angefüllt, und bei der oft allzu starken Anhäufung vieler Schüler an einem Orte, verbunden mit den Strapazen, denen sie auf der Reise ausgesetzt gewesen, und der schlechten Nahrung, die sie aus Noth genießen mußten, brach nicht selten die Krätze unter ihnen aus. In Städten, wo mehrere Schulen bestanden, meist so viele als Kirchen, z. B. in Breslau, war es den Schülern des einen Pfarrbezirkes verboten, in einem andern zu betteln oder zu singen, und Übertretungen hatten oft blutige Händel zwischen den Schülern der verschiedenen Quartiere zur Folge. In Krankheitsfällen wurden die Schüler in der genannten Stadt gegen einen kleinen Beitrag sorgfältig verpflegt. An dem dortigen Gymnasium zu St. Elisabeth befanden sich über hundert Kammern für „Studenten", die „Schüler" aber mußten auf dem Boden der Schulstube schlafen. In angenehmen Sommernächten trugen Letztere das Gras, das man, nach dortiger Sitte, vor die Häuser der Reichen zu streuen pflegte, in einen Winkel des Kirchhofs zusammen und legten sich darein. Bei Regenwetter begaben sie sich in die Schule, und drohte ein Gewitter, so wurden unter Anführung des Subkantors fast die ganze Nacht Responsorien gesungen. Oft gingen die Schüler an den Sommerabenden nach dem Nachtessen in die Bierhäuser und wurden von den bereits halb be-

trunkenen polnischen Bauern ebenfalls betrunken gemacht. Die Unterrichtsordnung muß oft seltsam gewesen sein. Einst lasen in einer Stunde und in einem Hörsaale neun Baccalaurei. Was man las, wurde zuerst diktirt, dann distingnirt, hierauf konstruirt und zuletzt exponirt. Was die Lehrer manchmal für Leute waren, zeigt der Umstand, daß es Solche bisweilen nicht unter ihrer Würde hielten, mit den fahrenden Schülern herumzuziehen, und sie sogar zum Betteln und Stehlen anzuhalten. An irgend welche Disciplin oder an eine Kontrole über die Schüler in jener Zeit kann daher kaum gedacht werden, und es vergingen oft viele Jahre, ehe solche fahrende Schüler dazu gelangten, etwas zu lernen. Kam es dann vor, daß sich mehrere Solche ermannten und an die Erfüllung ihrer Aufgabe wagten, so wurden die Schulen oft in unglaublichem Maße überfüllt, besonders wenn an einer solchen ein gelehrter Humanist wirkte, wie z. B. der tüchtige Johann Witz, genannt Sapidus, zu Schlettstadt im Elsaß, dessen Lehrstunden im Jahre 1521 von mehr als neunhundert Schülern besucht wurden, bei denen sich zwanzig- und mehrjährige Jünglinge, so der Schweizer Thomas Plater aus Wallis, später Rektor zu Basel, unter den Anfängern befanden. Solche verspätete Musenjünger waren dann aber oft von einem solchen Eifer beseelt, daß sie, wenn sie aus Noth gezwungen waren, ein Handwerk zu lernen, dabei ihre Studien heimlich fortsetzten, wie der gelehrte Schweizer Rudolf Ambühl, genannt Collinus, der ein Seiler wurde und den erwähnten Plater in derselben Fertigkeit unterrichtete, der aber während des Hanfdrehens den Homer und Plautus las, bis er es durch Ausdauer zu einem edlern Berufe brachte. So auch die Reformatoren Müslin (Musculus) aus Lothringen, welcher als Weber, und Johannes Keßler (Ahenarius), aus St. Gallen, welcher als Sattler arbeitete.

Die große Menge ist unthätig und gleichgültig; aber immer finden sich unter ihr hervorragende Geister, welche sich aus der sie drückenden Rohheit emporschwingen und sich durch unsterbliche Thaten geltend machen. Wir haben davon Beispiele aus der Periode des Wiederaufblühens der Wissenschaften gesehen; wir werden andere aus der ihr folgenden der Wiedergeburt des Christenthums kennen lernen, welche kommen mußte, um die Menschheit zum Licht und zur Aufklärung zu führen.

Drittes Buch.

Die Kirchentrennung.

Erster Abschnitt.

Das zerrissene deutsche Reich.

A. Der Abfall von Rom.

Die unter dem Namen der „Reformation“ bekannte politisch-religiöse Bewegung am Anfange des sechszehnten Jahrhunderts ist kein zu dieser Zeit plötzlich und unerwartet auftauchendes Ereigniß, durch welches die Kirche Christi frevelhafter Weise und tückisch zerrissen worden wäre, sondern einfach das Endergebniß einer seit den ersten Jahrhunderten der Existenz des Christenthums beharrlich fortgeführten, in den politischen, kirchlichen, wissenschaftlichen und künstlerischen Verhältnissen genugsam hervortretenden Opposition gegen das in der Kirche mit der Zeit herrschend gewordene jüdisch-heidnische Hohenpriestersystem.

Diese Opposition, die sich im Mittelalter auf deutschem Boden, mit Ausnahme des Kampfes der Stedinger, noch ziemlich passiv verhielt, trat zum ersten Male mit einem deutlichen Programm hervor bei Anlaß des Concils von Konstanz, welches Papst Johann XXIII. wider seine Neigung auf Verlangen des Kaisers Sigismund im Jahre 1413 zusammenrief, um durch dasselbe den heillosen Zustand der drei Päpste zählenden Kirche verbessern zu lassen. In Konstanz begann 1414 allerlei Volk zusammenzuströmen. Auch Papst Johann reiste dahin und begab sich zu diesem Zwecke in den Schutz des Herzogs Friedrich von Österreich, der ihn von Trient an durch sein Land Tirol geleitete. Auf dem Arlberge stürzte der Wagen des Papstes, und Dieser fiel in den frischen Schnee, unmutig ausrufend: „Hier liege ich in des Teufels Namen.“ Als er über den Berg her in der Ebene anlangte, bemerkte er, sein Schick-

sal ahnend: „So fängt man die Füchse.“ An Simons- und Judastag kam er mit Herzog Friedrich vor Konstanz an, an der Spitze von neun roth gekleideten Kardinälen, vielen Adelichen und etwa sechshundert Mann Gefolge. Vom Bischofe und den Bürgern ehrenvoll empfangen, hielt er, das Allerheiligste auf einem besondern schneeweißen Pferde vor ihm, seinen Einzug in die Stadt.

Am vierten Tage darauf zog in Konstanz ein anderer Mann ein, ohne Pomp, aber mit desto besserm Gewissen in seiner Brust. Es war Johannes Hus aus Böhmen, den wir bereits kennen (s. S. 76). Der damalige Kaiser Sigismund, dem als Thronfolger in Böhmen daran gelegen war, die dort ausgebrochenen religiösen Streitigkeiten zu Ende zu bringen, hatte selbst Husen veranlaßt, nach Konstanz zu reisen, um da vor dem Concilium seine Lehren zu vertheidigen, und ihm zu diesem Zwecke einen Brief ausgestellt, durch welchen er ihn in seinen Schutz nahm und allen Obrigkeiten des Reiches anbefahl, ihn frei und unbehelligt nach Konstanz ziehen, dort wandeln, wohnen und frei wiederkehren zu lassen. Mehrere ihm anhangende böhmische Edelleute begleiteten ihn.

Zu Weihnachten erschien endlich auch der Kaiser in Konstanz, und es hatte sich in dieser Stadt eine glänzende und zugleich buntscheckige Bevölkerung eingefunden, wie sie noch nie in dieser Weise getroffen worden war. Man zählte, nach einer gleichzeitigen Berechnung, 73 Erzbischöfe, 378 Bischöfe, 85 Weihbischöfe, 450 Gelehrte von 39 Hochschulen, 162 Fürstäbte, 484 andere Äbte, 2430 fremde Priester (darunter aus Griechenland, Rußland und Irland), den Hochmeister und acht Großkomthure des Ordens von Rhodos, 13 Komthure des deutschen Ordens, die Generale des Dominikaner-, Augustiner- und Franziskanerordens mit 38 Meistern der Theologie aus denselben, 47 Herzoge, 25 Fürsten, 113 Grafen, 2025 Freiherrn, Ritter und Edelknechte, 32 Herolde, über 500 Spielleute (Posauner, Trompeter, Pfeifer, Geiger, Sänger u. s. w.), eine unzählbare Menge von Handwerkern und Kaufleuten, worunter allein bei 70 Apotheker; endlich wurden nicht vergessen über 700 öffentliche Dirnen, ohne die geheimen, zusammen etwa 133,000 Fremde.

Der erste bedeutendere Beschluß des Conciliums ging dahin, die Stimmen nicht nach Köpfen, unter welchen die zahlreichen Italiener die Mehrheit gebildet hätten, sondern nach sogenannten Nationen zu zählen, deren man drei, die Deutschen, Gallier und Italiener anerkannte, welchen später noch die Briten und Spanier beigefügt wurden. Die Angehörigen anderer Völker waren unter die Genannten vertheilt.

Den Erwartungen der gesammten Christenheit gemäß hätte das Concilium nun vor Allem die von allen denkenden Köpfen damaliger Zeit geforderten und bei den traurigen Zuständen der Kirche absolut nothwendigen Reformen in Behandlung nehmen sollen. Statt dessen griffen die frommen Väter mit Heißhunger nach der Angelegenheit des unglücklichen

Hus. Ein Magister, dessen Name nur noch in alten Scharteken zu finden, im Munde der Nachwelt aber spurlos vergessen ist, klagte den noch immer und wol ewig gefeierten Märtyrer des Aufruhrs gegen die Kirche und der Ketzerei an und verlangte seine Verhaftung. Die letztere erfolgte wirklich, keinen ganzen Monat nach seiner Ankunft mit dem Geleitsbriefe des Kaisers. Als Letzterer, noch vor seiner Ankunft in Konstanz, von dieser That Kenntniß erhielt und darüber seine Unzufriedenheit bezeugte, bewiesen ihm die gelehrten Herren des Collegiums der Kardinäle, daß nach dem kanonischen Rechte einem Ketzer keine Treue zu halten sei, worauf der schwachherzige Monarch die Sache „gut sein hieß". Für unser Buch hat der Fortgang der Inquisition, die ein zur Reform der Kirche berufenes Concilium gegen die freie Forschung anhob, kein weiteres Interesse, und es bleibt uns nur noch zu erwähnen übrig, daß der böhmische Gelehrte, ohne daß indessen die Verbesserung der Kirche um einen Schritt weiter gediehen wäre, im folgenden Jahre im Juli vom Concil der sogenannten weltlichen Gewalt übergeben, zum Feuertode verurtheilt und mit dem gewohnten Pompe verbrannt wurde, — welches Schicksal sein Freund Hieronymus von Prag, der während des Prozesses nach Konstanz gekommen und ebenfalls verhaftet worden war, 1416 theilte*).

Diese Schandthaten, mit deren Hülfe man durch den Scheiterhaufen einen bestimmten Glauben in die Herzen der Menschen zu pflanzen wähnte, machten den Eindruck begreiflich zu nichte, den des Conciliums Beschluß, daß es seine Autorität von Christus habe und auch der Papst ihm und einer Reformation der Kirche an Haupt und Gliedern unterworfen sei, sonst hervorgebracht hätte. Denn die Zeit sah diese Aufhebung des päpstlichen Absolutismus für einen ungeheuern Fortschritt an und begriff noch nicht, daß eine Versammlung so wenig Autorität in göttlichen Dingen haben kann, wie ein Einziger. Und das Concil von Konstanz bewies auch keine solche Autorität; es brachte keine Reform zu Stande, weil die Italiener in seinem Schooße keine solche wollten, sondern begnügte sich mit Herstellung der kirchlichen Einheit und — Glaubensdespotie und ließ im Übrigen die Kirche im alten Zustande dahinsiechen.

Die verschobene Reform sollte auf dem von Martin V. 1423 nach Pavia, dann aber nach Basel verlegten und dort 1431 in Eugens IV. Auftrag eröffneten Concil berathen werden. Diese Kirchenversammlung, welcher aller Pomp der Konstanzischen mangelte (sie zählte nie über vierhundert geistliche Mitglieder), faßte zwar mehrere für die damalige Zeit freisinnige Beschlüsse, die jedoch nicht über den Standpunkt der Halbheit stiegen und deshalb später wie Seifenblasen zergingen. Als der Papst be-

*) Rerum Concil. Constant. (ab Hermanno von der Hardt) Tom. IV. Ibid. Tom. I. (Theod. Vrie, hist. Conc. Const.) — Ulr. v. Richental, Chronik des Concils in Konstanz.

merkte, welcher Wind in Basel wehe, löste er das Concilium sofort nach dessen Eröffnung schon auf; das letztere beschloß aber, es vertrete die gesammte Kirche und stehe daher über dem Papste; es citirte Diesen sogar nach Basel und vergeudete seine beste Zeit mit einem Kampfe gegen den Beherrscher der Gläubigen. Er mußte die Auflösung widerrufen, handelte aber neuerdings so stracks wider des Conciliums Anordnungen, daß es energische Beschlüsse gegen ihn faßte, die er mit einer neuen Auflösung erwiderte. Ein von dem Papste nach Ferrara berufenes Concilium stand nun demjenigen in Basel gegenüber und beide nahmen dieselbe Heiligkeit in Anspruch. Vom Concilium in Ferrara exkommunizirt, entsetzte das Baselsche den Papst Eugen und ließ durch ein selbst bestelltes Conclave eine neue Wahl treffen, welche auf den in den geistlichen Stand getretenen Herzog Amadeus von Savoien fiel, der sie auch unter dem Namen Felix V. annahm und in Basel auf dem Münsterplatze gekrönt wurde. Eugen erklärte ihn als Ketzer. Den auf des Conciliums Aufforderung in Basel zahlreich erschienenen böhmischen Hussiten bewilligte dasselbe nach vielen Disputationen, während welcher die Gesandten unverrichteter Dinge heimkehrten, den Genuß des Abendmahls unter beiderlei Gestalten und bewirkte Aussöhnung mit der Kirche. Dies genügt, das Concilium zu richten; denn was für die Böhmen wahr, konnte doch nicht für die übrigen Nationen unwahr sein. Nach solchen Vorgängen wurden die Bemühungen des Baseler Conciliums, die griechische Kirche zu einer Vereinigung mit der unter sich gespaltenen römischen zu bewegen, in Konstantinopel mit gerechtem Hohne beantwortet, und eine in Ferrara von dem Papste mit dem östlichen Kaiser zum Scheine bewirkte Vereinigung beider Kirchen hatte keinen Bestand. Der Rath in Basel mußte wiederholt einschreiten, um unter den beiden Parteien der frommen Väter Schlägereien zu verhindern. Erst siebenzehn Jahre nach seinem Beginne endete das Concilium.

So war Nichts — und abermal Nichts geschehen. Die Mißbräuche dauerten unerschütterlich fort und der krasseste Aberglaube machte sich in den ersten Jahren des sechszehnten Jahrhunderts noch ebenso breit wie tausend Jahre vorher. Die Geißeln, welche Dante, Petrarca und Boccaccio, welche die Werke der Humanisten, namentlich des Erasmus Lob der Narrheit und die Briefe der Dunkelmänner, welche die später zu erwähnenden deutschen Dichter und Prediger jener Zeit schwangen, belehrten die Herrscher zu Rom nicht, bewogen sie nicht, bessere Zustände herbeizuführen, Zustände, welche es der Welt unmöglich gemacht hätten, die Kirche länger zu schmähen und zu verspotten. Natürlich, sie hatten Anderes zu thun; Sixtus IV. mußte mit allen verwerflichen Mitteln Geld zusammenscharren, Alexander VI. seine sauberen Kinder versorgen und den Kirchenstaat befestigen, Julius II. Kriege führen, Leo X. die Künste pflegen; der mißhandelten und mißbrauchten Kirche nahm sich Keiner an.

An der Spitze dieses verwerflichen und verfehlten und deshalb auch

namenloses Unheil gebärenden Systems der Aufrechthaltung aller kirchlichen Gebräuche und Mißbräuche um jeden Preis standen die Dominikaner, deren Angehöriger Thomas von Gaeta noch kurz vor Luthers Auftreten die Kirche für eine geborene Sklavin erklären durfte, welcher gegen einen schlechten Papst nichts übrig bleibe, als für ihn zu beten! Von ihnen gingen Inquisition und Hexenprozesse aus; sie leiteten die Judenverfolgungen und verketzerten, wie wir bei Reuchlin gesehen, die nicht mit ihnen Haltenden. Gegen die Franziskaner, ihre Nebenbuhler im Ruhme als Kirchenstreiter, ihre unversöhnlichen Gegner in den Wortklaubereien der Scholastik, waren sie von verzehrender Eifersucht erfüllt. Da nun der Ordensgründer dieser Schwarzkutten, Franz von Assisi, durch den Besitz der fünf Wundmale Christi ausgezeichnet gewesen sein soll und durch diese Eigenschaft seinen Söhnen noch immer große Volksthümlichkeit verschaffte, so ließ dieser Vorzug die neidischen Weißkutten nicht mehr ruhen, und sie beschlossen, in einer Provinzialversammlung zu Wimpfen am Neckar (1506), zur Verherrlichung der unbefleckten Empfängniß Mariens, welche sie behaupteten, ihre Gegner aber verwarfen, es den Letzteren gleich zu thun. Das Dominikanerkloster zu Bern wurde als Schauplatz des neuen Wunders, das sich offenbaren sollte, und der zum Laienbruder aufgenommene geistesschwache Schneidergeselle Johann Jetzer zum Werkzeuge der Herrlichkeit des Ordens auserfehen. Der Unglückliche wurde durch die in das Komplott Eingeweihten mit nächtlichem Lärm und Geisterspuk in seiner Kammer, mit auferlegten Bußübungen und Selbstpeinigungen im Kloster bearbeitet, bis es an der Zeit schien, ihm die fünf Wunden beizubringen, von welchen jedoch nur die an der einen Hand eine ächte war, die anderen konnten blos gemalt werden, so wenig ertrug der neue Heilige den Schmerz. Als er aus frommer Dummheit endlich ganz verzückt und verrückt war, predigten die Heuchler mit Gepränge über das Wunder, und das einfältige Volk lief ihnen zu und verließ die Franziskaner. Seit aber aufgeklärte Männer den Betrug zu bemerken begannen, trachteten dessen Urheber ihrem Opfer nach dem Leben, indem sie ihn mit einer Hostie vergiften wollten, warfen ihn, als dies mißlang, in Ketten und folterten ihn, bis es ihm gelang zu entfliehen und seine Peiniger zu verklagen. Nun wurde eine Untersuchung angehoben, welche damit endete, daß die vier hauptsächlichsten Betrüger lebendig verbrannt wurden.

Auch in anderen geistlichen Kreisen wurde ähnlicher Spuk, Mummenschanz und schändlicher Betrug mit der Religion getrieben. Es wurden Gebete verbreitet („hortulus animae, salus animae" u. s. w.), deren Hersagung mit einem Ablasse von so und so viel Tagen oder Jahren (bis an achtzigtausend solche!) belohnt wurde. Man sammelte Reliquien der wahnwitzigsten Beschaffenheit, die theilweise der Anstand zu nennen verbietet, und stellte sie in der kostbarsten Einfassung aus, so z. B. den berüchtigten heiligen Rock in Trier, von welchem der berner Chronist Valerius Ans-

helm (Chronik IV, S. 224) erzählt, es sei zu seiner Zeit (1512) öffentliches Geheimniß gewesen, „daß etlich Thumpfaffen, ihrem bodenlosen Gyt (Geiz) oder lybsg'lustigen Güd (wollüstiger Verschwendung) zu Stür, durch Arbeit eines Judens disen Rock hättint zu wegen bracht und erkauft," wozu er noch die Bemerkung fügt: „Diser Tüfel ließ sich nunmeh begnügen, daß er der Christenheit oberste Häupter und vil Welt genarret, geschändt und beraubt hätte. Noch dennocht, so hat der Weltwitzigen Thorheit kein End" (wahrlich, noch jetzt nicht!). So geschah es auch damals, daß der liederliche berner Söldner, Albrecht vom Stein, für die dortige Bruderschaft der heiligen Anna einen Schädel dieser Matrone aus Lyon holte, den man in feierlichem Zuge empfing, von dem man aber nachher erfuhr, daß er aus dem — Beinhause genommen sei. Man ließ Gebeine von Heiligen aus weiter Entfernung kommen, um damit die Engerlinge aus den Feldern zu vertreiben, ja sogar Bischöfe luden diese schädlichen Insektenlarven vor ihr geistliches Gericht und belegten sie im Namen der Dreieinigkeit mit dem Bannfluche. In Augsburg gelang es (1512) einer vierzigjährigen alten Jungfer, den Kaiser, die Stände des Reichs, den römischen Legaten und den dortigen Bischof zu dem Glauben zu bethören, daß sie ohne Speise und Trank lebte und sichtbaren Verkehr mit Gott hätte; sie wurde aber durch des Kaisers Schwester, die Herzogin von Baiern-München, entlarvt und zu Freiburg in der Schweiz als Diebin ertränkt. Einige Jahre vorher (1501) wollte man in verschiedenen Gegenden Deutschlands bemerken, daß an Leibern und Kleidern der Menschen plötzlich Kreuze von verschiedener Farbe, sowie Speere, Nägel, Geißeln und Dornenkronen erschienen, was der Bischof von Lüttich dem Kaiser selbst anzuzeigen für gut fand und weshalb geistliche und weltliche Obrigkeiten Kreuzgänge, Fasten, Messen, Gebete anordneten und das Schwören und Fluchen streng untersagten. Weiber, welche wegen Hexerei in Untersuchung lagen, gestanden, solche Zeichen „ausgestreut" zu haben und wurden verbrannt. Man entdeckte aber verschiedene Fälle, in welchen jene Zeichen in betrügerischer Absicht gemalt worden waren. Man ließ wunderthätige Marieen erscheinen und an den Gräbern von Heiligen Kranke gesund werden. Zahlreiche Pilger durchzogen die Lande, fastend und betend und ruhelos wandernd, und Einer derselben, der sich „Mercurius Graf von Corvey" nannte und mit Weib und Kindern pilgerte, gab sich mit Wahrsagen und Goldmachen ab und predigte einen Kreuzzug gegen die Türken. Das geistlose Plappergebet des „Rosenkranzes" wurde erfunden, — und zu gleicher Zeit vertrieb man die Juden und verbrannte ihre Synagogen.

Über die damalige Unwissenheit und Sittenlosigkeit der Geistlichen können wir füglich hinweggehen; es ist ein unerquickliches Kapitel und darüber in den Werken zweier Gegner der Reformation, in des Erasmus Lob der Narrheit und des Franziskaners Thomas Murner „Narrenbeschwörung", wie auch in allen Chroniken der Zeit genug zu

finden; auch handelt es sich dabei mehr um ein Überbleibsel des Mittelalters, als um einen Charakterzug der neuern Zeit.

Weit mehr aber als durch das Erwähnte fanden sich die Länder im Norden der Alpen in finanzieller Beziehung und in Rücksicht auf ihre staatliche Unabhängigkeit durch das päpstliche System gedrückt. So oft ein Bisthum oder Erzbisthum erledigt wurde, mußten für das Pallium des neuen Hirten enorme Gebühren nach Rom bezahlt werden, so z. B. für das Erzbisthum Maintz zwanzigtausend Gulden. Die Summe wurde auf alle einzelnen Gegenden der Kirchenprovinz vertheilt, und wenn oft Erledigungen eintraten, so war die Abgabe für die armen Diöcesanen beinahe unerschwinglich. Ein Bischof, welcher das Geld nicht zusammenbrachte, wurde einfach wieder abgesetzt. Nicht minder sogen die Bettelmönche das Land aus, von dem sie jährlich die unglaubliche Summe einer Million Gulden bezogen.

Die Kirche erlaubte sich ferner, wie angedeutet, arge Eingriffe in die Rechte der Staaten. Alle Angelegenheiten, welche irgendwie Geistliche betrafen, mußten vor den geistlichen Gerichten verhandelt werden, so daß den Betheiligten stets der Bann drohte. Weltliche Gerichte konnten geistliche Personen für die schwersten Verbrechen nicht bestrafen, was die Päpste Julius II. und Leo X. in ihren lateranischen Synoden feierlich bestätigen ließen, und die Missethäter aller Art fanden Zuflucht in Kirchen und Klöstern. Die Geistlichen mißbrauchten ihre Freiheit von allen Steuern zur Ausübung der weltlichsten Gewerbe. Der päpstliche Stuhl machte ferner auf das Recht Anspruch, alle in den ungeraden Monaten des Jahres (Januar, März u. s. w.) erledigten Pfründen durch ihm allein genehme Personen zu besetzen; es waren dies oft die ungeeignetsten Subjekte, z. B. päpstliche Leibgardisten, welche dann durch den Wiederverkauf ihres Amtes zu einem schmählichen Schacher Anlaß gaben. Ja, diese Courtisanen, wie man sie nannte, erhielten bisweilen Pfründen, welche bereits von den Landesbehörden besetzt waren, unter dem Vorwande, daß die Erledigung in einen „päpstlichen Monat“ gefallen sei. In der Schweiz wurden die Courtisanen oder „römischen Buben“ vertrieben, im Falle der Rückkehr aber mit an den Hals gehängter Investitur-Bulle in einen Sack gesteckt und mit Wasser begossen.

Zu alledem kam die fortwährende Beschränkung der Freiheit des gesellschaftlichen Lebens und Verkehrs. Die Unmasse von Feiertagen benachtheiligte Handel, Industrie und Ackerbau. Die alles Maß übersteigende Weihung von Priestern, die natürlich damals keine Gewähr der Tüchtigkeit boten (in Konstanz z. B. jährlich zweihundert), überschwemmte das Land mit Müßiggängern und unnützen Staatsbürgern. Die zahllosen und hinsichtlich ihres Objektes nach Zeit und Raum stets wechselnden Fastengebote mit ihren grundsatzlosen Dispensen lockerten ebenso sehr das Ansehen der Kirche, wie sie den Laien zur Qual waren.

Den wirklichen Ausbruch der längst vorbereiteten Krisis im Leben der Kirche sollte aber jene offene Verhöhnung aller Moral beschleunigen, welche wir bei Besprechung Papst Leo's X. unter dem verrufenen Namen des „Ablasses" kennen gelernt haben. Dieser „Chalif des Westens" sandte die Boten, welche ihm Geld für seine Prachtliebe schaffen sollten, vorzugsweise nach dem Norden, zu den langmütigen und schwärmerischen Deutschen, deren Reich unter drei Kommissionen vertheilt wurde; Albrecht von Brandenburg erhielt, aus besonderer Gnade, um die bei dem Hause Fugger aufgenommene Gebühr für das Pallium bestreiten zu können, die Leitung der Kommission für seine beiden Erzdiöcesen Mainz und Magdeburg, und mit seinen Ablaßpredigern zogen Agenten jenes Hauses umher, damit demselben nichts verloren gehe. Päpstliche Beamte leiteten die beiden übrigen Kommissionen, die eine für Österreich und die Schweiz, die andere für den Rest des Reiches. Der Franziskaner Bernhardin Samson aus Mailand war im Süden und der Dominikaner Johann Tetzel, ein Sachse, im Norden der bekannteste Ablaßkrämer. Diese Schamlosigkeit wirkte, was sie wirken mußte.

Es war am 31. Oktober 1517, als ein lange nicht im Maße der Humanisten gelehrter, vielmehr in Vorurtheilen befangener, aber ehrlicher, kühner und feuriger Augustinermönch an die Thüren der Stiftskirche zu Wittenberg fünfundneunzig Streitsätze gegen den Ablaß anschlug. Damit war der Kampf eröffnet, damit eine neue Periode der Kirchengeschichte begonnen. Dieser Mönch hieß Martin Luther. Wol wenig Menschenleben sind so bekannt, wie dasjenige des am 10. November 1483 als Bauernsohn zu Eisleben geborenen norddeutschen Reformators. Die näheren Umstände daraus, romantisch und farbenreich wie sie sind, gehören zu den Erinnerungen, die sich aus der Schulzeit her für das ganze Leben unserm Gedächtnisse unauslöschlich einprägen. Es knüpft sich, selbst für den geborenen Katholiken, wenn dessen Gehirn nicht rechtzeitig mit ächt römischem Kautschuk überzogen worden ist, ein unwillkürliches Interesse an die Gestalt jenes sächsischen Kraftmannes. Wir sehen ihn die herben Züchtigungen seiner überstrengen Eltern aushalten, als Schulknabe zu Eisenach sein Brot mit Singen vor den Thüren erwerben, als Student in Erfurt zugleich die absterbende Scholastik und die aufblühende Humanistik studiren, bis er mit 22 Jahren Magister der freien Künste wird. Wir sehen ihn, durch den Tod des an seiner Seite vom Blitz erschlagenen Freundes erschreckt, zum großen Ärger seines Vaters als Bruder Augustinus das Kloster beziehen, dessen Orden den Namen dieses Heiligen trägt, und dessen deutscher Provinzial, Johann Staupitz, zugleich Professor der Theologie in Erfurt, mit eigenthümlich mystischer Auffassung der Lehren seines Ordenspatrons in gewissem Grade der herrschenden Kirchenrichtung entgegentrat. Im Kloster wird Luthers leidenschaftliche Seele von den heftigsten Kämpfen zwischen Glauben und Zweifel und von Angst über

seine eingebildete Sündhaftigkeit gequält und durch strenge Beobachtung der Regeln sein Leben beinahe aufgerieben, bis ihn, durch Vermittelung jenes seines Mentors, die Berufung nach Wittenberg, — als Professor der Philosophie an der dort 1502 durch Kurfürst Friedrich gestifteten Universität und zugleich als Stadtprediger, rettet. Von entscheidendem Einflusse auf seine Zukunft ist jene Reise nach Rom, die er im Auftrage seines Ordens unternehmen muß und die er mit kindlich gläubigem Gemüte in blinder Unterwerfung unter das Papstthum zurücklegt, — bis er Augenzeuge der dort herrschenden Verdorbenheit wird. Zurückgekehrt, steigt er zum Doktor der Theologie empor, vertieft sich ganz in die augustinische Lehre von der Gnadenwahl und Unfreiheit des Willens und schreitet, bei seiner extremen Skrupulosität in Glaubenssachen, von Zweifel zu Zweifel an der römischen Kirchenlehre vor. Seine Ansichten theilen sich seinen Ordensbrüdern und seiner Universität mit, und die Stimmung ist gerade die rechte geworden, als der Ablaß, eine Institution, welche das entgegengesetzte Extrem der Prädestinationslehre ist, seine Runde durch Deutschland macht. Beide, in gleicher Weise der Vernunft widerstreitenden Extreme müssen nun aufeinander platzen, was durch den Komödiantenpomp, mit dem Tetzel seine „Waare" anpreist, in hohem Maße begünstigt wird.

Dies der Ursprung der, wenn auch ihrem Inhalte nach vergessenen, aber ihren Folgen nach welthistorischen 95 Sätze Luthers, die er indessen nicht anschlug, ohne vorher sich fruchtlos an vier Bischöfe seiner Nachbarschaft und an den (bei der Ablaßspekulation betheiligten!) Erzbischof von Mainz um Abhülfe gegen den Greuel gewendet zu haben. Und damit beginnt seine Opposition gegen das damalige Rom, aber durchaus noch in den Schranken des Papstthums und der scholastischen Theologie. Luther war kein Vernunftgläubiger, sondern Theolog durch und durch, und ist es geblieben sein Leben lang. Er stand felsenfest auf dem Boden der Kirche, war unlösbar befangen in den Lehren derselben. Er wollte und konnte keinen neuen Gedanken in die Welt werfen, er war nicht im Stande, der Menschheit eine neue Grundlage ihres Denkens und Glaubens zu bieten. Daß er später bis zum Abfalle von der römischen Kirche vorschritt, war nicht seine ursprüngliche Absicht, — er wurde dazu von den Zeitverhältnissen, namentlich von der Hartnäckigkeit seiner Gegner, welche von keiner, auch der billigsten Verbesserung in der Kirche etwas wissen wollten, gezwungen. Und mögen hundertmal papistische Pseudohistoriker die Kirchentrennung eigennützigen Absichten der Reformatoren zuschreiben, — diese Lüge verfängt nicht mehr. Niemals hat der bloße Wille einzelner Menschen historische Ereignisse herbeigeführt; die Menschen waren stets nur Werkzeuge der in der Geschichte arbeitenden moralischen Kräfte, die denen der Natur analog sind.

Die Wichtigkeit und Folgenschwere des Schrittes, den Luther that,

wurde allgemein in deutschen Landen gefühlt, was schon daraus erhellt, daß sich die Sage bilden konnte, der Landesherr des kühnen Mönches, Kurfürst Friedrich von Sachsen, habe in der Nacht, welche jenem welthistorischen Tage folgte, geträumt, ein Mönch schreibe etwas an die Schloßkirche in Wittenberg, dabei wachse seine Feder in's Ungeheure, bis sie nach Rom an die dreifache Krone des Papstes reiche und diese zum Wanken bringe. —

In die theologische Welt war nun ein neuer Erisapfel geworfen, zu den vielen, um die sie sich schon gestritten hatte. Tetzel trat an der altgläubigen Universität Frankfurt (an der Oder) als fertiger scholastischer Haudegen den Thesen Luthers gegenüber und der alte Ketzerrichter Hoogstraten erklärte die Neuerer als Ketzer. Luther blieb die Antwort nicht schuldig, und die Anhänger Beider verbrannten die gegnerischen Streitschriften öffentlich. Von A kam man auf B, und bald erstreckte sich der Wortstreit über das ganze theologische Alphabet. Es ging nicht lange, so war die Sache bereits in Rom bekannt, wo so eben die lateranische Kirchenversammlung, welche der auseinandergesprengten pisanischen entgegengestellt worden, gleich ihren Vorgängerinnen, unverrichteter Dinge auseinander gegangen war, — und der Dominikaner Sylvester Mazolini von Prierio, Meister des Palastes, der sich von der Entrüstung über den glimpflichen Ausgang des Processes gegen Reuchlin noch nicht erholt hatte, warf sich begierig auf einen Fall, der ihn für das Versäumte zu entschädigen versprach; er sah sich mit Wohlgefallen als die Seele des auf Klage des päpstlichen Fiskals gegen Luther niedergesetzten Ketzergerichtes. Sein Pamphlet gegen Luther erregte aber nur dessen hitziges Temperament, und wurde von ihm ein Werk des Teufels genannt, weil darin stand, das Ansehen der heiligen Schrift hange vom Ansehen des Papstes ab.

Als der Lärm endlich groß genug geworden, um im Reiche Bedenken zu erregen, dessen ungeachtet aber der alt gewordene Kaiser Max, den nur die Sorge beschäftigte, das Reich seinem Stamme zu erhalten, und Papst Leo X., dem Glaubenszänkereien verhaßt waren, der Sache gleichgültig zusahen, wandte sich Luthers besorgter Landesvater an den päpstlichen Legaten beim deutschen Reiche, den erwähnten Dominikaner Thomas von Gaeta (Cajetanus genannt) um Vermittelung. — Vermittelung mit Rom? Sonderbarer Schwärmer! Die beste Vermittelung wäre deine Annahme der Kaiserkrone gewesen, für deren Erlangung du gegründete Aussichten hattest, — statt sie allzubescheiden abzulehnen und für ihre Übertragung an den hispanisirten Enkel des verblichenen Max, an Karl von Habsburg, zu wirken, der die Sprache seiner glorreichen deutschen Ahnen eine — Hundesprache zu nennen wagte! Freilich tödtete diese Wahl die vom französischen Könige Franz I. versuchte, durch Bestechungen und durch päpstliche Fürsprache unterstützte Bewerbung; allein die Folge hat gezeigt, daß die Verbindung mit dem fernen, bigotten und steifen Spanien nicht weniger unheil-

voll war, als es die Herstellung des Reiches Karls des Großen gewesen wäre. Friedrichs des Weisen von Sachsen Wahl dagegen wäre eine nationale gewesen, sie hätte die Aufklärung als Losungswort auf das Panner des Reiches geschrieben, sie hätte dem deutschen Volke Jahrhunderte der Schmach, des Bürgerkrieges, der Zersplitterung, der Fremdherrschaft und reaktionärer Greuel erspart! Aber dieses durfte eben nicht sein, die wackerste Nation mußte den Kelch der Leiden bis auf die Hefe austrinken!

Vom Augenblicke der Einmischung Roms an war Luthers Sache zur tiefsten Demütigung verurtheilt.

Es standen sich die Vertreter zwei erbitterter Parteien der alten Scholastik gegenüber, als der gehetzte norddeutsche Reformator nach beschwerlicher Reise vor dem Agenten Roms zu Augsburg erschien. Der hochmütige wälsche Realist war betroffen, den kühnen Nominalisten aus Sachsen in der Theologie so gut bewandert zu finden; er fand es aber unter seiner Würde, mit ihm nach dessen Wunsche sich in eine Disputation einzulassen und verlangte schlechtweg Widerruf, und der so aus gehoffter, wenn auch nicht gerade gleicher, doch wenigstens humaner Gegenüberstellung zum verachteten Ketzer Niedergeschleuderte sah keinen andern Ausweg als die Flucht. Damit war der Krieg eröffnet, den die Thesen zu Wittenberg erklärt hatten.

Aber Luther hatte einen festen und treuen Freund an seinem Herzoge. Die römische Schlauheit wußte dies zu benützen, indem der geborene Sachse Karl von Miltitz als außerordentlicher Nuntius mit der „goldenen Rose", diesem päpstlichen Geschenke, um das die weltlichen Fürsten einander beneideten, nach dem Vaterlande der Bewegung abging und durch liberalisirendes Sprechen, durch Verdammen der Mißbräuche des Ablasses u. s. w. sich die gutmütigen Deutschen zu gewinnen wußte. Schon glaubte man den Streithandel, gegenseitigem Abkommen gemäß, dem Schiedsgerichte des Erzbischofs von Trier überlassen, als jene römische Schlauheit dieses Tribunal zu umgehen und die Bewegung in ein neues Stadium hinüber zu treiben wußte. Der raffinirte Disputirkünstler Dr. Eck (eigentlich Johann Mayr von Eck) aus Ingolstadt, gleich Luther ein Bauernsohn, näherte sich mit scheinheiliger Miene Luthern, unter dem Vorwande, dessen Vermittelung in einer alten theologischen Fehde mit Dr. Karlstadt in Wittenberg in Anspruch zu nehmen, brachte aber in seine an der abzuhaltenden Disputation zu verfechtenden Sätze solche, die eher gegen Luther selbst gerichtet waren, als gegen Karlstadt. Das weckte den ganzen Zorn des angehenden Reformators. Leipzig wurde zum Kampfplatze ausersehen; aber nicht als Vermittler, sondern als Partei trat Luther auf und erschien hinter dem vorgeschobenen Karlstadt, an seiner Seite sein neuer Freund und Gehülfe, der humanistische Professor Philipp Schwarzert (gräcisirt

Melanchthon) aus Bretten in Schwaben*), ein Schwesterenkel Reuchlins und mit dessen Segen in die Welt gesandt, der einer der ausgezeichnetsten Humanisten geworden wäre, wenn sein Auftreten vor der Reformationszeit begonnen hätte, — um sie Alle her die begeisterten Wittenberger Studenten, mit Spießen und Halbarten bewaffnet. Karlstadt konnte wirklich neben dem scholastisch beschlagenen und persönlich imponirenden Eck nicht aufkommen, und die Disputation gewann daher erst Interesse, als in diesem ersten jener wilden Glaubensturniere der Reformationszeit Luther dem Gefürchteten entgegentrat, der Neuling dem Veteranen; Jener behauptete, das Papstthum sei eine menschliche, dieser: eine göttliche Einrichtung. Es war die Kontroverse, um die sich die Zeit drehte, es handelte sich um Sein oder Nichtsein des wahren, einfachen Christenthums auf der einen, des römischen Fürstenpompes auf der andern Seite. Um diese Alternative stritten sich nun Gewandtheit und Begeisterung. Und da war es gerade die römische Frechheit Eck's, mit der er Papstthum und Christenthum identifizirte und allen Gegnern des erstern die Seligkeit geradezu absprach, die den ehrlichen Sachsen zwang, sich plötzlich auf die Seite des verbrannten Hus zu stellen, die Unfehlbarkeit der Concilien zu läugnen und so den Bruch mit Rom zu vollenden. Luther hatte mit dem bloßen Kampfe gegen Mißbräuche begonnen und bald hatte er einsehen müssen, daß, ein Stein aus dem künstlichen römischen Gebäude gezogen, bald das Ganze wanken werde; Schritt vor Schritt war er weiter gegangen, nicht absichtlich, aber mit einer eisernen Nothwendigkeit, die in der Natur der Sache lag, und nun war er da angekommen, wo er, wollte er das Christenthum von dem ihm durch die Krise des Papstthums drohenden Einsturze retten, nur ein Fundament erblickte und mit Herzensangst zugleich und Kampflust darnach griff, — die Bibel. Auf dieses Werk mußte daher die begonnene Bewegung gegründet, mit Hülfe desselben mußte sie fortgeführt werden. Und das erste Resultat, auf das er kam, war gleich ein Triumph in der Entwicklungsgeschichte des menschlichen Geistes, es war das Bewußtsein der Gleichberechtigung aller Christen (aller Menschen noch nicht, — dazu konnte nicht er, sondern erst ein Anderer sich erheben) zur Seligkeit, und der Unabhängigkeit der letztern vom Papstthum. Er fand in Hus und in sich selbst die gemeinsame augustinische Grundlage, und so widersinnig diese in ihren Konsequenzen ist, so gebührt ihr doch das Verdienst, die bisherige heuchlerische Werkheiligkeit niedergeworfen zu haben. Und so vertieften sich denn die beiden Unzertrennlichen, Luther und Melanchthon, in die „Schrift", ihr Palladium und das ihrer Schule, und gelangten durch eingehendes Studium derselben nach und nach zu allen jenen Ideen,

*) Geboren 1497, 1509 Student in Heidelberg, 1511 schon Baccalaureus, 1514 Magister in Tübingen, 1518 Professor des Hebräischen in Wittenberg, 1520 verheiratet (in der Folge Vater von zwei Söhnen und zwei Töchtern), gestorben 1560.

positiven und negativen, welche seitdem das gemeinsame Schiboleth des Protestantismus geworden sind.

So hatte denn eine förmliche Revolution gegen die Herrschaft des Papstes in der katholischen Kirche begonnen. So weit hatte es diese bereits aller religiösen und moralischen Grundlagen entkleidete Macht gebracht; es war die nothwendige Folge ihres Zustandes, als eines durchaus unnatürlichen und unvernünftigen. Die Nemesis hatte ein Institut erreicht, welches mit der Lüge einer Nachfolgerschaft Christi umsonst die Fäulniß der Frivolität, Habgier und Herrschsucht zu decken suchte.

Jetzt endlich erwachte diese Macht aus ihrer bisherigen Sorglosigkeit, da das innerlich hohle System ihrer auf kecken Behauptungen und Unterschiebungen ruhenden Ansprüche zu wanken begann; jetzt hielt sie es an der Zeit, sie, die längst keinen wirklichen Glauben mehr besaß, mit heuchlerischer Miene Das zu vertheidigen, was von einem deutschen Mönche so keck angegriffen wurde; das ganze Arsenal römischen Geschützes wurde gegen diesen furchtbaren Mönch aufgefahren. Prierio eröffnete das Feuer, proklamirte das Papstthum als „fünfte Monarchie“ nach Daniels Prophezeihung und verfocht desselben Suprematie ob Kaiser- und Königreichen. Eck folgte und suchte durch die als Wahrheit angesehenen Fälschungen aller Art die Rechtmäßigkeit des römischen Primates zu beweisen. Das beim Ablaßhandel betheiligte Haus Fugger unterstützte mit klingenden Mitteln die verzweifelte Nothwehr der bedrohten Glaubensdespoten ohne Glauben und sandte Eck nach Rom, um dessen Elaborat dem Herrscher des geistigen Weltreiches zu Füßen zu legen. Die römische Atmosphäre war mit elektrischen Stoffen erfüllt, sie mußte sich endlich entladen, und sie that es. Die gefürchtetste Waffe der Kirche wurde in geheimen Konferenzen unter Eck's Beisitz abermals geschmiedet, und der glaubenslose, das Heidenthum pflegende Papst schleuderte am 16. Juni 1520 durch die Bulle „Exurge Domine“ gegen den glaubensinnigen Luther den Bannstrahl, der ihn zum Ketzer stempelte. Über die frivolsten Späße mit dem Heiligsten hatte man in Rom gelacht; aber der Mann, der aus brennender Begierde nach dem wahren Glauben, der ihm das Höchste war, das unheilige Treiben Roms angriff, — wurde als ein „verdorrter Ast“ aus der Kirche hinausgeworfen. Eck und Aleander durchreisten im Triumphe als Inquisitoren das deutsche Reich und stöberten Ketzer auf, während sie die Bulle bekannt machten und überall, wo sie die Macht besaßen, Luthers Schriften verbrannten.

Aber die Zeit war vorbei, wo man ungestraft und ungescheut verbrennen durfte, was Rom mißfiel. Die glorreiche Universität Wittenberg wagte den Kampf mit dem Weltreiche und der wackere Kurfürst Friedrich schützte ihre Protestation gegen die Bulle. Und es kam noch schöner; ein helleres Feuer überstrahlte die bereits brennenden; es war das, welches die furchtlosen Musensöhne Wittenbergs, im feierlichen Zuge

aus dem Thore schreitend, am 10. December 1520 anzündeten und worein nun der im Bewußtsein seiner gerechten Sache einer Welt trotzende kühne Mönch die Bulle sammt den Dekretalen warf. Und damit waren die Schiffe verbrannt, in welchen Luther und seine Freunde aus dem eng und unerträglich gewordenen Hafen der katholischen Kirche in das weite Meer der freien Forschung hinausgesegelt waren. Die weltgeschichtliche Zuschrift des Reformators „an den christlichen Adel deutscher Nation" war das Programm der Zukunft, welches mit dieser flammenden That Hand in Hand ging. Es ist ein unscheinbares Büchlein, das aber den Nimbus herunterreißt, der um die bisherige Priesterschaft, als eine Menschheit im engern Sinne, gewoben war und das geistliche Amt als einen bloßen, nicht länger vor andern bevorzugten Beruf geachtet wissen wollte. Selbst den Papst wünschte Luther noch als ersten Beamten der Kirche (aber nur als solchen und ohne die frühere Macht über die künftig unabhängigeren Bischöfe) beizubehalten. Noch hatte er mithin die Hoffnung einer Reformation innerhalb der Kirche nicht aufgegeben, ja es waren überhaupt Andere daran schuld, daß eine Revolution daraus wurde. Es folgte der Traktat von der babylonischen Gefangenschaft der Kirche und in immer gewaltigeren Zügen entwarf der Kraftmann seine Gedanken, welche die Welt in Staunen setzten. In ganz Deutschland tauchten Jünger der neuen Lehre auf und es regnete Vorschläge zur Abschaffung veralteter, unevangelischer, zur Einführung neuer, für ächt christlich angesehener kirchlicher Gebräuche.

Und einem so tiefbewegten, sturmdurchwühlten Reiche stand ein zwanzigjähriger Jüngling mit fremden Anschauungen vor; an ihn, an einen Spanier mit Leib und Seele, wandten sich jetzt die Neuerer, ihre Sache zu der seinen und das deutsche Reich zu seinem alten Glanze zu erheben. Die unpolitischen Schwärmer bedachten aber nicht, daß der Kaiser Karl V. des Papstes bedurfte, um in dem bevorstehenden Kriege mit seinem unglücklichen Nebenbuhler Franz I. von Frankreich einer festen Operationsbasis in Italien sich erfreuen zu können. Was war von einem Fürsten zu erwarten, der in seinem bigotten monarchischen Hochmute sogar den Papst verhinderte, der fürchterlichen spanischen Inquisition eine bessere Verfassung zu geben, wie die Cortes es verlangt hatten!! Auch hier hackte keine Krähe der andern ein Auge aus, und um den Papst zu weiterer Nachgiebigkeit geschmeidig zu machen, erklärte sich der finstere spanische Jüngling gegen die deutsche Bewegung und erließ ein Edikt, das dem römischen Bannstrahle freien Spielraum gewährte! Nicht so aber dachten die Stände, deren Eifersucht auf ihre Rechte von der Regierung des Großvaters auf jene des Enkels überging. Es sollte die neue Lehre erst untersucht werden, und zu diesem Zwecke erfolgte im Jahre 1521 die Vorladung Luthers an den in Worms versammelten Reichstag. Die Stände hätten eben eine Reform der kirchlichen Verfassung gerne gesehen; nur vor der Antastung des

Glaubens schraken sie zurück; aber eben dieser war ja für Luther das Alpha und Omega. Selbst des Kaisers Beichtvater, der Franziskaner Glapio, war entschieden einer Reform in ersterm Sinne günstig und einer Vermittelung nicht abgeneigt.

Friedrichs Warnungen vor Husens Schicksal nicht achtend, zieht nun Luther nach der Nibelungenstadt am Rhein; er will hinein, „und wenn auch so viel Teufel auf ihn zielten, als Ziegel auf den Dächern sind." Und er steht fest vor dem glänzenden Reichstage, er wankt nicht, obschon geradezu als Irrlehrer behandelt, — er widerruft nicht. Da ist des spanischen Jünglings Geduld zu Ende; er wünscht den Ketzer zu erdrücken; aber Sachsens, Braunschweigs und Hessens Fürsten und hunderte von Rittern ermuntern den Wortführer kirchlichen Fortschrittes. Papst und Kaiser, Hispanismus und Romanismus mit ihrem Anhange auf der einen, der deutsche Freisinn auf der andern Seite, das ist nun die Parteistellung eines hundertjährigen Bruderkrieges! Das kaiserliche Edikt gegen Luther wird ohne Berathung der Stände erlassen; spanischer Absolutismus tritt Deutschland nieder!

So schwebte denn der Urheber der neuen Geistesflut in der größten Gefahr, so manchen Verkündigern freier Forschung auf dem Scheiterhaufen nachzufolgen, als sein Landesherr ihn auf der sangesreichen Wartburg in Sicherheit bringen ließ. Und während in Karls Niederlanden Luthers Bücher brannten, schuf Dieser in sicherm Gewahrsam, im Kleide eines Kriegsknechtes, das Schwert an der Seite und einen stattlichen Bart wachsen lassend, jedem Uneingeweihten unkenntlich, das Nationalwerk, dem die deutsche Schriftsprache ihren Ursprung verdankt, die Bibelübersetzung. Zugleich bewiesen aber auch die wunderlichen Teufelserscheinungen, welche er hatte, daß sein Gehirn nicht höher organisirt war, als dasjenige seiner Zeitgenossen im Durchschnitte. Er war wol ein kühn anregender, aber kein außerordentlich begabter, vorurtheilslos dem unbedingten Fortschritte zusteuernder Geist, — und aus dieser Eigenschaft erfolgte denn auch mit Nothwendigkeit, daß er, auf dem Punkte des Abfalles von Rom und der Erhebung der Bibel zum papierenen Papste angelangt, Alles erreicht wähnte, was zum Heile der Menschheit nothwendig war, — und daher von da an mit seinen Bestrebungen inne hielt. Luthers Glanzzeit endet auf der Wartburg; in den Panzer, den er dort anzog, schlüpfte ein Heros des Jahrhunderts, der Bekämpfer eines Weltreiches, der Retter des deutschen Geistes in Wort und That; als er ihn wieder auszog, schlüpfte heraus — ein ebenso fanatischer Unterdrücker freier Forschung, als seine Verfolger waren, ein Verpflanzer des giftigen Gewächses dogmatischer Despotie auf einen Boden, den seine anfänglichen Bewunderer für einen von geistiger Autorität freien angesehen hatten!

B. Die Entwickelung der Gegensätze unter den Reformatoren.

Der Anlaß zu dieser Umwandelung bewies am besten den Widerspruch, der darin liegt, wenn eine Gemeinschaft, welche persönliche Autorität verwirft und die Freiheit der Forschung im Grundsatze anerkennt, — noch Anspruch darauf machen will, eine Kirche zu sein. Ist einmal irgendwo die freie Forschung anerkannt, so kann nicht mehr verlangt werden, daß sie sich an ein gewisses Buch halte oder daß sie dieses Buch so auslege, wie Einzelne es wünschen. Es müssen sich nothwendig so viele Auslegungen geltend machen, als es Köpfe giebt, und dann ist die Autorität des papierenen Papstes eine illusorische. Der Protestantismus konnte daher von Anfang an keine Kirche sein, weil die Organisation einer solchen, wenn sie zusammenhängend bleiben soll, keinerlei freie Forschung, auch nicht innerhalb der Grenzen eines Buches, dulden darf; er war daher von Anfang an und ist heute in noch größerm Maße nur — ein Inbegriff von Sekten, die blos das Gemeinsame haben, daß sie keine Autorität anerkennen, die nach ihren Begriffen eine menschliche ist. Die Autorität Gottes aber ist natürlich der subjektiven Formulirung dieses jede menschliche Fassungskraft übersteigenden Begriffes preisgegeben, und ihre alleinige Anerkennung daher zwingender Weise die Auflösung alles kirchlichen Verbandes, beziehungsweise die Zusammenfassung der gesammten Menschheit zu einer Kirche, deren Mitgliedern der Glaube überhaupt und dessen Gestaltung insbesondere in ausgedehntester Freiheit überlassen ist.

Es bestätigt das Gesagte in praktischester Weise der Umstand, daß, als kaum der Abfall Luthers von Rom erklärt war, noch während seiner Zurückgezogenheit auf der Wartburg, in Wittenberg, dieser Metropole des Lutherthums, die in Folge Auflösung der römischen Glaubensdespotie freigegebenen religiösen Meinungen sich sofort in Parteien spalteten. Die Anhänger der neuen Lehre waren an der kleinen kursächsischen Universität bereits so stark, daß sie die Abwesenheit ihres Meisters wenig spürten und die Vorträge der antirömischen Professoren sich der stärksten Frequenz erfreuten, — namentlich da jetzt der Freund des Reformators, der ihm an Wissenschaftlichkeit weit überlegene Melanchthon, an ihrer Spitze stand und es wagte, der die Bewegung verdammenden Sorbonne von Paris, diesem bisher so gefürchteten theologischen Tribunale, den Fehdehandschuh hinzuwerfen und ihre ganze verrottete Scholastik als unchristlich zu verurtheilen. Damit aber begnügten sich die Energischeren der Neugesinnten nicht. Dem feurigen Karlstadt, im Handeln gewandter als im Disputiren, sich anschließend, verwarfen sie sofort auch den Cölibat, dies von Gregor VII. der Kirche aufgedrängte widernatürliche Mönchsgelübde, das Klosterwesen überhaupt und die Messe. Schon heirateten Geistliche; Mönche, besonders aus Luthers Orden, verließen ihre Zellen, und in der Kirche wurde die heiligste Handlung der katholischen Religion gewaltsam

gestört. Karlstadt feierte nach eigener Idee das Abendmahl unter beiderlei Gestalt, wie die Waldenser und Hussiten, und sprach sogar (so zeigten sich die Konsequenzen der Bewegung) laut seine Zweifel an den Aussagen der Bibel aus. Der einmal losgelassene Strom kannte nun keine Ufer mehr. In Zwickau entstand unter dem Tuchmacher Klaus Storch eine Sekte, welche bereits auch die Kindertaufe verwarf und sich in mystischen Prophezeiungen vom Weltende und vom Reiche Gottes gefiel. Ihre Glieder wurden vertrieben und flohen theils nach Böhmen zu den Hussiten, theils nach Wittenberg, dem Mekka der Akatholiken, wo sie die Partei Karlstadts verstärkten. Dieser schritt jetzt weiter zur Abschaffung der Beichte und der Fasten und zur Entfernung der Bilder (der „Ölgötzen“, wie er verächtlich sagte), sogar des Kruzifixes. Es fanden demzufolge gewaltthätige Auftritte statt, und der Geschmack an der Auflösung aller Ordnung wurde so stark, daß Karlstadt sich dahin verirrte, sogar Wissenschaft und Schule zu verwerfen, weil göttliche Erleuchtung das Lernen überflüssig mache. So war bereits die Entstehung der Reformation aus der humanistischen Wissenschaft verleugnet, die Unvereinbarkeit von Kirchlichkeit und Fortschritt schlagend an den Tag gelegt, und der scholastischen Unwissenheit trat eine protestantisch-sektirerische entgegen.

Melanchthon war zu schwach, Herzog Friedrich zu mild, diesem anarchischen und vernunftlosen Treiben ein Ende zu machen. Luther allein konnte es, er eilte, aller Gefahr spottend, nach seinem geliebten Wittenberg, um Ordnung in die Bewegung und Karlstadt zum Schweigen zu bringen. Er that es mit Milde und Kraft zugleich; aber die Art und Weise seines Eingreifens hatte Halbheiten in Ritual und Glauben zur Folge, und in der willkürlichen, wesentlich blos konventionellen Festsetzung derselben besteht eben Luthers von da an festsitzendes, wenn auch anfangs noch keineswegs intolerant auftretendes Zelotenthum, das sich auch so wenig verleugnete, daß er die „erleuchteten“ Zwickauer für vom Satan Besessene hielt. Messe, Beichte und Klosterwesen wurden beibehalten, aber freigestellt, und einstweilen das Hauptgewicht auf die Verbreitung der Bibel gelegt, deren Übersetzung durch den Reformator vorschritt.

Die Reformation befand sich mithin noch in den Kinderschuhen und bewegte sich noch unbeholfen, als sie trotzdem mit Riesenschritten über das ganze deutsche Reich sich verbreitete. Es fehlte ihr nicht an begeisterten, zu gutem Theil auch gelehrten Aposteln, die überallhin die Botschaft vom Sturze Roms und dem Siege des Evangeliums trugen. So der Dominikaner Martin Bucer, der Karthäuser Otto Brunnfels, der Benediktiner Ambrosius Blarer, der Domprediger Johannes Hausschein (Ökolampadius) in Augsburg, der Karmeliter Urban Regius, ein Schüler Eck's, der pommersche Prämonstratenser Johann Bugenhagen, der Bischof Polenz von Samland, der päpstliche Vikar Hermann Tust in Schleswig, Georg von der Dare in Emden, der Custos Johann

Schwanhäuser in Bamberg, Paul von Spretten in Salzburg, in Österreich ein Martyrer seines Glaubens, in Preußen aber gastlich aufgenommen, der Augustiner Kaspar Güttel in Arnstadt, und viele Andere, sogar Frauen, wie die Freiin Argula von Grumbach in Ingolstadt, der Heimat Eck's, — in der Höhle des Löwen! Bald drangen sie durch, bald wurden sie verfolgt; aber der freie Himmel wurde ihnen zur Kirche und im schlimmsten Falle Wittenberg zum Asyl. Die Klöster leerten sich allenthalben, dafür aber walteten nun in den Pfarrhäusern wackere Ehepaare, statt der früheren unnennbaren Verhältnisse.

An diesem regen Leben betheiligte sich denn auch nach Kräften unser Ulrich von Hutten, den wir verlassen, als er, mit der Zeit vorschreitend, die humanistische Thätigkeit an die reformatorische vertauschte. Mit dem ganzen Feuer seines Wesens warf er sich, und zwar noch ohne Kenntniß von Luthers Auftreten, in den neuen Strom menschlichen Geisteslebens und begann seine neue Laufbahn, kühn und schalkhaft zugleich, indem er des italienischen Humanisten Lorenzo Valla Deklamation gegen die angebliche Schenkung, welche Kaiser Konstantin dem Papst Sylvester mit den westlichen Ländern gemacht haben sollte, herausgab und — dem Papst Leo X. dedicirte, dem er unter dem Scheine der Ehrfurcht die bittersten Dinge über seiner Vorgänger Kirchenregiment sagte, — verschweigend, daß das seinige nicht besser war. Obwol seit seiner Rückkehr aus Italien im Dienste des am Ablaßhandel betheiligten Erzbischofs Albrecht von Mainz, trat Hutten in mehreren Schriften mit Schärfe gegen Mönche und Pfaffen auf, und zwar sprechender Weise im Anfange ohne besonderes Gewicht auf Luther zu legen, den er noch als einen im Gezänke mit Anderen seines Gleichen begriffenen Mönch betrachtete. Er sah darin nur einen Streit zwischen Feinden des Fortschrittes, über den er sich freudig „die Hände rieb". Endlich aber, nachdem er inzwischen vom Hofdienste frei geworden, gelangte er zu der Überzeugung, daß der Kampf, den Luther aufgenommen, ein solcher der Freiheit gegen die Knechtschaft sei, und nahm daher nicht nur Partei dafür, sondern suchte auch seine humanistischen Freunde zu demselben Schritte zu bewegen. Die Sache der Reformation hatte für Hutten weniger eine dogmatische (dazu war er allzu aufgeklärt), als vielmehr eine patriotische Bedeutung, sie war für ihn „die Befreiung Deutschlands vom päpstlichen Joche". Er warb jetzt förmlich für Luther, und sein erster Proselyt war sein Freund, der wackere Haudegen Franz von Sickingen, der, sammt anderen Rittern, dem kühnen Mönche den Schutz seines Schwertes anbot. Noch vor Luther erklärte Hutten in seinem Dialoge: Vadiscus oder die römische Dreiheit (Trias romana, 1520) dem päpstlichen Stuhle den Krieg. Der Titel des Buches rührt daher, daß darin eine Menge von Dreiheiten aufgezählt werden, die sich auf Rom beziehen, z. B. dreierlei erhalte Rom in seinem Ansehen: die päpstliche Autorität, die Heiligenbeine und der Ablaß; dreierlei sei in Rom ohne

Zahl. Dirnen, Pfaffen und Schreiber; dreierlei fehle dort: Einfalt, Mäßigkeit und Frömmigkeit; von dreierlei höre man dort nicht gern: von einem allgemeinen Concil, von Verbesserung des geistlichen Standes und vom Klugwerden der Deutschen u. s. w. Des Erasmus Warnungen und Eck's Denunciation in Rom nicht achtend, fuhr der unerschrockene ritterliche Schriftsteller fort, mit seiner Feder in die Schäden der Kirche und des Reiches einzuhauen. Mit Luther trat er nun in Korrespondenz und achtete es nicht, daß der Papst auf ihn fahnden ließ, reiste vielmehr ungescheut zu Gunsten der von ihm ergriffenen Sache im Reiche umher. Komischer aber konnte nichts sein, als daß der Humanist Leo X. es dem Erzbischof Albrecht verwies, den Humanisten Hutten, der so schändliche Bücher gegen Rom schreibe, beschützt zu haben und ihn aufforderte, ihn und seine Gesinnungsgenossen zu bestrafen. Der Erzbischof jedoch verleugnete zitternd seinen ehemaligen Schützling und Dieser brachte sich auf den Burgen seines Sickingen in Sicherheit.

Franz von Sickingen war zwar ein ächter Raubritter im Geiste des untergehenden Mittelalters; aber seine rege Theilnahme an den geistigen Kämpfen der Zeit, die Begeisterung für die Ideen des Fortschrittes, die er im Zusammenwirken mit den hervorragenden Humanisten und Reformatoren an den Tag legte, veredelten ihn, soweit dies bei mangelhafter Erziehung möglich war. Von orthodox katholischer Gesinnung ging er erst zur Beschützung Reuchlins, dann Luthers über, beides in Folge des Einflusses, den Hutten auf ihn ausübte. Auf seiner Ebernburg sammelten sich von allen Seiten um ihrer freiern Überzeugung willen verfolgte Männer. Von hier aus wandte sich auch Hutten an den Kaiser Karl um Schutz gegen seine römischen Bedränger, forderte den Kurfürsten Friedrich von Sachsen auf, die Sache der Reformation kühn und thatkräftig in die Hand zu nehmen, erließ einen Aufruf an die Deutschen, „ihre Fesseln zu brechen und ihr Joch von sich zu werfen", und schoß, vom Jubel aller Freisinnigen geleitet, seine gefürchteten Geistespfeile gegen die antilutherische Bulle und die Verbrennung der Bücher des Reformators ab. Zugleich warf er jetzt die Rücksicht weg, die er bis dahin dadurch an den Tag gelegt, daß er, um das Volk nicht aufzuregen, stets in der Sprache des römischen Alterthums geschrieben, und begann, namentlich durch Luthers Beispiel angefeuert, deutsch zu schreiben, „in der Sprache des Vaterlandes um Rache zu schreien." Sein erstes selbständiges Werk in derselben war die geharnischte „Clag und vermanung gegen den übermässigen unchristlichen gewalt des Bapsts zu Rom und der ungeistlichen Geistlichen." Es ist in Reimen abgefaßt, und sein Biograph sagt darüber: „Es sind Stellen in dem Gedichte, wo man so recht spürt, wie der Mensch in Hutten von dem Eifer für die Sache, der er sich ergeben hat, wie die Kerze von der Flamme verzehrt wird, und die eben dadurch überaus rührend wirken." Es ist eine „Zusammenfassung alles

dessen, was Hutten jemals gegen die ultramontane Ausbeutung Deutschlands und das Verderben der Kirche geschrieben hatte." Die folgenden Schlußreime geben einen Begriff von der Haltung des Ganzen:

„Sie haben Gottes Wort verkehrt,
Das christlich Volk mit Lügen b'schwert:
Die Lügen woll'n wir tilgen ab,
Auf daß ein Licht die Wahrheit hab',
Die war verfinstert und verdämpft;
Gott geb' ihm Heil, der mit mir kämpft,
Das, hoff' ich, mancher Ritter thu,
Manch Graf, manch Edelmann dazu,
Manch Burger, der in seiner Stadt
Der Sachen auch Beschwerniß hat,
Auf daß ich's nicht anheb umsunst.
Wolauf, wir haben Gottes Gunst!
Wer wollt' in Solchem bleiben d'heim?
Ich hab's gewagt! das ist mein Reim. Amen.

Mit diesem Kraftspruche sein bisheriges „jacta est alea" verdeutschend, fuhr nun Hutten nicht nur fort, in seiner Muttersprache Blitze gegen Rom zu schleudern, sondern machte den Deutschen auch seine kräftigsten lateinischen Werke durch Übersetzung mundgerecht. Er traf auch den Volkston so gut, als hätte er nie im Heere der Gelehrten gedient, wie sein berühmtes Lied zeigt:

Ich hab's gewagt mit Sinnen
Und trag des noch kein Reu;
Mag ich nit dran gewinnen,
Doch muß man spüren Treu,
Damit ich's mein:
Nit Eim allein
(Wenn man es wollt erkennen),
Dem Land zu gut,
Wie wol man thut
Ein Pfaffenfeind mich nennen. U. s. w.

Das wirkte auf deutsche Herzen so erfolgreich, daß im gleichen Tone Antworten erfolgten, wie z. B.:

Ulrich von Hutten, biß wohlgemut,
Ich bitt, daß Gott dich halt in Hut
Jetzt und zu allen Zeiten;
Gott bhüt all christlich Lehrer gut,
Wo sie gehn oder reiten,
Ja reiten.

Solche freudige Zeichen der Anerkennung weckten indessen in Hutten den Schmerz, nur in Worten, und nicht auch in Thaten, am Kampfe der Zeit theilnehmen zu können. Es stritten sich in ihm sein Leben lang, wie Strauß treffend bemerkt, der Schriftsteller und der Ritter; stets dürstete

der Letztere nach Thaten, denen er nicht gewachsen war, flößte aber durch dieses begeisterte Streben dem Erstern das Feuer ein, von dem seine Werke beseelt waren.

Doch nicht nur schriftlich arbeitete der unermüdliche Beförderer des Fortschrittes deutscher Nation als Flüchtling auf der Ebernburg, sondern auch mündlich, indem er seines um sieben Jahre ältern Beschützers und Freundes Lehrer wurde und ihn in die Hallen des Humanismus, wie nicht minder in die theologischen Fragen, welche die Welt bewegten, einweihte, und die schöne Folge dieses segensreichen Unterrichtes war die entschlossene Lossagung Sickingens vom Raubritterthum und der beiden ritterlichen Freunde Vorsatz, von nun an Hand in Hand mit den, bisher von ihrem Stande so hartnäckig befehdeten freien Reichsstädten, wo sich der reformatorische Geist vorzüglich regte, für die Verbesserung der Zustände in Kirche und Reich in die Schranken zu treten.

Das war die erste Idee zu einer thatsächlichen Erhebung der reformatorischen Partei in Deutschland. Die Behandlung Luthers auf dem Reichstage in Worms stachelte die beiden Männer auf der Ebernburg noch mehr und reizte Hutten zu heftigen Zornbriefen an die Führer der römischen Partei, und die Humanisten Hermann Busch und Eoban Hesse riefen endlich die Beiden laut und deutlich zur That. Hutten begann letztere mit kleinen Fehden gegen herrschsüchtige Priester, welche sich Verfolgungen der neuen Lehre hatten zu Schulden kommen lassen, jedoch ohne nennenswerthen Erfolg, — und rief dann, gemäß seiner erwähnten Idee, die Städte auf, sich mit dem Adel gegen die „Tyrannen" (die altgesinnten Fürsten) zu erheben. Die Zeit schien günstig hierzu; denn der Kaiser war so eben (1522) nach Spanien gereist, und die von ihm eingesetzte Reichsregentschaft („Reichsregiment") höchst harmlos und schwach. Da veranstaltete Sickingen eine Versammlung der gleichgesinnten rheinischen Ritterschaft in Landau, aus welcher eine Art von Bündniß hervorging, dessen „Hauptmann" Sickingen wurde. Es war aber ein verunglücktes Unternehmen, was man da verabredete. Mit den Städten, die Sickingen, wie es scheint, mit Mißtrauen betrachtete, wurde nicht gemeinsame Sache gemacht und ein unbesonnener Feldzug gegen den Erzbischof von Trier unternommen, bei dem man nichts ausrichtete. Hutten, obschon er nicht am Zuge theilgenommen, floh als Freund des „Landfriedensbrechers" aus dem Reiche, schlug einen ihm von Frankreich angebotenen Gehalt aus und gelangte nach Basel. Hier war es, wo der dort weilende Erasmus von Rotterdam den größten Flecken seines Lebens auf sich lud, indem er den jüngern aber kühnern Mitkämpfer in der Humanistenarmee, der nicht wie er im Kampfe der Zeit geschwankt, sondern Entschlossenheit bewiesen hatte, den armen und kranken Flüchtling, der in früheren Jahren oft mutig für den furchtsamen ältern Gelehrten eingestanden war, — in schwarzem Undank verleugnete und ihn bei sich zu empfangen sich weigerte. Ja, als Hutten,

dem der zwischen beiden Religionsparteien schwankende Rath von Basel seinen Schutz aufsagte, nach Mühlhausen ging, beleidigte ihn Erasmus in einer Streitschrift gegen die Lutheraner persönlich, indem er sein erwähntes Benehmen ableugnete, und hatte dann die Feigheit, ihn in einem direkten Schreiben von der beabsichtigten Entgegnung abzumahnen, woraus sich ein erbitterter Briefwechsel entspann, der merkwürdige Dimensionen annahm und gemäß damaliger Unsitte im Drucke das Publikum von dem widerlichen persönlichen Hader der beiden Gelehrten unterrichtete, von denen indessen Hutten mit „Ruhe und Adel" die gereizten Schmähungen des in seiner Eitelkeit verletzten wankelmütigen Gelehrten erwiederte. Unterdessen aber vernahm Hutten die erschütternde Nachricht von dem unglücklichen Ende seines theuersten Genossen, des auf der Burg Landstuhl von seinen fürstlichen Feinden belagerten Sickingen. Diese Märe brach sein Herz, und als er zugleich von altgesinntem Pöbel im Augustinerkloster zu Mühlhausen, wo er Gastfreundschaft genoß, aus Haß gegen seine Richtung mit einer Erstürmung bedroht wurde, floh er nach Zürich in der freien Schweiz.

Und hier wirkte damals ein Mann, welcher als ebenso kräftiger und ungleich hellerer Zwillingsstern neben dem vorwartburgischen Luther seinen Platz verdient und als durchaus selbständiger, Jenen nicht etwa nachahmender Reformator gefeiert werden darf. Es ist Ulrich Zwingli, der sich das Benehmen des Erasmus nicht zum Vorbilde nahm und dem armen und kranken Flüchtlinge seinen wirksamen Schutz angedeihen ließ. Es war aber zu spät. — Der irrende Ritter fand im Bade Pfävers, wohin ihn Zwingli an den neugläubigen Abt Russinger empfahl, keine Linderung seiner Körperleiden, dagegen endliche Erlösung von denselben und aller Verfolgung auf dem lieblichen Eilande Ufnau im Zürchersee, am 29. August 1523, erst fünfunddreißig Jahre und vier Monate alt, nichts hinterlassend als — eine Feder und ein Bündel Briefe von Männern aller Stände und Nationen. Sein Grab ist unbekannt; aber seine Werke haben seinen Leib um Jahrhunderte überlebt und sind ein unsterbliches Denkmal gründlicher Gelehrsamkeit, glühender Vaterlandsliebe und vorurtheilslosen Wirkens für den Fortschritt und die Aufklärung der Menschheit. Zu spät kam nun auch des Erasmus unedle Warnung vor der Aufnahme des Verfolgten nach Zürich, und die letzte Streitschrift des gelehrten Achselträgers hat der verblichene Dulder nicht mehr zu Gesicht bekommen; sie schmähte einen Todten! — —

Huttens Freunde Eoban Hesse, der Dichter, und Crotus Rubianus, der Prosaiker, wurden gleich ihm Vermittler der humanistischen und der reformatorischen Richtung, indem sie der erstern treu blieben und zugleich die letztere umfingen. Trotz mancher schweren Nachtheile, die ihm die wilden Excesse unbesonnener Kämpfer für die neuen Lehren verursacht hatten, verharrte der Dichter in seiner Überzeugung, während der Ver-

fasser des ersten Theiles der Dunkelmännerbriefe, durch hohe Stellen im Dienste des Erzbischofs Albrecht von Mainz geblendet, selbst wieder ein Dunkelmann wurde und die bei den Protestanten eingeführte Priesterehe heftig schmähte. In Dunkelheit starb aber der Apostat, den der derbe Luther nur noch „Dr. Kröte, des Kardinals zu Mainz Tellerlecker", genannt hatte.

So fielen die Humanisten auseinander in die herrschenden theologischen Parteien, und ihre Wissenschaft mußte von da an das harte Joch der das ganze öffentliche Leben durchsäuernden „Gottesgelahrtheit" tragen. Der wissenschaftliche Gesichtskreis wurde enger und beschränkter, aber dafür auch grundsätzlicher und entschiedener, und nur dadurch wurde es möglich, daß sich, nachdem der theologische Streit erschlafft, weitere und tiefere Forschungen an dessen Kontroversen knüpfen konnten. Die Humanistik war ein Fortschritt gegenüber der Scholastik, ein großer, bewunderns- werther Fortschritt; aber sie barg in sich selbst kein Moment weiterer Entwickelung für die Zukunft, weil sie in einer fernen Vergangenheit wurzelte. Die Reformation war hinwieder ein Fortschritt gegenüber der Humanistik; denn sie entnahm ihre Ziele dem frischen Leben und Treiben der Gegenwart; aber weil ihr Hauptinhalt, die Theologie, denn doch nur in unfruchtbaren Hypothesen von einem blos geahnten und niemals erforschbaren Jenseits bestand, so konnte sie nur durch ihre Verbindung mit den Forderungen eines bessern Diesseits, d. h. politischer und socialer Reformen, zu einem wahren Fortschritte der Menschheit führen.

Die Krise, welche im Verlaufe der deutschen kirchlichen Bewegung eingetreten war und sich einerseits durch Luthers Rückkehr von der Wartburg und seinen Übergang von oppositioneller zu diktatorischer Stellung, anderseits durch Sickingens und Huttens Scheitern in dem Versuche gewaltsamer Änderung der Reichszustände im Sinne der Reformation, — also durch eine zweifache — religiöse und politische — Reaktion kennzeichnete, führt uns nach einem Lande, wo diese Reaktion nicht stattfand, und zu einem Manne, der eine solche in der That durch seine Kraft verhindern konnte. Es ist das Land, in welchem der Mann lehrte, der dem sterbenden letzten Humanisten und ersten reformatorischen Krieger, Ulrich von Hutten, die letzte Zufluchtsstätte bot. Es ist die Schweiz, es ist ihr Reformator Ulrich Zwingli, einer der reinsten und größten Charaktere der Geschichte, jedenfalls die edelste und den Ideen des Fortschritts im heutigen Sinne sich am meisten annähernde Erscheinung des Reformationszeitalters.

Am Neujahrstage 1484 zu Wildhaus in der damals seit Kurzem dem Abte von St. Gallen gehorchenden Landschaft Tockenburg, in einer ärmlichen Hütte geboren, lernte er auf den Schulen zu Basel und Bern und auf der Hochschule Wien, welche im Gegensatze zu dem an der Spitze der Scholastik stehenden Paris die Humanistik pflegte, die erstere verachten und die letztere liebgewinnen und begann als Lehrer in Basel gegen das

römische Kirchenthum Abneigung zu fühlen. Als Pfarrer in Glarus studirte er mit gleichem Eifer die Klassiker des Alterthums und die Bibel, ohne der letztern einen wesentlichen Vorzug vor den ersteren einzuräumen, ja ohne ihr je ausdrücklich einen andern als menschlichen Ursprung beizulegen. Ohne sich einstweilen über die Mißbräuche im kirchlichen Leben zu äußern, wirkte er vorzüglich für humanistische Bildung und widmete der Schule seine Zeit so gut wie der Kirche, während er zugleich gegen die sein Vaterland entwürdigenden Söldnerdienste und Pensionen fremder Fürsten eiferte. Um dem verderblichen Einflusse Frankreichs entgegenzuarbeiten, war er ein Beförderer des politischen Bundes der Schweizer mit dem Papste Julius II. und machte die zu Gunsten der italienischen Freiheit und des schweizerischen Ruhmes zugleich unternommenen, so glücklich beginnenden und so traurig endenden Feldzüge nach Oberitalien mit. Sofort nach der Rückkehr der Schweizer von ihrer letzten Schlacht gegen das Ausland (bei Marignano) fand sich Zwingli durch die überall von ihm wahrgenommene Verdorbenheit der Kirche, sowie durch die Unwissenheit und Sittenlosigkeit der Geistlichen, veranlaßt, einfach nach dem Evangelium zu predigen, zwei volle Jahre bevor er von Luther auch nur den Namen kannte, und ein Jahr vor dessen Auftreten in Wittenberg. Bald trat aber auch die Opposition gegen katholische Kirchenverfassung, Lehre und Gebräuche, deren er sich anfangs enthalten, in seinen Äußerungen hervor, und zwar zuerst gegen den Cölibat. Dies hat seinen Feinden Anlaß geboten, eine vorübergehende Bekanntschaft, die er mit einem Mädchen pflog, und aus der er selbst mit der ihm eigenen Offenheit kein Geheimniß machte, zum Nachtheile seines guten Rufes auszubeuten, während nichts gegen ihn bewiesen ist, das bei der Versunkenheit jener Zeit in nur einigermaßen ernstlichen Betracht kommen könnte. So wenig wie Luther, dachte er an eine Trennung von der Kirche, ehe er durch den Starrsinn Roms, durch die konsequente Unterdrückung jeder Verbesserung, dazu gezwungen wurde. Eine weit entschiedenere Färbung nahm indessen seine Überzeugung an, als er, der Mann des Fortschrittes und der Aufklärung, die Stelle eines Leutpriesters in Einsiedeln, dem alten Sitze des Aberglaubens und des Formendienstes, erhielt, wo aber das berühmte Kloster gänzlich in Verfall gerathen war. Er scheute sich nicht, am Feste der „Engelweihe" selbst (in Erinnerung der Fabel, daß Christus mit Engeln das Kloster durch — Absingung einer nächtlichen Messe eingeweiht habe!) gegen die Wallfahrten und die Verehrung der Heiligen zu predigen, und hatte den Mut, von einflußreichen Häuptern der Kirche geradezu Verbesserungen in derselben zu fordern. Aber Hugo von Landenberg, der Bischof von Konstanz, war zu furchtsam, der in Rom gerne gehörte Kardinal Matthäus Schinner, damals von den Wallisern aus seinem Bisthum vertrieben, beschäftigte sich lieber mit Politik als mit Religion, und der glatte Nuntius Pucci suchte vielmehr den Reformator, dem er die Würde eines päpstlichen Hof-

kaplans anbot, für Rom zu gewinnen und unschädlich zu machen, — doch umsonst.

So war Zwingli auf sich selbst und die ihm anhänglichen Schweizer angewiesen. Er hatte deshalb leichteres Spiel als Luther, dessen Thesen erst jetzt erschienen, nachdem Zwingli längst in reformatorischem Sinne gewirkt; — denn der Papst, dem an der Verwendung der Schweizer zu Solddiensten viel lag, wagte keine Schritte gegen ihn, wie gegen seinen nordischen Genossen. Dagegen war der Schauplatz seiner Wirksamkeit weit beschränkter, weil die Schweiz seit dem Schwabenkriege als von Deutschland getrennt angesehen wurde und bei ihrer Kleinheit das in ihr Vorfallende weniger Aufsehen erregen konnte, als was zu Wittenberg im Herzen des Reiches geschah, — namentlich da das Auftreten Zwingli's auch eine politische, gegen die Solddienste und die Aristokratie gerichtete Seite hatte und demzufolge für die nichteidgenössischen Lande wenig Interesse darbot. Wäre aber auch die Schweiz noch nicht faktisch vom Reiche getrennt gewesen (formell war sie es wirklich noch nicht), so hätte sich dennoch wahrscheinlich der weitaus größte Theil der reformatorisch gesinnten Deutschen, dem Volkscharakter gemäß, an Luther angeschlossen, in welchem die gemütliche Richtung vorherrschte, und nur ein kleinerer Theil an Zwingli, in dessen Geiste der berechnende Verstand die Oberhand behauptete. Und so kam es, daß der Mann mit dem engern Gesichtskreise und den beschränkteren Ansichten ein weiteres, derjenige mit dem weitern Blicke und der vorurtheilslosern Überzeugung ein weit engeres Feld der Thätigkeit angewiesen erhielt. Wäre dagegen Zwingli in Deutschland aufgetreten und kein Luther erstanden, so kann mit großer Wahrscheinlichkeit angenommen werden, daß dann die deutsche Reformation auch eine politische Revolution und ein aufgeklärtes wissenschaftliches Leben im Gefolge gehabt hätte.

In Sachsen hatte erst der Ablaßhandel zum öffentlichen Auftreten des dortigen Reformators Anlaß geboten; in der Schweiz wurde jenes geistliche Wuchergeschäft etwas später betrieben, nachdem Zwingli bereits in reformatorischem Sinne gewirkt hatte. Der Ablaßkrämer Samson trieb sein Wesen, nachdem er aus Italien über den Gotthard eingezogen, in schamloser Weise. Jedermann konnte bei ihm gegen baares Gelt, nach einem bestimmten Tarif, Nachlaß aller begangenen und noch zu begehenden Sünden jeder Gattung, und zwar nicht nur für sich selbst, sondern für ganze Familien, Haushaltungen, Gesellschaften, Soldatenrotten, ja sogar für Verstorbene erhalten, die dadurch, wie der Händler behauptete, aus dem Fegefeuer erlöst wurden. Man konnte sich auch von Gelübden und Eiden loskaufen. Für einen Kindesmord erhielt man um vier französische Livres, für einen Vater-, Mutter-, Bruder- oder Gattenmord um einen Dukaten und vier Livres Ablaß. In Bern kaufte Jakob vom Stein bei dem seine Bude dort aufschlagenden Samson für sich, seine fünfhundert Kriegsknechte, die Seelen seiner verstorbenen Vorfahren und für seine Herrschaft Belp

einen Ablaß — um den Preis eines grauen Hengstes, die Stadt Aarberg einen solchen für alle ihre todten und lebenden Angehörigen. Umsonst predigte Zwingli, so lange er in Einsiedeln lebte, gegen den frechen Unfug; erst mit seiner Versetzung an einen aufgeklärtern Ort sollte dem Übel Einhalt gethan werden. **Zürich** stand damals in politischer und religiöser Beziehung an der Spitze der nach Fortschritt strebenden Schweizer; Kunst und Wissenschaft wurden dort eifrig gepflegt, und die Schätze letzterer durch berühmte Buchdrucker, wie Christoph Froschauer aus Öttingen, dem die Stadt das Bürgerrecht schenkte, verbreitet. Es fehlte nur an einer ernsten moralischen Leitung gegenüber der durch die fremden Dienste genährten argen Zügellosigkeit, welcher die alte Kirche nicht mehr zu steuern vermochte; einsichtige Männer waren daher in Zürich auf den kühnen Verkündiger des reinen Evangeliums aufmerksam geworden und man berief ihn zum Leutpriester am großen Münster. Jetzt waren ihm keine Fesseln mehr angethan. Sein erster Erfolg war, daß der Rath Zürichs dem Ablaßkrämer, der sogar die Keckheit hatte, Solche, die sich seinem Treiben widersetzten, mit dem Banne zu belegen, das Betreten der Stadt untersagte, worauf Samson, mit hundertundzwanzigtausend römischen Thalern und dem Fluche aller Rechtlichen beladen, die Schweiz verließ, deren Tagsatzung, vom Konstanzer Bischofe selbst dazu ermuntert, ihm keinen Schutz mehr gewähren wollte, so daß selbst der Papst, dem am guten Willen, d. h. an den Waffen der Schweizer gelegen war, sich bei ihnen beinahe demütig für das verursachte Ärgerniß entschuldigte.

Zwingli begann jetzt, nach gesäubertem Boden, abweichend von der bisherigen Praxis der vorgeschriebenen sonntäglichen Evangelien und Episteln, auf der Kanzel Zürichs, seit Neujahr 1519, ohne Rücksicht auf irgend welche Autoritäten, das neue Testament von vorne an zu erklären, und zwar zum großen Beifalle der Regierung und des Volkes. Bald trat der große Fortschritt hervor, den seine Lehre nicht nur der alten Kirche, sondern auch Luther gegenüber enthielt. Während Letzterer die Seligkeit auf die Christen beschränkt hatte, erweiterte sie der Schweizer Reformator auf alle Menschen ohne Unterschied des Glaubens und bekundete hierdurch seinen freien, über alle Vorurtheile erhabenen Geist. Um ganz frei wirken zu können, verzichtete er jetzt auf die ihm bisher aus politischen Gründen vom Papste gespendete Pension, die ihn an freimütiger Äußerung verhindert hatte, und sein Wirken fand so großen Anklang, daß die von ihm bekämpften Solddienste, wenigstens jene der Zürcher, bald aufhörten. Als er dann auch die bisherigen kirchlichen Einrichtungen, und zwar zuerst deren unvernünftigste und haltloseste, das Fasten, angriff, wurde die Nichtachtung der Gebote, welche diese angebliche Enthaltsamkeit vorschrieben, bald allgemein. War indessen das Fastengebot ein durchaus unnützes, indem es nicht die Quantität, sondern nur die Qualität des Speisegenusses beschränkte (was für unzählige Menschen durchaus keine Enthalt-

samkeit ist, da Viele die sogenannten Fastenspeisen sehr lieben), und daher eine baare Lächerlichkeit, — so enthielt dagegen eine andere kirchliche Vorschrift falscher Enthaltsamkeit ernste Momente genug, nämlich das Gebot der priesterlichen Ehelosigkeit, dessen Befolgung damals allgemein durch Konkubinat umgangen wurde und noch heute vielfachen Anlaß zu Kriminalfällen unerquicklichster Art darbietet. Fanatisirte Römlinge haben es den Reformatoren vielfach als geschlechtliche Lüsternheit ausgelegt, daß sie auf die Abschaffung des Cölibates drangen, während sie doch wissen müssen, daß durch diese Neuerung umgekehrt eine schon vorhandene, die ekelhaftesten Folgen mit sich führende Lüsternheit in sittliche Fesseln geschlagen wurde. Zwingli war es daher, der, bevor Luther daran dachte, eine Vorstellung von Geistlichen aus mehreren Kantonen an den Bischof von Konstanz hervorrief, welche von diesem Kirchenfürsten das Recht der freien Predigt nach dem Evangelium und der Verehelichung forderte, damit sowol der Willkürlichkeit im Glauben, als der Sittenlosigkeit im Leben, welche allgemein herrschten, ein Ende gemacht würde. Aber die Neuerer hatten einen harten Stand. In dem Bischofe Hugo und in seinem gelehrten Generalvikar Johannes Faber, diesen Gegnern des Ablaßkrames, verschwand bei dem entschiedenen Auftreten reformatorischer Ideen aller Freisinn, den man bisher von ihnen gehofft hatte; sie traten heftig gegen Zwingli auf, aber nur in Anspielungen auf ihn; seinen Namen wagten sie nicht zu nennen. Der Sturm indessen, den diese Kirchenregenten unter den zürcherischen Mönchen gegen den Reformator erregten, rief nur dessen ganze Entschiedenheit in die Schranken; er riß die anfangs schwankende Regierung von Zürich mit sich fort, und wagte es endlich, wozu der nicht planmäßig verfahrende, sondern stürmisch vorwärts gedrängte Luther niemals gelangt war, — in einer öffentlichen Disputation das volle Programm der Reformation in die Welt hinaus zu verkündigen.

Während er damit beschäftigt war, erhielt er einen äußerst schmeichelhaften Brief des Papstes Adrian VI.; der Statthalter Christi versprach, wie damals ein Freund Zwingli's sagte, dem erklärten Rebellen gegen die kirchliche Verfassung „Alles außer dem päpstlichen Throne", wenn er dem Nuntius Glauben schenke und im Interesse des apostolischen Stuhles wirke. Der kräftige Schweizer aber antwortete dem letzten nicht italienischen Papste, der seine Nationalität mit dem Tode zu büßen hatte, — „unentwegt und christlich"; — die „Armut Christi" war ihm lieber als die „Pracht der Päpstler", — und nun schüttelte er die letzte Rücksicht von sich und verwarf in dem erwähnten Programme ohne Scheu die absolute Autorität des Papstes, die Messe als Opfer, die Fürbitte der Heiligen, den Luxus der Kirche, die Fastengebote, die geistlichen Orden, die priesterliche Ehelosigkeit, den päpstlichen Bann u. s. w. Und der Rath von Zürich fand das Recht auf seiner Seite, führte seine obigen Grundsätze förmlich in's Leben, und die Geistlichen begannen, das bisherige regellose Treiben mit

einem solchen in veredelnder, rechtlicher Verbindung von Mann und Weib zu vertauschen. Zwingli selbst war einer der Ersten und die Reinheit seiner Absichten erhellt daraus, daß die Erwählte seines Herzens eine weder junge noch reiche, aber allgemein geachtete und tief gebildete Wittwe war, Anna Reinhard mit Namen. Gleichzeitig begannen Mönche und Nonnen die Klöster zu verlassen.

Gleich der Fraktion Karlstadts in Wittenberg gab es aber auch in Zürich eine extreme Partei, welcher der von Zwingli geleitete Fortschritt zu langsam von Statten ging. Unter der Anführung eines Geistlichen, der den bezeichnenden Namen Hetzer führte, begann sie mit frevelhafter Gewaltthat, sich eigenmächtig an den zur Verehrung bestimmten Bildern zu vergreifen. Um diesen Störungen der öffentlichen Ruhe und Ordnung Einhalt zu thun, veranstaltete die Regierung eine Disputation über Bilder und Messe, gegen welche beide Kultusmomente sich Zwingli entschieden aussprach; beide wurden einstweilen noch freigegeben. Trotz der Schonung, welche sich in diesem bedächtigen Vorschreiten kundgab und trotz der Strafen, zu welchen die Bilderstürmer verurtheilt wurden, entbrannte dennoch im altgläubigen Theile der Schweiz ein heftiger Haß gegen Zürich und gegen Zwingli, der sich zunächst dadurch kundgab, daß der verbannte Bilderstürmer Klaus Hottinger von den Häschern der katholischen Kantone ergriffen und in Luzern enthauptet wurde. Ein gleiches Schicksal traf die thurgauischen Untervögte Hans Wirth und Rüttimann und einen Sohn des Erstern, welche beschuldigt, aber nicht überwiesen waren, das von einer zügellosen Menge überfallene und dabei in Brand gerathene Karthäuserkloster Ittingen angezündet zu haben, während ein anderer Sohn Wirths freigesprochen wurde. Diese schreienden Glaubensmorde hatten aber keine andere Wirkung, als daß Zürich nur um so energischer vorschritt, kategorisch Klöster aufhob und mit nur allzu radikaler Rücksichtslosigkeit alle ästhetische (und nichtästhetische!) Zubehör des Gottesdienstes aus den Kirchen entfernte, die von nun an, abstechend von denjenigen in Luthers Reformationsgebiete, kahl und öde dastanden und selbst der erhebenden Orgelklänge entbehrten. In ähnlicher Weise, nur etwas langsamer, schritt die Kirchenspaltung vor in Basel durch Johannes Hausschein (Ökolampadius), in Schaffhausen durch den zur Bekämpfung der neuen Lehre erschienenen, aber vielmehr für dieselbe gewonnenen Erasmus Ritter, im Thurgaue durch den Reformator der Stadt Konstanz, Ambrosius Blarer, in St. Gallen durch den Arzt und Staatsmann Joachim von Watt (Vadianus) und den gelehrten Sattler Johannes Keßler (Ahenarius), in Appenzell durch Walter Klarer, in Graubünden durch Johann Dorfmann (Comander) und Gallizius Salutz, in Glarus durch den duldsamen Valentin Tschudi, der in der Übergangsperiode zugleich den Altgläubigen Messe las und den Reformern predigte, und zuletzt in Bern durch den Maler Nikolaus Manuel, den

Geschichtschreiber Valerius Anshelm und den Theologen Berchthold Haller, den Freund Melanchthons. Weit greller als in Deutschland, klafften in der Schweiz die Extreme in Glaubensachen von einander, und die Feindschaft zwischen den altgläubigen und den der Neuerung sich zuwendenden Kantonen wurde immer erbitterter, und machte den Ausbruch eines Bürgerkrieges stets unvermeidlicher.

Während sich Solches im Süden des schwankenden Reiches vorbereitete, entwickelten sich im Norden, wo die politischen Zustände weit drückender waren, als in den damals noch nicht vom Patriziate überwucherten Schweizerkantonen, hiedurch bedingte furchtbare Krisen in der begonnenen Bewegung.

„Es ist unverkennbar," sagt der Geschichtschreiber des deutschen Bauernkrieges, „daß gerade zu Ende des fünfzehnten und zu Anfang des sechszehnten Jahrhunderts der Druck maßlos wuchs, welchen die Herren sich gegen die Bauernschaften erlaubten; eine neue Last um die andere wurde dem armen Manne aufgehäuft; und während er dem Erliegen nahe war, sah er die edeln Herren mit Scharlach prangen und stolziren, der mit seinem Blute gefärbt war, und während er nicht Brot hatte, sich satt zu essen, sah er Heere von Mönchen, die sich in der letzten Zeit unendlich vermehrt hatten, von seinem sauern Schweiße prassen, und an den Höfen der Kirchenfürsten ein neues Heidenthum mit der Tyrannei Hand in Hand, die Üppigkeit Sodoms und die Prachtliebe kleiner Sardanapale."

Diese Zustände waren, je mehr die Macht der kleinen Fürsten, gegenüber der entkräfteten kaiserlichen Krone, zunahm, desto unerträglicher geworden. Der Druck der Fürsten reizte die Edelleute, der Druck beider die Städter und die Bauern zum Widerstande. Hätten sich die Unzufriedenen zusammen erhoben, so hätten sie das Reich auf den Kopf gestellt, es zu einer Republik umgewandelt; aber sie thaten es nicht.

Das Volk kennt in seinem gesunden Sinne keine religiöse Befreiung ohne eine gleichzeitige politische; es fühlte, daß eine Erhebung gegen Rom seinen Zustand nicht besserte, daß sie ihm nichts nützte, wenn nicht eine Erhebung gegen die Fürsten damit verbunden war. Als daher Luther auftrat, jubelte es ihm zu; aber seitdem sich der kühne Kämpfer, von der Wartburg heimkehrend, zum Eiferer für biblische Autorität entpuppt hatte, kehrte es seiner Sache, als einem bloßen theologischen Streite, der die Beschwerden der „armen Leute" nicht heilte, den Rücken. Ebenso wenig konnte das tollkühne Unternehmen Sickingens im Volke Wurzel fassen, weil dieser Ritter die Städte mit Mißtrauen ansah, die Bauern gar nicht beachtete. Der unglückliche Versuch des Ritterthums schlug fehl, — das Volk blieb gleichgültig; es war schon früher seine eigenen Wege gegangen, es hatte in den schwäbischen Bewegungen des „Bundschuhes" und des „armen Konrad" im Jahre 1513 Schritte zu seiner Befreiung gethan; es sah nun ein, daß ihm auch ferner nichts anderes übrig bliebe.

So folgte denn auf die aristokratische Bewegung, deren geistliche Seite Luther, deren weltliche Sickingen und Hutten vertraten, die demokratische der Bauern, welche ebenfalls religiöse und politische Momente zugleich in sich begriff, und verhindern wollte, daß das Reich, wie ehedem, so auch künftig, nur in etwas veränderter Weise, eine Beute der Pfaffen und Junker wäre. Aus den aufbewahrten Grundsätzen der Aufständischen, aus ihren „zwölf Artikeln" und ihrem vom Bauernausschusse zu Heilbronn beschlossenen Verfassungsentwurfe geht auch in der That unzweideutig hervor, daß geniale Führer an der Spitze standen, in deren Träumen ein Ideal lebte, dessen Verwirklichung, nach unserer heutigen Ausdrucksweise, Deutschland in eine social-demokratische Republik mit dem Kaiser an der Spitze umgewandelt hätte.

Die Ereignisse des Bauernkrieges gehören in die politische Geschichte. Wir betrachten hier blos seinen religiösen, mit der Reformbewegung zusammenhangenden, kulturhistorischen Charakter, und da tritt uns gleich eine Gestalt entgegen, welche neben jenen eines Luther, Karlstadt, Hutten, Sickingen und Zwingli, als Vertreter einer neuen und sehr eigenthümlichen Geistesrichtung die Staffage des interessanten, farbenreichen Bildes der Reformationszeit vervollständigen hilft. Es ist Thomas Münzer. Zwei Jahre vor dem Ende des fünfzehnten Jahrhunderts zu Stolberg am Harz geboren und frühreif entwickelt, studirte er Theologie zur Zeit von Luthers Auftreten und wandte sich zeitig, nicht etwa nur Dessen gemäßigter Opposition gegen Rom, sondern gleich einer äußersten, seltsam aus Mystik und Rationalismus gemischten religiösen Anschauung zu. Es war eine priester- und kirchenlose Seelenreligion nach Art des Thomas von Kempen, und zugleich wieder eine Protestation gegen Luthers „halbe Wege", was er als Prediger in Zwickau verkündete, wo unabhängig von ihm sich jene wiedertäuferische Prophetensekte bildete, die wir im Vereine mit Karlstadt auftreten sahen, deren Verzückungen der helldenkende Münzer zwar belächelte, deren Personen er aber gegen Verfolgungen in Schutz nahm, wie er auch ihre Verbannung freiwillig theilte. In Böhmen, dem Vaterlande des Hus, bildete sich seine Überzeugung, sein tiefer Haß gegen weltliche und geistliche Despoten, noch kräftiger aus, und lebendiger wurde in ihm die mystische Hoffnung auf ein neues Jerusalem, d. h. ein Reich der Freiheit auf Erden. Er verwarf das Priesterthum überhaupt, als der Gleichberechtigung der Menschen nach der Lehre Christi zuwider, ebenso die göttliche Offenbarung der Bibel, welche geistig ausgelegt werden sollte, die „unverständige" Lehre von der Rechtfertigung durch den Glauben, diejenige vom Satan, den er nur in den bösen Begierden und Neigungen erkannte, den Vorzug des Glaubens vor dem sittlichen Lebenswandel und die Verachtung Andersgläubiger als Ungläubiger, sogar die Dreieinigkeit (die Annahme eines „heiligen Geistes" als besondern Wesens), die Gottheit Christi, die Verdammniß und jede Auffassung des Abendmahles, welche

in dieser Handlung etwas Anderes als Wein und Brot sehe. Es ist wahr, er schwebte nicht in christlicher Liebe und Demut, wie die Theologen — wenigstens behaupteten zu thun, — er war eher von alttestamentlichen Zorn- und Rachegedanken, von dem verzehrenden Feuer eines Moses oder Elias erfüllt; aber er wollte das Christenthum in seinen socialen Konsequenzen verwirklichen, es auf die wahre vernünftige Grundlage, nicht auf Mythen und Hypothesen und willkürliche dogmatische Wortklaubereien zurückführen. Er war ein bitterer Feind der Pfaffen, er verachtete sowol die alte römische, als Luthers neue Glaubensdespotie; aber er war ein wilder Schwärmer, ein Fanatiker des Vernunftglaubens, wie nur jene tiefbewegte, innige Zeit Solche gebären konnte.

Aus Böhmen vertrieben, predigte der erst vierundzwanzigjährige Prophet nun zu Allstädt in Thüringen unter ungeheuerm Zulaufe des Volkes, nicht minder auch eifrig besucht von gebildeten, selbst gelehrten Männern. Als sein Aufruf an die Herzoge Friedrich und Johann von Sachsen, für das Evangelium die Waffen zu ergreifen, kein Gehör fand, stiftete er den ersten Geheimbund im Geiste der neuen Zeit und warb für denselben nicht nur in seinen Predigten, sondern auch durch Apostel, die er aussandte und durch Flugschriften, die er verbreitete. Eine durchgreifende Befreiung Deutschlands von politischem und religiösem Drucke war das Ziel, wofür er wirkte. Kühn vertrat er diese Idee selbst vor den genannten Herzogen, die nach Allstädt kamen, ihn zu hören. Verfolgungen seiner Schriften machten ihn nicht irre, Luther und Melanchthon nannte er ungescheut Buchstabenknechte, trat offen in Opposition gegen den Reformator und kam ihm mit mancher Neuerung zuvor, die Jener nachzuahmen sich gedrungen fühlte, so sehr er die Kühnheit des thüringischen Revolutionärs sonst verabscheute. Als Münzer die seinen Büchern auferlegte Censur nicht achtete, und als nun der ganz zu pfäffischer Denk- und Handlungsweise übergegangene Luther die Fürsten in giftiger Sprache gegen ihn aufzureizen suchte, mußte er sich in Weimar vor ihnen verantworten, und that dies mit Freimut, trotz des Gespöttes der Höflinge und Pfaffen, trotz der Drohungen Herzog Johanns mit Verbannung, während dagegen der humane Friedrich sich weigerte, gegen ihn einzuschreiten. Aber vom altgläubigen Herzoge Georg verfolgt, mußte er fliehen, irrte in Franken umher, wurde in Nürnberg vom aristokratischen Rathe vertrieben, und predigte dann, ein geheimnißvoller Überall und Nirgends, obgleich entblößt von allen Geltmitteln, in ganz Süddeutschland seine Lehre. Das bald anbrechende Jahr 1525, welches die Fürsten und Herren zittern gemacht und Deutschland mit Blut überschwemmt hat, das Jahr des Bauernkrieges, zeigte, welche Früchte sein Wirken trug, obwol schon vor seiner Wanderung im Schwarzwalde der Aufstand ausgebrochen war. Und in diesen gewitterschwülen Tagen erscheint er wieder in eigenthümlicher Verbindung mit den von Zwickau ausgegangenen Wiedertäufern, die er, ohne ihre Tollheiten zu theilen,

doch auch ohne in ihrer Verwerfung der Kindertaufe Unsinn zu erblicken, klug für seine Zwecke benutzte, und die auch willig seinen Befehlen gehorchten, seitdem er sich offen für die Zweckmäßigkeit der Taufe Erwachsener erklärt hatte (selbst wiedergetauft hat er nie). Die Sekte führte damals noch ein musterhaft sittliches Leben, von dem später nur ihre kindisch-läppische Auslegung der Bibel sie abgeführt hat, und verbreitete sich, vermöge ihrer in dem tiefgemütlichen und schwärmerischen Sinne des deutschen Volkes begründeten Ansichten, bald über den größten Theil des Reiches, namentlich Schwaben und die Schweiz; überall tauchten ihre Prediger in grobem Kleide, breitem, grauem Filzhute und langem Barte auf, wiesen mit ergreifenden Worten und entflammendem Tone auf Kometen, Erdbeben, Stürme, Überschwemmungen und andere außerordentliche oder seltsame Naturerscheinungen hin, die ihnen Vorzeichen kommender schwerer Ereignisse waren, und tauften an Flüssen das massenhaft herbeiströmende Volk.

Als die Wiedertäufer auch in Zürich erschienen und dort, bei dem Mangel an zu bekämpfenden Pfaffen, Fürsten und Edelleuten, in das Extrem einer Verwerfung aller geistlichen und weltlichen Autorität, sowie aller Kunst und Wissenschaft verfielen, und durch diese der ungebildeten Masse zusagenden Tendenzen großen Anhang fanden, als sogar gelehrte Männer und Beförderer der Reformation sich ihnen anschlossen, meist aus Eifersucht gegen den nun obenanstehenden Zwingli, sah Dieser durch solche Verkehrtheiten sein ganzes Werk bedroht und kämpfte daher von nun an gegen zwei Seiten, die römische und die wiedertäuferische. Und er war hiebei im Rechte; denn unter seiner Lehre hatte die freieste politische und religiöse Richtung Raum, und er hat nie mit Unterdrückern gemeinsame Sache gemacht, wie Luther, dem jede politische Freiheit und jede unabhängige religiöse Richtung ein Greuel war. Und ohne Zweifel waren es vorzüglich die erwähnten Tollheiten der Wiedertäufer, welche den großen schweizerischen Reformator bestimmten, die Kindertaufe festzuhalten, gegen die er anfangs, weil sie im Evangelium allerdings nicht begründet ist, eingenommen war, und auch in seiner neuen Kirche dahin zu wirken, daß sie, als ein ehrwürdiger alter Brauch, zum Gesetze gemacht wurde.

Sehr bezeichnend und erhebend ist die Begründung, welche Zwingli dieser Anordnung gab und die das schönste Licht auf seinen hellen Geist wirft. Er schlug nämlich die buchstabenknechtische Bibelauslegung der Wiedertäufer, daß nur, wer glaube und getauft sei, die Seligkeit erlange, dadurch nieder, daß er die Kindertaufe nicht als Bekenntniß- und Verpflichtungsakt des Einzelnen, sondern als einen Akt der Kirche auffaßte, durch welchen sie den Einzelnen in ihre Gemeinschaft aufnimmt, von welcher ja die Kinder nicht ausgeschlossen sind. Luther wollte, und das ist sehr sprechend, die Kinder taufen, um sie hiedurch von der ihnen anhaftenden Erbsünde zu befreien, — Zwingli aber, weil er keine Erbsünde anerkannte,

außer in welche der Mensch aus Mangel an gutem Willen fällt. Dort theologische Beschränktheit — hier philosophische Freisinnigkeit!

Unterdessen war nun der Bauernkrieg zum Ausbruche gekommen, und Münzer, der sich sofort in seinem Elemente sah, eilte aus dem Süden nach seiner sächsischen Heimat zurück, wo er in der Reichsstadt Mühlhausen Aufnahme fand, obschon Luther dieselbe von solchem Schritte abzuhalten gesucht hatte. Der Boden war ihm hier durch den ehemaligen Mönch und nunmehrigen Volksprediger Heinrich Pfeifer geebnet, der mit seiner kühnen Schwärmerei das Volk hingerissen hatte. Der den beiden Predigern und ihrer Lehre abgeneigte Rath mußte abtreten und einem Regimente zu ihren Gunsten Platz machen; Münzer wurde Stadtpfarrer und oberster Richter und drang auf Einführung der Gütergemeinschaft nach Art der ersten Christen. Die Klöster wurden gesäubert, die Bilder vernichtet und ein eigenthümlicher Gottesdienst nach der Phantasie der beiden Propheten eingeführt; er bestand aus Münzers Predigt und den von Pfeifer geleiteten Chören der Jünglinge und Mädchen; in beidem bildeten Anspielungen auf die bald zu erwartende Freiheit den Hauptinhalt. In ganz Thüringen fand die neue Richtung Anklang und Anhang; umsonst reiste Luther umher und predigte gegen sie; umsonst suchten die Wittenberger Theologen Münzers reines Leben mit dunkelm Rufe zu beflecken. Hand in Hand mit dem zu gleicher Zeit wütenden Bauernaufstande, kämpfte Münzers Richtung gegenüber der zu blindem Gehorsame gegen die Regierung mahnenden Luther'schen. Jedes Lager der rebellischen Bauern war zugleich eine Gemeinde der „evangelischen" oder „christlichen Brüderschaft". Im Kloster zu Mühlhausen wurde Geschütz für die Bauern gegossen; Münzers Boten vermittelten die Verbindung zwischen den Aufrührern der verschiedenen Gegenden, seine Briefe erhielten den Mut in den vielen Lagern derselben. Er war das geistige Haupt der großartigen, aber übereilten und zu wenig geordneten Erhebung des deutschen Volkes. Münzers großer Geist wurde jedoch nicht überall, oder vielmehr beinahe nirgends verstanden, und die Bewegung nahm zu schnell, zu reißend zu, als daß ein Mann sie ganz hätte beherrschen können. So kam es, daß seine Thüringer noch sehr mangelhaft gerüstet waren, als die Schwaben und Franken bereits in hellen Haufen stritten. Dessenungeachtet drang sein bisheriger Genosse Pfeifer auf bewaffneten Auszug gegen die Herren, und als Münzer in seiner mystischen Redeweise behauptete, der Geist in ihm verbiete dies, lief ihm der durchtriebene Nebenbuhler durch ein schlau ausgedachtes Traumgesicht den Rang ab; die thüringer Bauern zogen aus und Münzer mußte mit. Aber seine Vorahnung ging nur zu schrecklich in Erfüllung. Nicht weniger als sieben Fürsten, katholische und protestantische vereint, zogen gegen das schwache Bauernheer heran, dem die gleichstrebenden Nachbarn, in verderblichem Partikularismus befangen, keine Hülfe angedeihen ließen. Umsonst war jetzt Münzers bis zur Ver-

zweiflung gestiegene Energie, umsonst seine in flammendem Prophetenstil donnernden Reden an die Aufständischen. Trotz löwenmutiger Begeisterung mußten Diese bei Frankenhausen der erdrückenden Übermacht erliegen, die Bäche rannen roth von Bauernblut und Münzer wurde gefangen. Fürchterliche Folter traf den siebenundzwanzigjährigen Helden, dessen verzweifelndes junges Weib im fürstlichen Lager bei Mühlhausen vor frechen Zumutungen eines Ritters nicht sicher war. In demselben Lager fielen die Häupter Münzers und Pfeifers, dieser zwei Unglücklichen, die ihrer Zeit im Geiste um drei Jahrhunderte vorausgeeilt waren!

So endete einer der edelsten Martyrer der Freiheit; nur um der Sache willen, nicht zu seinem Nutzen, kämpfte und starb er für das Wohl seines Volkes, wie er fest überzeugt war. So ging eine Richtung unter, die zu früh erschienen war, um Lebenskraft einzusaugen. Der Götzendienst der Römlinge, die Buchstabensklaverei des Lutherthums und der Wahnwitz der Wiedertäufer bestanden fort, — Münzers Vernunftglaube schwand dahin. Freilich erhielt sich auch Zwingli's verständige und auf Zeit und Menschen trefflich berechnete Kirche; allein erhielt sie sich in seinem Geiste??

Wie steht nun aber Luther, der große Reformator, dessen ersten Thaten jeder Freund der Freiheit zujauchzt, neben dem Manne des Volkes da? Um gerecht zu sein, müssen wir sagen, daß er sich zum Bauernkriege verhielt, wie Erasmus und Pirkheimer zur Reformation; er sah darin eine Bewegung, welche die kirchliche Reform hemmte, wie diese die humanistische Bewegung gehemmt hatte. So hemmt eben ein größerer Fortschritt immer den kleineren, ja er hebt ihn naturgemäß auf. Dies erkennen nur große Geister, und Luther war wol eine große Kraft, aber kein großer Geist, wie Hutten, Zwingli und Münzer es waren.

Daraus erklärt sich die Haltung, welche Luther dem Bauernkriege gegenüber einnahm. So lange der Aufstand nur drohte, beobachtete er eine versöhnliche Stellung, empfahl den Regierenden Milde und den Regierten Gehorsam. Als aber der gereizte Löwe, das Volk, die Tyrannei nicht mehr länger ertrug und sich gegen die in nichts von ihrer Härte nachgebenden Herren erhob, als vollends Männer aufstanden, welche, wie der Fanatiker Karlstadt und der Rationalist Münzer, über Luthers Grundprinzip, den unbedingten Bibelglauben, kühn hinweg schritten, und ihn einen zweiten Papst nannten, da war der Reformator, dessen Ziele blos geistliche waren und mit der Herstellung einer neuen Kirche an der Stelle der alten, ohne Rücksicht auf weltliche Interessen und ohne Verrückung der biblischen Grundlage, ihre Erfüllung fanden, — in seinem Innersten verletzt und schrie, als die Bauern Gewaltthaten der Herren mit Gewaltthaten vergalten, man „solle die mörderischen und räuberischen Rotten der Bauern — zerschmeißen, würgen und stechen, heimlich und öffentlich, wer da kann, wie man einen tollen Hund todtschlagen muß." Er wütete so, daß selbst seinem Gönner und Landesherrn, dem Kurfürsten Johann (der

milde Friedrich, sein Bruder, war während des Aufstandes, den er niemals bekämpfen wollte, gestorben) davor graute, und daß die Papisten bald mit Schadenfreude auf den Krieg, als die Folge seiner Thaten hinweisen, bald mit furchtbarer Ironie die Glocke zum lutherischen Gottesdienste die „Mordglocke" nennen konnten. Sogar das Mitleiden mit den bedrängten und geschlagenen Bauern verdammte Luther und verrannte sich bei diesem Anlasse völlig in sein System des blinden Gehorsams gegen die Obrigkeit, die er von Gott verordnet glaubte und der man nach seiner Ansicht „mit Furcht und Zittern" unterthan sein müsse, — ganz vergessend, wie er selbst mit dem Widerstande gegen geistliche und weltliche Obrigkeit begonnen hatte. „Ein yegliche seel, schrieb er schon vor dem Aufstande, sey der Gewalt und Oberkeit underthon. Denn es ist kein gewalt on von Got. Die Gewalt aber, die allenthalben ist, die ist von Got verordnet. Wer nu der Gewalt widersteet, der widersteet Gotes ordnung. Wer aber Gotes ordnung widersteet, der wird im selbs das Verdamniß erlangen*)." Es war diese Lehre für ihn eine Konsequenz der von der Bibel gelehrten übertriebenen Demut und Selbstverleugnung. Dessenungeachtet aber verirrte sich Luther so weit, die Grundlage seines ganzen Gebäudes, die heilige Schrift, zu Gunsten der Leibeigenschaft sogar falsch auszulegen und die Aufhebung jener mittelalterlichen Unnatur als eine widerchristliche That zu verurtheilen, während gerade das Christenthum die Lehre von der Gleichheit der Menschen, von der Aufhebung jedes Standesunterschiedes in die Welt gebracht hatte; und Zwingli kontrastirt auch hier vortheilhaft gegen seinen großen Nebenbuhler, indem sein Einfluß der gleichzeitigen zürcherischen Volkserhebung durch die förmliche Aufhebung der Leibeigenschaft ein rasches Ende machte Treffend sagt der Geschichtschreiber des Bauernkrieges, daß Luther durch diese Widersprüche mit sich selbst von da an das Vertrauen des Volkes „so gut als für immer verloren" habe, daß seine Wirksamkeit auf dasselbe seitdem „nur noch eine beschränkte" geblieben, und daß von nun an der Despotismus sich auf ihn berufen und hiedurch seiner Lehre ein wenig beneidenswerthes Schicksal bereitet habe. Seiner Parteinahme gegen das Volk ist die Fortdauer der Zersplitterung Deutschlands, ja dessen beinahe dreihundertjährige Ohnmacht und Schmach gegenüber dem Auslande zuzuschreiben.

Luthers Winken und Wutausbrüchen wurde von den Fürsten nur zu gewissenhaft nachgelebt. Was die gereizten Bauern während des Aufstandes hundertfach gesündigt, das vergalten ihnen die Herren durch Niedermetzelungen und Hinrichtungen tausendfach, und so ist die deutsche Reformation die Wiege der modernen Unterdrückung und der fluchwürdigen Lehre vom „beschränkten Unterthanenverstande" geworden. Sage Niemand, es sei

*) Luther, Martin, von weltlicher Oberkeit, wie weit man jr gehorsam schuldig sey. Wittenberg Anno M. D. XXIII.

ein Gewinn für die Kultur gewesen, daß der Bauernkrieg mißlang. Die staunenswerthen Ideen der Bauern, denen die Herren nur rohe Gewalt und keinen Hauch eines Geistes entgegenzustellen hatten, und die Zustände, welche von den Siegern erhalten, ja noch verschlimmert wurden, beweisen klar genug das Gegentheil.

C. Die Entartung der Reformbewegung.

Mit dem Unterliegen des deutschen Landvolkes im Bauernkriege beginnt die Entartung der Reformbewegung und hört jeder erhebende und erfreuende Zug im Verlaufe derselben auf. Denn jene einzig wahre und vernünftige Richtung, welcher Hutten, Münzer und Zwingli huldigten, welche mit der religiösen Freiwerdung vom bisherigen Joche auch die politische verbinden wollte, weil die eine ohne die andere leerer Schaum ist, wurde im Norden auf den Ruf des Reformators selbst durch brutale Söldnerbanden niedergetreten, und im Süden, wo dessen Reformator sie beförderte, im Blute des Bürgerkrieges erstickt. Es handelte sich mithin von nun an nur noch um rein theologische Fragen, nur noch darum, ob die Hypothese von einer übersinnlichen Welt so oder so gedacht werden solle. Aus der anfangs so frischen Opposition Luthers wurde seit dem Untergange Huttens, Münzers und Zwingli's eine neue Autorität, die bald der alten an Despotie, Intoleranz und Fanatismus nichts mehr nachgab. So lange Zwingli noch lebte, bestand zwar mit ihm jene freiere Richtung des Reformationszeitalters, welche die Berechtigung einer freien Forschung anerkannte und sich nicht blindlings dem Buchstabendienste hingab, noch einige Jahre fort; allein sie erlag endlich, zuerst im theologischen Wortgezänke dem Lutherthum und dann im blutigen Bürgerkriege dem Papstthum.

Den Anlaß zu dem ersten Konflikte zwischen den beiden Fraktionen der Reformpartei und zu dem einzigen Zusammentreffen zwischen Luther und Zwingli bot der Abendmahlsstreit. Hätte der große Zimmermannssohn von Nazareth, diese rein menschliche Erscheinung, welcher nur die Wundersucht geringer Bildungsgrade einen übersinnlichen Ursprung andichten und hierdurch ideale Vorgänge in die rohe Materie herabziehen konnte, — geahnt, welche grobe Mißverständnisse, lächerliche Deuteleien und — blutige Kriege seine einfachen Worte: „Das ist mein Leib — mein Blut“ hervorrufen würden, er hätte sie gewiß nicht ausgesprochen. Wer nicht geradezu absichtlich auf eigenes Denken verzichtet, dem wird es unmöglich sein, in jenen viel mißbrauchten Worten etwas anderes zu finden, als eine Aufforderung des Martyrers der Humanität, bei dem gemeinschaftlichen Genusse von Brot und Wein seiner zu gedenken, — dem wird es unmöglich sein, sich den Unsinn vorzustellen, daß Jemand, der selbst noch lebt, mithin sein Fleisch und Blut noch besitzt, andere Gegenstände für diese Bestandtheile seines Körpers auszugeben im Stande sei,

und an die plumpe Taschenspielerei zu glauben, daß Produkte des Pflanzenreiches willkürlich in Bestandtheile eines menschlichen Körpers verwandelt werden können. Einer von solchen hirnlosen Phantastereien geläuterten und daher von jedem gesunden Menschenverstande zu erwartenden Anschauung suchte denn auch Zwingli Bahn zu brechen, während Luther sich mit mönchischem Starrsinn in die sklavische Auffassung jedes Bibelausspruches in wörtlichem Sinne verrannte und sich nicht darum bekümmerte, ob dieser wörtliche Sinn Vernunft habe oder nicht, daher auch Himmel und Erde dafür in Bewegung setzte, daß Brot und Wein im Abendmahle wirklicher Leib und wirkliches Blut Christi seien. Das Auftreten seiner Gegner, die er „Schwarmgeister" nannte, schrieb er dem Satan zu, verfaßte ein dickes Buch darüber, „daß die Worte: „„das ist mein Leib"" noch fest stehen wider ihre Schwärmerei", und erklärte somit die katholische Taschenspielerei der Transsubstantiation auch für das Lutherthum als verbindlich, wogegen Zwingli in seiner Antwort auf Luthers Angriff dessen Ansicht eine „päpstliche" nannte und des Gegners Teufelswahn mitleidig belächelte. Diese Differenz zwischen den beiden hervorragendsten Männern der deutschen Reformbewegung ging dem Landgrafen Philipp von H e s s e n tief zu Herzen, während ihn vier Jahre vorher der Tod Thomas Münzers und die Niedermetzelung der Bauern, woran er eifrig mitgearbeitet, nicht sonderlich gerührt hatte. Er lud die beiden Parteien, nämlich Luther und Melanchthon von der einen, Zwingli und Ökolampadius von der andern, zu einem der damals so beliebten Geistesturniere, Disputationen genannt, nach seiner Residenz M a r b u r g ein, wohin sie in „großer Stille" abreisten. Luther war aber so felsenfest überzeugt, man dürfe die Einsetzungsworte des Abendmahles nicht verstehen, wie Zwingli behauptete, „dies b e d e u t e t meinen Leib, mein Blut", sondern einzig und allein wörtlich: „das ist u. s. w.", daß er diese Worte mit großen Buchstaben vor sich auf den Tisch schrieb, um nicht davon abzugehen. Bezeichnender Weise sind diese Worte (hoc est corpus) in mutwilliger Verdrehung (Hocus-pocus) zur Bezeichnung für lächerlichen Zauberschwindel geworden. Es kam, wenn auch über andere Punkte wol, doch über diesen in Marburg zu keinem Vergleich, und das Protokoll der Zusammenkunft mußte mit den Worten geschlossen werden: „Und wie wol aber wir uns, ob der war leib und Blut Christi leiblich im brot und wein sye, diser Zeit nit vergleicht haben, so soll doch ein teil gegen dem andern christliche lieb erzeigen und beyder theil gott fleißig bitten, das er uns durch seinen geist den rechten verstandt bestätigen wöll. Amen." Im Wortkampfe war zwar Zwingli's freiere Ansicht nicht unterlegen, aber sie unterlag insofern dem Buchstabenzwange, als sich für Luther beinahe alle deutschen Protestanten und für Zwingli nur ein kleiner Theil derselben erklärten. Die Transsubstantiation triumphirte also mit ihrem traurigen Wahne über den größten Theil der Deutschen, alten und neuen Glaubens, und die Vernunft war nicht nur

aus der Kirche hinausgeworfen, welche ihre Herrschaft niemals anerkannt hatte, sondern auch aus jener, als deren Grundlage die freie Forschung ausgegeben worden war*).

Es kann nicht in Verwunderung setzen, daß diese Niedertretung der Freiheit von Seite des Lutherthums, der politischen im Bauernkriege und der geistigen im Abendmahlsstreite, nur dazu beitragen konnte, dem Sektenwesen, d. h. eben der Übertreibung kirchlicher Freiheit in nackte Zügellosigkeit, einen Vorschub zu leisten, der nicht vorhanden gewesen wäre, wenn der Zwingli'sche Grundsatz vernünftiger und von Befangenheit freier Bibelauslegung gesiegt hätte. Es beweist dies der Umstand, daß die Wiedertäufer, diese Anarchisten und Terroristen jener Zeit, in der Schweiz ein schnelles Ende nahmen, in Deutschland aber es bis zur Gründung eines Königreiches, wenn auch von beschränkter Dauer und Ausdehnung, brachten.

Es war dieser Sekte gelungen, in dem österreichischen Städtchen Waldshut an der schweizerischen Grenze, unter der Leitung des Balthasar Hubmeier, eines frühern Freundes Zwingli's, die Oberhand zu gewinnen. Sie wurden jedoch nach kurzer Zeit von den österreichischen Truppen vertrieben und ihr Haupt floh nach Zürich, wo seine Glaubensgenossen auf dem Lande großen Anhang hatten. Als dieselben dem von der Regierung erlassenen Verbote des Taufens Erwachsener beharrlich zuwiderhandelten, wurden Mehrere von ihnen verhaftet, darunter auch Hubmeier. Er versprach, seine Ansichten zu widerrufen; als man ihn aber zu diesem Zwecke auf die Kanzel der Großmünsterkirche stellte, predigte er vielmehr für die Wiedertaufe. Nach abermaliger Einsperrung widerrief er endlich, verließ die Schweiz, wirkte aber in Mähren neuerdings wiedertäuferisch und wurde deshalb in Wien lebendig verbrannt und seine Frau ertränkt. In Zürich verfuhr man indeß mit wachsender Strenge gegen die Wiedertäufer, deren politische Ansichten übrigens jede Staatsordnung so sehr gefährdeten, daß ihre Verfolgung weniger religiöser Unduldsamkeit als der Selbsterhaltungspflicht des Staates zuzuschreiben ist. Drei von ihnen wurden in der Limmat ertränkt und ein vierter durch die Stadt und aus derselben hinaus gepeitscht. Es liegt nicht vor, daß Zwingli diese Härte gebilligt oder dafür gewirkt hätte; er ließ eben die Gerichte gewähren, denen die bestehenden blutigen Gesetze maßgebend waren.

---

*) Luther, Martin, Das diese Wort Christi (Das ist mein leib ꝛc.) noch fest stehen widder die Schwermgeister. M.D.XXVII.

Zwingli, Huldrych, früntlich verglimpfung und ableynung über die predig des treffenlichen Martini Luthers wider die Schwermer, zu Wittenberg gethon und beschriben, zu schirm des wäsenlichen lychnams und bluts Christi im Sacrament. Zürich M.D.XXVII.

Wie sich D. Martin Luther ꝛc. und Huldrich Zwinglin ꝛc. in der Summ christlicher Leer, gleichförmig zu sein, befunden haben, uff dem gespräch zu Marpurg in Hessen jüngst gehalten. Am dritten tag Octobris Anno M.D.XXIX.

Die auf diese Weise in Zürich verfolgten und unterdrückten Wiedertäufer verbreiteten sich nun nach den benachbarten Landschaften, um dort ihr Glück zu versuchen. Im Thurgaue wirkte Ludwig Hetzer, der Erste, welcher in Zürich den Sturm gegen die Bilder begonnen, und der Erste, welcher damals ausdrücklich die Gottheit Christi läugnete; er endete in Konstanz unter dem Schwerte des Henkers. Besonders grelle Unfuge aber verübte die Sektein der gegen den Fürstabt sich auflehnenden Landschaft St. Gallen, indem hier lediglich ganz ungebildetes Volk sich ihr anschloß. Ihre Glieder tauften und predigten öffentlich und legten auf lächerliche Weise Bibelworte buchstäblich aus, indem sie wurden wie die Kinder, spielten und nackt umherliefen. Ein Weib hielt sich für Christus und veranstaltete unsinnige nächtliche Zusammenkünfte, und ein Schwärmer hieb in einer solchen seinem ebenso überspannten Bruder auf dessen Bitte den Kopf ab und büßte seinen Wahn unter dem Schwerte des Scharfrichters. Die Behörden schritten aber so energisch gegen die Unfugenstifter ein, daß die Sekte in den eidgenössischen Landen bald, wenn auch nicht geradezu erlosch, doch in stillen, anspruchlosen Gemeinden sich verlor und keinen Lärm mehr verursachte.

Der Centralpunkt der nun von der Schweiz ausgeschlossenen, aber immer noch über eine große Anzahl kleiner Gemeinden vom Rhein bis zur Oder verfügenden Wiedertäufer war damals Augsburg, wo ein Kürschner sich durch göttliche Offenbarung zum Könige des „tausendjährigen Reiches" aufwarf, Krone und Scepter trug, aber von seinem Traume auf dem Schaffott erwachte. Bei aller Lächerlichkeit des Treibens und Auftretens dieser Menschen, ja bei aller Verworfenheit, die daraus entstand, indem viele Solche ohne weiters ihre Familie verließen, in der Welt umherzogen und oft treulos neue Verbindungen eingingen, hatte dennoch ihr Zusammenhalten, die Wanderungen ihrer Missionäre, die nächtlichen Zusammenkünfte, das Brotbrechen nach dem Vorbilde Christi, etwas ungemein Rührendes, das durch die nach dem Beispiele der schweizerischen Regierungen nun auch anderswo über sie hereinbrechende Verfolgung noch vermehrt wurde. Auch hier, wie im Bauernkriege, gab Luther das Signal und verkündete nach seiner beliebten Manier, die Wiedertäufer seien Sendlinge des Teufels, und selbst ihre Standhaftigkeit im Erleiden des Todes für ihre Überzeugung sei ein Werk des Satans. Katholische und protestantische Regierungen wetteiferten in massenhafter Hinrichtung (man könnte fast eher sagen: Niedermetzelung), der Unglücklichen. Landgraf Philipp von Hessen und die Stadt Straßburg, wo Capito und Bucer wirkten, bildeten ehrenvolle Ausnahmen, während Kursachsen unter den protestantischen, Österreich und Baiern unter den katholischen Ländern am heftigsten wüteten. Die Armen jubelten über das Martyrthum, dessen, nach ihrer festen Überzeugung, der Herr sie würdigte, und weit mehr als ihnen, schadete die Verfolgung der erst im

Entstehen begriffenen und noch nicht konsolidirten lutherischen Kirche. Ja, die Verfemten litten so wenig unter derselben, daß sie sogar an verschiedenen Orten das Haupt höher erheben konnten, als so lange sie unbeachtet geblieben waren. Zuerst geschah dies in der erwähnten Stadt Straßburg, welche im Reiche der Hauptsitz der mit Zwingli sympathisirenden Opposition gegen das Lutherthum war. Diese Stellung wurde aber erschüttert durch die Uneinigkeit unter den dortigen Reformatoren, von welchen Bucer streng am Standpunkte Zwingli's festhielt, Capito aber sich bedeutend den Sektirern näherte, so daß diese in der Stadt ein ergiebiges Feld ihrer verhängnißvollen Wirksamkeit fanden. Ihr Anführer wurde Melchior Hofmann, seines ursprünglichen Zeichens ein Kürschner, der aber seit 1523, wo er in Livland aufgetreten war, als zwinglisch gesinnter Prediger ruhelos umherzog, durch die Lutheraner aus Norddeutschland, wo ihn der König Friedrich von Dänemark in Holstein geschützt hatte, vertrieben wurde und endlich als Flüchtling nach Straßburg gelangte. Die monströsen Phantasiebilder der Apokalypse brachten ihn bald mit den Kirchenhäuptern in Widerspruch und dieser führte ihn endlich den Wiedertäufern in die Arme. Außerhalb der Bibel anerkannte er weder Wahrheit noch Wissenschaft und weissagte aus ihr den Sturz des Antichrists und die Wiederkunft Christi. Von ihm elektrisirt, vermehrten sich die wahnbethörten Schaaren zu Straßburg in's Grauenhafte, und durch seine weiteren von da aus unternommenen unermüdlichen Apostelreisen, von deren einer zurückkehrend er jedoch seine Saat mißrathen fand und im Gefängnisse starb, — verbreiteten sich seine verkehrten Ideen auch nach dem Lande, wo sie den größten Triumph, aber auch ihr schauerliches Ende finden sollten.

Es war dies die rothe Erde Westfalens, deren Hauptstadt Münster schon im Bauernkriege gegen Adel und Klerus sich erhoben hatte. Einige Jahre darauf begann dort Bernhard Rothmann, ohne auf den Widerstand des Bischofs und seiner Anhänger zu achten, die Grundsätze der Reformation zu verkünden, und zwei religiöse Parteien bekämpften sich, bis die reformatorische die Oberhand erhielt und vom Bischofe die Anerkennung ihres Gottesdienstes erzwang (1533). Rothmann, der jetzt an der Spitze der evangelischen Kirche in Münster stand, war zwinglisch gesinnt und wurde deshalb von Luther angefeindet, der auch hier den Teufel im Spiele sah, wie überall, wo man nicht glaubte, was er, der neue Papst, wollte. Rothmann aber fühlte sich so sicher, daß er, im Geschmacke jener Zeit, welche überall eine Demonstration ad oculos verlangte, am Altare eine Hostie zerbrach und zu Boden warf und fragte: „Seht, wo ist hie Blut und Fleisch? Wenn das Gott wäre, so würde es sich von der Erde aufheben und wieder auf den Altar stellen." Der unruhige und schwärmerische Kopf blieb jedoch in der Negation nicht auf einem Punkte stehen. Es sammelten sich, in Folge der von Straßburg

aus unternommenen Apostelreisen Melchior Hofmanns, aus der Umgegend und besonders aus Holland, Wiedertäufer in Münster an, und Rothmann, der sie anfangs mit Mißtrauen empfangen, trat endlich selbst zu ihrer Sekte über und weigerte sich Kinder zu taufen. Vom Rathe deshalb entsetzt und mit seinen Glaubensgenossen verbannt, kehrte er mit Diesen ungescheut wieder zurück, den lauten Ruf: „thut Buße" erhebend. Die Wiedertäufer, deren erste und eifrigste Proselyten bezeichnender Weise die — Nonnen waren, wurden zur mächtigen Partei, geführt von den niederländischen Aposteln Jan Beukelszoon und Jan Matthyszoon und dem münsterschen Volksmanne Bernt Knipperdolling, und es kam in der Stadt zum Bürgerkriege, der zwar mit dem Unterliegen, aber auch mit der fernern Duldung der Wiedertäufer endete. Sie machten sich indessen diesen Ausgang dadurch zu nutze, daß sie durch ihre Excentricitäten die darob erschrockenen Häupter der Gegenpartei, d. h. die wohlhabendsten Bürger der Stadt, zur Auswanderung nöthigten und anderseits von allen Seiten Glaubensgenossen zur Niederlassung in Münster einluden, so daß sie in kurzer Zeit die Stadt beherrschten und einen neuen Rath, mit Knipperdolling als Bürgermeister an der Spitze, ernennen konnten. Ihre Herrschaft begann mit vandalischer Zerstörung aller kirchlichen Kunstwerke ohne Ausnahme und Abbruch der Thurmspitzen, weil „das Hohe erniedrigt werden müsse".

Der ebenfalls ausgezogene Bischof aber, entschlossen, diese Anarchie in seiner Residenz nicht länger zu dulden, verband sich mit katholischen und protestantischen Fürsten und zog mit ihnen gegen Münster, dessen Einschließung und Belagerung bald darauf begonnen wurde. So folgte dem Kampfe der Katholiken und Reformirten, und jenem der Lutheraner und Zwinglianer ein solcher aller dieser Parteien zusammen gegen die Wiedertäufer, und die Reformbewegung hatte somit bereits, wie vorübergehend schon im Bauernkriege, so nun bleibend, einen durchaus politischen Charakter angenommen; es handelte sich nicht mehr um den Glauben, sondern um die Aufrechthaltung bedrohter Fürstenmacht.

Münster war nun eine theokratische Republik, deren Freiheit daraus hervorgeht, daß auf den an einem stürmischen, düstern Tage schauerlich durch die Straßen erhobenen Ruf des Fanatikers Matthyszoon alle Einwohner sich taufen lassen mußten (und zwar im strengsten Winter, im Februar 1534, auf offenem Marktplatze), die sich dessen aber weigerten, mit Weib und Kind aus den Thoren gejagt und hier — von den Schergen des Bischofs als Protestanten niedergemacht wurden!

So verrückt in Glaubenssachen, so verständig zeigten sich die Münsterer Wiedertäufer in der Vertheidigung ihrer Stadt, die, bis auf die dem Geschlecht und Alter angemessene Betheiligung der Weiber und Kinder hinaus, bewunderungswürdig organisirt wurde. Und daneben fand man Zeit zum tollsten Fanatismus. Ein Schmied, der sich gegen die

Schwindelei der holländischen Propheten aussprach, wurde von Beukelszoon eigenhändig ermordet. Dann führte man die Gütergemeinschaft ein oder versuchte es wenigstens; auch speiste man eine Zeit lang gemeinsam und öffentlich. Wie in Florenz zur Zeit Savonarola's, mit dessen Wirksamkeit jene der münsterschen Propheten manche Ähnlichkeit hatte, wurden alle Gegenstände unheiliger Unterhaltung, als: Musikinstrumente, Würfel, Karten, Spiegel u. s. w., sowie alle Bücher, mit Ausnahme der Bibel, so viele man deren bekommen konnte, den Leuten weggenommen und öffentlich verbrannt. Matthyszoon trieb den Wahnwitz so weit, daß er mit wenigen Bewaffneten einen Ausfall machte, der aber damit endete, daß er von den Belagerern in Stücke gehauen wurde; man verehrte ihn als Martyrer. Beukelszoon, ursprünglich ein Schneider aus Leiden, und als solcher weit gereist, dann Schenkwirth und Meistersänger, verkündete den Ruhm des Gefallenen und wurde von da an als erster Prophet und Haupt der Stadt anerkannt. Auf sein Verlangen ersetzte man den nicht ganz „glaubensfesten" Rath durch ein von ihm selbst ernanntes Kollegium von zwölf Ältesten, den Stämmen Israels entsprechend, und beförderte den gewesenen Bürgermeister Knipperdolling — zum Schwertträger d. h. — Scharfrichter mit eigener unbeschränkter Willkür. Die Demokratie hatte sich zur Oligarchie entwickelt, und der nun unumschränkt waltende Prophet, Johann von Leiden genannt, benutzte die Gelegenheit, zum Zwecke der Befriedigung seiner Lüsternheit, die Vielweiberei einzuführen, unter dem Vorwande, daß sie durch die Bibel nicht verboten, vielmehr durch ausgezeichnete Männer derselben (Abraham, Jakob, David, Salomo u. s. w.) geübt worden sei. Damit begann ein schmähliches Unzuchtsleben und eine grauenvolle Erniedrigung des weiblichen Geschlechtes. Der scheußliche Wahnsinn der Mormonen hatte sein Vorbild gefunden. Ein Reaktionsversuch eines zweiten Schmiedes, Mollenhöck, eine Nacht hindurch siegreich, endete mit Ermordung der Theilnehmer, indem Einige derselben an Bäume gebunden und den Schützen zum Ziele preisgegeben, die Übrigen vom „Schwertträger" und selbst vom Propheten eigenhändig enthauptet wurden. Der Martyrtod Matthyszoons fand Nachahmung bei der jungen Friesländerin Hilla Feyken, welche, eine neue Judith, sich in das Lager der Feinde begab, um den Bischof zu ermorden, aber entdeckt und hingerichtet wurde.

Während fortdauernder heldenmütiger Vertheidigung der Stadt, schritt, schon nach kurzer Zeit, das schnelllebige Wiedertäufervolk zu weiterer politischer Umwandelung, indem auf den Ruf des hinkenden Propheten Dusentschuer, Johann von Leiden zum „König der Gerechtigkeit über den ganzen Erdboden" ausgerufen wurde. Sein Reich beschränkte sich zwar lediglich auf die Stadt Münster; aber das hinderte ihn nicht, sich als einen wiedertäuferischen Papst zu träumen, sich mit Krone und Scepter zu schmücken, eine glänzende Hofhaltung im schönsten Patrizierhause zu er-

öffnen und nach und nach sechszehn Frauen (die schönsten Mädchen der Stadt) zu heiraten. Auf offenem Markte stand sein Thron, wo er mit pompösem Aufzuge Gericht hielt. So war die Republik zur Monarchie geworden, um dem frommen Betruge eines zugleich schlauen und fanatisirten Schneiders goldene Tage zu schaffen. Daß sich ein geistvoller Kopf, wie Rothmann, diesem Treiben hin- und zum „Wortführer" des „Königs" hergab, ist ein trauriges Zeichen der Zeit. Luther, der bekanntlich überall den Teufel witterte, schrieb: in Münster halte diese Persönlichkeit selbst Haus und es sitze dort gewißlich ein Teufel auf dem andern, wie die Kröten. Doch sei's nur ein junger ABC-Teufel, der so täppisch zufahre mit Weibernehmen und königlichen Ehren, die Leut' wolle würgen und fressen, dadurch die Welt nicht betrogen werden möge, und dies „Rattenkönigreich" sei so gar grob aufrührerisch, daß nicht noth sei davon zu reden. —

In dem sonderbaren Reiche, welches die Stadt Münster jetzt bildete, wurden die Heiraten so vereinfacht, daß die bloße Willenserklärung und Handgebung vor zwei Zeugen dazu genügte, und lange waren die Frauen nicht gegen Zwang geschützt, da man die Ehe als eine Pflicht betrachtete. Jedem „Bruder" und jeder „Schwester", wie die Gläubigen sich nannten, war die Anzahl der Kleidungsstücke vorgeschrieben, die sie besitzen durften. Der Schulunterricht beschränkte sich auf Lesen, Schreiben, Psalmensingen und die wiedertäuferische Lehre. Die Kinder hatten ihre Predigt im Dome (die übrigen Kirchen verfielen), die Erwachsenen aber ohne Rücksicht auf die Witterung unter freiem Himmel auf dem Markte, in Gegenwart des auf dem Throne sitzenden Königs. Der Sonntag wurde nicht gefeiert. Knipperdolling war die lustige Person dieses großen Irrenhauses und machte seine Possen sogar während der Predigt und einst auf dem Königsthrone, nachdem Johann herabgestiegen, was ihm aber drei Tage Gefängniß einbrachte. Die gemeinsamen Mahlzeiten wurden zum „Abendmahl" gestempelt, wobei der König das Brot, und die Königin, d. h. seine Lieblingsgattin, die Wittwe Matthyszoons, den Wein austheilte. Einem gefangenen Landsknechte vom Belagerungsheere, der zur Mahlzeit herbeigebracht worden, aber den „Glauben" nicht hatte, schlug der König selbst sofort den Kopf ab.

Doch die Wiedertäufer in Münster dachten auch daran, ihr Reich zu vergrößern und sandten zu diesem Zwecke achtundzwanzig Apostel aus, die sich glücklich durch die Belagerer schleichen konnten, aber schlechte Geschäfte machten und einer kleinen Stadt, wo sie eine Anzahl Leute tauften, den Verlust ihrer Freiheiten herbeiführten. Alle starben als Martyrer, Einen ausgenommen, der sich vom Bischofe als Spion gebrauchen ließ, seine früheren Genossen aushorchte und verrieth.

Als die Belagerer der heldenmütigen Stadt nach einem vollen Jahre durch Gewalt noch nichts anhaben konnten, arbeitete der Hunger endlich

für sie, und zwar wirksamer, als die gleichzeitige Acht, die Kaiser und Reich gegen Münster schleuderten. Die Wiedertäufer entließen deshalb einen Theil ihres Volkes aus ihren Thoren; aber alle Männer darunter wurden von den Belagerern gemordet, die Weiber entehrt oder eingegrenzt. Und indessen verstärkte Johann von Leiden seine Schreckensherrschaft und enthauptete sogar eigenhändig auf dem Markte eine seiner Frauen, die ihn hatte verlassen wollen, und tanzte mit den Übrigen um ihren Leichnam!

Endlich wurde die Noth in Münster unerträglich und führte zu Gräßlichem. Versuche der Wiedertäufer in anderen Orten, welche an eine Wiederholung des Bauernkrieges dachten und ihrem „Könige" Hülfe bringen wollten, in Amsterdam sogar einen kurzen Erfolg hatten, wurden vereitelt. Als Johann eben einen Ausfall beabsichtigte, um sich nach Holland durchzuschlagen, gelang es den Belagerern, mit Hülfe zwei verrätherischer Wachsoldaten, in die Stadt einzudringen, und nach einer fürchterlichen Mordnacht am Johannisfeste 1535 sie zu nehmen. Es wütete Plünderung und Blutdurst, wobei Rothmann spurlos verschwand. Kein gefangener Wiedertäufer entging dem Tode. Die letzten Hinrichtungen trafen die drei Hauptanführer, Johann von Leiden, Knipperdolling und den gewesenen Pfarrer Krechting. Den Bekehrungsversuchen unzugänglich, wurden sie auf dem Markte, wo sie einst gethront, gerichtet und gepredigt, am 22. Januar 1536 wegen Hochverraths und Ketzerei mit glühenden Zangen gezwickt, hiedurch langsam zu Tode gemartert und ihre Leichname in eisernen Käfigen an einem Thurme aufgehängt. Der gefallene König von Zion war erst 26 Jahre alt.

Die Stadt Münster wurde mit dem Verluste aller ihrer Freiheiten bestraft und der Katholizismus wieder eingeführt; er ist auch dort bis heute ein sehr intensiver geblieben. Nach seiner stereotypen Redeweise sagte Luther: „Gott hat den Teufel herausgejagt; aber des Teufels Großmutter ist hineingekommen."

Das war das fürchterliche Ende der Wiedertäufer, ihre Nibelungennoth. Sie sind seitdem unter Leitung des Friesen Menno Simons und seiner Nachfolger, als Mennoniten oder Anabaptisten, ein kleines, stilles Häufchen von harmlosen Schwärmern geblieben.

Das Wiedertäuferreich in Münster ist eine jener merkwürdigen Episoden, in welchen der Fanatismus für eine unhaltbare Idee, außerhalb welcher aber deren Anhänger kein Heil finden, einen phantastisch gefärbten vorübergehenden Erfolg feiert. Es ist eine jener buntschillernden krampfhaften Verzückungen, in welche der menschliche Geist bisweilen fällt, indem eine Person mit Hülfe anderer, von ihr Bethörter, einen gewissen konfusen Ideengang der Welt aufbürden will. Solches hatte, unter dem milden Himmel Italiens, in milderer Form der begeisterte Dominikaner von Florenz, Solches unter dem rauhen Himmel Deutschlands in rauherer Form der schwärmerische Schneider von Leiden versucht. Das Wirken

Beider war auf eine Stadt beschränkt. Anderen sollte später Ähnliches nicht nur auf längere Zeit gelingen, sondern auch ein ganzes Land in Mitleidenschaft ziehen. Man hat die psalmenkrächzenden Rundköpfe und die marseillaisekreischenden Ohnehosen für ihre unausführbaren Schrullen Ströme Blutes vergießen, ihre kopflose Religion und herzlose Irreligion auf den Spitzen der Piken einhertragen, die bigotten Mormonen mit ihrem goldenen Buche über die Prärien und Felsgebirge pilgern sehen — Savonarola, Beukelszoon, Cromwell, Robespierre und Joe Smith sammt ihren Gehülfen sind bis heute mehr oder weniger psychologische Räthsel geblieben.

Die münster'sche Episode sollte indessen nicht ohne ironisches Nachspiel bleiben. Im Bunde der gegen die Wiedertäuferstadt zu Felde ziehenden Fürsten befand sich ein Mann, der, ohne seinem Glauben untreu zu werden, die verschiedensten Wandlungen durchgemacht hat. Einer der Mitunterdrücker des Bauernkrieges, dann, wie wir gesehen, der Urheber des Versuches, Luthers und Zwingli's Lehren zu vereinigen, bald das Schwert für den neuen Glauben gegen die Papisten, bald mit Diesen vereint gegen Sektirer ziehend, war Landgraf Philipp von Hessen. Auf ihn setzte der Schneiderkönig von Münster ein unerschütterliches Vertrauen, daß er noch einst einer der Seinigen werden dürfte; er nannte ihn in seinem Schreiben aus der belagerten Stadt, in welchem er ihn vom Kriege gegen „Zion" abzuhalten suchte, nur seinen „lieben Lips", gleichwie ein Fürst den Andern. Der „liebe Lips" ließ sich zwar von dem tollen Fanatiker Beukelszoon so wenig rühren, wie früher von dem vernünftigen Fanatiker Münzer; und dennoch scheint eine der in dem neuen Zion getroffenen Einrichtungen einen so mächtigen Eindruck auf ihn gemacht zu haben, daß er sich zu einer Nachahmung derselben im Kleinen gedrungen fühlte. Als ihm seine Gattin in vorgerückteren Jahren nicht mehr jung und schön genug war, und ein edles Fräulein, welches diese angenehmen Eigenschaften besaß, größern Eindruck auf ihn machte, faßte er den Gedanken einer Doppelehe, wie sie in vermehrter Form die Mormonen der damaligen Tage bereits praktizirten. In jenen Tagen der Erregung des Glaubens fragte man nicht nach Grundsätzen der allgemeinen menschlichen Sitte und der humanen Achtung jedes Menschen als eines gleichberechtigten Wesens, — man fragte nur, was sich aus der Bibel, diesem vieldeutigen, dreh- und wendbaren und die verschiedensten Gelüste befriedigenden Buche, rechtfertigen lasse und was nicht. So kam es, daß den fürstlichen Gewissensrath Melander sein Gewissen nicht abhielt, den Gönner und Herrn zu dem beabsichtigten Schritte zu ermuntern, die Gattin des hohen Wüstlings ihre Ehre nicht, der Schmach beizustimmen, und die beiden großen Reformatoren Luther und Melanchthon der Teufel, den sie in Münster und sonstwo witterten, nicht, ihre förmliche Einwilligung, wenn auch mit Abmahnungen gewürzt, zu ertheilen, daß Philipp seine Geliebte förmlich sich antrauen ließ und so das ärgerliche

Schauspiel eines in barbarischer Doppelehe lebenden Christen darbot. Melanchthon aber wurde, als Philipp den ihm ertheilten Dispens zu veröffentlichen die Keckheit hatte, von so tiefer Reue über denselben ergriffen, daß er sich beinahe zu Tode härmte und einer Leiche glich, bis ihn Luthers derber Trost wieder aufrichtete. —

Die Kirchen Luthers und Zwingli's waren nach und nach zu politischer Macht gelangt. Mehrere Fürsten und freie Städte des Reiches hatten sie zur Staatsreligion erhoben, und die Regierungen waren damit an die Stelle des römischen Hofes getreten, indem sie die oberste Gewalt in Kirchensachen ausübten und über den Glauben ihrer Unterthanen verfügten. Es kam nämlich der scheußliche Grundsatz: cujus regio, illius religio (wessen das Land, dessen der Glaube) zur allgemeinen Anerkennung. Wo die Regierung katholisch blieb, wurde jeder Versuch kirchlicher Neuerung gewaltsam unterdrückt; wo sie protestantisch wurde, zwang sie ebenso gewaltsam alle Unterthanen zur Annahme der neuen Lehre. Die Begeisterung für den Glauben, welche die ersten Schritte der Reformatoren geleitet, ging unter im politischen Interesse der Fürsten und Patrizier; die Überzeugung wurde zum Verbrechen, wenn sie diesem widersprach; wer anders glaubte als die Regierung, war ein Rebell, ein Hochverräther. So konnte von Grundsätzlichkeit keine Rede mehr sein; an ihre Stelle war, wie dies in sich ausnützenden Bewegungen gewöhnlich geschieht, die Konvenienz getreten. An die fortschreitende Entwickelung der Ideen, erst im Humanismus, dann in der Reformation, erinnerte nichts mehr, als daß es jetzt drei Theologieen und drei Staatsreligionen gab statt einer, nämlich die katholische, lutherische und zwinglische. Ein erschlaffender Stillstand im geistigen Leben, ein unermüdlicher Krieg zwischen jenen Theologieen auf dem Papier und zwischen den entsprechenden Staatsreligionen auf dem Schlachtfelde charakterisirte die Zeit der Mitte des sechszehnten Jahrhunderts.

In diesem Kriege handelte es sich daher nicht mehr um Grundsätze des Glaubens, sondern um die politische Macht der Anhänger verschiedener Glaubensformen. Der Glaube war die Veranlassung, nicht aber der Zweck desselben; dies beweist die Stellung einzelner Ehrgeiziger, welche im feindlichen Heere gegen ihre Glaubensbrüder kämpften, wie Moritz von Sachsen, es beweist es ferner die Verbindung der deutschen Protestanten mit Frankreich, das die Glaubensbrüder derselben auf seinem eignen Gebiete blutig verfolgte.

Die Religionskriege des sechszehnten Jahrhunderts brachen zuerst in der Schweiz und erst später im deutschen Reiche aus; denn dort waren die Regierungen verschiedener Konfession enger verbunden als hier und hatten demzufolge mehr Anlaß, sich aneinander zu reiben.

Der schweizerische Religionskrieg begann seltsamerweise mit einem — Kalenderstreite, und diesen veranlaßte ein zankfüchtiger Mönch, der Franzis-

kaner Thomas Murner aus Straßburg; nach dem Aberglauben damaliger Zeit in seiner Jugend von einer Hexe durch Zauberei gelähmt, und von Kaiser Max als Dichter gekrönt, durch seine unkeusche Lebensart aber von Ort zu Ort getrieben, trat derselbe mit den beiden satirischen Werken der „Narrenbeschwörung" und der „Schelmenzunft" als deutscher Dichter auf. Die zermalmende und unübertreffliche Ironie, mit welcher er in diesen Gedichten nicht nur die Sittenlosigkeit der Zeit, die er aus eigener Erfahrung kannte, sondern auch die tiefe Verdorbenheit der Kirche und der Geistlichen geißelte (wie er auch als Prediger heftig gegen die unbefleckte Empfängniß Maria's und andere Glaubenssätze auftrat), wandte er, nachdem die Reformation ausgebrochen war, in gleicher Weise gegen diese, besonders gegen Luther, den er, sammt der ganzen neugläubigen Bewegung, in seinem „Lutherischen Narren" lächerlich zu machen suchte. Ganz spezielle Beweise von seiner unheilvollen Wirksamkeit erfuhr aber die Schweiz. Vor den gegen ihn erbitterten Protestanten war er nach Luzern geflohen. Als nun in Zürich der von Dr. Joh. Kopp verfaßte erste reformirte Kalender (auf das Jahr 1527) erschien, an dessen Spitze zwar ein Holzschnitt Christum darstellte, der das Volk auf die Leuchte des Evangeliums hinweist, die Scholasten und Pfaffen aber, den Papst nicht ausgenommen, in die Hölle verwies, dessen Text jedoch nichts Beleidigendes gegen Andersdenkende enthielt, sondern blos an die Stelle der Heiligen: Personen und Begebenheiten der Bibel alten und neuen Testaments setzte, — gab der hierüber erbitterte Murner ebenfalls einen Kalender heraus, den er „der Lutherischen Evangelischen Kirchendieb- und Ketzerkalender" betitelte und mit einem Bilde versah, welches ebenfalls Christum zeigte, aber im Gegensatze zu den Reformatoren, von denen Einige Kirchengeräthe fortschleppten und Einer am Galgen hing; — und im Texte sowol, als in der Vorrede, überhäufte er mit den gemeinsten, schmutzigsten und zotenhaftesten Ausdrücken nicht nur die Reformatoren und ihre Anhänger, sondern warf sie sogar mit den berüchtigtsten Tyrannen, Bösewichten und Buhlerinnen des Alterthums und Mittelalters zusammen*). So schmierte er z. B. bei Erklärung der Zeichen folgende Unfläthereien:

Disses zeichen bedüt gut klöster und kirchen brennen als zu Yttingen geschehen ist.

Disses zeichen bedüt gut kloster frauwen und got ergebene Jungkfrauwen eliche huren zu machen (an einem andern Orte nach ähnlichem Inhalte:) Als der Zwingly eine hat.

Disses zeichen bedüt gut ein beckenbrot machen uß dem heiligen sacrament des libs und bluts Christi unsers herren.

---

*) Zwei Kalender vom Jahre 1527. Herausg. v. Dr. Ernst Götzinger. Schaffhausen 1865.

Disses zeichen bedüt gut schetz graben in den sacristien. Als Ulrich Zwingly der kirchen dieb lernet.

Disses zeichen bedüt gut dem Bapst uff die dry kronen sch . . . . ., alle oberkeit und uff die altar Christi, u. s. w. und zuletzt:

Disses zeichen bedüt gut evangelische ketzer brennen und im rauch zu dem tüffel senden (!!!).

Dieses Produkt zügelloser Galle war es, wodurch der längstglimmende Funke religiöser Zwietracht zwischen den schweizerischen Kantonen endlich zur Flamme des Bürgerkrieges emporloderte. Bündnisse der beiden Parteien mit Fremden, erst der Reformirten mit der einst beinahe schweizerisch gewordenen freien Grenzstadt Konstanz und dann der Katholiken mit dem die Unfreiheit der Völker und finstere Geisteszustände repräsentirenden Österreich zerrissen die Schweiz. Den „Kappeler Krieg" mit seinen beiden so ungleichen Friedensschlüssen, deren erster — zu spät — Murnern zur Verantwortung zog und seine Entfernung aus der Eidgenossenschaft zur Folge hatte, — mag die politische Geschichte beschreiben. Der unselige Kampf fiel nicht nur überhaupt zum Nachtheile der Protestanten aus; der schweizerische Reformator selbst besiegelte sein ernstes, aber oft rücksichtloses Vorgehen zu Gunsten der Glaubensfreiheit gegenüber den Altgesinnten mit seinem Heldentode auf dem Schlachtfelde bei Kappel am **11. Oktober 1531.** Die rohe Menge der Sieger verlangte brüllend ein Ketzergericht. Dies wurde (wie die katholischen Chronisten der Zeit mit Wohlgefallen erzählen) am folgenden Morgen gehalten und auf sein Urtheil hin der Leichnam des großen Mannes geviertheilt, verbrannt und mit der Asche diejenige getödteter Schweine vermischt. Eine katholische Reaktion in den zur neuen Lehre übergetretenen „gemeinen Herrschaften" war die Folge dieser Niederlage.

Ebensowenig wie die Kriegsereignisse in der Schweiz, sind jene in Deutschland Gegenstand der Kulturgeschichte. Auch der schmalkaldische Bund der Protestanten und ihr Krieg gegen den Kaiser, mit dem sich der Verräther Moritz von Sachsen verband, hatte bei Mühlberg am 24. April 1547 das nämliche Schicksal wie die Glaubensgenossen in der Schweiz, die jedoch keine Verräther unter sich zählten, und Moritz erhielt in der Kurwürde von Sachsen, an der Stelle des zum Tode verurtheilten, aber begnadigten Johann Friedrich, seinen Judaslohn. Der Religionskrieg aber führte, während das für die Protestanten fruchtlose Concil von Trient seine später zu erwähnenden, oft unterbrochenen Verhandlungen pflog, 1546 zu dem Regensburger Interim, welches den Protestanten einstweilige Beibehaltung des Kelches und der Priesterehe gestattete; dies benützte Moritz zum Abfalle vom Kaiser, den nun die Nemesis traf, und zur Wiedervereinigung mit seinen Glaubensgenossen, und seine Erfolge erzwangen 1552 den Passauer Frieden zwischen beiden Konfessionen, dem endlich 1555 der wirkliche Religionsfriede folgte. Durch

diesen versprachen sich der Kaiser und die Reichsstände, einander allseitig bei ihrem Glauben und Kirchengebräuchen bleiben zu lassen, wurde aber jede Konfession außer der römischen und lutherischen vom Reiche ausgeschlossen.

Auch der deutsche Reformator starb, wie der schweizerische, während des Religionskrieges in seinem Lande, aber nicht auf dem Schlachtfelde. Sein Leben war seit dem Bauernkriege ein ruhiges gewesen, begünstigt durch seine damals eingegangene eheliche Verbindung mit der ausgetretenen Nonne Katharina von Bora, die ihm ein glückliches Familienleben gründete. Thatsächlich nahm er die Stellung eines protestantischen Papstes ein, war der Beurtheiler aller Ketzereien und der Berather der Fürsten seines Bekenntnisses. Einen peinlichen Eindruck macht in dieser seiner Wirksamkeit die unausgesetzte, seine Aufklärung nicht eben hoch stellende Beschäftigung mit dem Satan, dem er Alles zuschrieb, was seinem Eigenwillen sich nicht fügte. Die ganz ungemessene Grobheit, der er sich in seinen theologisch-polemischen Schriften bediente, gleichviel ob sie gegen Katholiken, Zwinglianer oder Wiedertäufer gerichtet waren, — eine Eigenschaft, die wir bei Zwingli vergebens suchen, wirft auch auf seine Bildung und Humanität ein düsteres Licht. Wie kindisch er aber zugleich von Gott dachte, zeigt seine Manier, mit Diesem zu sprechen: „Allda, sagt er irgendwo selbst, mußte mir unser Herr Gott herhalten, denn ich warf ihm den Sack vor die Thür und rieb ihm die Ohren mit allen seinen Verheißungen, daß er Gebete anhören will, die ich in der heiligen Schrift zu erzählen wußte, daß er mich müßte anhören, so ich anders seinen Verheißungen trauen sollte." Diesen Mängeln gegenüber ist aber auch seine unerschütterliche Konsequenz im Handeln, die Festigkeit seines Charakters und seine Aufrechthaltung deutschen Wesens und deutscher Kraft im Kampfe gegen wälsche Anmaßung ehrend anzuerkennen. Ein unerschütterliches Denkmal deutscher religiöser Dichtung, voll innigen Gefühles und humaner Gesinnung, sind seine geistlichen Lieder „Ein' feste Burg", „Wir glauben All' an einen Gott" u. s. w., und seine Bibelübersetzung hat Deutschlands Schriftsprache geschaffen, wie Dante's Commedia die italienische. Er starb friedlich während eines Besuches in seinem Geburtsorte Eisleben am 18. Februar 1546.

Solches war das Wirken der deutschen Reformatoren und ihrer Widersacher, welches leider keinen bleibenden Gewinn für den Fortschritt der Menschheit zur Folge hatte, vielmehr neuen Beschränkungen desselben die Wege bahnte, die aber auch wieder nothwendig waren, um jenes große Prinzip zum Einschlagen neuer Bahnen zu zwingen, es am thatlosen Ausruhen im bodenlosen Lager der Theologie zu verhindern. Die deutsche Reformation war, wenn auch ohne direkte Erfolge, doch der Ausgangspunkt aller Erhebungen gegen das mittelalterliche System der Bevormundung; alle solchen waren nur die Konsequenz der erstern; denn es war

den Stürmern nicht zu verargen, daß sie die geschossene Bresche benützten. Die Reformation war aber auch ein Selbstopfer der schwärmerischen Deutschen, die durch selbe ihr schon zerrüttetes Reich vollends unheilbar zerrissen, um der Menschheit über dessen Trümmer hin den Weg zur Freiheit und zur Aufklärung zu bahnen!

Zweiter Abschnitt.

Das große Frankreich und das kleine Genf.

A. Das centralisirte Frankenreich.

Im Verlaufe unserer kulturhistorischen Ausführungen begegneten wir zuerst im Wunderlande Italien dem Mißlingen religiöser und politischer Wiedergeburt des Landes, welches Mißlingen wir in dem erfolglosen Auftreten Savonarola's und Machiavelli's nachwiesen, dafür aber dem Wiederaufleben antiker Wissenschaft und Kunst. Italien hat sich jedoch in diesem Wiederaufleben wesentlich nur reproduktiv verhalten. Ein neues, noch nicht dagewesenes, eigenthümliches Moment trat weder in seinen wissenschaftlichen, noch in seinen künstlerischen Leistungen zu Tage; es war eben die eigentliche „Renaissance" des Alterthums, keine Geburt neuer Gestaltungen des Ideals der Schönheit und der Weisheit. Die Werke der antiken Wissenschaft wurden blos neu herausgegeben, die Leistungen der antiken Kunst blos mit dem belebenden Hauche der Farbe umkleidet.

Anderes sahen wir in Deutschland mit an. Das weniger zierliche und feine, aber gründlichere und tiefere Volk des Nordens begnügte sich nicht mit bloßer Reproduktion und Auffrischung schon dagewesener Formen; es schuf aus seiner ureigenen, reichen Phantasie heraus neue, noch nicht dagewesene, wenn auch anfangs oft märchenhafte und phantastische Gestalten. Rafaels Madonnen waren verchristlichte Göttinnen des Alterthums, Tasso's Jerusalem eine verchristlichte Ilias und Odyssee, und wo ein gigantischer Geist, wie Michelangelo, über jene Reproduktion hinausstrebte, war diese Himmelsstürmung sein individuelles Unternehmen, das im Geiste der Nation keine Grundlage hatte und keinen Widerhall fand. Die Deutschen des Reformationszeitalters dagegen traten in Masse selbständig und schöpferisch auf, und diese Art der Thätigkeit wurde auch nach ihrer durch die Barbarei des siebenzehnten Jahrhunderts herbeigeführten Unterbrechung in neuester Zeit wieder aufgenommen. Auch Deutschland scheiterte zwar, wie Italien, in seinem Versuche einer politischen Wieder-

geburt, der aber nicht von einem einzelnen Machiavelli, sondern von dem vereinten Bauernstande gewagt worden war; dafür siegte es im religiösen Kampfe über das entartete römische Glaubensweltreich. Luther blieb nicht Mönch wie Savonarola, und das Feuer, in welches er die päpstliche Bulle warf, brannte stärker und intensiver, als jenes, in welchem zu Florenz die Gegenstände der Eitelkeit und Sinnenlust aufflammten. Im Gebiete der Religion, für welche die deutsche Reformation bestimmt war, hat die letztere zwar nicht viel mehr genützt, als daß sie statt einer Anstalt für den Glaubenszwang deren mehrere schuf, dafür es aber möglich gemacht, daß in Kunst und Wissenschaft ein neues Leben aufging, was ohne die Verkündigung der freien Forschung und ohne den Bruch mit einer geisttödtenden Hierarchie niemals gelungen wäre. Die deutschen und niederländischen Maler standen auf dem Boden der Reformation, und derselbe Boden war es auch, aus dem die Blüte der deutschen Poesie und Philosophie im achtzehnten und neunzehnten Jahrhundert emporwuchs. Die Deutschen sind, in ihrer politischen Zerfahrenheit, wie in ihrer wissenschaftlichen und künstlerischen Ursprünglichkeit und Fruchtbarkeit, die Hellenen der Neuzeit.

Der Gang der kulturhistorischen Bewegung seit der Reformationszeit führt uns nun zu einem dritten Volke, welches die beiden bisher betrachteten gewissermaßen ergänzt, indem es Dasjenige zu Stande bringt, was jenen fehlt, die politische Einheit. Wenn es dagegen, neben diesem Gelingen, sich keiner selbständigen, ja nicht einmal erfreulichen reproduktiven Pflege der Kunst und Wissenschaft fähig gezeigt hat, so berechtigt uns Beides, die Franzosen als die Römer der Neuzeit zu bezeichnen. Wie im alten Rom, so ist im neuen Frankenreiche die Centralisation der Lebenskeim des Staates, und wenn auch in veränderter Reihenfolge, so hat doch dieser Staat, in vollkommen analoger Weise, unter Ludwig XIV. ein verkünsteltes, überfirnißtes augusteisches Zeitalter, in seiner großen Revolution die Kämpfe der Gracchen, des Marius und Sulla, unter Napoleon die Diktatur Cäsars und in der Eroberung Algeriens den gallischen Krieg reproducirt.

Diese Ähnlichkeit im Charakter zwischen dem alten Rom und dem neuen Frankreich hat ihren Ursprung in dem Eroberungskriege, durch welchen C. Julius Cäsar das gallische Land dem Joche der Weltstadt am Tiber unterwarf. Rom hat auf die Bezwingung keines Landes, mit Ausnahme Italiens, so viele Mühe und Opfer verwendet, wie auf jene Galliens; daher wurzelte auch in keinem Theile des römischen Reiches der römische Geist so fest, wie in jenem. Die Folge davon war aber, daß dieser römische Geist mit Ausschließung jedes andern wucherte, d. h., daß materielle Blüte und politisch-militärische Machtentfaltung zu Gunsten Roms jedes eigenthümlich nationale und jedes höhere ideale Leben erstickten, so daß bald weder von der föderalen Einrichtung des alten Gallien, noch von der ursprünglichen,

keineswegs geringfügigen gallischen Kultur irgend welche Spuren mehr vorhanden waren. Die Römer haben in Gallien wol Ackerbau und Industrie und damit Reichthum befördert; aber durch die hartnäckige Unterdrückung der gallischen Volks-Individualität verliehen sie der Civilisation, welche sie brachten, den Charakter einer blos materiellen, rücksichtlos nivellirenden, keine bestimmte volksthümliche Färbung tragenden. So gut wie die von den Römern nicht unterjochte germanische, wäre auch die gallische Nation zur Schöpfung einer eigenthümlichen Bildung und Gesittung tüchtig gewesen, und die Verdienste Cäsars um die Civilisation Mitteleuropa's sind daher zum Mindesten höchst zweifelhafte.

Durch die römische Herrschaft mußte Gallien nothwendig zur Centralisation erzogen werden; denn unter derselben hörte jeder sociale Unterschied im Lande auf. Weder in Italien, wo noch immer ein, wenn auch zuletzt nur nomineller Unterschied zwischen Bürgern, Bundesgenossen und Unterthanen bestand, noch in einer der übrigen Provinzen, welche niemals vollständig bis in's Innerste romanisirt wurden, erreichte das Nivellement aller Unterschiede den Gipfel, den es in Gallien erstieg. Es half nichts, daß der Feudalismus des Mittelalters dasselbe durch eine rückgängige Bewegung zu zerstören und die in ganz Europa künstlich aufgezogene Länderzersplitterung und Ständezerreißung auch nach Gallien zu verpflanzen suchte. — Schon die merowingischen Könige vertauschten das altdeutsche Königthum mit der römischen Imperatorenwürde und wurden aus Volksführern Reichsbeherrscher. Das gleiche Streben erhielt sich in ihren Nachfolgern, oder, wenn diese unfähig waren, in deren Ministern. Die französische Geschichte des Mittelalters ist ein Kampf zwischen dem centralisirenden und nivellirenden Königthum und dem gegen diese Tendenz reagirenden Adel. Einen nicht geringzuschätzenden Bundesgenossen hatte das Königthum in diesem Kampfe an der Kirche, deren ebenfalls centralisirende und nivellirende Tendenzen in den Feudalherren das größte Hinderniß erkannten. Die Orthodoxie, welche die französischen Könige seit Chlodowig stets zur Schau trugen, knüpfte diesen Bund noch fester und ließ ihn zugleich als einen solchen gegen die mit dem Papstthume um die Herrschaft der Welt ringenden deutschen Kaiser erscheinen. Neben den durch ihre Geistesgaben hervorragenden Königen erscheinen daher stets Priester als Apostel der französischen Reichseinheit und als Bekämpfer des vielköpfigen Drachen der Feudalität.

Der erste dieser Centralisationsheroen war ein Benediktiner-Abt aus jener entarteten Zeit der Klöster im zwölften Jahrhundert, wo die Mönche gestiefelt und gespornt, den Falken auf der Faust und den Hund an der Leine, auf die Jagd zogen oder im Panzer hoch zu Rosse, mit Schwert und Schild bewehrt, die Gegner ihrer Rechte und Ansprüche befehdeten.

Abt Suger von St. Denis, der erste geistliche Patriot und Politiker Frankreichs, war ein Zeitgenosse des Verfechters der freien Forschung,

des unglücklichen Abälard, und des Vertheidigers blinder Gläubigkeit, des heiligen Bernhard von Clairvaux. Von seinem Kameraden in der Klosterschule (die vor dem Lärm der tonsurirten Ritter in eine abgelegene Priorei geflüchtet war), dem Könige Ludwig VI., zum Rathgeber auserkoren, wandte der prachtliebende, mehr weltliche als kirchliche Abt sein Leben daran, die Anarchie des Ritterthums durch die zunehmende Macht der Krone zu brechen, die er genialer Weise durch Unterstützung des geknechteten Volkes gegen dessen adeliche Dränger zu stärken suchte. Es brauchte damals wahrlich Mut, sich den Kreuzzügen zu widersetzen; aber Suger that es, weil er darin eine Schwächung der Kräfte des Reiches sah, und nur mit Widerstreben besorgte er während des unglücklichen Zuges, den der unbesonnene Ludwig VII. nach dem Morgenlande unternahm, die Verwaltung Frankreichs. Suger starb in hohem Alter; aber in seinem Geiste wurde weiter gewirkt durch die selbstbewußte Ausdauer Philipp August's und Ludwig's des Heiligen und der ihnen ergebenen Beamten, durch die sich rasch folgenden Abtretungen geschwächter Lehnfürstenthümer an das Reich, durch die rastlos wachsende Ausdehnung der königlichen Gerichtsbarkeit, durch das allmälige Verschwinden des Raubritterthums, durch die langsam, doch sicher fortschreitende Gleichberechtigung der Franzosen vor dem Gesetze. Der dämonische Charakter Philipp's des Schönen konnte es im vierzehnten Jahrhundert bereits wagen, auch die Kirche als ausgenütztes Werkzeug bei Seite zu werfen und das Papstthum im avignonischen Exil zu demütigen. Beinahe schien das Unglück, welches Frankreich im Kriege mit England verfolgte, die bisherigen Errungenschaften vernichten zu wollen, namentlich als das Haus Valois, aus dem Vasallenadel entsprossen, die königliche Politik änderte und der volksthümlichen Sache feindlich gegenübertrat, was die freudige Begrüßung des siegreichen Landesfeindes durch die Bewohner von Paris zur Folge hatte. Erst die märchenhafte Gestalt der Heldin von Orleans, erst Jeanne Darc, das Mädchen aus dem Volke, vereinigte die verschiedenen Stände der Franzosen wieder in dem einen Interesse der Vaterlandsliebe, die man, nach dem glorreichen Siege über die englische Invasion und der Eroberung Frankreichs für Frankreich, nicht nur unter der einen Gestalt der Wiederbelebung des bereits erschlafften Königthums pflegte, sondern auch, zur Zeit des antipäpstlichen Baseler Concils, auf der französischen Kirchenversammlung in Bourges (1438) durch die Errichtung einer unabhängigen gallikanischen Kirche stärkte. Nur Staatsangehörige und der einheimischen Regierung Ergebene konnten von da an französische Pfründen erhalten, und die Besetzung derselben war vom Papste emancipirt, der Unfug der „päpstlichen Monate“ daher in Frankreich abgeschafft. Nach der Genehmigung dieser Abänderung des bisherigen Kirchenzustandes durch den Papst fragte Niemand, und Letzterer hatte in Frankreich jetzt nicht mehr Gerichtsbarkeit, als das Parlament ihm gestattete. Dazu kam, als weitere Errungenschaft

der staatlichen Kraft und Einheit, die Abschaffung des Steuerrechtes der Feudalherren und die Vereinigung des gesammten Steuerwesens in der Hand des Königs, welche Wohlthat Frankreich der klugen Mäßigung Karls VII. verdankte. Damit hing dann zusammen die Errichtung eines stehenden königlichen Heeres, des ersten im christlichen Europa, und die Auflösung der einander befehdenden Söldnerhorden des Adels, und sofort verschwanden die bisherigen Feudalherrschaften der Engländer in Frankreich, bis auf die Stadt Calais. Die Unabhängigkeit und Einheit des Reiches war auf dem Wege, eine Wahrheit zu werden, und die Centralisation erschien als gleichbedeutend mit der bürgerlichen Freiheit und der Erlösung des Volkes vom Drucke der kleinen Herren. In dem Übrigbleiben eines einzigen Herrschers sah Alles eine Garantie freierer Bewegung und gesicherten Lebens, Eigenthums und Verkehrs.

Noch war aber dieses Ziel nicht erreicht. Noch bestanden, außer den gedemütigten kleinen Herren, mächtige Vasallen, die meist von Prinzen des königlichen Hauses stammten, denen ihre Väter in kurzsichtiger Weise Theile des Reiches verliehen hatten, in der Meinung, hiedurch ihr Haus zu stärken, während sie in Wahrheit damit das Land zersplitterten. Dem Reichthum und Ansehen dieser begüterten Seitenlinien gegenüber vermochten die Könige trotz aller ihnen günstigen Verträge und Parlamentsbeschlüsse nicht viel auszurichten. Es waren vorzugsweise die Herzoge von Bretagne und Burgund, welche diese unbeugsame Stellung einnahmen und im äußersten Westen und Osten Galliens als Bedroher der politischen Einheit dieses Landes dastanden. Dem Bretagner kam seine Nachbarschaft und genaue Verbindung mit dem feindlichen England, dem Burgunder seine ausgedehnten ererbten Besitzungen außerhalb Frankreichs, in den Niederlanden und Hochburgund zu Statten, mittels deren er ein neues Mittelreich zwischen die getrennten Theile des Reiches Karls des Großen einkeilen konnte.

In solcher Lage zwischen zwei gefährlichen und an ihrer Emancipation arbeitenden Vasallen befand sich bei seiner Thronbesteigung Ludwig XI., der Sohn des von der Heldenjungfrau Geretteten. „Er hatte," sagt von ihm Graf Carné, der Verherrlicher der französischen Centralisatoren, „von seinem Vater einen lebhaften Geist', ein kaltes Herz und eine alle Proben aushaltende Selbstsucht geerbt. Allen Leidenschaften fremd, welche störend in das Leben der Menschen eingreifen und sie von ihrem Ziele abwenden, kannte der Sohn Karls VII. nie eine andere Leidenschaft, als jene zu herrschen, die einzige, welche Ausdauer besitzt und Kaltblütigkeit im Handeln mit Ungestüm in den Wünschen zu vereinigen gestattet. Vaterland und Familie, Ehre und Religion, Haß und Liebe, alle Triebfedern der menschlichen Existenz, waren bei diesem Manne durch einen einzigen Gedanken gelähmt; wenn er sich in seinen letzten Tagen mit Angst an das Leben klammerte, so geschah dies weniger aus Furcht vor dem Tode, als

weil für ihn das Leben die Bedingung der Macht war." Von Mißtrauen gegen alle seine Nebenmenschen, von Haß, Neid und Eifersucht gegen alle durch ihre Geistesgaben Hervorragenden geleitet, war er eifrigst darauf bedacht, überall selbst zu handeln, widersprach auch dies Handeln noch so oft den Gesetzen der Vernunft und der Gerechtigkeit. Andere Rücksichten, als die Befriedigung seiner einen Leidenschaft kannte er keine. Er, der als Prinz dem Vater gegenüber die Partei der Großen ergriffen, erkannte es als König mit richtigem Blicke als seine Aufgabe, das Werk seiner Vorgänger zu vollenden und die von Diesen besorgte Niederwerfung der kleinen Vasallen und der Engländer durch die Einverleibung der von seinen Seitenverwandten beherrschten französischen Länder in das Reich im Westen der Alpen, des Jura und der Ardennen zu krönen. An den Rhein scheint er noch nicht gedacht zu haben, — dieser Wahnsinn war seinen späteren Nachfolgern vorbehalten.

Um die Großen, die er haßte, darnieder zu halten, und an die Stelle ihrer Feudalherrschaften ein einiges Reich zu setzen, bevorzugte und begünstigte er den Bürgerstand. Er verlieh den einzelnen Provinzen ständische Einrichtungen, soweit sie seiner Macht nicht Eintrag thaten, sowie Gerichtshöfe (Parlamente), und erklärte die Beamten derselben für unabsetzbar. Die Vorrechte der Städte bestätigte er, und errichtete neue, wo keine vorhanden waren. Vor Allem aber zeichnete er die Hauptstadt Paris aus, begünstigte die Niederlassung Fremder und bewaffnete die Bürgerschaft.

Die Anarchie, in welche Deutschland versunken, die Bürgerkriege, durch welche England und Spanien zerrissen waren, begünstigten die Plane des elften Ludwig, welchen indessen nur ein Mann von Bedeutung entgegenstand, und zwar einer der merkwürdigsten Charaktere der Geschichte, — Karl der Kühne, Herzog von Burgund, der sich vornehmlich dadurch von seinem Gegner unterschied, daß er, was so oft zusammentrifft, ehrlich war, aber nicht recht wußte, was er wollte, während Ludwig falsch war und sehr gut wußte, was er sollte.

Die abenteuerlichsten Plane werden dem kühnen Karl zugeschrieben, selbst Träume von der Kaiserkrone und von der Vertreibung der Türken aus Europa. Es ist eine der interessantesten Intriguen der politischen Geschichte, welche gesponnen wurde, um diesen „sonderbaren Schwärmer" unschädlich zu machen. Schmerzlich ist es für jeden Freund ehrlicher Politik, daß Karl dem Kühnen sein eifriger Versuch nicht gelang, die damals allgemein ihrer Tapferkeit wegen geachteten und gefürchteten Schweizer als Bundesgenossen zu gewinnen, wie alle genialen und nicht an Frankreich verkauften Männer dieses Landes wünschten, namentlich der unbestechliche Adrian von Bubenberg und der geistvolle Geschichtschreiber Valerius Anshelm. Die schmutzige Geldgier des Herzogs Sigmund von Österreich und der brennende Centralisationstrieb Ludwigs XI. verbanden sich zur Ausnützung eines schwach begründeten Grolles der Alpensöhne gegen Karl.

Österreich mit dem Hintergedanken, die aus einem Abfalle von ihm entsprungene Republik der Berge durch den eroberungslustigen Burgunder, — Frankreich mit demjenigen, den gefürchteten Vasallen durch die gekränkten und rachedurstigen Schweizer in's Verderben zu stürzen. Alles fiel zu Gunsten Dessen aus, der die Sache am feinsten eingefädelt hatte, zu Gunsten des Vorkämpfers französischer Staatseinheit, der keinen Mann seines Heeres zu opfern brauchte, um den größten Feind seiner Plane zu vernichten. Die Schweizer, von ihm und Österreich im Augenblicke der Gefahr schmählich verlassen, wurden allein mit dem größten Heerführer der Zeit fertig, und trugen reiche Beute, aber auch — zerrüttete Sitten davon. Der französischen Krone dagegen fielen die burgundischen Provinzen innerhalb Frankreichs zu, und damit war zugleich für alle noch übrigen Vasallen jede Stütze ihrer fernern Selbständigkeit geschwunden, während Österreich durch die Erbschaft der nichtfranzösischen Provinzen Burgunds den Grund zu seinem spätern Weltreiche legte, in welchem die Sonne nicht unterging. So theilten sich die Füchse in die Länder, die ihnen der arglose Bär erobert hatte.

Wenig Freude jedoch gewährten dem alternden Tyrannen Ludwig XI. seine triumphirenden Erfolge. „Zweiundzwanzig Jahre, sagt von ihm Carné, hatte er Frankreich regiert und war dem nationalen Leben ebenso fremd geblieben, als ob er ein italienischer Condottiere oder der ärmste Jude seiner Staaten gewesen wäre; er hatte sechszig Jahre gelebt, ohne andere Empfindungen zu kennen, als die über gehabte Erfolge oder erlittene Täuschungen, ohne jemals seine Seele durch irgend eine gemütliche Regung erquickt zu haben." Er war eben die Personifikation einer Idee, ohne Herz, ohne warm pulsirende Individualität, daher ihn auch Niemand liebte, selbst die von ihm durch Privilegien Ausgezeichneten nicht. So starb er (1483) unbetrauert und unter dem Jubel des Landes, — im Jahre der Geburt Luthers.

Er war kaum todt, als der unterdrückte Adel aufathmete, und im Volke selbst die Lehren zu keimen begannen, die er ihm durch seine Privilegien gegeben. In den Ständen, die sich unter seinem minderjährigen Sohn und Nachfolger Karl VIII. (1484) zu Tours versammelten, verlangte ein Abgeordneter aus Burgund, daß dem Lande das Recht zurückgegeben werde, den König selbst zu wählen, und ein Solcher aus der Normandie, daß Niemand gezwungen werden solle, ohne seine eigne Beistimmung etwas von seinem Vermögen herzugeben. Andere schlugen vor, jeder Provinz die Verwaltung der königlichen Güter und Einkünfte zu überlassen, und die Stände verlangten einstimmig das Steuerbewilligungsrecht. Alles war jedoch ohne Erfolg; die Einen wurden überstimmt, die Andern traten zurück, und einen bewaffneten Aufstand der Herzoge von Orleans und Bretagne schlug die königliche Macht nieder. Die centralisirte Monarchie blieb ungebrochen, und mit Neid betrachteten sie die damaligen italienischen

Politiker, als das Ideal, nach dem sie strebten. Auch die Franzosen befanden sich wohl unter derselben, als der genannte Herzog von Orleans König Ludwig XII. wurde und durch seine Jovialität Alles gewann. Dazu kam auch die auswärtige Gloire, welche die Franzosen ohne viel Blutvergießen unter Karl VIII. in Neapel und unter Ludwig XII. in Mailand ernteten, als ganz Italien ihnen zu Füßen lag, von so kurzer Dauer diese Erfolge auch waren, die der alternde aber kräftige Papst Julius II. vernichtete.

Mit Franz I., vorher Herzog von Angoulême (1515), trat Frankreich in eine neue Periode seiner Geschichte, die der Renaissance. Der neue König, schön, kräftig, gewandt in allen körperlichen Übungen, tüchtiger Reiter, Jäger, Fechter, prachtliebend, aber auch ausschweifend und wollüstig (notorisch mit der Syphilis behaftet), war ein eifriger Beschützer der Wissenschaft und Kunst. Er zeichnete die Humanisten aus und zog flüchtige oder auswandernde italienische Gelehrte, Dichter, Maler und Bildhauer an seinen Hof. Er dichtete selbst, und seine geistreiche Schwester, Margaretha, Königin von Navarra, schrieb Erzählungen. Unter ihm begann aber auch, mit seiner Geliebten, Madame d'Estampes, der Einfluß der Mätressen auf die Staatsangelegenheiten. Seine Politik, die sich vorher successive bald auf sich selbst und seine Vasallen, bald auf ein einzelnes auswärtiges Land (Flandern, England, Italien) beschränkt hatte, wurde von da an eine europäische. Der Mangel an Energie, den Ludwig XII. den Ständen gegenüber bewiesen, wurde mit Entschiedenheit beseitigt, und man kann sagen, daß Frankreich jetzt definitiv aus den mittelalterlichen Traditionen heraustrat. Franz I. war es, der bei Marignano die äußere Kriegsmacht der Schweizer, die bereits über das Schicksal Oberitaliens verfügt hatten, für immer brach und diese Nation durch einen „ewigen Bund“ auf drei Jahrhunderte hinaus an den Sold der französischen Krone kettete. Zugleich ordnete er auch die Verhältnisse seines Reiches zum päpstlichen Stuhle auf eine neue, modernere Weise. Er opferte durch das Konkordat von 1516 dem in politischer Beziehung besiegten Papste die bisherige Gestalt der gallikanischen Kirche, die auf einer Überordnung der Concilien gegenüber dem Primate beruhte, anerkannte des Letztern höchste geistliche Gerichtsbarkeit, erlangte aber dafür das Recht der Krone, die 10 Erzbischöfe, 83 Bischöfe und 527 Äbte Frankreichs zu ernennen. So hatte die Krone ihr Volk auch in geistlicher Beziehung in den Händen und war zugleich von allfällig zu fürchtenden Prätensionen eines Concils befreit. Die unzufriedenen Geistlichen, Universitäten und Parlamente wurden kurz schweigen geheißen. Später (1532) kam noch dazu, daß der König die von der Geistlichkeit an die Krone zu entrichtenden Zehnten nach seinem Gutdünken zu bestimmen und einzufordern begann. Ebenso gewann der König Macht und sein Staatsschatz Zuwachs durch den unter Franz eingeführten schmählichen Verkauf aller Stellen und Ämter. Der Hegemonie

Franz I. in Europa fehlte nur noch die kaiserliche Krone; er verlor sie aber an einen Nebenbuhler, in dessen Staaten die Sonne nicht unterging, und sein Kampf auf Leben und Tod mit Demselben um den Vorrang und um die burgundische Erbschaft blieb ohne Erfolg. Es schien um ihn geschehen, als sich Deutschland und Spanien, Großbritannien und der mächtigste französische Vasall, der Connetable von Bourbon, gegen ihn verbündeten, und als er bei Pavia zum Gefangenen ward. Furchtbar rächte sich er, der „allerchristlichste König", durch einen Bund mit den Türken, die alle südeuropäischen Küsten, mit Ausnahme der französischen, verwüsteten, und durch einen solchen mit den deutschen Protestanten, deren Glaubensbrüder er in Frankreich unterdrückte.

Reformatorische Richtungen tauchten in Frankreich nicht erst seit den Zeiten Luthers oder gar erst Calvins auf, sondern bereits das ganze Mittelalter hindurch. Die im dreizehnten Jahrhundert von Papst Innocenz III. gestiftete Inquisition aber zerstörte sie mit Feuer und Schwert; mit besonderer Mordlust wütete sie gegen die Albigenser im Südwesten und gegen die Waldenser im Südosten des Landes. Drei Jahrhunderte brannte sie fort, ohne die „Ketzerei" zu ertödten; vielmehr lebte letztere nach dieser Zeitfrist mächtiger auf, als sie je vorher gewagt.

Der Erste, welcher nicht blos, wie die „Ketzer" des Mittelalters, einzelne Dogmen leugnete, oder gegen die päpstliche Macht opponirte, sondern gleich das ganze katholische System in Frage stellte, war Jean Laillier, Doktor der Theologie in Paris, welcher im Juli 1485 aussprach: Petrus habe von Jesus keinen Vorrang unter den Aposteln erhalten, die sämmtlichen Geistlichen seien in der kirchlichen Gerichtsbarkeit gleichberechtigt, der Papst könne durch den Ablaß keineswegs alle Sünden vergeben, die pfründelosen Geistlichen seien unnütz, die Bettelmönche hätten das Recht der Absolution nicht, die Dekrete und Dekretalen der Päpste seien Betrug und die römische Kirche sei nicht die oberste der Kirchen.

Die Inquisition war bereits so erschlafft, wie das kirchliche Leben überhaupt es damals war, namentlich in Folge der Errichtung eines Parlaments an ihrem Hauptsitze Toulouse, daß sie nicht ernsthaft gegen den Kecken einzuschreiten wagte, und gewissermaßen ihr zum Hohn wurde Laillier von seinem Bischofe losgesprochen. Strenger verfuhr man jedoch noch gegen Weltliche. Der Arzt Gonzalvo Molina, aus Spanien stammend, aber in Toulouse geboren, wurde 1510 wegen ketzerischer Ansichten zum Feuertode verurtheilt, starb aber im Kerker an den Folgen der Folter und die Inquisition ließ seinen Leichnam öffentlich verbrennen. Noch zwei Jahre später ließ die dortige Inquisition mehreren Anhängern der Sekte der „Sakramentarier" die Zunge ausreißen, verbrannte sie darauf und streute ihre Asche in die Winde.

Wie in anderen Ländern, so leisteten auch in Frankreich ketzerischen Ansichten die Macht, der Reichthum, die Unwissenheit und die Unsittlichkeit

der Geistlichen ungeheuern Vorschub, wie nicht minder der beharrliche Widerstand der Päpste gegen jeden Versuch einer Reform, und namentlich erregte es in jenem Lande große Erbitterung, als Papst Julius II. den König Ludwig XII. wegen seiner Ansprüche auf Neapel, und mit ihm ganz Frankreich, exkommunizirte*). Daher faßte denn auch die Lehre Luthers hier Wurzel, sobald sie aufgetaucht war. Als dies offenbar wurde, belebte sich die Wut der Inquisition von Neuem; man bedrohte sogar den harmlosen Erasmus, während er in Paris weilte, als der Ketzerei verdächtig, mit einem Prozesse; man kerkerte die für Lutheraner Gehaltenen ein, man verbrannte sie, man konfiszirte ihre Güter, man untersagte das Lesen der Schriften Luthers, man stellte verloren gegangene Befugnisse der Inquisition wieder her und vermehrte sie sogar. An der Spitze der Urheber dieser Verfolgungen stand, im Alter wieder jung geworden aus Eifer für den Glauben, die greise Sorbonne, die theologische Fakultät der Pariser Universität, die traditionelle Feindin jeder Ketzerei und freien Forschung, die Verdammerin aller über ihre Zeit emporragenden Männer, von Marsilius aus Padua bis auf Reuchlin. Aber Alles umsonst. Ein Doktor der Sorbonne selbst wurde der erste eigentliche Protestant Frankreichs. Es war Jakob Fabry (oder Lefebre) von Etaples (lateinisch: Jacobus Faber Stapulensis), ein in Italien gebildeter Humanist, der sich nicht mit dem Studium der alten Klassiker begnügte, sondern auch in der Bibel forschte, des Paulus Grundsätze der Rechtfertigung durch den Glauben zu den seinigen machte und noch in hohem Alter eine Bibelübersetzung unternahm. Der Bischof von Meaux, Wilhelm Briçonnet, war sein Freund und Gesinnungsgenosse und begann ungescheut, nach den Grundsätzen Beider sein Bisthum zu reformiren. Als jedoch Fabry, von der Sorbonne verfolgt, nachdem diese 1520 Luthern verdammt hatte, zu ihm floh, verlor er den Mut und hütete sich fortan vor klarem Äußern seiner Überzeugung. Einem Dritten in ihrem Bunde, Louis de Berquin, nützte sogar die ausgesprochene Protektion von Seite des Königs nichts; ebensowenig vermochten des Letztern Schritte gegen den streitsüchtigen Haupthahn der Sorbonne, Noel Bedier, genannt Beda; der Letztere setzte seinen Willen durch; 1529 wurde Berquin — verbrannt und 1531 der Doktor Jean Boyssoné an der Universität Toulouse, ein Freund Melanchthons, durch Folterqualen zum Widerrufe gezwungen, den er öffentlich unter kirchlichem Pomp leisten mußte. Weitere Verbrennungen folgten nach, so 1538 jene des zu der neuen Glaubensform abgefallenen Inquisitors Louis de Rochette in Toulouse. Schon hatte man aber am Hofe Luthers Schriften zu lesen

*) Auf einer Synode zu Paris im Jahre 1528 wurde die Klage zu Protokoll gegeben, daß die Bischöfe es nicht verhindern können, in Rom ordinirte unbrauchbare und unwürdige Priester zu erhalten, und 1548 protestirte die Synode zu Melun gegen die Ansprüche der römischen Curie, in Frankreich Pfründen zu vergeben und zwar durch offenbare Simonie.

begonnen; des Königs Schwester Margaretha, die Freundin des Bischofs von Meaux, mit dem sie im Sinne eines mystischen Christenthums ohne Fegfeuer und Heiligenverehrung korrespondirte, beschützte die Neugläubigen; aber Alles mußte aufhören, als die Sorbonne, und mit ihr das von ihr gewonnene Pariser Parlament, entschiedener auftraten. Diese beiden Stellen erklärten die Ketzerei für ein bürgerliches Verbrechen, und der König hatte keine andere Wahl, als dasselbe zu verfolgen. Wenn er auch anfangs geneigt schien, zu einer Verbreitung reformatorischer Ideen unter den Gelehrten ein Auge zuzudrücken, so war er anderer Ansicht, als sich die religiöse Neuerung auch unter das Volk zu verbreiten begann. Er war in der Schule der Centralisation zu streng erzogen, als daß er eine Zersplitterung seiner Unterthanen in mehrere Glaubensrichtungen, nach den Ansichten seiner Zeit, nicht hätte verderblich finden müssen. So war er denn gleich zu blutiger Ahndung bereit, als 1535 einige Hitzköpfe von der Richtung der Wiedertäufer in Kirchen auf dem Lande einen Angriff gegen das „allerheiligste Sakrament“ wagten. Er ließ 18 von ihnen verbrennen und hielt vorher auf öffentlich aufgeschlagenem Throne eine Rede, in welcher er erklärte, wenn sein eigner Sohn dem lutherischen Irrthum huldigte, so würde er nicht anstehen, ihn der „göttlichen“ und seiner eignen Gerechtigkeit zu opfern, und machte während der Exekution eine feierliche Procession durch Paris mit. Noch hoffte er indessen auf eine friedliche Reformation der kirchlichen Übelstände, gegen welche er nicht blind sein konnte, und wollte den sanften Melanchthon und Andere seiner Richtung zu einer Disputation oder Verhandlung an seinem Hofe einladen; — die Sorbonne hintertrieb den Plan. Nun that der König, was man wollte. Er auferlegte 1535 allen Franzosen die Pflicht, die Ketzer zu denunciren, und bot den Angebern den vierten Theil des Vermögens der Verurtheilten an; er errichtete 1540 neue Inquisitionstribunale, so in Evreux für die Normandie, er bestätigte 1542 eine Instruktion der Sorbonne an die Prediger, die zu streng altgläubiger Auffassung der Dogmen anhielt, und der 1544 ein Verzeichniß der nach der Meinung der Sorbonne schädlichen Bücher folgte, und ließ 1545 durch den schrecklichen Baron d'Oppède furchtbare Blutbäder unter den Waldensern in Cabrières und Merindol anrichten. Tausende wurden hingemordet, ihr Land verwüstet und ihre Häuser niedergebrannt, und auf den rauchenden Trümmern errichtete man das Symbol der Kirche, — das Kreuz! — Unter Blut, Rauch und Jammer verschied Franz 1547 und hinterließ das Reich seinem schwachen Sohne Heinrich II. Keine Greuel jedoch entmutigten die Männer der Reform. Sogar ein Dominikaner-Mönch, Jean Noel, predigte 1553 in Rouen: das Lehren der Bibel dürfe Niemanden verboten werden, das Fasten sei überflüssig, die Prälaten seien hoffärtige Ungeheuer, die Kirche müsse arm sein, Jedermann dürfe predigen u. s. w. Die Inquisition bestrafte ihn jedoch nicht mit dem Tode.

Da indessen die politischen Beziehungen der französischen Könige zu den protestantischen Fürsten Deutschlands geboten, in der Verfolgung ihrer französischenen Glaubensbrüder etwas nachzulassen, bildeten sich seit 1555 an verschieden Orten Frankreichs protestantische Gemeinden, deren Gliederzahl bis zum Tode Heinrichs, 1559, der in Folge einer Verwundung im Turniere eintrat, rasch auf eine halbe Million stieg. Der Mann, auf dessen Glauben sie schwuren, war jedoch nicht der Deutsche Luther, sondern Derjenige, der uns zunächst beschäftigen soll.

B. Calvin und Servet.

Das Volk zwischen Alpen, Pyrenäen und Ocean war in überwiegender Mehrheit von je zu flüchtig und zu neuerungslustig, zu sehr begierig nach militärischer „gloire“ und gesellschaftlichem „esprit“, als daß es je dazu gelangt wäre, sich bezüglich übersinnlicher Dinge bestimmte Vorstellungen zu machen, d. h. religiöse Überzeugungen zu haben. Die Religion war dort selten Sache des Herzens, sondern in der Regel politisches Mittel, und wenn sie siegte — Staatsanstalt. Schon die Druiden der alten Gallier treten uns als Staatslenker entgegen, und um so leichter lebte sich das Land in das römische Wesen hinein, als auch dieses Cäsaren und Pontifices in einer Person besaß. — Unter Chlodowig färbte sich der Staat christlich, und das römische Kirchenthum folgte als Staatsanstalt dem Druiden- und Römerthum nach. Wir sahen, wie die katholische Priesterschaft das Königthum schützend gegen die trotzigen Vasallen umgab und wie die Staatsreligion mit dem zunehmenden Staatsbewußtsein sich antirömisch-gallikanisch umgestaltete. Wie der Staat es vorschrieb, so mußte das Volk denken oder glauben; der Selbstdenkende und in seinem Glauben Unabhängige war Hochverräther. Und wie das druidische, römische, päpstliche und gallikanische Frankreich dies von Staatswegen war, so wurde auch in späterer Zeit der Cultus der Vernunft und Robespierre's höchstes Wesen Staatsgesetz, — und ebenso wäre im sechszehnten Jahrhundert der Protestantismus es mit gleicher Aufdringlichkeit geworden, wenn er — gesiegt hätte.

Dies erhellt deutlich genug aus dem Leben und Treiben des Mannes, der Alles daran setzte, um seine Auffassung des Evangeliums zur herrschenden zu machen, soweit die gallisch-romanische Zunge reichte, — C a l v i n s.

Das große Deutschland nährte nur e i n e n, die kleine Schweiz z w e i Reformatoren von weltgeschichtlicher Bedeutung. Von diesen Beiden erscheint jedoch nur Zwingli als ein Schweizer von ächtem Schrot und Korn. Der Andere benutzte blos schweizerischen Boden, um als Franzose von sicherm Asyl aus sein Vaterland, in dem er nicht selbst auftreten durfte, zu reformiren, um von dort aus den Glauben an die Gnadenwahl, der in ihm Fleisch und Blut geworden, über die Welt zu verbreiten.

Calvin wollte in Genf ein protestantisches Frankreich im Kleinen errichten, — einen Musterstaat für sein Vaterland, wie dieses nach seiner Meinung einer werden sollte. Es ist daher falsch, Calvin als einen Wohlthäter Genfs zu bezeichnen; — er war es nicht. Im Gegentheil, er hatte nie ein Herz für die Stadt und deren Freiheit, sondern verfolgte sein Leben lang stets nur ein Ziel, die Protestantisirung Frankreichs, und opferte diesem Ziele ohne Bedenken, was demselben im Wege lag, wie z. B. die demokratische Entwickelung Genfs, die er daher durch eine theokratische zu verdrängen suchte.

Die düstere alte Cité am Ausflusse des Rhodan aus dem Lemansee, damals noch nicht mit modernen Quais, Brücken und Hotels geschmückt, sondern durch Mauern und enge Wasserthore von ihrem herrlichen Seespiegel abgeschlossen, war bereits durch die heißen Bemühungen früherer Apostel zum neuen Glauben geführt worden. Guillaume Farel, der glühende Eiferer, den Steinwürfe und andere Mißhandlungen von Seite aufgehetzten Pöbels nicht verhindert hatten, in Waatland und Neuenburg den „Götzendienst" zu zerstören und überall, nach dem Vorbilde der deutschen Schweiz, die Bilder aus den Tempeln hinaus zu werfen, predigte, nach einem Besuche bei den Waldensern Savoiens, auch in Genf; aber seine Mission scheiterte am Einflusse der altgläubigen Frauen. Klüger verfuhr nach diesem Mißlingen der Dauphineer Antoine Fromment, der Chronist der genfer Reformation. Er empfahl sich in Genf durch Plakate als Sprachlehrer und Arzt*) und benützte seine Stunden nach und nach zur Geißelung der in der Kirche eingerissenen Mißbräuche und zur Verkündung des Evangeliums. Aber trotz der starken Zunahme seiner Anhänger trieben auch ihn die wütenden Marktweiber aus der Stadt, und der rathlose Rath derselben schwankte zwischen den beiden Parteien, welche zugleich diejenigen der beiden Bundesstädte Genfs (Bern und Freiburg) waren. Es war eine bittere Kampfzeit; vom Wortstreite kam es zu Thätlichkeiten, ja zu Mordthaten. Farel und Fromment erschienen zeitweise von Neuem und predigten nebst ihrem Freunde Pierre Viret gegen den Sorbonne-Doktor Guy Furbity, der im Interesse des alten Glaubens Gastrollen auf der Kanzel gab und in den schmutzigsten Bildern die Wahrheit der Transsubstantiationslehre zu beweisen suchte, wobei er sich nicht schämte, die Priester über die Jungfrau Maria zu stellen, weil Jene — Christum alle Tage „machen" (wörtlich), während Diese ihn nur einmal geboren habe! Der Einfluß Berns bewirkte endlich, blos zwei Jahre nach Farels erster Ankunft in Genf (1534), den Sieg der Reformation; der Bund

*) („enseigne à lire et escripre en Françoys dans ung mois à tous ceulx et celles qui vouldront venir, petits et Grands hommes et femmes . . . et si guerit beaucop de maladies pour neant") — Antoine Fromment, les actes et gestes merveilleux de la cité de Genève.

mit Freiburg wurde von letzterer Stadt aufgelöst, die Bilder überall zertrümmert, die altgesinnten Geistlichen, Mönche und Nonnen flohen nach Savoien. Die Schwestern von Sainte=Claire zogen in stiller Procession, die gewohnten Räume mit Thränen abtretend, aus, von den Rathsherren bis zur Arvebrücke begleitet; nach jahrelanger Einsperrung der Außenwelt entfremdet und geschwächt, verwandten sie fünfzehn Stunden Zeit auf eine Wegstunde und sahen Kühe und Schafe für wilde Thiere an, die sie verschlingen wollten. Auf savoiischem Gebiete wurden sie ehrenvoll empfangen und fanden in Annecy Zuflucht. Eine einzige Nonne verheiratete sich in Genf. Die meisten Kirchengüter wurden zur Gründung eines Spitals verwendet. Bezeichnend ist, daß gerade von dieser Zeit an über Genfs Wappen der Denkspruch erschien: post tenebras lux! Gegen die drohenden Angriffe Savoiens schützte Genf die Eroberung des Waatlandes durch Bern, und die bisherige schweizerische Partei der Lemanstadt (Enguenots, d. h. Eidgenossen), welche die Reformation besonders begünstigt hatte, gab ihren Namen von da an den Protestanten französischer Zunge überhaupt (nur daß ihr Name hier eine damals viel gebräuchliche Aspiration erhielt — Huguenoten, — ein Ausdruck, dessen anderweitige Ableitung nicht nur unrichtig, sondern geradezu unmöglich und lächerlich ist).

Erst zwei Jahre nach der Einführung des neuen Kirchenthums in Genf erschien dort der Picarde Jean Caulvin oder Cauvin aus Noyon, der Apostel der geträumten zukünftigen Staatsreligion Frankreichs. Geboren 1509, war Derselbe, als bereits ausgesprochener Protestant, 1532 nach Paris gekommen und hatte dort, um den die neue Lehre mit Feuer und Schwert verfolgenden Kunst= und Weiberfreund Franz I. milder zu stimmen, Seneca's Werk von der Gnade herausgegeben, doch ohne seinen Zweck zu erreichen. Da faßte er den kühnen Gedanken, von Paris aus ganz Frankreich zu reformiren und arbeitete für den Rektor der Sorbonne eine am Allerheiligen=Tage öffentlich vorzutragende Rede aus. Dieselbe erregte solches Aufsehen, daß der Rektor in das Ausland fliehen mußte und Calvin mit Noth im Augenblicke, als die Verfolger seiner Thüre nahten, sich retten konnte. Seine ergriffenen Papiere brachten manche seiner Freunde in Gefahr; er aber zog kreuz und quer durch Frankreich und predigte überall ungescheut das Evangelium; ja er wagte es, nach Paris zurückzukehren. Endlich wurden aber die Verfolgungen der Reformirten so heftig, daß er es, nachdem er ein geharnischtes Werk gegen die auch in Frankreich eingedrungene Wiedertäuferei herausgegeben, gerathen fand, sein Vaterland zu verlassen. Er begab sich nach Straßburg und Basel. Auch im Exile gab er aber seinen großen Plan nicht auf. Als der König Franz I., um zu beweisen, daß er — trotz seiner Kriege gegen Karl V., seiner Bündnisse mit Sultan Suleiman und dem vom Papstthume abgefallenen englischen Könige Heinrich VIII. und seiner Unterhandlungen mit

den deutschen und schweizerischen Reformirten — ein guter Katholik sei, die oben (S. 161) erwähnte Procession in Paris veranstaltete, dieselbe entblößten Hauptes und zu Fuß mitmachte, als die mit dieser Ceremonie verbundenen fürchterlichen Opfer nicht nur nicht aufhörten, sondern immer zahlreicher wurden, — schrieb Calvin seine „Institution der christlichen Religion", in welcher er seine religiösen Grundsätze aussprach und seine Glaubensgenossen vertheidigte, und welche er mit einer kräftigen, an den König Franz gerichteten Vorrede Diesem übersandte. Sein eigenthümlichster, charakteristischer Glaubenssatz war der der „Prädestination", nach welchem die einstige Seligkeit, ohne alle Rücksicht auf persönliches Verdienst, von der bloßen Gnade Gottes abhängen sollte. Aber auch dieses Werk wurde von Franz nicht beachtet.

Der rastlose Reformator, dem seine Anwesenheit in dem bereits völlig reformirten Basel überflüssig scheinen mochte, eilte, auf die Nachricht von starker Verbreitung der neuen Lehre in Italien, über die Alpen, wo unter dem Schutze der Herzogin von Ferrara Reformatoren in dieser Stadt wirkten. Der Herzog aber, ein Verbündeter des Papstes und des Kaisers, vertrieb alle Franzosen, als Feinde dieser beiden Potentaten, aus seinen Landen. So mußte auch Calvin den neuen Wirkungskreis bald meiden, besuchte noch einmal Frankreich, das er gänzlich zu verlassen dachte, und floh vor den brennenden Scheiterhaufen im Jahre der Eroberung des Waatlandes nach Genf. Im Begriffe, bald wieder abzureisen, hielt ihn Farel, dem der geistvolle Mitarbeiter willkommen war, durch Bitten und Drohungen zurück. So blieb Calvin in Genf und wurde alsbald zum Prediger und Lehrer der Theologie ernannt. Im nächsten Jahre erhielt er in sechs Sonnenthalern seine erste Besoldung. Farel und Viret wurden seine vertrauten Freunde und blieben dies ihr Leben lang, und dieses Kleeblatt hielt so fest zusammen, wie selten ein Freundschaftsband. Während jedoch Farel und Viret mit Recht die Reformatoren Genfs genannt werden können, weil sie in dieser Stadt die neue Lehre in der That eingeführt hatten, wird jener Titel ihrem neuen Freunde, der die kirchliche Umwälzung bei seiner Ankunft in Genf bereits vollendet vorfand, mit Unrecht beigelegt. Calvin war nicht der Reformator Genfs; was er war, werden seine Thaten zeigen.

Um Calvin richtig zu würdigen, muß seine politische, seine moralische und seine dogmatische Wirksamkeit in Genf nach den Quellen betrachtet werden; denn — in allen diesen Gebieten gelang es ihm, die höchste Autorität in der Euguenotenstadt an sich zu reißen.

Zur Begründung einer protestantischen (beziehungsweise prädeterministischen) Staatskirche in Frankreich bedurfte der Schöpfer dieses Gedankens der Politik; denn er mußte eine Partei, nöthigenfalls ein Heer, haben, mit welchem er von Genf, wo er seinen Musterstaat einrichten wollte, Frankreich, sein Vaterland, erobern konnte. Da seine Zwecke fran-

zösische, und nicht genferische waren, so rekrutirte er seine Partei und sein Heer aus Landsleuten, die um ihres Glaubens willen aus Frankreich geflohen waren oder dies wenigstens vorgaben, um den Zwecken ihres Herrn und Meisters zu dienen. Es ist statistisch erwiesen, wie sofort nach seiner Ankunft in Genf diese kleine Republik von französischen Einwanderern überschwemmt wurde, die, erst in kleineren, dann in größeren Mengen, theils das Bürgerrecht, theils blos die Niederlassung erhielten, endlich aber die eingeborenen Genfer an Zahl übertrafen. Freilich erlaubte es die genfer Verfassung nicht, daß diese Ankömmlinge zu den höchsten Ämtern emporstiegen, dafür aber gewann der Reformator unter den alten Genfern, und zwar besonders unter den ehemaligen Anhängern Savoiens, den „Mameluken", eine hinlängliche Zahl von Anhängern, um nöthigenfalls eine Regierung zu bilden und mit Hülfe der Masse von Einwanderern die Republik zu beherrschen. Dazu kam noch, um die Partei Calvins zu vervollständigen, all jenes Gesindel, das sich aus den in die Stadt geflohenen Leibeigenen benachbarter Herren bildete, und es schlossen sich ihr alle Diejenigen an, deren Interesse es war, frühere Verbrechen und Sünden durch eine zur Schau getragene Frömmigkeit abzubüßen.

Dieser Partei standen nun Jene gegenüber, welchen das alte Genf zu gut war, um einer Schaar von Abenteurern als Tummelplatz zu dienen, und ihre alte Freiheit, die sie kurz zuvor mit Mühe und Blut gegen Savoien behauptet hatten, zu kostbar, um sie gegen die Herrschaft eines finstern Eiferers zu vertauschen. Diese alte Genferpartei, durch und durch schweizerisch gesinnt, und in religiöser Beziehung sich an Bern anschließend, wo die Lehre Zwingli's obgesiegt hatte, war dem Apostel eines französischen Staats-Protestantismus ein mächtiger Dorn im Auge, und es hat stets zu den größten Trümpfen der Calvinisten gehört, diese ihre Gegner anzuschwärzen, sie als sittenlose, das Recht und den Glauben mit Füßen tretende Menschen darzustellen, weshalb sie auch in teuflischer Berechnung die von Jenen selbst gewählte Bezeichnung ihrer Partei als „Libertiner" (aus dem Italienischen: Anhänger der Freiheit) mit einer gleichzeitigen und gleichnamigen, in Genf aber nie eingedrungenen Sekte in Verbindung brachten, die sich durch das Gegentheil von Keuschheit auszeichnete. Diese „Libertiner" oder vielmehr Liberalen, waren aber die achtungswerthesten und solidesten Bürger, und die damaligen, noch vorhandenen Strafprotokolle weisen Keinem von ihnen eine Ahndung wegen gemeiner Verbrechen, sondern lediglich solche wegen religiöser und politischer Unbotmäßigkeit gegen die jeweilen herrschenden Calvinisten nach. Die Pietisten und Reaktionäre aber haben jene Verleumdung hartnäckig festgehalten, bis es endlich in unseren Tagen dem mannhaften Galiffe gelungen ist, die Ehre der „Libertiner" zu retten und den „Reformator" zu entlarven *).

*) Galiffe, J. B. G.; quelques pages d'histoire exacte, soit les procès

Die Feindschaft der beiden Parteien nahm solche Dimensionen an, daß Calvin und Farel, welche sich dem von den Behörden vorgeschriebenen Berner Cultus nicht fügen, sondern ihren eigenen, noch kahlern und trübern, einführen und die Bürger zur Beschwörung eines nach den Ansichten Calvins abgefaßten Katechismus anhalten, ja die sich dessen Weigernden excommuniciren wollten, von der „liberal" gesinnten Volksversammlung (dem conseil général) in die Verbannung geschickt wurden. Während sie im Auslande weilten, war aber ihre Partei in Genf nicht unthätig. Sie, die mit dem Plane umging, Genf an Frankreich zu verrathen, in der Hoffnung, dann in diesem Lande den Calvinismus an die Spitze zu bringen, verdeckte ihren beabsichtigten Hochverrath dadurch, daß sie die Häupter ihrer Gegner beschuldigte, Genf an — Bern verrathen zu wollen, und wirklich gelang es ihr, das Volk durch diese Lüge so aufzureizen, daß der Syndik Jean Philippe, Haupt der „Liberalen", wegen unbegründeten Verdachts, in einem Handgemenge der Parteien einen Gegner getödtet zu haben, zum Tode verurtheilt und enthauptet wurde, welches Schicksal einer seiner Anhänger theilte. Sofort wurde Calvin (1541, nach dreijähriger Verbannung) zurückberufen, ihm eine prachtvolle Wohnung eingerichtet, ein Ehrenkleid verabreicht, eine reiche Besoldung dekretirt, dazu ein Geschenk und Ersatz der Reisekosten und ihm endlich der Auftrag ertheilt, „Gesetze zur Beherrschung des Volkes abzufassen."

Der Gebrauch, den Calvin von diesem ihm verliehenen bedeutenden Einflusse machte, bestand in der Unterdrückung jeder, auch der bescheidensten Opposition gegen seine politischen und religiösen Absichten. Das Mittel, durch welches diese Unterdrückung bewerkstelligt wurde, war ein wohlorganisirtes Spionenthum, mittels dessen der „Reformator", wie man ihn nennt, „nicht nur die Thaten, Mienen und Worte, sondern selbst die Gedanken und Ansichten jedes Bewohners von Genf, ja sogar der auswärts Abwesenden" täglich erfuhr (Galiffe). So wurde der Zeughausverwalter Pierre Ameaux wegen tadelnder Äußerungen gegen Calvin verhaftet, aber wegen mangelnder Beweise freigesprochen, worauf Calvin, unter der Drohung, nicht mehr zu predigen, und indem er seine Beleidigung durch Ameaux ausdrücklich eine „Beleidigung Gottes" nannte, — eine nochmalige Verhaftung desselben bewirkte, der nun verurtheilt wurde, öffentlich auf drei Plätzen der Stadt im Hemde, in bloßem Kopfe und eine brennende Fackel in der Hand, knieend vor seinen Richtern um Gnade zu bitten und sein Unrecht gegen Calvin zu bekennen. Durch diese Schmach verlor er

---

criminels intentés à Genève en 1547 pour haute trahison etc. suivi de quelques considérations sur l'état des partis politiques et réligieux sous Calvin etc. (Genève 1862.) Id.; nouvelles pages d'histoire exacte, soit le procès de P. Ameaux etc. suivi de nouveaux éclaircissements sur l'état des partis sous Calvin etc. (Genève 1863.)

natürlich seine Ämter, und es blieb ihm nur noch sein ursprüngliches Gewerbe der Fabrikation von Spielgegenständen (Karten, Würfel u. s. w.). Merkwürdiger Weise wurden aber gerade am Tage seiner Verurtheilung alle Spiele an Werktagen verboten. Die Stelle, welche Ameaux im Rathe bekleidet hatte, erhielt ebenso merkwürdiger Weise der falsche Freund, der ihn angeklagt hatte. Auch später wurde er noch auf mannigfache Weise von Calvin verfolgt. Sein Schicksal riß auch den Prediger Henri de la Mare ins Verderben, welcher mit Bezug auf den Prozeß gegen Ameaux, wol aus eigener Erfahrung, gesagt hatte: Wenn Calvin auf Jemanden einen Zahn habe, so lasse er in seinem Grimme nie nach, — und überdies der einzige Genfer Geistliche war, der seine Anstellung nicht dem Reformator zu verdanken hatte, und dieselbe am Ende auch richtig verlor. Der Buchdrucker Dubois, bei welchem, wie es scheint, Werke erschienen waren, welche andere theologische Ansichten als diejenigen Calvins enthielten, und welcher, darauf von Diesem durch gehässige Äußerungen persönlich herausgefordert, den Reformator einen Heuchler genannt hatte, erlitt dieselbe Demütigung wie Ameaux.

Nachdem Calvin auf diese Weise gezeigt, wie er das Wort des Heilandes verstand: Schlägt Dich jemand auf die rechte Wange, so biete ihm auch die linke dar, — wollte er wahrscheinlich ein Gegenstück zu Christi Benehmen gegen die Sünderin liefern, indem er den Rath veranlaßte, ein Gesetz zu erlassen, daß alle in vergangener Zeit begangenen Unzuchtsvergehen nachträglich bestraft werden sollten. Es war dies ein bequemes Mittel, die Vergangenheit der dem fremden Eindringling unbequemen, national und liberal gesinnten alten Genfer Familien schonungslos aufzudecken, während die dem Reformator anhängenden Eingewanderten, deren Antecedentien Niemand kannte, bei dieser Maßregel frei ausgingen. Die erste Anwendung jenes allen Rechtsbegriffen von Verjährung zuwiderlaufenden und die Moralität nichts weniger als fördernden Gesetzes galt einem alten, jetzt ruhig und zurückgezogen lebenden Führer der früheren Euguenoten, dem ehemaligen Syndik Franz Favre. Er wurde plötzlich angeklagt, sich des betreffenden Vergehens, über dessen Natur die Richter völlig im Ungewissen waren, vor 16 Jahren schuldig gemacht zu haben, entging aber der bevorstehenden Verhaftung durch die Flucht. Auf das Versprechen gelinder Behandlung kehrte er freiwillig zurück und wurde in's Gefängniß geworfen, wo er zehn Monate schmachtete, bis er am Ende mit einer Geltbuße davon kam.

Als sich Favre's Tochter, die Frau des Syndiks Ami Perrin, erlaubte, das Verfahren gegen ihren greisen Vater zu tadeln, wurde auch sie eingekerkert, mußte jedoch mit ihm wieder entlassen werden. Bis dahin war Ami Perrin ein Anhänger Calvins gewesen und hatte nicht einmal über jene Verhaftungen der ihm Theuersten gemurrt. Als aber das geistliche Consistorium gegen die beiden Entlassenen wegen angeblicher „Rebellion“

nochmalige Untersuchung verlangte, und Calvin den Favre einen „Hund" und Frau Perrin eine „Hundstochter" nannte, brach die Geduld des Gatten und er drohte mit Rache. Nun wurden Vater, Tochter und Schwiegersohn nochmals verhaftet und obschon krank, so hart behandelt, daß Bern, wo Favre Bürger war, sich einmischte und einen Gesandten nach Genf abordnete, der mit Mühe die schändlichen Intriguen vereitelte, welche die Spione Frankreichs, zugleich Calvins vertrauteste Freunde, gegen Perrin spannen, bis Letzterer endlich straflos entlassen werden mußte.

Diese Willkürlichkeiten erfüllten die wahren Genfer mit Scham, und die während derselben heranwachsende jüngere Generation mit Sehnsucht nach Rache. An ihrer Spitze standen die Brüder Berthelier, Söhne eines im J. 1519 wegen seines Widerstandes gegen die savoiische Herrschaft hingerichteten edeln Genfers. Durch ihre Bemühungen gelang es, mehrere Male die calvinistische Regierung bei den regelmäßigen Wahlen durch freisinnige Männer zu verdrängen und auf freisinnige Reformen und Abschaffung der theokratischen Formen zu dringen. Die Geistlichen rächten sich durch Excommunikation der Verwegenen, was solche Erbitterung hervorrief, daß die Herrschaft Calvins nur noch an einem Haare hing; aber die letztere stärkte sich durch neue Bürgeraufnahmen, und ihr eilig bewaffneter französischer Anhang zwang Perrin und den ältern Berthelier zur Flucht aus dem Vaterlande. Sechs Familienväter, die theils den Bewaffneten Widerstand geleistet, theils aber ganz unschuldig waren, unter ihnen der jüngere Berthelier, wurden enthauptet, zwei davon noch überdies geviertheilt. Andere Hinrichtungen und zahllose Verbannungen folgten nach, und bald war alle politische Opposition gegen den Calvinismus vernichtet.

Was nun die moralische Wirksamkeit Calvins betrifft, so sind wir, der Wahrheit die Ehre gebend, genöthigt, gleich von vorn herein die ihm nachgerühmte Haupttugend der Uneigennützigkeit als eine Fabel zu erklären. Die Calvinisten gefallen sich darin, auf sein Einkommen in der damaligen Geltwährung hinzuweisen, um zu zeigen, wie genügsam er war, unterlassen aber wohlweislich, zu gestehen, daß jene Summen nach dem jetzigen Geltwerthe einen weit höhern Betrag ausmachten. Seine fixe Besoldung betrug fünfhundert Gensergulden (nach heutigem Geltwerthe sechstausend Francs), und dazu hatte er freie Wohnung mit Garten, freies Brennholz, zwölf Scheffel Weizen und 24 Eimer Wein jährlich, so daß sein Einkommen im Ganzen, ohne die vielen Geschenke, die er erhielt, neun- bis zehntausend Francs im Jahre betrug. Dazu kam noch, daß ihm die Regierung das Mobiliar seiner Wohnung und bei manchen Gelegenheiten über alles Bedürfniß große Quantitäten Holz, Wein, Gelt u. s. w. schenkte und ihm auf Staatskosten einen Sekretär beiordnete.

Als in Genf die Pest ausbrach, und unter etwa zweitausend Menschen

auch der Spitalpfarrer daran starb, verbot die Regierung, aus zärtlicher Besorgniß für Calvins Leben, ihn an jene Stelle zu wählen. Die übrigen Pfarrer, welche der Meinung waren, daß ihr Leben auch etwas werth sei, bekannten vor dem Rathe ihren Mangel an Mut, die Pestkranken zu trösten, ja Einige äußerten sich in christlicher (?) Weise dahin, sie gingen lieber zum Teufel. Nur Einer zeigte sich bereit, seine Pflicht zu erfüllen, falls die Wahl auf ihn fiele, wurde wirklich von der schrecklichen Krankheit ergriffen und verlor seine Frau daran; auch der größte Theil der Angestellten des Spitals starb dahin. Zum Lobredner des herrschenden Systems gab sich der frühere Freiheitsmann Bonnivard, durch die Gefangenschaft in Chillon wol geistig heruntergekommen, her, indem er im Auftrage der Regierung seine bekannte Fabelchronik gegen guten Lohn schrieb, während ihn seine vier Ehen nicht von Überschreitungen des sechsten Gebotes abhielten.

Inzwischen begann gleich nach der Rückkehr Calvins aus seiner Verbannung in Genf eine Art moralischer Schreckensherrschaft, durch welche der picardische Zelot seine individuellen Ansichten zum Gesetze zu erheben und die Herrschaft seines theologischen Systems in den Ländern französischer Zunge vorzubereiten wähnte. In den fünf Jahren von 1541 bis 1546 wurden 76 Menschen verbannt, 8 bis 900 eingekerkert und 58 hingerichtet, von den Letzteren allein 34, darunter 16 Frauen, in drei Monaten des Jahres 1545, während welcher Zeit eine zweite Pest auf die erwähnte folgte. Von den Verbannungen wurde der größte Theil auf Lebenszeit und bei Todesstrafe im Falle der Rückkehr ausgesprochen; keine davon betraf ein schweres Verbrechen, sondern alle entweder geringere Vergehen, politische oder religiöse Handlungen, 27 Fälle aber den Verdacht der Hexerei oder der Pestverbreitung. Von den 58 Hinrichtungen bezogen sich sogar 38 auf diese beiden in jenen finsteren Zeiten erfundenen Verbrechen. Während des Wütens der Pest ergriff allerdings Verzweiflung die Gemüther; aber daß sich diese so weit versteigen konnte, Menschen systematisch zu verfolgen, unter der Anklage, Solche hätten durch Bestreichen von Thüren mit Salben u. s. w. absichtlich die Pest verbreitet, und um dieser erdichteten Handlung willen gerichtlich des Lebens zu berauben, das ist für eine Regierung, auf welche der gefeierte Reformator den größten Einfluß ausübte, wirklich ein sonderbares Zeichen von christlicher Liebe und Milde. 28 der unglücklichen Hingemordeten, welche beinahe sämmtlich lebendig verbrannt wurden, waren Frauen, und unter ihnen befand sich die eigene Mutter des Scharfrichters, welcher gezwungen wurde, erst die Hand, die ihn genährt, abzuhauen und dann den Leib, der ihn geboren, zu Asche zu verbrennen. Diese vorgängige Verschärfung der Strafe wechselte mit dem Zwicken durch glühende Zangen und öffentlicher Auspeitschung ab, nicht zu sprechen von der unvermeidlichen Folter, bei der Manche den Geist aufgaben, ohne die Hinrichtung zu erleben. Eine der Bejammernswürdigen,

welche, nach dem Wortlaute des Protokolls, „das Erbarmen Gottes nicht erwarten konnte“, erhängte sich aus Verzweiflung im Kerker; ihr Leichnam wurde öffentlich durch die Straßen geführt und ihm die rechte Hand abgehauen. Eine Andere, der man, um einen ähnlichen Selbstmord zu verhindern, während der Nacht die Arme zusammenband, stürzte sich auf das Pflaster des Gefängnißhofes, wurde aber lebend aufgehoben, dann mit glühenden Zangen gezwickt und endlich verbrannt; ihr Mann, damaliger Spitalbeamter, erlitt dieselbe Strafe, zugleich mit ihr. Man brauchte nur Vertilgungsmittel gegen schädliche Thiere zu kaufen, so gerieth man in den Verdacht, die Pest verbreitet zu haben, und zur Verurtheilung war außer dem Verdachte nichts erforderlich; ja im Urtheile wurde oft ausdrücklich bemerkt, daß nichts bewiesen sei!! — All' dies paßte in eine Zeit, in welcher Massen von armen Leuten, welche den Behörden zur Last fielen, und zur Zeit der Pest auch Kranke, unter Androhung von Prügelstrafen, aus der Stadt gejagt wurden, — in eine Zeit, in welcher Solche, die wegen gemeiner Verbrechen zum Tode verurtheilt waren, sich mit Geld loskaufen konnten, aber wenn ihnen dies nicht möglich war, ohne Gnade hingerichtet wurden. Und das Alles konnte oder wollte der gefeierte Reformator, welcher mit Rathsherren die Gesetze Genfs entwarf, nicht verhindern! Es zeigt sich aus den amtlichen Protokollen, daß unter den wegen gemeiner Verbrechen Bestraften ein verschwindend kleiner Theil geborene Genfer, der größte Theil aber eingewanderte Fremde waren, von jenem Zuwachse, welcher mit Calvins Ankunft begann. Es ist übrigens noch ausdrücklich zu bemerken, daß in früheren Zeiten in Genf die Folter im erwähnten Maßstabe und die geschilderten barbarischen Strafen beinahe unbekannt, daß diese Scheußlichkeiten vielmehr eine durch die vielen Einwanderungen aus Frankreich eingeführte Neuerung waren.

Diesen von der calvinistischen Partei in Scene gesetzten blutigen Schauspielen gegenüber nimmt es sich eigen kontrastirend aus, wie bezüglich wirklicher Schauspiele, d. h. theatralischer Aufführungen verfahren wurde. Das Schauspiel ist bekanntlich ein Kind der Kirche, und zwar der katholischen, an Ceremonien so überaus reichen, des Mittelalters. In Genf waren die Schauspiele seit alter Zeit eine der volksthümlichsten Vergnügungen der lebenslustigen Bevölkerung, daher sie bei jeder festlichen Gelegenheit zum Besten gegeben wurden. Die Reformation hatte dieser ächt genferischen Belustigung kein Ende bereiten können; ja unter Calvins Herrschaft war dieselbe noch nicht einmal eingegangen. Calvin wagte es als Fremder nicht, den Genfern eine ihrer liebsten Freuden, so sehr solche seinem finstern Sinne und seinen moralischen Begriffen entgegen waren, zu entziehen. Sein Freund Michel Cop, jener seinetwegen aus Paris entflohene ehemalige Rektor, war weniger rücksichtsvoll. Als eine Gesellschaft von Männern und Frauen eine sogenannte Moralité, wie man Schauspiele religiösen Inhalts nannte, betitelt: die Apostelgeschichte, darstellen

wollte, ein Stück, welches Calvin selbst, nach Prüfung, „fromm und gottgefällig" genannt hatte, predigte Cop in der Kathedrale St. Peters heftig gegen dieses Unternehmen und nannte die betheiligten Frauen schamlose Dirnen (des effrontées sans honneur) und das Stück eine Posse (farce). Deshalb vom Rathe zur Verantwortung gezogen, läugnete er seine Äußerungen. Was ihm zur Strafe geschah, ist unbekannt geblieben; das Stück wurde aufgeführt und der Rath wohnte bei. Aber auf eine Vorstellung der Geistlichen hin beschloß derselbe Rath wenige Tage später: „solche Geschichten (histoires nannte man die Schauspiele überhaupt) bis auf gelegenere Zeit zu unterdrücken." So lange Calvin lebte, wurden keine Schauspiele mehr in Genf gesehen.

Noch gehässiger und lächerlicher als die Unterdrückung der Schauspiele war der Feldzug der calvinistischen Geistlichkeit gegen die bisher in Genf üblichen Taufnamen, welche sie für „papistische" erklärte. Das Ziel Calvins war hier wie dort: die alten Erinnerungen Genfs zu zerstören und ein Genf nach seinem Geschmacke einzurichten. Er setzte einen Rathsbeschluß durch, nach welchem keinem Kinde andere Namen gegeben werden durften, als solche, welche in der Bibel vorkommen. Die Geistlichen weigerten sich von da an hartnäckig, auf nicht biblische Namen zu taufen.

Man hat Calvin mit besonderm Nachdrucke den Reformator der Sitten in Genf genannt und seinen Bemühungen die Sittenreinheit der alten Genfer Familien zugeschrieben. Die wahre, urkundliche Geschichte zeigt die völlige Unrichtigkeit dieser Annahme. Die ächten Genfer waren schon vor Calvin sittenrein; es war dies ein altes Erbtheil dieser merkwürdigen kleinen Republik, der es bei den mannigfaltigen Bedrängnissen, denen sie von Seite Savoiens, des Bischofs u. s. w. ausgesetzt war, daran liegen mußte, ihre Integrität und ihren moralischen Charakter aufrecht zu erhalten. Beinahe alle groben Vergehungen gegen Sitte und Recht vor der Reformation fielen den savoiischen Hofleuten oder der zahlreichen Geistlichkeit zur Last, letzterer in natürlicher Folge des Cölibates. Seit der Reformation aber sehen wir unter den Verbrechern und Unsittlichen beinahe lauter Fremde von jener vorzugsweise französischen Einwanderung, welche Calvin selbst eröffnet hatte. Mit der Zunahme dieser Einwanderung hielt denn auch die Zunahme der Unsittlichkeit Schritt. Die Art und Weise jedoch, wie der „Reformator" gegen dieselbe verfuhr, war nichts weniger als geeignet, eine Verbesserung der Sitten herbeizuführen.

Wir haben bereits gesehen, daß die Unterdrückung der Schauspiele auf schneidender Inkonsequenz beruhte, daß das Verbot der Spiele an Werktagen (warum nicht auch am Sonntage?) aus persönlichem Hasse gegen Pierre Ameaux hervorging, daß die Strafgesetze gegen Unkeuschheit den juristischen Unsinn gesetzlicher Rückwirkung enthielten. So war es denn auch mit den ferneren Sittengesetzen. Bald nach dem erwähnten Spielverbote wurden etwa dreißig der angesehensten Männer und Frauen der Stadt verhaftet,

weil sie drei Wochen vorher bei einer Hochzeit getanzt oder dem Tanzen zugesehen hatten. Wieder nicht lange nachher wurde allen Bürgern und Bewohnern der Stadt der Besuch der Wirthschaften und der Brot- und Weinmagazine verboten, so daß eine Menge ehrbarer Gastwirthe ruinirt wurden. Damit aber die Unverheirateten, welche in Gasthäusern logirten, nicht auf die Gasse gestellt würden, schuf der calvinistische Rath drei, nachher fünf sogenannte Zunfthäuser, in welchen man, unter der Aufsicht von Beamten, essen und trinken durfte. Der Zwang rief aber, wie dies immer geschieht, solche Ausschweifungen herbei, daß der Rath nach Kurzem sich bewogen fand, wenigstens den Unverheirateten den Besuch der Gasthäuser wieder zu gestatten; ja die Menge derselben nahm von da an noch mehr zu, als je vorher. Zugleich wuchs die Unsittlichkeit von Jahr zu Jahr an Ausdehnung. Schlechte Dirnen erfrechten sich, mit Blumenkränzen auf dem Haupte Hochzeit zu feiern, Männer und Frauen badeten sich in denselben Räumen, beides acht Jahre nach Calvins Rückkehr. Die Aussetzungen von Kindern, im alten Genf beinahe unbekannt, nahmen von Jahr zu Jahr zu, und in den Kirchen mußte man den beiden Geschlechtern besondere Plätze anweisen, weil die Frauen vor den Zudringlichkeiten der französischen Einwanderer nicht mehr sicher waren. Bei diesen Übelständen ist es denn sehr sonderbar zu hören, wie kleinliche Verordnungen die Behörden erließen. Der Haß Calvins und der Fremden überhaupt gegen die deutschen Schweizer rief nämlich Verbote herbei, Kleider, Schuhe und sogar Bärte so zu tragen, wie sie in der Schweiz üblich waren und verhinderte die Witwe eines Gastwirthes, den Schild des Bären beizubehalten. Das Benehmen der Machthaber war übrigens auch gar nicht geeignet, das Volk durch ein gutes Beispiel auf ehrbare Wege zu führen. Außer den schon erwähnten Verbrennungen und Enthauptungen wurden als Todesstrafe auch Viertheilungen angewendet und die vier Theile der zerrissenen Schlachtopfer an den vier äußersten Punkten des Stadtgebietes aufgehängt, der Kopf aber auf die Mauer gesteckt. Es ist ferner nachgewiesen, daß von den Sittengesetzen zu Gunsten gewisser dem herrschenden Systeme ergebener Personen zahlreiche Ausnahmen gemacht wurden, daß z. B. Personen dieser Partei gestattet wurde, sich mit Solchen, mit denen sie sich des Ehebruchs schuldig gemacht, zu verheiraten und damit der Strafe zu entgehen, daß französische Flüchtlinge, welche ihre Gattinnen zurückgelassen hatten, in Genf ohne weiteres zu neuer Ehe schreiten durften. Die gerühmte Einfachheit der Sitten unter Calvin erhält auch eigenthümliche Illustrationen durch die luxuriösen Gastmähler, welche das ältere Genf nicht gekannt hatte, und welche die Rathsherren und Geistlichen bei jeder erdenkbaren Gelegenheit einnahmen. Solche Gastmähler, deren Küchenzettel wir noch besitzen, waren so reich an den feinsten Delikatessen, daß ihre Kosten sich auf Summen beliefen, die mehreren hunderten von jetzigen Franken entsprechen. Die Redeweise Calvins und der übrigen Geistlichen war

endlich der Art, daß sie besonders erwähnt zu werden verdient. Der Reformator nannte in seinen Predigten Diejenigen, welche sie nicht besuchten, „Thiere, Hunde, Wölfe“; er beschuldigte die Jugend Genfs, die Religion umzustürzen, so daß der ihm ergebene Rath ihn ermahnte, „auf der Kanzel nicht so zu schreien.“ Einst predigte er sogar: man müsse zwei Galgen errichten, um daran sieben- bis achthundert junge Genfer aufzuhängen. Der Pfarrer Raymond Chauvet, ein Gascogner, rief in der Predigt seinen Zuhörern zu: Pest, Krieg und Hunger sollen über euch kommen! Der Prediger Trepperaux in Celigny, welchen Calvin selbst aus Touraine hatte kommen lassen, redete seine andächtigen Pfarrkinder folgendermaßen an: „Ihr seid Alle nur Teufel! Glaubt ihr, dies Land gehöre euch? Es gehört mir und meinen Genossen, und ihr sollt durch uns Fremde beherrscht werden, und würdet ihr auch mit den Zähnen knirschen!“ Calvins Bescheidenheit ging überdies noch aus folgenden Äußerungen hervor: Was er predige, das komme nicht von ihm, sondern von Gott — und wer ihn beleidige, der beleidige den Vater, den Sohn und den heiligen Geist! — Auf diese Weise wurde in Genf ein Ton eingeführt, der früher in dieser Stadt unbekannt gewesen war, und man gefiel sich sogar in öffentlichen Akten schmutziger und gemeiner Ausdrücke.

Im Geiste des herben Calvinismus wurde die Feier der Geburt des Welterlösers (Weihnacht) mit 24 Stunden Gefängniß bestraft. Die Dienstboten wurden über ihren Glauben inquirirt und zum Besuche der Predigt angehalten. Den Geistlichen machte die Regierung seltsamer Weise Geschenke mit Süßigkeiten. Die angebliche Sittenstrenge unter Calvin verhinderte jedoch nicht, daß die Frau seines eigenen Bruders sich so benahm, daß derselbe sich von ihr scheiden ließ und sie unter Androhung von Peitschenhieben verbannt wurde. Calvin selbst sorgte fortwährend für Aufrechterhaltung seines Einflusses zu Gunsten seiner Plane, indem er den Rath ermahnte, zu Syndiken gutgesinnte Männer zu wählen, und nicht so schlechte, wie die letzten Jahre geschehen, auch sich der Kleinheit Genfs zu erinnern und nicht stolz zu werden, d. h. wol keine Gedanken von Freiheit und Selbständigkeit aufkommen zu lassen. Die bezahlten Lügenschreiber des Systems, Bonnivard und der ihn an Keckheit noch weit überbietende Frömmler Michel Roset, wurden mit Aufmerksamkeiten überhäuft, des Erstern hülfloses Alter gepflegt, des Letztern salbungsvolle Gebete bei Beginn der Rathssitzungen angehört. Für leibliches und geistiges Wohl des Volkes war man so besorgt, daß man drei Gerbergesellen auf drei Tage bei Wasser und Brot einsperrte, weil sie zum Frühstücke drei Dutzend Pasteten gegessen hatten, und das Lesen des Romanes „Amadis von Gallien“ verbot. Es ist einleuchtend, daß solch kleinliches Verfahren nur verderblich wirken konnte, und in den späteren Zeiten von Calvins Herrschaft mußte daher der Pfarrer Simon Goulard dem berühmten Joseph Scaliger gestehen, daß die Sitten in Genf schlimmer seien, als in Frank-

reich. Calvins moralische Bestrebungen endeten daher mit einem jämmerlichen Fiasco.

Was endlich Calvin in dogmatischer Hinsicht in Genf gethan hat, besteht in Zwang und Inquisition, in Feuer- und Blutopfern. Die Zahl der bekannteren Männer, welche unter Calvin um ihres Glaubens willen irgendwie bestraft oder verfolgt wurden, beträgt 33. Wir wollen uns beschränken, das Schicksal der Bedentendsten zu erzählen. Die Anmaßungen der französischen Geistlichen in Genf hatten ein Plakat hervorgerufen, welches dieselben angriff. In den Verdacht der Abfassung desselben gerieth Jacques Gruet, von einer guten, alten Genferfamilie. Calvin ließ alle Papiere des Angeklagten aufgreifen, um seine Handschrift zu vergleichen. Er gelangte zwar zu dem Resultate, daß die Handschrift des Plakates nicht diejenige Gruets sei. Trotzdem wurde der Angeklagte gefoltert, und, weil man auf seinen Papieren Äußerungen fand, welche den politischen und religiösen Ansichten Calvins widersprachen, zum Tode verurtheilt, enthauptet und sein Kopf an den Galgen genagelt. Wir übergehen indessen sowol den spätern Proceß gegen den französischen Arzt (frühern Mönch) Jerome Bolsec, einen nicht sehr achtungswerthen Charakter, der, wegen abweichender Ansichten von denen Calvins über die Gnadenwahl, aus Genf verbannt wurde und später zur katholischen Kirche zurücktrat — als auch die übrigen Ketzerverfolgungen, um diejenige unter denselben zu berühren, welche das größte Aufsehen gemacht hat und gewöhnlich als die größte Unthat Calvins betrachtet wird. Es ist das Autodafé des Arztes Michael Servede aus Villanueva in Aragon*). Dieser eigenthümliche philosophische Schwärmer war 1509 geboren, studirte seit 1528 in Toulouse die Rechte, interessirte sich aber weit mehr für die durch Luther begonnene Bewegung und vertiefte sich in die Bibel und theologische Streitschriften. Für die Reformation Partei ergreifend, bereiste er, um diese Gesinnung zu bethätigen, Italien und später die Schweiz und Süddeutschland. Mittlerweile war Servetus, wie er seinen Namen latinisirte, in seinen Ansichten bereits über den Standpunkt der Reformatoren hinausgeschritten und bekannte hinsichtlich des Begriffes der Dreieinigkeit Grundsätze, die von denen der Ersteren weit abwichen, und die er 1531 in seinem Buche „de trinitatis erroribus" auseinandersetzte. Als dies Werk bei den Reformatoren in Basel und Straßburg Anstoß erregte, begab er sich nach Frankreich und hielt sich abwechselnd in Paris und in Lyon auf, wo er nacheinander Medicin studirte, Korrektor in einer Druckerei war, Unterricht in Mathematik, Geographie und — Astrologie ertheilte, was ihm ein Strafurtheil zuzog, und als praktischer Arzt wirkte. Zuletzt wählte er Vienne, dessen Erzbischof sein Schüler gewesen, zum Aufenthalte und besorgte Ausgaben des Ptolemäos und der Bibel. Von hier aus nun trat

*) Brunnemann, Karl; Michel Servetus. Berlin 1865.

er zum ersten Male mit dem geistlichen Diktator Genfs in Verbindung, indem er denselben für seine Ansichten zu gewinnen suchte, was nicht gerade für seine Menschenkenntniß, desto mehr aber für seine Harmlosigkeit spricht. Es war nicht anders zu erwarten, als daß Calvin, der unerschütterliche Apostel der Prädestination, diesen Verkehr mit dem Schwärmer abbrach und an seinen Nachbeter Farel nach Neuenburg schrieb: „Servet hat mir letzthin mit Briefen einen mächtigen Band voll seiner Träumereien gesandt; mit fabelhafter Anmaßung verkündet er mir, daß ich darin erstaunliche und unerhörte Dinge finden würde. Er anerbietet sich, hierher zu kommen, wenn es mir gefiele; aber ich mag meine Einwilligung nicht dazu geben; denn wenn er käme, würde ich nicht dulden, so weit mein Ansehen reicht, daß er mit dem Leben davon käme." Dieses Fehlschlagen seiner Hoffnungen erbitterte Servet noch mehr gegen die kirchlichen Machthaber beider Konfessionen, deren Lehren er 1553 (dem letzten und ereignißreichsten Jahre seines Lebens) in seinem neuen Werke „Christianismi restitutio" angriff, als mit dem Geiste des Evangeliums im Widerspruche. Dies Werk war sein Todesurtheil. Ein Franzose aus Lyon, Namens Guillaume de Trie, der als protestantischer Flüchtling sich in Genf aufhielt, schrieb an seinen katholischen Verwandten Arneys in Lyon in dem Sinne, daß es sehr unpassend sei, in Frankreich die Protestanten so sehr zu verfolgen, während man in Vienne einen Ketzer beschütze, welcher ebenso gut von Katholiken, als von Protestanten verdammt würde und verdiente verbrannt zu werden, wo man ihn auch fände; er heiße Michael Servet, nenne sich jetzt Villeneuve und habe das erwähnte Buch verfaßt. Arneys überreichte diese Denunciation dem Ketzergerichte in Lyon, welches sofort das Inquisitionsverfahren gegen Servet anhob. Als der Drucker des inkriminirten Werkes so ehrenhaft war, den Verfasser nicht zu verrathen, verschmähte es die katholische Inquisition nicht, sich an das ketzerische Genf zu wenden, und der Flüchtling Trie war so ehrlos, dem Ketzergerichte eigenhändige Briefe Servets zu senden; diese Briefe aber hatte er von Niemanden anders, als von Calvin selbst erhalten, der sie seit seiner Korrespondenz mit dem Unglücklichen besaß. Durch dieselben überwiesen und verhaftet, glaubte Servet, seinem Schicksale zu entgehen, indem er so glücklich war, dem Kerker zu entrinnen, worauf sein Bild und seine Werke von der katholischen Inquisition verbrannt wurden. Leider aber hatte er sich aus der päpstlichen Charybdis nur gerettet, um in die reformirte Skylla zu stürzen und damit den ersten Beweis zu leisten, wie gelehrige Schüler der Dominikaner (der Ketzerrichter des Mittelalters) sich unter den angeblichen Vertheidigern der freien Forschung befanden.

Im Begriffe, seine Flucht nach Italien fortzusetzen, kam das unglückliche Opfer zweier Inquisitionen, zweier mordbrennerischen Glaubensharpyien, nach Genf, — wie der Vogel in den Rachen der Klapperschlange fällt.

Calvin war damals eben im heftigsten Kampfe mit den „Libertinern" begriffen und schien gerade nahe daran, ihnen zu unterliegen, namentlich da sie es durchgesetzt hatten, daß das Recht der Exkommunikation dem Consistorium und den Geistlichen ihr Stimmrecht im Conseil général entzogen wurde. Da galt es denn für den wankenden Diktator, sich durch eine entschiedene That zu retten, ein Beispiel zu statuiren, durch welches seine Gegner erschreckt und eingeschüchtert und über Genf ein heilsamer Schrecken verbreitet werde, bei dem allein es möglich war, den gefürchteten Sturz der Theokratie aufzuhalten, ja zu vereiteln. That Calvin in diesem Augenblick nichts Außerordentliches, Niederschmetterndes, so stand seine zweite Verbannung vor der Thüre, welcher schwerlich eine zweite Rückkehr gefolgt wäre, — und dann war es auch mit seiner Einwirkung auf Frankreichs Reformation, und mit all seinen kühnen Planen vorbei! Es kam ihm daher sehr gelegen, als er den spanischen Schwärmer, den Langeweile und Neugierde aus seinem Verstecke getrieben hatten, in einer seiner Predigten entdeckte; er ließ die willkommene Beute sogleich in Sicherheit bringen. Da die damaligen Gesetze die Verhaftung des Anklägers gleich dem Angeklagten forderten, um gegen eine falsche Anklage Bürgschaft zu besitzen, mußte, damit der Reformator frei blieb, dessen Schreiber Nicolas de la Fontaine statt seiner die Anklageschrift einreichen und das Gefängniß beziehen. Das inquisitorische Opus beschuldigte den Angeklagten, die Dreieinigkeit, die Gottheit Christi, die Kindertaufe und die Unsterblichkeit der Seele geläugnet zu haben. In seiner Verantwortung benahm sich Servet ausweichend und beschuldigte Calvin, ihn zu seinen schriftlichen Äußerungen durch Beleidigungen gereizt und seine Verhaftung in Vienne veranlaßt zu haben. Von den ihm zur Last gelegten Ketzereien gab er fast alle zu und vertheidigte sie, bestritt jedoch, die Unsterblichkeit der Seele geläugnet und die Absicht gehabt zu haben, Calvin zu beleidigen, welchen er öffentlich an der Hand der Bibel seiner Irrthümer zu überweisen sich anerbot. Der Rath fand die Lage der Sache für den Angeklagten so gravirend, daß er den Ankläger aus dem Verhafte entließ. Daß sich das politische Haupt der Libertiner, Philibert Berthelier, vor Gericht lebhaft Servets annahm, konnte natürlich der Sache des Letztern in den Augen seiner Feinde nur schaden, und Calvin, noch mehr gereizt, trat jetzt selbst öffentlich als Ankläger auf und disputirte mit dem Angeklagten über die Dreieinigkeit, von welcher der Letztere mit Recht nachwies, daß sie vor dem Concilium von Nikäa niemals genannt worden sei. Nun getraute sich Niemand mehr, dem gefürchteten theologischen Kämpfer gegenüber das Wort für Servet zu ergreifen, und der Staatsanwalt, eine Kreatur Calvins, setzte, mit welcher Unparteilichkeit ist denkbar, die Anklageakte auf. Dieses Schriftstück, unter dem Titel: Ce sont les interrogatz et articles sur les quels le procureur général de ceste ville de Genève requiert interroger Michel Servet prisonnier criminel pour blasphèmes, hérésies et perturba-

tion de la Chrestienté! — ging nun bereits über den theologischen Standpunkt der ersten Anklage hinaus und vermied es in kluger Berechnung, dem Angeklagten Angriffe auf Calvins Person zur Last zu legen, indem dies bei dem drohenden Verhalten der Libertiner nicht gewagt werden durfte. Das Hauptgewicht wurde daher darauf gelegt, daß Servet ein für Staat und Kirche gemeingefährlicher Mensch, ein Rebell, Friedensstörer und Feind der öffentlichen Ordnung sei. Das war ein ächt inquisitorischer Kniff. Die Person des Angeklagten mußte moralisch vernichtet und sein Gegner durch diesen geistigen Mord erhoben werden. Ja, Servet erhielt nicht einmal einen Vertheidiger, und seine Rechtfertigungen wurden nicht berücksichtigt. Dagegen benützte Calvin seine Stellung, von der Kanzel herab gegen den Feind heftig zu donnern und ihn als „Gotteslästerer" zu kennzeichnen. Und als während des Prozesses das Gericht von Vienne den ihm schon früher verfallenen Ketzer herausverlangte, verweigerte der Rath von Genf die Auslieferung. Die reformirte Glaubensharpyie gönnte der katholischen ihr Opfer nicht; sie wollte es selbst zerreißen. Im Kampfe gegen den freien Gedanken mochte keine von beiden Kirchen der andern an Rechtgläubigkeit nachstehen!

Den Bemühungen der „Libertiner" gelang es indessen, persönliche Disputationen zwischen Calvin und Servet zu verhindern und Letzterm die Gestattung schriftlicher Vernehmlassung auszuwirken. Es folgten sich nun weitläufige Streitschriften der beiden Gegner, in denen sie mit einander nichts weniger als säuberlich umsprangen, vielmehr einander gegenseitig die blutigsten Beschimpfungen in's Gesicht warfen. Servet nannte Calvin einen elenden Magier und seine Anklage ein Hundegebell. Letzterer beschuldigte dagegen Erstern der Absicht, „das Licht auszulöschen, das wir in dem Worte Gottes haben, um alle Religion abzuschaffen" (eine boshafte Lüge, die durch die Werke Servets selbst widerlegt wird). Es war erklärlich, daß auf dies hin Servet den Theokraten Genfs als seinen persönlichen Feind entlarvte und ihn einen Menschenmörder, Lügner und Wütenden nannte, und daß er endlich in seiner Aufregung verlangte, Calvin solle als Magier schuldig befunden, aus Genf verjagt und sein Vermögen ihm, Servet, als Entschädigung für die erlittenen Unbilden zugesprochen werden.

Die Behörden, in denen es viele Gegner Calvins gab, holten, sehr zum Mißvergnügen des Letztern, bei den reformirten Schweizerkirchen zu Bern, Zürich, Basel und Schaffhausen ein Gutachten ein, wie in dem Processe gegen Servet verfahren werden sollte; aber Calvin benützte die Zeit, bearbeitete von sich aus die genannten Kantone gegen Servet, und — erreichte durch das theologische Gewicht seines Namens seinen Zweck so weit, daß die vier Kirchen sich einstimmig für die Strafbarkeit des Unglücklichen aussprachen, indem sie in ihrer dogmatischen Verblendung „Servet

wörtlich das vorwarfen, was die katholische Kirche ihnen zum Vorwurf machte." Zwingli's Geist verhüllte sich in Scham über seine unwürdigen Nachfolger. Durch das Blut des Spaniers hofften sich Diese bei den „Papisten" von dem Verdachte der Ketzerei rein zu waschen! Lächerliche Hoffnung! Dies imponirte den Genfer Behörden, in welchen die Calvinisten ohnehin zum Verderben des Elenden verschworen, die Libertiner aber von Respekt für die Schweizerkantone erfüllt waren, — und dem Volke war das Schicksal eines — Fremden gleichgültig und ließ es kalt. — Wer es noch etwa wagte, die Stimme der Menschlichkeit zu erheben, wurde durch Calvins Predigten niedergedonnert. So ist es zu erklären, daß am verhängnißvollen 26. Oktober 1553 der kleine Rath die Rede seines Vorsitzenden, Perrin, der warm für Freisprechung eintrat, in den Wind schlug, ja nicht einmal Appellation an den großen Rath zugab, sondern mit fünfzehn gegen fünf Stimmen (fünf Gegner Calvins waren nicht erschienen) den Unglücklichen denjenigen Tod bestimmte, dem in seinem Vaterlande Spanien damals alle Genfer ohne Ausnahme preisgegeben worden wären, — dem entsetzlichen Scheiterhaufen! Der Sieg Calvins war vollständig; und mit der Verurtheilung Servets war diejenige der Libertiner ausgesprochen und folgte ihr auch wirklich schon in zwei Jahren nach!

Der Triumph des Reformators bewog ihn zu der einzigen Verwendung, die er je für den Gegner hatte eintreten lassen; er beantragte Vertauschung des Feuertodes mit der Enthauptung, und einzig hierauf bezieht sich die Behauptung Merle d'Aubigné's, als hätte Calvin „allein in ganz Europa" seine Stimme zu Gunsten des Ketzers erhoben! Das kanonische Recht aber war klar: die Kirche dürstete nicht nach Blut; daher wendete sie das Feuer an; gleich der Kirche von Rom zog auch die Kirche von Genf den schwarzen Tod dem rothen vor!

Servet, dem noch ein vergeblicher Hoffnungsstrahl auf Freisprechung geleuchtet hatte, soll sich bei Ankündigung des Urtheils verzagt benommen und um Gnade geschrieen haben. Einen Widerruf lehnte er jedoch beharrlich ab.

Am Tage nach dem Urtheile prasselten auf der Anhöhe Champel bei Genf die Flammen, welche einen alleinstehenden Forscher verzehrten, — um der Welt sonnenklar zu beweisen, daß der Stifter des Christenthums — Gottes Sohn und der Schöpfer der Welt — dreieinig sei!!! Das war die That, die auf ewige Zeiten den sogenannten Reformator von Genf mit einem häßlichen schwarzen Brandmale belastet. Bezeichnend ist es, daß Calvin schon früher an Madame de Cany, welcher er zum Vorwurfe machte, mit einem weit weniger gravirten Ketzer, als Servet, Erbarmen gefühlt zu haben, geschrieben: „Ich hätte gewünscht, er wäre in irgend einem Graben verfault, und ich versichere Sie, Madame, wenn er mir nicht so frühe entwischt wäre, hätte ich es für meine Pflicht gehalten, ihn durch das Feuer passiren zu lassen." So war ein unabhängiger, wenn auch

etwas unklarer, Gelehrter, der es im Reformationszeitalter wagte, unbekümmert um beide streitende Glaubensparteien, seinen eigenen Weg zu gehen, den Inquisitionen beider in die Hände gefallen, und ein Reformator, d. h. ein Vertheidiger der freien Forschung, hatte einen Denker, der seinen Planen Gefahr zu bringen schien, wegen bloßer freier Forschung durch dasselbe Mittel hingeopfert, durch welches seine eigenen Glaubensgenossen von der alten Kirche aus dem Wege geräumt wurden. Calvin hatte durch diesen Prozeß, welcher ihm trotz aller Verkleisterungen zur schweren Schuld angerechnet werden muß, seinen absolutistischen und inquisitorischen Charakter vor aller Welt blosgelegt. Und die übrigen Reformatoren jener Zeit, so sehr ihre Lehren von derjenigen Calvins abwichen, wurden von solch feiger Furcht vor dem freien Gedanken gepackt, daß sie dem protestantischen Großinquisitor in Genf über die Beseitigung des Ketzers Lobsprüche ertheilten. Selbst der sanfte, damals aber bereits altersschwache Melanchthon, selbst Zwingli's sonst vernünftiger Nachfolger Bullinger, schlossen sich diesem Standpunkte der finstersten Barbarei an, von Calvins Nachbetern Farel und Viret zu schweigen. Daß aber keineswegs ganz Europa, wie jene Phrase Merle d'Aubignés meint, den Mord Servets gebilligt, beweist der Sturm, der sich nach demselben, ungeachtet der Stimmen jener Reformatoren, gegen diese That erhob. Alle Verfechter freier Forschung, an ihrer Spitze der von Calvin wegen seiner religiösen Ansichten in Genf als Rektor des Collegiums entsetzte und vertriebene gelehrte Bibelübersetzer Castellio, sowie der berühmte Freidenker Lälius Socinus „erhoben ihre Stimme für die Freiheit des Geistes“ und trieben Calvin so in die Enge, daß er zu seiner Vertheidigung eine Schrift gegen Servet und für die Berechtigung zur Bestrafung der Ketzer herausgab. Ihn wiederlegte der Italiener Celsus, der nicht einmal mit der Lehre Servets übereinstimmte, in einem Werke, „dessen milder Ton (sagt ein Bewunderer Calvins) die ganze Reinheit des Evangeliums athmete“ und das „in einem liebenswürdigen christlichen Geiste und großer Liebe zur Wahrheit geschrieben war.“ Im nämlichen Sinne trat de Thou in Frankreich auf, und der Stadtschreiber Zurkinden in Bern, ein Freund Calvins, tadelte dessen Verfahren in einem Briefe an ihn freimüthig. „Der Haß gegen Calvin wuchs mit jedem Jahre und sein Name ward fast ein Schmähwort,“ sagt derselbe Bewunderer Calvins, und es kann als eine Nemesis betrachtet werden, daß beinahe keine Kirche das Glaubenssystem ihres Hauptes so sehr verlassen hat, wie die calvinistische in Genf, so daß es heutzutage beinahe keine wirklichen Calvinisten mehr giebt.

Nachdem Calvin alle seine Feinde, nämlich nach Servet noch, wie bereits erzählt, die „Libertiner“, vernichtet und damit zugleich den eigenthümlichen demokratischen und heitern Charakter der kleinen Republik Genf zerstört hatte, war er nicht nur Alleinherrscher dort, — er war auch thatsächlich der Papst der französisch-protestantischen Kirche, der Gemeinschaft

von Anhängern der Gnadenwahl, und that sich etwas zu gut darauf, Genf das protestantische Rom nennen zu hören.

Um den großen französisch-protestantischen Kirchenstaat unter seinem eigenen Papstthume zu gründen, mußte aber Calvin vor Allem Geistliche seiner Richtung heranziehen, Geistliche, welche auf sein alleinseligmachendes Dogma der Gnadenwahl schwuren. Diese Absicht gab der berühmten Akademie von Genf, diesem Musentempel die Entstehung, in dem so viele ausgezeichnete Priester der Wissenschaft geopfert haben. An dieser Schöpfung, wie sie sich mit der Zeit gestaltet hat, ist jedoch Calvin jedenfalls sehr unschuldig. Es lag dem Verbrenner Servets gewiß sehr ferne, eine Schule freier Wissenschaft zu gründen. Er wollte einfach in seinem Rom eine Propaganda seines Glaubens errichten. Die Akademie, wie Calvin sie gründete, war daher wesentlich eine theologische Anstalt. Die übrigen Wissenschaften waren nur so weit vertreten, als sie der Theologie dienten, so die Philosophie nach damaligen Begriffen, die Sprachen, in denen die Bibel abgefaßt ist, u. s. w. Merkwürdiger Weise hat Calvin die lateinische Sprache, als die des Katholizismus, stets zu Gunsten der griechischen und hebräischen hintangesetzt und den Unterricht in derselben zu verdrängen gesucht. Die Anstalt wurde gänzlich unter die Aufsicht und Leitung der Geistlichkeit gestellt, und die Studirenden mußten Calvins Glaubensbekenntniß unterschreiben. Als Calvins ersten Mitarbeiter an derselben finden wir einen Mann, der später, als sein Nachfolger, einen berühmten Namen erworben hat, Theodor de Beza. Auch Viret kam damals, als er in Lausanne wegen seines Beharrens auf dem Rechte der Exkommunikation entlassen war, wieder nach Genf.

So sehr indessen Calvin sein Hauptaugenmerk auf den französischen Protestantismus warf, so wenig ließ er die protestantischen Kirchen anderer Länder aus dem Gesichte, in welchen für ihn und seine Lehre Einfluß zu hoffen war. In Deutschland und der Schweiz war seit Luther und Zwingli die protestantische Kirche bereits zu fest organisirt, als daß hier für Calvin noch etwas zu thun gewesen wäre. In England hatte sich das Königthum der Kirchenleitung bemächtigt. Im Süden Europas war der Katholizismus fester als je eingewurzelt. Daher wandte Calvin seine Blicke nach dem äußersten Norden und Osten Europas. Der Reformator Schottlands, der Stifter der presbyterianischen Kirche, John Knox, vor den Verfolgungen der „blutigen Maria" aus Britannien fliehend, weilte lange in Genf bei Calvin, dessen Kirche seinen Idealen entsprach, und pflog vertraute Freundschaft mit ihm. Nach Schottland zurückgekehrt, machte er die Glaubensansichten Calvins zu denen der dortigen reformirten Kirche, und so entstand im Norden eine Provinz vom Reiche des Genfer Reformators. In Frankfurt am Main vermittelte Calvin persönlich zwischen den wegen ihrer Liturgie in Streit gerathenen englischen und französischen Flüchtlingen. Er suchte ferner Verbindungen mit Dänemark und Schweden anzu-

knüpfen, indem er den dortigen Königen Schriften widmete; aber Luthers Lehre versperrte ihm dort bereits den Weg. Nun versuchte er in Polen Einfluß zu gewinnen. Er trat in Verbindung mit dortigen protestantisch gesinnten Edelleuten, dann auch mit dem Könige, indem er sich herbeiließ, für die dortige evangelische Kirche ein Patriarchat oder Primat zuzugeben, und Polen von der römischen Kirche abwendig zu machen suchte. Der polnische Reformator Laski, von Zwingli für den neuen Glauben gewonnen, wurde sein Freund. Er brachte in Polen große Fortschritte der Reformation zu Stande, die jedoch nach seinem Tode stillstanden und später durch die Thätigkeit der Jesuiten größtentheils wieder vereitelt wurden. Die größte Thätigkeit Calvins galt indessen Frankreich, welches uns besonders beschäftigen wird. Calvin erlebte jedoch das Ende der furchtbaren Kriege, welche dort um seine Lehre geführt wurden, nicht. Ohne Zweifel in der Hoffnung auf den spätern Sieg seiner Anhänger hatte er einen Ruf an die reformirte Kirche in Paris abgelehnt, so lange dieselbe dort noch unterdrückt war. Seine hochfliegenden Plane sollten sich nicht verwirklichen, sein Streben in dem gering geachteten Genf begraben werden und seine Glaubensgenossen in seinem Vaterlande in der Minderheit bleiben. Erst nachdem er diesen Ausgang seines Strebens als unvermeidlich erkannt, — bequemte er sich zu dem bis dahin in der Hoffnung auf einen größern Wirkungskreis in Paris unterlassenen Schritte, das Bürgerrecht in Genf zu erwerben. Seine letzten Tage verflossen in Ruhe und hohem Ansehen. Oft wurde er bei wichtigen Fragen zu den Sitzungen des geheimen Rathes gezogen und um seine Ansicht gefragt, und in den Protokollen der Behörde wurde nicht vergessen, von Zeit zu Zeit zu bemerken, daß seine Predigten von ungeheuren Volksmengen besucht worden seien. Durch vieles Arbeiten angegriffen und erschöpft, fand der große Geist, der einem staunenswerthen Plane zulieb vieler Menschen Glück und Leben geopfert hatte, endlich Ruhe; er starb in Beza's Armen am 27. Mai 1564. Farel und Viret überlebten ihn nicht lange. Verwandte hinterließ er nicht, da seine Gattin, Idelette de Bures, und ebenso ihr einziges Kind, ein Knabe, früh gestorben war. Und wenn wir jetzt, dreihundert Jahre nach seinem Tode, auf seinem Bilde das abgezehrte, bleiche Gesicht, von dem ein dünner, spitzer Bart weit herabhing, die lebhaften, stechenden Augen, die hohe Denkerstirne betrachten, müssen wir uns sagen: Diesem Manne waren einzelne Menschen nichts als Figuren auf seinem Schachbrette, einzelne Orte nichts als Stationen auf der Bahn zu seinem Ziele, die Menschheit nichts als ein Pöbel, aus dem er die ihm Ergebenen zur Bildung seines seltsamen dogmatischen Reiches auswählte. Man kann sagen: er war ein Mann, der für das Jenseits kämpfte und darob die Interessen und Bedürfnisse der in dieser Welt leidenden Menschheit aus dem Auge verlor; aber seine Ideale waren hohe, und er war daher doch ein großer Mann.

Wir haben bereits gesehen, daß schon zu Calvins Lebzeiten, und zwar gerade unter seinen eifrigsten Anhängern, die Sitten nicht so rein waren, wie von den geistlichen Bewunderern seiner Theologie so gerne behauptet wird. Wenn wir nun vollends von erklärten Verehrern des Reformators vernehmen, daß unmittelbar nach seinem Tode der Materialismus und die Sittenlosigkeit arg wucherten, so muß sich wirklich jeder Unbefangene fragen: worin denn eigentlich der angebliche wohlthätige Einfluß Calvins auf Genf bestanden habe? Die Hauptbeschäftigung der Genfer war der Handel. Der Wucher blühte so, daß 10 und 15 Procent der gewöhnliche Zinsfuß waren. Als Frankfurter Juden sich niederlassen wollten, beabsichtigte man eine Bank zu gründen. Kostbare Kleider, Schmuck und reichliche Mahlzeiten nahmen überhand. Die Rathsherren legten Federkissen auf die hölzernen Bänke ihrer Väter. Mit einigen Tagen Gefängniß und unbedeutender Geldbuße wurde der Ehebruch abgethan. Umsonst predigten die Geistlichen gegen diese Ausschweifungen, und Theodor von Beza, der Nachfolger Calvins, konnte durch seine unerbittliche Strenge wol große Skandale, nicht aber die geheime Unsittlichkeit verhüten. Auch er hatte indessen eine so einträgliche Stellung, daß er Geschenke, welche ihm von den Behörden angeboten wurden, ausschlug. Gegen die volksthümliche Kunst war er nicht so streng, wie sein Vorgänger; die Schauspiele erlaubte er wieder. Seine Wahrheitsliebe wurde den Behörden, in denen geistlicher Einfluß nach und nach verschwand, so lästig, daß der Rath ein von ihm geschriebenes Buch (de jure magistratuum) wegen „gehässiger Wahrheiten" unterdrückte. Ein anderer Geistlicher hatte, als die herzlosen Beamten arme Fremde aus der Stadt trieben, gepredigt: in Genf gebe es auf tausend Personen nicht zwei wohlthätige, — wenn Christus wieder käme und sich in Genf niederlassen wollte, so würde ihm Niemand glauben, er hätte denn Bürgen, und der Wahlspruch: post tenebras lux gebühre der Stadt gar nicht. Er wurde vom Rathe scharf getadelt. Die Kirchen aber wurden allgemein immer schwächer besucht.

Eine noch schlimmere Einwirkung aber übte das Beispiel, das durch den Proceß Servet's gegeben worden, auf die übrigen protestantischen Staaten. Es wurden namentlich westliche schweizerische Kantone von dem Bestreben angesteckt, die Nichtübereinstimmung mit dem Glaubensbekenntnisse der Regierenden als Verbrechen zu behandeln, wovon glücklicher Weise die östliche Schweiz, wo der Geist Zwingli's waltete, frei blieb. Jenes Bestreben hatte denn sowol tragische, als, wenn das erkorene Opfer nicht mehr zu erreichen war, mitunter auch komische Ereignisse zur Folge. Ein Beispiel der letztern Art lieferte Basel. Dort starb 1556 als angesehener Bürger ein gewisser Johann von Brügge (oder Bruck), der unter diesem Namen 1544 aus den Niederlanden eingewandert war. Nach seinem Tode erst erfuhr man, daß unter jenem Namen David Joris (oder Georg), ein um 1501 zu Delft geborener und dort verfolgter

Schwärmer und Anführer der Wiedertäufer, verborgen gewesen, der sich für einen Messias gehalten, die Vielweiberei gelehrt und dann als Flüchtling von Basel aus sein Volk regiert hatte, ohne jedoch in der Schweiz Proselyten zu machen. Vielmehr hatte er die Kirche zu Basel fleißig besucht, auch sich vergebens zu Gunsten Servet's verwendet. Nachdem seine Vergangenheit enthüllt war, wurde er als Gotteslästerer erklärt, drei Jahre nach seinem Tode sein Leichnam ausgegraben und nebst seinem Bilde und seinen Schriften feierlich verbrannt. Seine Kinder, Verwandte und Diener mußten im Münster öffentlich ihre Irrthümer abschwören.

Einen tragischen Gegensatz zu diesem sonderbaren Ereignisse bildete die in Bern, diesem dem calvinistischen Reiche nächst gelegenen Orte, vollführte Bluthat an dem gelehrten Italiener Valentin Gentilis, welcher hinsichtlich der Dreieinigkeit ähnliche von der sogenannten Rechtgläubigkeit abweichende Ansichten hegte, wie Servet. Er gehörte bereits zu den von uns nicht speziell aufgeführten Opfern Calvins, indem er unter dessen Herrschaft in Genf, wegen seiner Ansichten, ungeachtet des Widerrufes, zu dem er sich erniedrigte, zum Tode verurtheilt wurde, was man aber nicht zu vollziehen wagte. Nach entehrender Buße vertrieben, kam er nach langen Irrfahrten in die damals bernische Herrschaft Gex und bot sich dem Landvogte zu einer Disputation an, um seine Grundsätze zu verfechten. Derselbe ließ ihn aber verhaften und sandte ihn nach Bern, wo der Unglückliche, da er nicht mehr widerrufen wollte, wie der Chronist jener Zeit (Stettler) sagt, „als ein abschewlich Monstrum und irrmachender Grewel, am **10.** September 1566 mit dem Schwerte gerichtet und ihm hiemit sein gotteslästerlich Haupt abgenommen“ wurde.

So verbreitete sich auch unter den Protestanten, dem Grundsatze der freien Forschung zum Hohn, die altkatholische verabscheuungswürdige Regel: cujus regio, illius religio. Kurfürst Friedrich III. von der Pfalz, dem es 1563 einfiel, aus einem Lutheraner ein Calvinist zu werden, zwang sofort alle seine Unterthanen, dasselbe zu thun, und vertrieb die Unfügsamen, — und als nach dreizehn Jahren sein Sohn Ludwig die Laune hatte, wieder Lutheraner zu werden, führte er dieselbe tragische Komödie abermals auf und zwang die Pfälzer wieder zum Lutherthum. Nicht genug! Nach blos sieben Jahren führte Johann Kasimir als Vormund Friedrichs IV. abermals den Calvinismus ein, und das gute Volk mußte so wider seinen Willen bald auf die Rechtfertigung durch den Glauben, bald auf die Prädestination schwören, und man kann sich die hierdurch herbeigeführte Demoralisation und den systematisch gepflanzten Indifferentismus denken. Ähnlich ging es in Sachsen zu. Kurfürst August, Lutheraner, in der Mitte des sechszehnten Jahrhunderts, verfolgte und vertrieb die Calvinisten, gegen welche er die sogenannte Konkordienformel in lutherischem Sinne erließ. Der Hofrath Nikolaus Crell aber, Erzieher des Kurprinzen Christian, begünstigte die Verfolgten, weniger aus

eigentlicher Sympathie mit ihrer Konfession, als aus Liebe zum religiösen Frieden, verbot, als sein Zögling Christian I. zur Regierung kam, polemische Schriften, sowie die Teufelaustreibung bei der Taufe, und besetzte die Ämter mit toleranten Männern. Ein Katechismus und Bibelerklärungen erschienen, aus denen calvinistischer Geist hervorleuchtete. Crell bewog ferner den Kurfürsten zur Unterstützung Heinrichs IV. von Frankreich durch sächsische Truppen. Als aber Christian schon 1591 starb, ließ der Kurverweser, Friedrich Wilhelm Herzog von Weimar, eifriger Lutheraner, sofort Crell verhaften und Geistliche seiner Ansicht aus dem Lande treiben. Das Lutherthum galt wieder allein, und unter der Anklage der Anstiftung von Religionshändeln, böser Rathschläge und Landesverrathes, mußte Crell, der Verfechter der Religionsfreiheit, zehn Jahre in einem elenden Kerker schmachten und endlich, nachdem drei lutherische Pfaffen drei Tage lang sich an seiner Bekehrung abgearbeitet hatten, am 9. Oktober 1601 zu Dresden sein Haupt auf den Block legen. In Leipzig bestand zeitweise eine lutherische Inquisition aus sieben Theologen und zwölf Rathsherren, welche die Calvinistischen Professoren und Doktoren entsetzte. Der Bürgerhauptmann Henning in Braunschweig wurde 1604 als Calvinist des Bundes mit dem Teufel angeklagt, zum Krüppel gefoltert, zum Tode verurtheilt, zweier Finger durch Abhacken beraubt, mit glühenden Zangen gezwickt, worauf ihm die Henkersknechte noch die Geschlechtstheile abschnitten und ihm den Leib aufschlitzten. Von Zeit zu Zeit hielt man ihm stärkende Tropfen unter die Nase, damit ja kein Theil des Programms der Exekution durch seinen Tod verloren gehe, und lutherische Pfaffen versuchten fortwährend seine Bekehrung.

So wüteten die Menschen gegen einander, um sich gegenseitig begreiflich zu machen, daß ihre Auffassung von den jenseitigen Dingen die richtige sei, und bewiesen damit nur, daß keine von allen Parteien den Fundamentalsatz des Christenthums, der über all' die elenden Glaubenshypothesen erhaben ist, begriffen hatte: Liebe deinen Nächsten wie dich selbst!

C. Die Huguenoten.

Ohne Calvin, den theokratischen Beherrscher Genfs, wären die Anhänger der Kirchenreform in Frankreich in eben so kurzer Zeit verschwunden und vergessen worden, wie dies in Italien und Spanien der Fall war — durch Calvin und seine rastlose, von einem glänzenden Ideal geleitete Thätigkeit erweiterte sich die schweizer-freundliche Partei der Euguenoten (Eidgenossen) des kleinen Genf zu der mächtigen reformfreundlichen Partei der Huguenoten im großen Frankreich, und es wurde vergessen, daß gerade Calvin die republikanische Partei dieses Namens in Genf verfolgt und unterdrückt hatte. — Calvins kräftige, zündende

Schriften, besonders die „Institution der christlichen Religion," der Ruf von seiner gewaltigen Rede und von seinem Alles niederwerfenden kirchlichen und politischen Einflusse, und die von ihm, seiner Akademie und seinen Mitarbeitern und Verehrern Farel in Neuenburg und Viret in Lausanne ausgesandten Apostel, vermehrten die Zahl, stärkten den Willen und erhöhten die Begeisterung der französischen „Reformirten". Jahre lang blieb die Kirche dieser Glaubensform in Paris, welche 1555 den ersten Prediger erhielt, den Argusblicken des dortigen Parlaments, das man in furchtbarer Zweideutigkeit die „glühende Kammer" (chambre ardente) nannte, verborgen. 1562 zählte Frankreich 2150 reformirte Kirchen; es gab solche in allen bedeutenderen Städten, in der Normandie in allen Städten und größeren Flecken, ebenso in den meisten Städten von Maine, Anjou und Touraine; die Mehrheit hatten die Huguenoten in Saintonge, Aunis und Angoumois, ganz gehörte ihnen La Rochelle mit republikanischer Verfassung nach dem Muster Genfs, aber weit demokratischer. Durch Wohlstand und Bildung ragten die Reformirten vor den übrigen Bewohnern weit hervor in Guienne und Languedoc und erfreuten sich ähnlicher Stadtverfassungen. Ihrem Glauben war sogar das königliche Haus von Navarra ergeben, das sein spanisches Gebiet verloren hatte und nur noch Béarn diesseits der Pyrenäen besaß, — ebenso zwei Brüder des Königs Anton von Navarra, alle drei durch ihre Frauen bewogen, aus eigener Überzeugung dagegen das Haus Chatillon, dem der berühmte Admiral Coligny angehörte. Im Süden überhaupt war Montauban die bedeutendste Pflanzschule des Genfer Geistes. In der Provence halfen die zahlreichen und trotz aller Verfolgung aufrecht gebliebenen Waldenser die Zahl der Neugläubigen vermehren. Am geringsten war dieselbe in Lothringen, dem Stammsitze der Guisen, dieser finsteren Häupter der päpstlichen Partei, und in der benachbarten Champagne. Alle Huguenoten waren republikanisch organisirt und unter sich verbündet, — ohne gemeinsame Oberhäupter, aber freiwillig sich dem Rathe und der Autorität Calvins und nach ihm seines Nachfolgers Beza sich unterordnend. Das Meiste zur Verbreitung des neuen Glaubens unter den Gebildeten trug die von der Schwester Franz I. beschützte Universität von Bourges bei, unter dem Volke thaten es die Wollspinner von Meaux; den größten Anhang aber hatte der Calvinismus unter dem Bürgerstande, da die meisten Gebildeten zu wenig glaubensbedürftig, die meisten Landleute aber zu bigott waren. Im Ganzen waren die Hugenoten, die als Unterdrückte den Glaubenszwang ihres Führers in Genf nicht üben konnten, musterhafte Menschen und Bürger, fleißige Arbeiter und felsenfeste Charaktere. Den ersten Christen im römischen Reiche vergleichbar, hatten sie es zu der geschilderten Verbreitung gebracht trotzdem, daß die Parlamente und Inquisitoren sie stets wieder, nach kurzen Unterbrechungen, mit Feuer und Schwert verfolgten und das von Mönchen aufgehetzte Volk ihre Versammlungen

der Völlerei und Unzucht beschuldigte. Sie waren endlich so stark, daß sie es wagen konnten, einen Monat vor dem Tode König Heinrichs II. ein Concil in Paris zu halten, auf welchem sie ein gemeinsames Glaubensbekenntniß und eine kirchliche Verfassung annahmen. Alle Kirchengemeinden waren nach derselben gleichberechtigt, die einzelnen souverän und mit Consistorien versehen; die Geistlichen und Kirchenbeamten versammelten sich regelmäßig in Provinzial-, und bei wichtigen Angelegenheiten in Generalsynoden. Man wagte keinen Schritt gegen dieses Unternehmen; denn merkwürdiger Weise zeigte sich damals sogar die Königin Katharina von Medici den Hugenotten günstig. Dagegen mußte der Parlamentsrath Dubourg, welcher in dieser Behörde für Toleranz gesprochen hatte, den Scheiterhaufen besteigen. Bald folgten weitere Opfer, namentlich als der schwache Franz II., Gemahl der eifrig katholischen Schottin Maria Stuart, den Thron bestieg, womit das Haus Guise, dessen Nichte sie war, seine verhängnißvolle Herrschaft begann. Diese war gleichbedeutend mit der Erdrückung des Protestantismus, dessen Anhänger daher, auf die Nachricht von einem Siege ihrer Glaubensgenossen in Schottland, 1560 die Verschwörung von Amboise anstifteten. Dieses Unternehmen, welches die Guisen stürzen und den Protestanten Religionsfreiheit bringen sollte, wurde von Calvin und Beza den Anstiftern dringend anempfohlen, wie dies von dem Apostel des französischen Protestantismus nicht anders zu erwarten war; es mißlang aber und kostete gegen 1200 Menschen das Leben. Obschon für die Betheiligung Beza's schriftliche Beweise vorliegen, läugnete Calvin die Wahrheit der Enthüllungen, welche der als Flüchtling in Genf ankommende Herr von Villiers dem Rathe machte, mußte sie aber auf eine Bemerkung desselben zugeben. Hierdurch zog sich Villiers den Haß Calvins zu und wurde, als er später in einer Schrift ganz richtig behauptete, das in Genf allmächtige Consistorium der Geistlichen sei eine in den Zeiten der Apostel unbekannte Einrichtung, genöthigt, zu fliehen, sein Buch auf Anordnung Calvins durch den Henker verbrannt und unter Strafandrohung allen Besitzern desselben die Ablieferung innerhalb 24 Stunden befohlen. Das Mißlingen des Streiches vermehrte nur die Macht der Guisen; das von ihnen bewirkte Edikt von Romorantin übertrug die Beurtheilung der „Ketzer" gänzlich den Geistlichen und verbot alle Versammlungen der Protestanten. Ein späteres Edikt milderte dasselbe insofern, als die Todesstrafe für die Verfolgten abgeschafft, die Verbannung an ihre Stelle gesetzt und den Denuncianten ihr Handwerk gelegt wurde. Man verdankte dies dem insgeheim den Protestanten gewogenen Kanzler Michel L'Hospital und der Königin-Mutter, welche die Guisen nicht mochte und nach den Kirchengütern lüstern war, um ihrer Liebe zum Aufwande zu fröhnen. Eine Kirchenversammlung in Poissy, an welcher Geistliche beider Glaubensbekenntnisse gegen einander disputirten, hatte den gehofften

Erfolg einer Vereinigung nicht; dagegen erwirkten die Huguenoten das Edikt vom Januar 1562, welches ihnen wenigstens auf dem Lande Glaubensfreiheit zugestand, was aber die Guisen nicht verhinderte, einige Wochen darauf einen reformirten Gottesdienst in einer Scheune zu Vassy mordlustig anzugreifen, und den König Karl IX., den Bruder des früh gestorbenen Franz II. nebst seiner Mutter in ihre Gewalt zu bringen, seit welcher Zeit Letztere sich auf die katholische Seite wandte. Mit dem Blutbade von Vassy aber, für welches Franz Guise der Dolch eines rachedurstigen Huguenoten traf, und mit der unentschiedenen Schlacht bei Dreux begann der furchtbare Religions- und Bürgerkrieg zwischen Katholiken und Huguenoten, in welchem beide Parteien so entsetzlich gegen einander und gegen ihre beiderseitigen Glaubensformen wüteten, und weder Leben noch Eigenthum verschonten, daß die Reformbewegung bei der Mehrheit des Landes in Verruf gerieth und es den eben eindringenden Jesuiten möglich wurde, ihre verderbliche Thätigkeit zu entwickeln. Ihren Predigten folgten Aufstände gegen die Huguenoten und Zerstörung ihrer Kirchen. Der faule Friede von Amboise 1563 erweiterte die Glaubensfreiheit um Etwas; er wurde nicht gehalten; neue Bedrückungen, der Ausschluß der Huguenoten von allen Staatsämtern durch königliches Edikt, und die Verbindung Katharinas mit Spanien und dem Papste, deren Beider Truppen ihr zu Hülfe kamen, führten 1567 zum zweiten Kriege. Die Condé und Coligny an der Spitze der Huguenoten fochten gleichzeitig und im Einverständnisse mit den freiheitdurstigen Niederländern, wie die Königlichen mit den spanischen Unterdrückern, — während der König durch Edikt von 1568 jede Predigt, Versammlung und Ausübung einer andern Religion als der katholischen, apostolischen und römischen, als „Majestätsverbrechen“ und Ruhestörung bedrohte. Auf den „hinkenden Frieden“ folgte der dritte Krieg, welcher in den Schlachten bei Jarnac, wo Condé gemordet wurde, und Moncontour den Huguenoten verderblich war, die dann aber unter den beiden jungen Prinzen von Condé und Navarra bei St. Gemme siegten und im Frieden von St. Germain 1570 Glaubensfreiheit über das ganze Reich erzwangen, doch mit Ausnahme von Paris. La Rochelle und drei andere Städte wurden den Huguenoten als Pfand übergeben. Das schnitt dem bigotten König und seiner treulosen, abergläubischen und doch innerlich glaubenslosen Mutter, einer würdigen Tochter der entarteten Mediceer, bis ins Mark. In schändlicher Verstellung heuchelten sie den Protestanten Freundschaft und Wohlwollen, bethörten durch scheinbar zu ihren Gunsten ergriffene Maßregeln die Königin von Navarra und den edeln Coligny, die der Hof ungemein auszeichnete, bis Erstere, vielleicht an Gift, starb, vermählten ihren Sohn Heinrich mit Katharina's Tochter Margarethe von Valois, und ließen dann, als Alles eingeschläfert war, am 24. Aug. 1572 die von der Weltgeschichte gebrandmarkten Furien der Bartholomäusnacht los.

Beinahe alle Protestanten in Paris wurden gemordet, so auch in Meaux, Bourges, Orleans, Angers, Rouen, Troyes, Lyon, Toulouse, u. s. w., zuerst unter Allen Coligny, auf den schon zwei Tage vorher von Seite der Guisen geschossen worden. Mit ihm starb der großartige Plan, ganz Frankreich solle den Niederländern gegen Spanien beistehen, und durch Gründung von Kolonien in Nord- und Südamerika die spanische Weltmacht brechen. In Paris schlachtete man drei Tage, der König selbst schoß auf Fliehende, auf den Straßen ließ man die nackten und gräßlich verwundeten Leichname liegen, und in ganz Frankreich fand die „Bluthochzeit" Nachahmung, welche etwa 50,000 Huguenoten das Leben gekostet haben soll und Dörfer in Flammen auflodern ließ. Namentlich die Buchhändler mußten herhalten, auch der edle Philosoph Peter Ramus fiel, — Frauen wurden keineswegs verschont. Flüchtlinge drängten sich in den reformirten Orten der Schweiz. Alle extremen Katholiken waren von jubelnder Freude über die schwarze That erfüllt, und redeten, frech genug, von einer „Reinigung Frankreichs"; — ja der Papst Gregor XIII. ließ Dankmessen und Processionen abhalten, Freudenfeuer brennen und auf das Ereigniß eine Medaille schlagen, auf deren Avers sein Bild und auf deren Revers der Mord abgebildet und Coligny kenntlich war mit der Unterschrift: Ugonatorum strages (Niedermetzlung der Huguenoten), und der grimme Philipp II. von Spanien bot erfreut dem französischen Hofe hülfreiche Hand zur völligen Vernichtung der Ketzer an. Heinrich von Navarra rettete sein Leben nur durch scheinbaren Uebertritt zur herrschenden und durch Mord siegenden Kirche, deren Panner nun durch Jesuiten und Kapuziner siegreich durch das Land getragen wurden. Klöster und Collegien der beiden Orden schossen wie Pilze empor und Jean de la Barrière gründete die strengere Regel der Cistercienser. Der empfindlichste Schlag der die Protestanten treffen konnte, war gefallen; sie erholten sich nie wider von ihm, ihre Verfolgung nahm wieder furchtbar zu, und bald waren La Rochelle und Sancerre noch beinahe ihre einzigen Asyle, widerstanden aber heldenmüthig der Belagerung durch die königliche Uebermacht. Der Friede von 1573 beschränkte die Ausübung der reformirten Religion auf La Rochelle, Montauban und Nismes und gab diesen Städten zugleich fast republikanische Freiheit. — Sancerre aber wurde zu einem Dorfe erniedrigt.

Verschiedene Umstände vereinigten sich jedoch, den Mut der Huguenoten wieder zu erheben. Es waren dies, außer dem sichern Besitze jener drei Städte, einmal die Verbreitung der in ihrem Interesse geschriebenen und zugleich politisch freisinnigen Werke: Franco-Gallia von Hotman, welches zu beweisen suchte, daß die französische Krone von Rechtswegen nicht erblich sei, sondern auf Wahl beruhe, der anonymen „Vindiciae contra tyrannos," welche den Gedanken durchführten, daß die königliche Gewalt vom Volke verliehen werde und vom Volke wieder entzogen werden könne, wenn sie ihr Recht mißbrauche, und der Schrift „über die frei-

willige Knechtschaft" (später „le Contre-un" betitelt), von dem jung gestorbenen Rechtsgelehrten La Boétie, welche das Volk in leidenschaftlich glühender Sprache geradezu aufrief, seinen Unterdrücker zu stürzen. Diesen Schriftstellern trat theilweise entgegen Jean Bodin in seinem Werke über den Staat. Er vertheidigte darin die Souveränetät des Monarchen, seine Unabhängigkeit vom Volke und von dessen Vertretern, und seine Hoheit über Weltlichen und Geistlichen, verlangte aber trotzdem, daß der Fürst die Andersgläubigen in seinem Reiche dulde und keine Kriege gegen sie führe. Ein zweiter Umstand war die Verbindung der Protestanten mit einer konfessionell gemischten politischen Partei, den sogenannten Politikern oder Unzufriedenen, Feinden der Guisen und des Hofes, — die zu Stande kam, als der jugendliche Wüterich Karl IX. nur zwei Jahre nach seiner Schandthat starb und sein Bruder, der sittenlose letzte Valois, vertriebener König von Polen, als Heinrich III. folgte. Damit nun wurden die französischen Protestanten selbst zu einer politischen Partei und erscheinen nicht mehr blos als Kämpfer für uneigennützige Gewissens- und Glaubensfreiheit, sondern auch als Solche für Macht und Einfluß im Staate, denen der Glaube, früher ihr Ziel, nur noch Mittel zum Zwecke war. Mit Macht entbrannte neuer Krieg zwischen diesen Verbündeten und den Königlichen. Der Herzog von Alençon (später von Anjou), Bruder des Königs, dem Hoffnung auf die Krone der befreiten Niederlande und auf die Hand der englischen Königin Elisabeth gemacht worden, stand an der Spitze der Ersteren, — gegen seinen Bruder und seine Mutter, an seiner Seite der aus der Verbannung zurückgekehrte Condé und der wieder frei gewordene Heinrich von Navarra. Der Friede von Beaulieu 1576 mußte den siegreichen Protestanten größere Religionsfreiheit bewilligen als je vorher und vollständige Rechtsgleichheit dazu.

Gegen diese unwillkommene, ja verhaßte Errungenschaft schlossen die Guisen die sogenannte heilige Ligue der Katholiken; Priester und Mönche mußten das Volk gegen die Hugenotten aufhetzen und die Ständeversammlung zu Blois 1576 hob mit einem Schlage alle Edikte zu Gunsten der Protestanten wieder auf und verbannte alle Geistlichen dieser Richtung aus Frankreich. Der Beschluß bewirkte nur Krieg und 1577 das Edikt von Poitiers, das etwa dem Frieden von St. Germain gleich kam. Der neue Friede dauerte länger als die übrigen; der unkriegerische und weichliche Heinrich III. verbrachte ihn abwechselnd mit Ausschweifungen, Frömmelei und Volksaussaugung. Der Ligue aber war der Friede eine Qual; sie verband sich mit Spanien und zwang den König zum intoleranten Edikte von 1585, das natürlich wieder den Krieg entzündete und der Papst Sixtus V. mußte Condé (der bald darauf an Gift starb) und Navarra in den Bann thun, wogegen Letzterer eine kräftige Protestation erließ. Die Hugenotten wurden geschlagen, und als der König nicht weiter gegen sie einschritt, warf sich Herzog Heinrich von Guise

zu seinem Majordomus auf und zwang ihn zum „Edikt der Union" (1588), welches gänzliche Vertilgung der Protestanten vorschrieb. Bald darauf wurde er zu Blois vor den königlichen Gemächern ermordet, da des Königs Leute fürchten mußten, das Schicksal würde sonst ihren Herrn treffen, — und nach ihm ebenso sein Bruder, der Kardinal. Ihnen folgte im Tode Katharina. Die nächste Wirkung war vollständiger Zerfall zwischen den Liguisten und den Königlichen, und dem verrathenen Könige blieb nichts übrig, als sich wider seinen Willen mit seinen bisherigen Feinden, den Huguenoten, zu verbinden. Die Sorbonne verbot, künftig mehr für ihn, den Abtrünnigen, zu beten, und die Guisen erwirkten des Papstes Bannfluch gegen ihn. Der Gereizte schwur die Vernichtung des liguistischen Paris, das dem fanatisirtesten Katholizismns huldigte und gegen die ebenso katholischen königlichen Schweizer Barrikaden errichtet hatte; aber der wahnsinnige Dominikanermönch Jakob Clement, von den Guisen gedungen, vereitelte die Drohung durch Königsmord (1589) im Lager bei St. Cloud und fiel selbst durch die Begleiter seines Opfers. Alle katholischen Kanzeln feierten ihn als Martyrer; der Papst und die Fürsten seines Glaubens waren von Freude erfüllt. Das Haus Valois, die ältere Linie der Kapetinger, war ausgestorben. Rechtmäßiger Nachfolger nach dem Rechte der Erstgeburt war nur der Repräsentant der jüngern Linie des Hauses Bourbon, Heinrich IV., bisher König von Navarra, — das Haupt der Huguenoten! Die Schwierigkeit seiner Stellung war nicht zu verkennen; daher verließen ihn sowol die eifrigen Katholiken des königlichen Heeres, als jene Protestanten, die sofortige Erklärung ihres Glaubens zur Staatsreligion von ihm erwartet hatten, was er doch nicht konnte; denn sie waren die verschwindende Minderheit! Die Ligue ließ seinen bei ihm gefangenen Onkel, den Kardinal Anton von Bourbon, als König Karl X. ausrufen, und Frankreich hatte zwei Gegenkönige, einen katholischen Geistlichen und einen Protestanten! Heinrich IV. verlor aber trotz der Kleinheit seines Heeres den Mut nicht. Er rückte vielmehr vor Paris und siegte 1590 bei Ivry. Die Hauptstadt überschüttete jedoch in fanatischen Flugschriften den „ketzerischen König von Navarra" mit allem Hohn, rieth ihm, die Königin von England zu heirathen*) und hungerte, um ihn nicht in ihren Mauern zu empfangen; ja, als der Schattenkönig-Kardinal bald starb, wollte sich die dortige Partei der Eiferer (Zèlés) lieber Philipp II. von Spanien als dem Navarresen unterwerfen, und so den Landesverrath der Duldung eines andersgläubigen Monarchen vorziehen. Heinrich aber schlug sich tollkühn mit den Spaniern und Liguisten, und machte endlich 1593 die Hoffnungen Beider durch seinen formellen Übertritt zur katholischen Kirche in St. Denis zu Schan-

*) Les Paraboles de Cicquot, en forme d'advis, sur l'estat du Roy de Navarre. A Paris jouxte la copie Imprimée à Lyon. M.D.XCIII.

den, den er am 27. December öffentlich bekannt machte, indem er sich lieber einer Ceremonie unterzog, die seinem Herzen fremd war, als länger sein Land dem Bürgerkriege überließ. Umsonst bemühte sich die niedergedonnerte Ligue, den Schritt zu hintertreiben, umsonst versuchte sie, den König durch Barrière morden zu lassen. Frankreich verdammte die spanischen Intriguen, jubelte über den wiederhergestellten Frieden, und eine Provinz und Stadt nach der andern fiel dem neuen König zu, der in Chartres gekrönt wurde und endlich unter dem Jubel der Hauptstadt in Paris einzog*). Sorbonne und Pöbel, beide vor kurzem seine Todfeinde, anerkannten ihn willig. Der Mordversuch Chatels vertrieb dessen Anstifter, die Jesuiten, aus Frankreich. Die letzten Liguisten wurden in kleinen Haufen besiegt, auch der Papst Clemens VIII. anerkannte nun den König, wenn auch unter lästigen Bedingungen, und selbst Spanien schloß 1598 zu Vervins Frieden. Heinrichs größte Pflichten waren aber die gegen seine ehemaligen (und im Geiste wol noch fortwährenden) Glaubensgenossen; er beendete die Religionskämpfe des sechszehnten Jahrhunderts fast an dessen Schlusse durch das Edikt von Nantes, das den Protestanten allgemeine Gewissens- und fast unbeschränkte Glaubensfreiheit (außer noch immer in Paris und Umgegend und in einigen anderen Städten) gewährte; doch mußten sie die katholischen Feiertage beobachten und der katholischen Geistlichkeit den Zehnten entrichten, wogegen ihnen eine Unterstützung des Staates von 45,000 Thalern bewilligt wurde. Beschränkt wurde das Erbrecht der Kinder protestantischer Geistlichen. In bürgerlichen Rechten erlitten die Huguenoten keinen Nachtheil und erhielten Zutritt zu allen Ämtern, sowie Garantie für unparteiische Rechtsprechung. Auch wurden ihnen La Rochelle, Montauban, Nismes und einige andere Städte noch auf acht Jahre überlassen. Die Bürgerkriege hatten aber von mehr als zweitausend reformirten Kirchen nur noch 760 übrig gelassen. Umsonst tobten Sorbonne, Pfaffen und Parlamente gegen das Edikt, so mangelhaft es war. Sie mußten schweigen; denn der König gestattete auch den Jesuiten die Rückkehr, nachdem sie in einer weitläufigen, ihren Orden sophistisch beschönigenden, gegen den König schmeichlerischen und kriecherischen Bittschrift (tres-humble remonstrance et requeste des réligieux de la Compagnie de Jésus) darum gebeten; denn er wollte vor den Dolchen ihrer Rache sicher sein.

Unter Heinrich IV. genoß Frankreich im Ganzen eines ungetrübten Glückes. Sein von aller konfessionellen Befangenheit freier Hochsinn, dem zu Liebe seine Schwäche für die weibliche Schönheit Nachsicht finden darf,

*) Advertissement salutaire aux Français. A Lyon M. D. XCIIII. — La première philipique à la France. A Lyon M. D. XCIIII. — Coppie de l'Anti-Espagnol, faict à Paris. A Lyon M. D. XCIIII. — Gedichte: Le Testament de la Ligue. Les plaisans devis-recitez par les supports du seigneur de la Coquille.

empfand gegen Niemanden dauernden Groll, und er kannte kein höheres Ziel, als sein Volk glücklich zu machen. Ja, er begnügte sich damit nicht, sondern träumte mit seinem wackern Minister, dem Hugenoten Sully, von einer ganz Europa umfassenden christlichen Republik, wozu er vor Allem die Vertreibung der Türken und die Schwächung des finstern Hauses Habsburg nothwendig erachtete. Die Jesuiten wußten daher wol, was sie thaten, als sie das edelste Herz, das in seinem Jahrhundert auf einem Throne schlug, durch das Messer des elenden Ravaillac (1610) durchbohren ließen. Der Mörder gab als Motive seiner That an: weil der König die Hugenoten nicht unterdrückt habe und weil er gegen den Papst (?), d. h. gegen Gott, Krieg führen wolle. Papst Paul V. und Spanien jubelten!

Mit Heinrichs IV. Tode endete in Frankreich das Zeitalter der strebsamen und bei allen Gegensätzen doch überzeugungsvollen Renaissance, welche das merkwürdige Beispiel eines aus religiösen Gründen begonnenen und in politischen Kombinationen endenden Bürgerkrieges dargeboten, der aber eigentlich keiner Partei den Sieg gebracht, sondern beiden eine annähernd gerechte Stellung angewiesen, — und begann die charakter-, geschmack- und gesinnungslose, das Volk zu Gunsten der bevorrechteten Kreise und Stände ausbeutende Roccocco-Zeit.

Dritter Abschnitt.

Die englische Hochkirche und die schottische Volkskirche.

A. Die englische Kirche.

Das britische Reich, damals aus England und Irland bestehend (Schottland war noch unabhängig), besaß schon am Anfange des sechszehnten Jahrhunderts eine Menge Eigenthümlichkeiten gegenüber dem europäischen Festlande. Die Engländer fühlten sich ungemein erhaben über andere Völker, wozu ihnen ihre bekannte Tapferkeit auch einiges Recht gab. Jedermann war zum Kriegsdienste verpflichtet, und kleine Heere hielten gegen weit größere ausländische Stand. An Naturprodukten aller Art war kein Mangel, an Getreide, Vieh und Fischen Überfluß. Und doch wurden die damaligen Engländer im Gewerbfleiße von den Franzosen und Niederländern weit überflügelt, ja sie galten allgemein als träge und genußsüchtig; dafür aber verdunkelte noch kein Kohlenstaub den Himmel und floß die Themse noch klar. Die englische Bereitung des Fleisches war weit be-

rühmt, ebenso das dortige Bier; Rheinwein traf man im Inselreiche in Menge an. Der jetzigen Sitte schnurstracks entgegen war bei Bewillkommnungen allgemein das Küssen gebräuchlich; wo man hinkam, mußte man sich dieser Gewohnheit unterziehen, welche indessen, da die englischen Damen jener Zeit überall als vorzüglich schön galten, den Neulingen nicht unangenehm aufgefallen sein mag. Daneben waren jedoch — kurz vor der Reformation — die Sitten höchst verdorben. Allgemein wurde maßloser Luxus getrieben, — es wimmelte von Dieben, in Wirthshäusern und Bordellen ging es wild zu, strenge Gesetze mußten gegen das Spielen mit Karten, Würfeln, Kegeln u. s. w. erlassen werden. Die unmenschlichsten Strafen, ferne davon die Leute abzuschrecken, dienten blos dazu, ihnen ein Fest zu bereiten, bei welchem der Pöbel die Verurtheilten mit Steinen und faulen Eiern bewarf. Am sittenlosesten benahm sich der Klerus, weil er für Alles mit bloßen Geltstrafen wegkam; er war daher auch allgemein verhaßt, so daß man bereits längst vor der Reformation von Aufhebung der Klöster sprechen durfte, ohne Anstoß zu erregen. Es gab besondere Bordelle für die Geistlichen, und man berechnete die Zahl der von dieser Klasse zu Falle gebrachten weiblichen Personen (in welcher Zeit ist nicht gesagt) auf hunderttausende. Die Sakramente wurden nur noch gegen Bezahlung gespendet und den Armen zu diesem Zwecke Alles abgepreßt, was sie besaßen. Daher herrschte auch unter dem gemeinen Volke die bitterste Armut, und dasselbe hatte kaum, womit es seine Blöße bedecken konnte. Das Land war großentheils unbebaut, ohne Straßen, und ein Tummelplatz wilder Thiere. Die Häuser Londons, dessen Umgebung bis auf 25 Meilen in die Runde einer Wüste glich, bestanden aus Holz und Mörtel; den Straßen waren Pflaster und Beleuchtung gleich fremd, und auf dem Lande gab es sogar Menschen, die man nach ihren Sitten für wirkliche Wilde hätte halten können.

In Nichts aber hatte sich Britannien eigenthümlicher entwickelt, als in der Staatsverfassung, in welcher es vom ganzen übrigen Europa abstach. Von der Zersplitterung Deutschlands unterschied es sich durch beharrliches Streben nach Einheit und Erreichung dieses Zieles, von der straffen Centralisation zu ausschließlichem Vortheile der Krone, welche in Frankreich mit demselben Streben verbunden war, durch die gleichmäßige Berücksichtigung mehrerer Elemente im Lande: des Königthums, der Aristokratie, der Geistlichkeit und des Volkes, des letztern freilich in sehr durch Glücksgüter beschränktem Sinne. Es fand demnach in England wol Centralisation des Gebietes, nicht aber der Rechte statt. Klerus, Adel und Grundbesitzer niedern Standes machten sich der Krone gegenüber geltend, was in Frankreich nicht geduldet worden war. Ja diese Geltendmachung fand wiederholt mit offener Gewalt statt und hatte dabei nicht selten Erfolg. Hartnäckig hielt Heinrich dem II. gegenüber ein Thomas a Becket, als Primas des Reiches, die Ansprüche der Hierarchie aufrecht, wie es nie ein franzö-

fischer, ja nicht einmal ein spanischer Prälat gewagt, bis er als Opfer derselben fiel. Mit mehr Glück verfochten die englischen Barone ihre Rechte zugleich gegen Kirche und Krone und trotzten dem König Johann die berühmteste Urkunde der Welt, die Magna Charta ab, welche Innocenz III. bezeichnender Weise verdammte, die aber die Grundlage der englischen Verfassung blieb. Auf ihr beruhte das unter Eduard II. gegründete Parlament, in welchem vier Stände: Prälaten, Barone, Ritter und Städte, Gesetzgebung und Steuerbewilligung ausübten und unter Eduard III. sich, je zu zweien, in die zwei noch heute bestehenden Häuser gruppirten. Dabei wurde das Reich stark, es eroberte Wales, Irland und zeitweise Schottland, ja es besaß lange die größere Hälfte Frankreichs und spielte diesem Lande, dem neuen Rom gegenüber, mit seinen dortigen Kriegszügen eine Rolle, die nicht unpassend derjenigen des alten Karthago unter Hannibal verglichen werden dürfte. Und so konnte es England, gerade seit Ausbildung der parlamentarischen Verfassung, wagen, auch dem Papste, der bis dahin mit seiner gewohnten Arroganz die Oberhoheit über das Inselreich in Anspruch genommen hatte, mit Energie entgegenzutreten, und zwar Krone und Parlament im Vereine miteinander.

So wurde England, dessen Abhängigkeit von Rom im frühen Mittelalter die drückendste gewesen, unvermutet das erste Land Europa's, in welchem eine nicht nur ketzerische, wie auch anderswo, sondern wirklich reformatorische Bewegung ausbrach. Die Anmaßungen der Klöster waren dort auf einen Grad gestiegen, daß schon 1327 die Studenten und Bürger Oxfords das reiche Benediktinerkloster zu Abingdon überfielen und ausplünderten. Es blieb jedoch nicht bei dieser rohen Äußerung der Abneigung gegen unnütz gewordene Korporationen. Auch der Geist machte seine Rechte geltend. Johann Wicliffe, geistliches Mitglied der Universität Oxford, geb. 1324, war der Erste, der nicht nur gegen die Dogmen, sondern auch gegen die Macht, ja die Existenz des römischen Papstthums, sowie gegen die sittenlose Geistlichkeit, die Klostergelübde, den Cölibat, die geistliche Gerichtsbarkeit und die Transsubstantiation, und für die Herstellung der biblischen Lehre auftrat. Wie später Husens Lehre den Hussitensturm und Luthers den deutschen Bauernkrieg, so veranlaßte diejenige Wicliffe's 1381 den Aufstand des armen, keinem der parlamentarischen Stände angehörenden Volkes unter dem Schmiede Wat Tyler gegen Richard II., nur daß dabei der englische Reformator nicht die Rolle Luthers spielte, sondern sich passiv verhielt, während dagegen seine geistlichen Anhänger im Sinne Thomas Münzers predigten und das Volk zum Sturze aller Autorität aufforderten. Das Volk und sein Führer unterlagen blutig, aber Wicliffe, den man wol zu verhaften und zur Rede zu stellen, doch nicht zu verurtheilen wagte, starb 1387 während einer Messe am Schlage, seine Grundsätze verpflanzten sich durch die Lolharden nach dem Festlande, und Letztere setzten Englands bevorzugte Stände so in

13*

Schrecken, daß unter Heinrich IV. die Verbrennung der Ketzer eingeführt wurde und Heinrich V. einen Aufstand der mißhandelten Lolharden in offener Schlacht überwinden mußte.

Das Hervorgehen der Ketzerei aus niederen Kreisen war von da an in England verpönt, ja unmöglich gemacht; denn seit Eduard IV., der das Haus Lancaster von der „rothen Rose" vernichtete und das Haus York von der „weißen Rose" an seine Stelle setzte, unter dessen Gliedern jedoch dieselben Greuel sich wiederholten, wie zwischen den Häuptern beider Häuser, stärkte sich die königliche Gewalt, dem Parlamente gegenüber, in auffallender Weise von Regierung zu Regierung. Den Gipfel erreichte sie wol in dem Hause Tudor, das sich von Lancaster und den walesischen Fürsten zugleich ableitete. War der erste König desselben der Letzte, welcher noch Ansprüche auf das von Englands Horden befreite Frankreich erhob, so war er der erste englische König, der als absoluter Herrscher im modernen Sinne betrachtet werden kann, der Erste, welcher europäische Politik im Großen trieb und sein Land in das europäische Staatensystem einführte, was in Frankreich erst Franz I. that.

Die erste Frucht von Heinrichs VII. diplomatischen Berechnungen war eine Verbindung seines Sohnes und Thronerben mit einer Tochter jenes Paares, das die Mauren aus Spanien vertrieben und dieses Land zu einem Reiche vereinigt hatte, und seiner Tochter Margarethe mit Jakob IV. von Schottland. Der Prinz von Wales, Arthur, starb jedoch bald nach der Vermählung in zartem Alter; sein Bruder Heinrich trat in seine Rechte, und kurze Zeit darauf rief denselben des Vaters Tod auf den ihm von Niemandem bestrittenen Thron.

König Heinrich VIII. (seit 1509, seinem 18. Jahre, regierend) war von gewinnendem und stattlichem Äußern, gewandt in Rede und Betragen und in ritterlichen Übungen, und dabei der Pracht und dem Glanze ergeben. Als jüngerer Sohn ursprünglich für den geistlichen Stand bestimmt, hatte er in gewissem Maße eine gelehrte Erziehung genossen. Er sprach und schrieb lateinisch, französisch und spanisch, war bewandert in Mathematik, Mechanik, besonders aber Theologie, besaß eine besondere Neigung, Kunstwerke zu sammeln, und beschäftigte sowol zahlreiche italienische und niederländische Maler, als später unsern Holbein in reichem Maße. Im ersten Jahre seiner Regierung hatte er sich endlich dazu entschlossen, seines verstorbenen Bruders jugendliche und wol auch noch jungfräuliche Witwe, die ihm schon als Knaben verlobt worden war, zur Gattin zu nehmen. Diese Letztere, Katharina von Aragon, erfreute sich einer bei Frauen seltenen Fülle von Kenntnissen und erregte selbst das Staunen des Erasmus.

Der Mann, unter dessen kräftiger Leitung des jugendlichen Königs später hervortretende schlimme Eigenschaften vorläufig noch verborgen blieben, war sein Almosenier Thomas Wolsey, Sohn eines Fleischers

aus Ipswich, den er als jungen Geistlichen schon zum Rathgeber wählte, während er seinen Geheimen Rath vernachlässigte. Wolsey, ursprünglich Scholastiker, wandte sich der humanistischen Richtung zu, als diese auftauchte, und pflog mit Vorliebe die Baukunst. Er wurde vom Könige an die Spitze des Gerichts- und des Finanzwesens gestellt und erhielt von ihm das Erzbisthum York, vom Papste die Würde eines Kardinal-Legaten. Diese Ehren blendeten ihn, er fühlte sich als Alter Ego des Königs und wurde hochfahrend und barsch gegen die Unterthanen, die vor ihm die Knie beugen mußten. Während er jeden Wiederhall der deutschen Reformation in England unterdrückte, die Bibelübersetzung verbot und Ketzer in Menge verbrennen ließ, auch es wahrscheinlich war, der den König dazu bestimmte, selbst ein lateinisches Buch gegen Luther zu schreiben, spielte er zugleich im Namen des Königs die Rolle eines Vermittlers zwischen der spanisch-österreichischen Macht und dem mit ihr Krieg führenden Frankreich und so gewissermaßen eines europäischen Schiedsrichters. Ja seine Plane gingen noch weiter! Karl V., den er zu gewinnen gewußt, versprach ihm unter Leo X. und dann wieder unter Hadrian VI. das Papstthum bei nächster Erledigung; aber er konnte oder wollte sein Wort nicht verwirklichen, wofür ihm der Kardinal zeitlebens grollte. Ja man beschuldigte ihn, schon damals mit Franz I. von Frankreich in vertraulicher Beziehung gestanden zu haben, als sein Herr und der Kaiser (1523 bis 1525) sich zum Ruine Frankreichs verbanden und sogar mit dessen treulosem Sohne, dem Connetable von Bourbon eine Eroberung dieses Landes verabredeten. (Man will sogar von einer Theilung wissen, indem Heinrich Nordfrankreich, der Connetable das Delphinat und der Kaiser, zur Verbindung seiner Erbstaaten, die Provence und Languedoc erhalten hätte, was aber der Letztere bedenklich fand.) Nachdem dann der Bund Englands und des Kaisers im Sande verlaufen und keine nennenswerthe Kriegsthat gegen Frankreich zur Folge gehabt, war es Wolsey, der seine Rache durch einen im Interesse des Papstes geschlossenen Frieden zwischen seinem Herrn und Franz I. und sogar durch Beihülfe zum Kriege gegen den Kaiser kühlte. Ja er vermaß sich sogar, den Papst zur Entsetzung Karls V. bereden zu wollen.

Diese diplomatischen Winkelzüge traten indessen bald vor einer Angelegenheit in den Hintergrund, welche, obschon blos persönlich, das Schicksal Großbritanniens auf Jahrhunderte hinaus bestimmte.

Der Königin Katharina, Tante des Kaisers, war der Bruch ihres Gatten mit dem Letztern höchst unwillkommen, und sowol dies, als ihr persönlicher Widerwille gegen den anmaßenden Wolsey, ließen die bestehende königliche Ehe als ein Hinderniß in den politischen Planen des Kardinals und eine Ehe mit einer französischen Prinzeß als wünschbarer erscheinen. Er, der hochgestellte katholische Priester war es, der die von seiner Kirche verdammte Heirat eines Geschiedenen zuerst befürwortete. Diesen Plan bestärkte der Mangel eines Thronerben, da das königliche Paar blos eine

Tochter, Maria, die spätere Königin, besaß. Und ein zweiter katholischer Priester war es, der Beichtvater des Königs, der in diesem den Gedanken weckte, seine Ehe sei ohnehin ungültig, weil das mosaische Gesetz die Ehe mit der Witwe des Bruders verbiete (während es eine solche vielmehr zur Pflicht macht!). Und wieder war es der höchste katholische Priester, der Papst Clemens VII., der sich im Jahre 1528 auf Andringen Wolsey's geneigt erklärte, zur Scheidung Hand zu bieten und in Jenem und dem Kardinal Campeggio eine Kommission aufstellte, um die Sache zu untersuchen. Hatte ja doch dasselbe Papstthum die Ehe Ludwigs XII. von Frankreich mit der Tochter Ludwigs XI. getrennt und die neue Ehe Desselben mit Anna, der Witwe Karls VIII. gestattet, und im Jahre 1528 die Ehe Jakobs V. von Schottland getrennt und eine neue Ehe erlaubt, deren Frucht — Maria Stuart war!

Schon war der König, dem seine Gattin nicht mehr schön und jung genug, zu fromm und zu wenig putz- und prachtliebend war, der schon einen natürlichen Sohn hatte und die junge, schöne Hofdame Anna Boleyn liebte, zur Scheidung entschlossen, als der katholische Klerus, und darin liegt dessen Perfidie, seine Meinung plötzlich änderte. Wolsey sah nämlich seine Kombination scheitern, indem der König keine französische Prinzeß, sondern ein bloßes englisches Fräulein zur Gattin wünschte, deren mütterlicher Oheim, der Herzog von Norfolk, noch dazu sein persönlicher Feind war und am Sturze des plebejischen Kardinals arbeitete, um die Herrschaft des Adels wieder herzustellen. Der Papst aber sah sich durch die neuen Siege des Kaisers über Frankreich so sehr zum guten Einvernehmen mit Ersterm gedrängt, daß er die Verstoßung von dessen Tante nicht mehr zugeben konnte, namentlich da jetzt auch Frankreich Frieden mit Karl schloß, und sich daher gegen den englischen Gesandten äußerte: weniger skandalös als eine Ehescheidung wäre es, dem König eine Doppelheirat zu gestatten! Politische Gründe also, und nicht das Dogma der Kirche, veränderten die Ansicht der letztern. Wolsey, der in diesem Dilemma seinen Sturz ahnte, fuhr zwar fort, in der Untersuchungskommission zu arbeiten und die königlichen Gatten einzuvernehmen; aber er führte die Sache so lässig und unterbrach sie einst auf erhaltenen Befehl aus Rom so plötzlich, daß Heinrich sich ebenso plötzlich in die Arme des Adels warf. Dazu kam ein päpstliches Breve, welches die Kommission aufhob und ihre Kompetenz nach Rom zog, und dies stellte den Entschluß des Königs fest. Er wollte England gänzlich von der geistlichen Gerichtsbarkeit des Papstes losreißen und diese selbst in die Hände nehmen, und darin hatte ihm Niemand besser vorgearbeitet, als Wolsey, der als Legat und seit Kurzem auch päpstlicher Generalvikar in England fast völlig unabhängig von Rom schaltete und waltete. Jetzt trafen Diesen die Folgen seines eignen Handelns; im Jahre 1529 wurde er entlassen; — sein maßloser Jammer machte die Sache nicht anders. Das Parlament, das der König jetzt zum ersten Male seit

sechs Jahren, zum zweiten seit Wolsey's Verwaltung, berief, kam ihm entgegen mit der Aufforderung, seine geistlichen und weltlichen Unterthanen unter seiner alleinigen Autorität zu verbinden, und verbot alle Zahlungen nach Rom, wie alle Berufungen von englischen Gerichten an römische. Wolsey wurde des Gewaltmißbrauchs und der Beschränkung königlicher Rechte angeklagt, ging zwar, da er sich unterwarf, straflos aus, ward aber bald einer Verschwörung und des Wirkens für die Exkommunikation des Königs verdächtig und starb während seines Transportes in den Tower.

Jetzt wurde die Geistlichkeit aufgefordert, den König als „Protektor und einziges Haupt der englischen Kirche" anzuerkennen. Mit Widerstreben, und nur nach dem Scheitern aller Vorstellungen bei dem Könige, nahm die Konvokation der Bischöfe und Geistlichen 1531 eine Erklärung jener Anerkennung mit der Klausel an: so weit es nach Christi Gesetz erlaubt sei. Sie hoffte dabei auf des Königs Schutz gegen die auch in England eindringenden Lehren der Protestanten. So war England noch katholisch und doch dem Papste entzogen. Keine Reformation hatte so unwürdige Motive wie die englische. Die Ehescheidungsfrage hatte sie hervorgerufen und wurde nun ohne Anstand erledigt. Der König als Haupt der Kirche ließ sich durch ein von ihm ernanntes Gericht von Katharina scheiden, welche nicht begriff, wie dies möglich sei und ihr Leben, sich stets als Königin benehmend, in frommen Übungen beschloß. Sogar die Gutachten ächt katholischer Universitäten, wie Paris und Bologna, hatten Heinrich zu seinem Schritte berechtigt erklärt, und die Konvokationen Englands bestätigten das Geschehene. Schon vor dieser Erledigung (1533) waren Heinrich und Anna heimlich getraut worden, und nun folgte die Krönung der Letztern, mit großem Pomp und unter Assistenz des Erzbischofs von Canterbury, von sechs Bischöfen und dreizehn Äbten, die also nicht gegen die Scheidung waren. Es kümmerte darauf in England Niemanden mehr, daß der Papst, auf Antrieb des Kaisers, die Ehe Heinrichs und Katharina's als gültig und fortbestehend erklärte. Dieser Ausgang der Sache wurde das Verderben eines ausgezeichneten Mannes, des gebildetsten Engländers jener Zeit.

Thomas More, oder wie er als Gelehrter seinen Namen latinisirte, Morus, war zwischen 1480 und 1484 aus edelm Geschlechte zu London geboren. Als er Page des Kardinals und Lordkanzlers John Morton war, sandte ihn Dieser an die Universität Oxford, wo eben der in Italien, Frankreich und Deutschland längst blühende Humanismus als neue Erscheinung aufgetaucht und das Vorurtheil im Schwinden begriffen war, daß die Kenntniß des Griechischen zum Ketzer mache, seitdem William Grocyn, Schüler des Chalkondylas und Poliziano, und sein Schüler Thomas Linacre die Sprache der Hellenen lehrten, mit dem auf seinen humanistischen Reisen Oxford besuchenden Erasmus von Rotterdam in zwanglosen Vereinigungen für die Schönheiten des klassischen Alterthums schwärmten und im jungen Morus bereits ein geistiges Phänomen er-

kannten. Neben dem von seinem Vater ihm vorgeschriebenen Rechtsstudium vervollkommnete sich der Letztere eifrig in lateinischer Prosa und Poesie und in Übersetzungen der Griechen, besonders Lucians, und vertiefte sich zugleich so sehr in die Theologie der Kirchenväter, daß er nach seiner Heimkehr in einer Kirche Londons öffentliche Vorträge über Augustins „Stadt Gottes" hielt. Nur der Cölibat soll ihn abgehalten haben, geistlich zu werden. Schon als junger Anwalt von 20 Jahren in das Parlament gewählt, widersetzte er sich der Despotie Heinrichs VII., dessen Nachfolger Heinrich VIII., als feuriger Anhänger des Humanismus, ihn dagegen mit Ehren überhäufte, ihm alles Vertrauen schenkte und ihn an seiner Streitschrift gegen Luther „über die sieben Sakramente", welche Papst Leo X. gewidmet wurde, mitarbeiten ließ, während er ihm die Replik auf Luthers heftige Erwiederung ganz übertrug, die dann auch letztere an Derbheit und sogar Unflätigkeit noch zu überbieten suchte. More wurde Schatzkammerbeamter, 1523 Sprecher des Parlaments, war dem Könige als dessen politischer Geheimschreiber völlig unentbehrlich, mußte mit ihm neben den Staatsgeschäften und theologischen Kämpfen auch Astronomie treiben und wurde oft lange im Schlosse zurückbehalten, ohne nach Hause zu kommen. Oft spazierte der König mit ihm im Garten und legte dabei vertraulich seinen Arm um den Nacken, den er später durchhauen ließ. More benützte seinen Einfluß namentlich zu Gunsten der gelehrten Studien. Energisch mußte er gegen eine von dem lernfaulen niedern Klerus begünstigte Verbindung von Oxforder Studirenden einschreiten, welche ihren Haß gegen das Griechische dadurch zur Schau trugen, daß sie sich Trojaner, ihr Oberhaupt Priamus, die Einzelnen Hektor, Paris u. s. w. nannten. More's eigene Werke sind nicht zahlreich. Unter ihnen ragt eine englisch geschriebene Geschichte Eduards IV. und Richards III. hervor. Weit wichtiger aber ist das lateinisch abgefaßte, in Hinsicht der herrschenden socialen und politischen Zustände durchaus oppositionelle Buch, dessen Titel ein sprichwörtlicher Ausdruck geworden ist. Es erschien 1515, hieß „Utopia" (vom griechischen οὐ, nicht und τόπος, Ort, also etwa: Nirgendheim), schilderte unter dem Bilde der vom Verfasser fingirten Insel Utopien, die von ihm als Ideal aufgefaßte Staatsverfassung und geißelte damit zugleich die Übelstände, an welchen England krankte. Veranlaßt wurde das Werk durch des Erasmus in More's Hause geschriebenes und ihm gewidmetes „Lob der Narrheit" (s. oben S. 86). Der Verfasser läßt den fingirten Seemann Rafael Hythlodäus nach jener Insel reisen, welche 1200 Jahre vor seiner Zeit durch Römer und Ägypter ihre Kultur empfangen habe. Dieselbe erstreckt sich nirgends weiter als eine Tagereise, besitzt eine treffliche Hafenbucht, sichere Kanäle und 54 schöne Städte mit gleicher Sprache, Sitten und Gesetzen, welche in einem Föderativverhältnisse stehen und Abgeordnete wählen, die in der Hauptstadt jährlich als „Senat" zusammentreten. In den Gebieten der einzelnen Städte sind die Wohnungen der

Ackerbauer gleichmäßig auf die Grundstücke vertheilt und die Bewohner in patriarchalisch eingerichtete „Familien" von wenigstens 40 Köpfen gesondert, von denen je die Hälfte zwei Jahre lang in der Stadt und dann wieder ebenso lange auf dem Lande wohnt, damit die Landarbeit sie nicht zu sehr anstrenge. Privates Grundeigenthum giebt es nicht; der Besitz der Häuser wechselt alle zehn Jahre. Eine besondere Versammlung der den Familienoberhäuptern (Phylarchen) für je 30 Familien übergeordneten Protophylarchen wählt aus vier Vorschlägen des Volkes den Fürsten auf Lebenszeit. Zeigt sich jedoch der Letztere als Tyrann, so wird er abgesetzt. Leben und Treiben der Utopier stehen unter strenger polizeilicher Aufsicht. Jeder Familie ist eine gewisse Beschäftigung angewiesen. Wer sich einer andern widmen will, wird von der Familie, welche dieselbe betreibt, adoptirt. Für körperliche Arbeit sind täglich blos sechs Stunden bestimmt und zwar für beide Geschlechter, für die Frauen jedoch in geringerm Maße als für die Männer; den Rest verwendet man zu wissenschaftlichen Studien, zum Besuche von Vorträgen, welche besonders dazu gewählte Männer täglich halten, und zur Erholung in öffentlichen Gärten oder Speisehallen. Fanatismus, Jagd, Luxus, Spiel und Müßiggang sind verpönt; unthätige Geistliche und Adelige giebt es nicht, ebenso wenig Bettler. Nur durch besondere Befähigung können bis auf fünfzig Bewohner jeder Stadt in den allein von körperlicher Arbeit befreiten Stand der Lehrer treten, welchem die Priester, obersten Beamten, Gesandten und der Fürst angehören. Droht Übervölkerung, so findet Auswanderung nach weniger stark bevölkerten Ländern statt, die man erforderlichen Falls mit Waffengewalt besetzt. Da für alle Bedürfnisse hinlänglich gesorgt ist, erhält jede Familie ihre Lebensmittel, ohne Geld auszugeben. Beamte besorgen den diesfälligen Verkehr. Jede Familie speist gemeinsam und in der ganzen Stadt zu derselben Zeit auf ein mit der Trompete gegebenes Zeichen. Reisen sind nur mit besonderer Erlaubniß gestattet, aber bei der herrschenden Gastfreundschaft ohne Kosten, daher es auch keine Wirthshäuser giebt. Aus dem Ertrage der entbehrlichen Lebensmittel werden die auf der Insel nicht erhältlichen Gegenstände im Auslande gekauft. Damit Gold und Silber nicht Gegenstand der Habgier werden, verwendet man sie zu den gemeinsten Gegenständen, wie Perlen und Edelsteine zum Schmucke der Kinder. Verbrecher werden zu Sklaven, meist in einer andern Stadt als der ihrigen; Unsittlichkeit wird streng bestraft, die Selbstmörder in einen Sumpf geworfen. Heiratslustige werden einander — nackt vorgestellt, um ihre gegenseitigen Gebrechen kennen zu lernen. Es herrscht durchaus Monogamie. Scheidung ist wol erschwert, aber nicht verpönt, und in besonders dringenden Fällen kann selbst eine neue Ehe Geschiedener stattfinden. Die Todesstrafe besteht nicht. Der Versuch eines Verbrechens kommt in der Bestrafung der Vollendung gleich. Geistes- und andere Kranke werden sorgfältig gepflegt. Alles Werben um Ämter

ist umsonst; Vertretung vor Gericht findet nicht statt. Bündnisse schließen die Utopier keine mit Fremden, da ihnen ohnehin alle nicht Feindlichen als Freunde gelten. Den Krieg verabscheuen sie; fremde Angriffe aber finden das Land wohl gerüstet; doch suchen auch bei solchen Anlässen die Utopier keinen Ruhm im Kriege, sondern verfahren auf eine Weise, über deren Verwandtschaft mit den gleichzeitig entstandenen Ideen Machiavelli's wir betroffen sind. „Sie pflegen," sagt Morus, „sofort nach geschehener Kriegserklärung eine Menge mit dem öffentlichen Siegel unterfertigter Zettel gleichzeitig an den dem Feindeslande auffälligsten Orten anzuheften, in welchen sie demjenigen außerordentliche Belohnungen zusichern, welcher den feindlichen Fürsten aufheben würde, ferner geringere, aber noch immer hinlänglich bedeutende Belohnungen für die namentlich angeführten Köpfe derjenigen, welche nach dem Fürsten selbst als die Urheber des sie verletzenden Beschlusses erscheinen. Die doppelte Belohnung wird Demjenigen, welcher Einen der Proskribirten lebend einliefert. Ja, indem sie zu der Belohnung die Straflosigkeit fügen, laden sie die Proskribirten ein, selbst gegen ihre Genossen zu handeln. Denn so entsteht unter den Proskribirten nicht blos gegen alle anderen, sondern auch wechselseitig gegen ihre Genossen selbst, Mißtrauen, Furcht und das Gefühl der größten Gefahr, und geschieht es, daß sie häufig einander gegenseitig verrathen. Da sie aber wohl einsehen, zu welch' ungeheuerm Wagestücke sie anreizen, so suchen sie durch die Größe der Belohnung die Größe der Gefahr auszugleichen. Dieses System, den Feind zu bestechen oder zu kaufen, bei anderen Völkern als schändlich verworfen, halten sie als kluge Leute für höchst lobenswerth, indem dadurch jeder Kriegszweck auf die für's Menschenleben schonendste Weise vollständig erreicht werde. Geht es aber mit diesem System nicht, dann streuen sie den Samen der Zwietracht, indem sie den Bruder des Fürsten oder sonst einen Großen des Landes mit der Hoffnung auf die Erlangung des Thrones berauschen. Sind aber auch die inneren Parteien lahm, so hetzen sie die den Feinden benachbarten Völker zum Kriege, etwa unter einem jener alten faulen Titel, wie sie den Königen nie fehlen, geben denselben reiche Subsidien an Geld, aber nur spärlich an Leuten, welche sie, um ihre eigenen Bürger zu schonen, um Sold miethen u. s. w." Im Kampfe um die Unabhängigkeit dagegen benehmen sie sich mit der größten Tapferkeit: selbst die Weiber ziehen mit in die Schlacht, und schmählich ist es für Jeden, lebend zu bleiben, wenn seine nächsten Verwandten fallen.

Das Merkwürdigste jedoch, was Morus von Utopien erzählt, ist der letzte Abschnitt des Werkes, der von den Religionen der Insel handelt. Ist auch in dem Bisherigen leicht der Ernst von der Satire zu scheiden, so ist es von einem so aufrichtig frommen Manne wie Morus schlechterdings undenkbar, daß er über die Religion ein einziges Wort anders als im Ernste geschrieben hätte. Es bestehen, sagt er, in Utopien mehrere Religionen, indem an einigen Orten die Sonne, an anderen der

Mond oder gewisse Planeten, oder auch die Geister abgeschiedener großer Männer verehrt werden. Die Priester sind sämmtlich verheiratet und auch Weiber können Priesterinnen sein. Abbildungen göttlicher Wesen werden nicht geduldet. Der „größte und klügste Theil der Bewohner aber glaubt an ein einziges, unbekanntes, ewiges, unendliches, unerklärliches, über jeder menschlichen Erkenntniß stehendes, durch den Geist, nicht materiell, die ganze Welt durchdringendes höchstes Wesen; Vater nennen sie es, leiten Anfang, Entwickelung und Ende aller Dinge von ihm ab und gewähren nur ihm göttliche Ehren. Sie stimmen darin überein, daß sie dieses Wesen Mithra nennen, gehen aber darin auseinander, daß es bei den Einen so, bei den Anderen anders beurtheilt wird." Freilich ist der Verfasser, als guter Christ, trotz der merklichen Liebe, mit welcher er von jener Religion der „Klügsten" spricht, genöthigt, hinzuzufügen, die Utopier seien großentheils, seitdem Christen ihr Land besucht hätten, auf deren Religion eingegangen, besonders, erläutert er, als „sie hörten, wie ihre gemeinschaftliche Lebensweise Christo gefalle," und ihre Sehnsucht nach den christlichen Sakramenten sei so groß, „daß sie bereits unter sich die Frage verhandeln, ob nicht auch ohne Zulassung des christlichen Oberpriesters ein von ihnen **selbst Erwählter** den Charakter eines Priesters erhalten könne." Diejenigen aber, welche nicht zum Christenthum bekehrt wurden, schrecken Niemanden ab, feinden Keinen an, üben keinen Zwang, und die Gesetze Utopiens lassen Jeden nach seinem Glauben leben und bestrafen streng Jeden, der diese Freiheit verletzt.

Die hierin ausgesprochene wahrhaft rührende Toleranz läßt, denken wir, keinen Zweifel aufkommen, daß der wackere More zur Zeit der Abfassung der Utopia den Standpunkt der vorurtheilslosen Humanisten, auf dem sich auch sein Freund Erasmus befand, mehr oder weniger theilte, von dessen Lob der Narrheit er auch die Widmung annahm. Anders aber wurde die Sache seit Luthers Auftreten. Wie unsere deutschen Humanisten Erasmus, Pirkheimer, Glarean u. A., so erschreckte dies auch den allzu ängstlichen Morus und ließ ihn bedenkliche Konsequenzen der Reformation im Leben der Völker und Staaten fürchten. Er wandte sich daher seit dieser Zeit, wie wir schon aus seiner Theilnahme an des Königs Federkampf gegen Luther sahen, wieder ganz den strengen katholischen Grundsätzen zu, welche er in seiner Jugend eingesogen hatte. Er vertheidigte seitdem in seinen Schriften das ganze katholische System, von den Heiligen herab bis auf die Meßgewänder und Kirchengeräthe, durch Dick und Dünn. Als Beamter verfuhr er, trotz angeborner Milde, hart und fanatisch gegen „Ketzer" und forderte selbst deren Verbrennen. Und als Privatmann ergab er sich den strengsten asketischen Übungen, schlief nach Eremitenart auf hartem Boden, trug ein härenes Gewand und zu Zeiten ein Cilicium (Stachelgürtel), — ja er geißelte sich sogar!!! Hierher gehört auch die Protektion, die er der

Schwärmerin Elisabeth Barton zu Theil werden ließ. Dieselbe war Dienstmagd zu Aldington in der Grafschaft Kent, und wurde, da sie an Hysterie litt und sich für eine Prophetin und Hellseherin hielt, seit 1525 von dem altgläubig gesinnten Pfarrer Masters als Werkzeug zur Stärkung des sinkenden Katholizismus benützt, zu welchem Zwecke sie sich in erkünstelten Anfällen und Visionen producirte, in denen sie gegen die Ketzerei, wie gegen die Neuerungen des Königs und dessen Ehescheidung eiferte. Der Bischof Fisher von Rochester und der Erzbischof Marham von Canterbury nahmen sich ihrer ebenfalls an. Endlich aber, als die Betrügerin im Falle der Scheidung den Tod des Königs weissagte und die ihr anhängenden Mönche dies überall verkündeten, bekam der eifrig protestantische Minister Thomas Cromwell die Sache satt und ließ 1533 die Barton und ihre Anhänger festnehmen und 1534 zu Tyburn hinrichten, unter ihnen auch den 80jährigen Bischof Fisher, der im Kerker vom Papste Paul III. den Kardinalshut erhalten, worauf der König satanisch-witzig bemerkte: „Einen Hut mag er ihm schicken; allein ich will sorgen, daß er nichts habe, ihn darauf zu setzen.“ Der unschuldig in den Prozeß verwickelte Thomas More wurde für spätere Zeit aufbewahrt.

Des Letztern persönlicher Charakter zeichnet sich am besten dadurch, daß er freiwillig that, wozu der schlaue Stammvater der Israeliten nur durch Überlistung gebracht worden war; er wählte von zwei Töchtern einer ihm bekannten edeln Familie, deren jüngere er liebte, — die ältere zur Gattin, um sie nicht zu kränken (— Lea statt Rachel!), was um so edler war, da er als Christ sich mit ihr begnügen mußte, wurde aber sehr glücklich mit ihr. Er unterrichtete seine drei Töchter und seinen Sohn selbst in den Wissenschaften, ja sogar auch die Töchter im Griechischen und Lateinischen, — duldete keine unnütze Beschäftigung im Hause, — trieb auch Musik, sammelte Thiere aller Art und übte Gastfreundschaft gegen Gelehrte und Künstler; — Erasmus und Holbein lebten lange in seinem Hause. Es befand sich eine Kapelle in demselben und Morus betete regelmäßig mit seiner Familie, was selbst den Spötter Erasmus rührte. So vermehrte sich seine „Schule“, wie er sie nannte, Alles in einem Hause, um drei Schwiegersöhne, eine Schwiegertochter und elf Enkel, und endlich, nach dem Tode seiner Lea, um eine zweite Frau, — klein, häßlich und ältlich, aber eine treffliche Hausfrau. Seinem Herzen und Geiste am Nächsten stand seine älteste Tochter Margaretha (geb. 1509), welche trefflich Latein in Prosa und Versen schrieb, Klassiker kommentirte, übersetzte und Verlorenes herzustellen versuchte, auch Mathematik und Astronomie trieb.

Und in diese glückliche Familie sollte der Blitz des Schicksals furchtbar einschlagen! — Im Jahre 1529 war Morus an der Stelle des entlassenen Kardinals Wolsey zum Großkanzler des britischen Reiches ernannt worden, der Erste von niederm Adel und der erste Weltliche, der diese Stelle bekleidete. Wenn aber der König erwartet hatte, der neue Großkanzler

werde sich seinen Wünschen fügsamer zeigen, als sein Vorgänger, so täuschte er sich bitter. Derjenige, welcher in seiner Utopia selbst nicht nur die Scheidung, sondern auch die Wiederverehelichung Geschiedener befürwortet hatte, — den Vorschriften seiner Kirche entgegen, — war so entschieden zu den letzteren zurückgekehrt, daß er es für gerathen hielt, im Widerspruche zwischen Dem, was von ihm der König, und Dem, was seine Überzeugung verlangte, 1532 die Entlassung von seinem Amte zu nehmen, die er mit Widerstreben des Königs erhielt, und zwar noch mit Zusicherung der Gnade desselben. Nicht genug jedoch, daß ihn dieser Schritt zum armen Manne machte; es folgte ein furchtbarerer Schlag nach. Als das Parlament im März 1534 die sogenannte Successionsakte erließ, durch welche die Scheidung und die neue Ehe des Königs anerkannt und den Kindern Anna Boleyns, deren erstes und einziges eine Tochter, Elisabeth war, die Thronfolge zugesprochen wurde, sollten dies alle Unterthanen durch einen Eid beschwören. Zu diesem Zwecke vorgeladen wurde aber nur die Geistlichkeit und von den Weltlichen einzig und allein More. Dieser hatte zwar gegen die Thronfolge-Ordnung nichts einzuwenden; da er hingegen die Scheidung und neue Ehe, als gegen sein Gewissen streitend, nicht beschwören konnte, wurde er sofort in den Tower abgeführt; — seine Feindin, die Königin Anna, hatte die Bedenken des Königs beschwichtigt. Der Gattin und Tochter Zureden, sich durch Abfall von seiner Überzeugung Freiheit und Leben zu erkaufen, beantwortete More mit der Weigerung, für den kleinen Rest Lebens die Ewigkeit hinzugeben. An die Wand seines Kerkers schrieb er demgemäß auch jene rührenden Verse, in denen er seine Zuversicht auf Gott und eine bessere Zukunft kundgab. Das Parlament erklärte ihn im November des Hochverrathes verdächtig. Nach standhafter Weigerung, dem König als Oberhaupt der englischen Kirche zu huldigen, wurde er am 1. Juli 1535 nach mehr als einjährigem Kerker, vor das Gericht des Lordkanzlers gestellt, und als die Richter aus Mangel an Zeugen sich zu keiner Verurtheilung entschließen konnten, trat der öffentliche Ankläger Rich, welcher vorher den Gefangenen im Kerker in ein anscheinend freundliches Gespräch verwickelt hatte, selbst als Zeuge auf und bewirkte hierdurch die greuliche Verdammung zur Viertheilung und vorherigen Verstümmelung, die des Königs „Gnade" in einfache Enthauptung verwandelte. Am 6. Juli erlitt More diese mit männlicher Fassung, und sein Kopf wurde auf der Londonbrücke aufgesteckt, wo sich auf einem Thurme deren gewöhnlich dreißig bis vierzig, meist aus den edelsten Geschlechtern, befanden, bis ihn seine Lieblingstochter zu erhalten wußte.

Der König warf den Tod seines einstigen Freundes, als er ihn erfuhr, mißmutig seiner Anna vor; aber er war jetzt von jedem Widerspruche befreit. Das Parlament erklärte Katharina's Tochter Maria als Bastard und Anna's Kinder, deren erstes und einziges eine Tochter (Elisabeth) war, als allein erbberechtigt, den König selbst aber als den Herrn über

Glauben und Kirchenverfassung seines Reiches. Dem in Folge dessen ihm drohenden Bunde des Kaisers und Frankreichs gegen ihn stellte Heinrich Verbindungen mit den deutschen Protestanten entgegen; diese waren jedoch nur unter der Bedingung hiezu geneigt, daß England ihr Glaubensbekenntniß annehme.

Hatte nun Heinrich, der bisher im Glauben völlig katholisch geblieben, schon darin sich den Protestanten genähert, daß er die Verbreitung der Bibel in der Landessprache gestattete, so konnte er nicht ohne Schwierigkeit dabei stehen bleiben, da er Männer um sich hatte, welche Stützen seines Unternehmens, aber zugleich vom Geiste der Reformatoren durchdrungen waren. Thomas Cranmer, Erzbischof von Canterbury, der die königliche Ehescheidung endlich zur Thatsache gemacht, Hugh Latimer, Bischof von Worcester, und Eduard Fox, Bischof von Hereford, nahmen die hervorragendste Stellung unter ihnen ein. Sie predigten kühn gegen Ablaß, Bilderdienst, Fegfeuer, Werkheiligkeit. Lee, Erzbischof von York, Gardiner, Bischof von Manchester u. A. standen ihnen als Vertheidiger der alten Kirche gegenüber. Die päpstlich-römische Färbung der letztern Partei zwang den König, den sein Minister Thomas Cromwell hierin bestärkte, auf Seite der erstern zu treten. In seiner dogmatischen Machtvollkommenheit legte er der Konvokation ein Glaubensbekenntniß vor, das zur Hälfte aus der augsburgischen Konfession entnommen war, zur Hälfte noch manches Alte enthielt. Bilderdienst und Wallfahrten wurden abgeschafft, und der Widerstand der Klöster brach auch diesen den Hals. Gegen ihre Aufhebung sammelte im Norden des Landes 1536 Robert Aske Scharen Altgläubiger zum Aufstande, zog gegen London und verlangte Wiederherstellung der päpstlichen Autorität. Die Aufständischen unterlagen; aber ihr Unternehmen hatte auf den König Eindruck gemacht; er befahl, die Lehre vom Sakrament, Ohrenbeichte, Cölibat und Ceremonieen beizubehalten, empfahl Processionen und andere katholische Gebräuche und unterwarf alle Bücher einer Censur. An der Aufhebung der Klöster dagegen und an seiner kirchlichen Hoheit hielt er um so fester. Endlich faßte er alle seine Willkürlichkeiten in sechs Artikel zusammen, das Werk des Bischofs Gardiner, und setzte auf deren Übertretung die empörendsten Strafen.

Und das that ein Mann, dessen Hände noch roth waren von dem Blute der Frau, um derentwillen er seine erste Gattin verstoßen. Er war erst drei Jahre mit Anna Boleyn verbunden, als er an deren Hofdame Johanna Seymour Gefallen fand und Jene, gegen welche die Katholiken am Hofe schadenfroh arbeiteten, auf ungegründeten Verdacht als Ehebrecherin hinrichten ließ. Johanna wurde die Mutter seines Sohnes Eduard, dessen Geburt ihr den Tod brachte. Als vierte Gattin wählte er, um seinen Bund mit den deutschen Protestanten zu festigen, die dem sächsischen Kurfürsten verwandte Anna von Cleve; er fand jedoch seine Erwartungen getäuscht, ließ sich bald wieder scheiden und nahm die fünfte

Frau in Katharina Howard. Sie war der katholisirenden Richtung in der anglikanischen Kirche ergeben (wenn nicht gar wirkliche Katholikin) und verschaffte ihrer Partei bei dem wankelmütigen Despoten den Sieg. Der überzeugungstreue Cromwell wurde ebenso jäh gestürzt wie seine Vorgänger Wolsey und Morus, und sein Kopf fiel wie derjenige des Letztern. Der ebenso feste Latimer und Gesinnungsgenossen desselben wurden in den Tower gesperrt, Robert Barnes, ein Anhänger der deutschen Reformation, sogar verbrannt, und nun loderten die Scheiterhausen lustig von Katholiken sowol, die weniger weit, als von Protestanten, die weiter gingen, als die „blutigen sechs Artikel", — und zwar oft Beiderlei aneinander gebunden! Aber die Nemesis nahte. Katharina Howard war offenbare Ehebrecherin; sie verlor den Kopf und ihre katholischen Freunde ihre Hofstellen. Ihre Nachfolgerin, die sechste Gattin Heinrichs, Katharina Parr, war wieder Protestantin und deshalb ihrer Freiheit nicht völlig sicher. Ein Versuch des katholischen Grafen von Norfolk, seine Schwester an ihre Stelle zu setzen und den Katholizismus wieder zu befestigen, endete mit seinem Tode auf dem Schaffot und der Entsetzung seines Gehülfen — Gardiner. Endlich befreite 1547 der Tod das Land von dem schändlichen Herrscher, der es gewagt, das Leben seiner Frauen und den Glauben seiner Unterthanen zum Gegenstande seiner blutigen Launen herabzuwürdigen.

Das Reich athmete auf, als eine entschieden protestantische Richtung unter dem jungen und schwachen Eduard VI., seinem Oheim, dem Protektor Eduard Seymour, Herzog von Somerset und seinem religiösen Rathgeber Cranmer herrschend wurde, die zwar nicht so grausam auftrat wie Heinrich VIII., aber doch intolerant genug, etwa nach Calvins Muster, verfuhr. Latimer erhielt, körperlich gebrochen, seine Freiheit wieder.

Mit Einführung des Abendmahls unter zwei Gestalten wurde nun endlich eine entschiedene Richtung statt der bisherigen willkürlichen eingeschlagen. Die Ohrenbeichte wurde freigestellt und damals entstand das noch heute in der anglikanischen Kirche übliche „allgemeine Gebetbuch" (Common prayer book). Der regierende Herzog von Somerset mußte zwar Aufstände niederschlagen, die für Bilder und Messe und für die — sechs Artikel (nicht aber für den Papst!) stattfanden, dabei aber einen dem Staate und Adel gefährlichen Charakter trugen; allein es waltete nicht nur Milde gegen die Besiegten, sondern der Sieger trat auch für die Rechte des Volkes auf, erlag jedoch der Rache des Adels, zuerst mit Kerker, dann mit dem Schwerte. Die protestantische Richtung schritt darum dennoch fort und schaffte die Altäre aus den Kirchen, wie sie auch vom Dogma der Transsubstantiation abging. Ja, die einflußreichen Theologen, mit Cranmer an der Spitze, drängten deutlich nach einer Rückkehr zu apostolischen Zuständen hin, — nicht ohne mannigfache Antipathieen und Reibungen zu wecken.

Des kränklichen Eduard früher Tod (1553) brachte jedoch Alles unerwartet in ein ganz anderes Geleise. Heinrich VIII. hatte ihm, in einer katholischen Anwandlung, seine einst als Bastard erklärte Tochter Maria als Nachfolgerin bestimmt; er selbst aber, als eifriger Protestant, hatte die Enkelin einer Schwester seines Vaters, Johanna Grey, gewählt; denn sie war ihm von seinem Minister, dem Herzog von Northumberland, empfohlen, mit dessen Sohne sie, obschon noch sehr jung, vermählt war. Gelehrten Studien ergeben, ergriff sie die unverhoffte Würde nur mit Widerstreben, — blieb jedoch ohne Anhang. Die Katholiken aus Sympathie, die Protestanten in Folge falscher Hoffnungen und Versprechungen, oder um Heinrichs Willen zu ehren, — Alle fielen der katholischen Maria zu. Die arme Prätendentin, ihr jugendlicher Gemahl und Beider Eltern bluteten auf dem Schaffott. Maria versprach feierlich, Niemanden um seines Glaubens willen zu verfolgen; aber sie begann sofort ihr unheilvolles Regiment über England, im Interesse Spaniens und ihres Vetters Karl, mit dem Verbot „aller Predigt und Schriftauslegung ohne besondere Erlaubniß," welche zu ertheilen — Gardiner, der neue Lordkanzler, der jetzt seine anglikanische Maske abwarf und sich als katholischer Glaubenswüterich entpuppte, das alleinige Recht erhielt. Protestantische Bischöfe wurden durch katholische ersetzt, Bilder und Messe wieder eingeführt, die fremden Gelehrten, welche die protestantische Regierung angestellt, vertrieben, Cranmer und Latimer in den Tower geworfen. Das Parlament mußte die Ungültigkeit der Ehe von Maria's Eltern widerrufen, und alle Reformen Eduards VI. aufheben, also die katholische Lehre ohne Papstthum, wie sie Heinrich gewollt, wiederherstellen. Das Bedenklichste aber war vollends die Vermählung Maria's mit dem Sohne ihres Vetters, Philipp, dem künftigen Könige Spaniens, was sogar den katholischen Engländern zu stark war. Das diesen Plan mißbilligende Parlament wurde aufgelöst, ein Aufstand des protestantischen Adels in der Entstehung erdrückt und der Zug Sir Thomas Wyatts von London endete mit seiner Gefangennahme und Hinrichtung. Der königliche Gemahl versuchte sich nach seiner Ankunft in England beliebt zu machen und erhielt königlichen Titel und Rechte. Mit ihm erschienen ketzerspürende Spanier, der Dominikaner Pedro de Soto, der Inquisitor Bartolome de Carranza u. A., welche Stellen an der Universität Oxford erhielten und dort in ihrem Sinne lehrten. Den Kardinal Reginald Poole, der einst vor Heinrichs VIII. Neuerungen nach Italien geflohen und dort eine reformatorische Rolle auf päpstlicher Grundlage gespielt, mußte England als Legaten des Papstes annehmen und seinem Diktate in Glaubenssachen folgen. Dem Parlamente aber wurde zugesetzt, bis es auch die päpstliche Autorität wiederherstellte, ja sogar die Gesetze gegen die Ketzer wieder in Kraft erklärte! Und sie wurden mit der größten Grausamkeit vollzogen. Eine Menge Geistlicher wurde hingerichtet, blos weil sie Protestanten blieben, und auch die kräf-

tigen Reformatoren **Ridley**, **Latimer** und **Cranmer** erlitten den Feuertod! Der Letztere war im Gefängnisse so schwach gewesen, zu widerrufen; als er trotzdem verurtheilt wurde, streckte er zuerst die Hand, mit der er den Widerruf unterzeichnet, in's Feuer, bevor ihn die Flamme ganz verzehrte. Gardiner, der einst in Rom die Scheidung ihrer Eltern betrieben, war bei Allem das Werkzeug der Königin, welcher die Geschichte den Namen der **Blutigen** gegeben und welche die Intelligenz Englands zerstörte, wie ihr würdiger Gatte diejenige Spaniens. Es fehlte nun nichts mehr, als die Rückgabe der veräußerten Kloster- und Kirchengüter, welche jetzt 40,000 Familien gehörten. Der Papst Paul IV. forderte auch diese, die das sonst so gefügige Parlament bisher verweigert hatte. Mit schwacher Mehrheit erfüllte es diesen Wunsch der Königin ebenfalls. Dies und die Mißregierung überhaupt hatte Aufstände zur Folge. Dem Papste aber machte es Mut. Er entsetzte den Kardinal Poole, der inzwischen Cranmers Nachfolger geworden, der Legatenwürde, weil er nicht orthodox genug war. Als endlich eine Krankheit 1558 England von der blutigen Königin befreite, entging auch er in der nächsten Nacht durch den Tod der drohenden Verfolgung als Ketzer! Ein fünf Jahre lang dauernder Wahnsinn unnatürlicher Reaktion hatte ausgetobt! Und diese Reaktion hatte ihre gehässigste Seite nicht in der Aufhebung der Reformation, wenn auch die Herstellung der Ketzergerichte gehässig genug war, sondern in ihrem durchaus unpatriotischen, ja landesverrätherischen Charakter. Denn Maria haßte, wie ihren Vater, dessen Grabmal sie zerstören ließ, so auch ihr Vaterland und bedrückte es daher auf so empörende Weise. Alles Englische war ihr verhaßt; sie hatte sich daher auch geweigert, einen Engländer zu ehelichen; sie war Spanierin mit Leib und Seele, wie ihre Mutter und ihr Gemahl. Und so war auch ihre Regierung nichts Anderes als eine Unterwerfung Englands unter Spaniens Joch, und dieser Umstand verurtheilt sie unerbittlich.

Die Nachfolgerin Maria's war ihre Halbschwester **Elisabeth**, die Tochter Anna Boleyns. Sie hatte ihr Leben nur durch erheuchelten Katholizismus retten können, ihre Freiheit aber nicht einmal hierdurch; ihre Schwester hatte sie wegen Verdachtes der Theilnahme am Aufstande Wyatts in den Tower werfen lassen, brachte aber keine Beweise gegen sie zu Tage. Philipp von Spanien, nach der Beibehaltung der englischen Krone begierig und Elisabeth für katholisch haltend, hatte sie gegen Gardiner und Poole in Schutz genommen und bewarb sich, nachdem sie unter ungeheuerm Jubel in London eingezogen, um ihre Hand. Sie wies sie ab, — sie wolle unvermählt bleiben, — und sie blieb in der That ihr Leben lang die „jungfräuliche Königin".

Elisabeth war im Herzen Protestantin, — wie hätte sie als Kind einer Ehe, die nur durch Trennung vom Papstthum möglich geworden, anders sein können? Aber sie war ein Weib und liebte daher die

Ceremonien. Demgemäß weigerte sie sich, alle Akte unter Maria schlechtweg nichtig zu erklären und zu den energischen Reformen unter Eduard VI. zurückzukehren, — die geistvollen und kräftigen Protestanten waren unter Maria verbrannt und nur nachgiebige übrig, — und so schuf das Parlament, — nach dem spanischen Drucke mit dem kleinsten Fortschritte zufrieden, — unter Elisabeth jenes charakterlose Zwitterding von katholischen und protestantischen Elementen, welches man die anglikanische oder Hochkirche nennt. Unter der Kirchenherrschaft einer Frau konnte nichts Anderes zu Stande kommen.

Die 39 Artikel, die man jetzt als Gesetz der englischen Staatskirche aufstellte, wurden auf Jahrhunderte hin das alleinseligmachende Dogma Englands. Wer sie nicht beschwur, erhielt weder eine geistliche, noch eine weltliche Stelle im Staate. Dreizehn Bischöfe, 24 Dekane und 80 Pfarrer, die sie nicht annehmen wollten, traten von ihren Stellen ab. Es blieben noch vier Bischöfe — zwei als Katholiken und zwei als Protestanten eingesegnete, die sich fügten! Sie weihten den neuen Erzbischof von Canterbury, Dr. Parker, einst Anna Boleyns Kaplan, der dann die neu ernannten übrigen weihte.

Ein katholischer Aufstand im Norden Englands 1569, an dessen Spitze die Edeln von Northumberland, Cumberland und Westmoreland standen, und der zugleich einen politischen Charakter trug, indem er die Ernennung Maria Stuarts von Schottland zur Thronerbin verlangte, wurde leicht besiegt; die Entsetzung, welche Papst Pius V. 1570 gegen Elisabeth aussprach, wurde verlacht, und die Antwort darauf war eine nicht weniger intolerante: es wurde als Staatsverbrechen erklärt, zum Katholizismus zu bekehren und kirchliche Funktionen des Papstes in England in Anwendung zu bringen. Während sich London mit französischen und niederländischen Flüchtlingen anfüllte, arbeitete ein italienischer Abenteurer Ridolfi, mit Billigung des Papstes und Philipps II. von Spanien, an dem Plane, Elisabeth zu stürzen und Maria Stuart und den mit ihr zu vermählenden Grafen Thomas von Norfolk an ihre Stelle zu setzen, die ebenfalls einverstanden waren. Elisabeths Wachsamkeit vereitelte Alles; mit Widerstreben ließ sie Norfolk hinrichten. Als Antwort an Spanien trug sie das Meiste zur Befreiung der Niederlande von dessen Joch bei. Ein weiterer katholischer Plan, für welchen Papst Gregor XIII. agirte, wollte dem Helden von Lepanto, Don Juan d'Austria, die Krone Irlands, die Hand Maria Stuarts und Beiden das gesammte britische Reich verschaffen. Er scheiterte an der Eifersucht von Juans Bruder, Philipp II., und an den englischen Waffen, welche die Landung katholischer Abenteurer in Irland blutig straften und das Land weit umher verwüsteten.

Der Katholizismus blieb aber bei seinem Sturme gegen Elisabeth

nicht im Auslande stehen. Seine Agenten wagten es bald, auch in England selbst ihre Plane zu verfolgen, um die blutige Herrlichkeit Maria's wieder herzustellen. Papst Gregor XIII. hatte in Rom ein Seminar für katholische Engländer gestiftet, welche von Jesuiten dazu erzogen wurden, ihren Glauben in ihrem Vaterlande wieder einzuführen. Sie reisten mit dem rücksichtlosen Fanatismus dieser Leute verkleidet und heimlich umher und hatten ausdrückliche Vollmacht, Diejenigen, welche der Königin gehorsam waren, von der gegen Diese ausgesprochenen Exkommunikation auszunehmen, bis der Vollzug der letztern möglich würde. Sie waren somit Prediger des Aufruhrs und wurden daher, wo man sie fand, als Solche behandelt. Viele Katholiken erlitten damals den Martyrertod, doch nicht ohne daß sie lange vorher durch unvollzogene Strafandrohungen gewarnt worden (vor dem Jahre 1585 fand keine Exekution dieser Art statt). Ihre Zahl und ihre Leiden sind von den katholischen Geschichtschreibern übertrieben, von den protestantischen unterschätzt worden; die höchste genauere Angabe zählt 200 Köpfe. Jedenfalls läßt sich die Behauptung Hefele's in seiner Parallele zwischen Elisabeth und Isabella, die Opfer der Erstern hätten diejenigen der spanischen Inquisition an Zahl übertroffen und Zehntausende betragen wie jene blos Tausende (!), bei dem Mangel an allem Nachweis, als katholischer Tendenz-Puff erkennen. Wir haben keinen Grund und sind auch weit entfernt, die anglikanische Religionsform der katholischen vorzuziehen, müssen aber, um gerecht zu sein, darauf aufmerksam machen, daß die Opfer Elisabeths Eindringlinge und offenbare Hochverräther waren, diejenigen ihrer Schwester Maria aber Solche, die in guten Treuen an dem Glauben des Landes festhielten, welchen die blutige Königin mit fremder Hülfe wortbrüchig umstürzte, sowie, daß sich unter den Ersteren keine Männer von Talent und Verdienst, wie Cranmer, Latimer und Ridley befanden, und daß Elisabeth für Thron und Leben bangen mußte, während gegen Maria's Person niemals etwas unternommen wurde. Es war die Zeit der höchsten Blüte der spanischen Inquisition, der Bartholomäusnacht und des Mordes an Wilhelm von Oranien! Elisabeths Verfahren war Nothwehr, und als solche müssen wir auch ihr vielgeschmähtes Vorgehen gegen Maria Stuart erklären. Es ist Thatsache, daß diese Mörderin ihres Mannes zahllose Anschläge und Verschwörungen gegen Elisabeths Thron und Leben leitete oder beschützte, namentlich jene Babingtons, welche auch der Papst, Spanien und die französische Ligue förderten. Man besitzt noch ihren Brief an den Verschwörer, mittels dessen sie ihn in seinem Vorhaben bestärkte! und ebenso einen andern Brief von ihr, in welchem sie ihre Ansprüche auf England, falls ihr Sohn Jakob (nicht etwa stürbe, sondern) protestantisch bliebe, an — Philipp von Spanien abtrat! Ihre Herrschsucht machte sie zur — Landesverrätherin. Aber sie starb großartig, und dies stimmt nachsichtig gegen ihr Leben. Über ihrem Grabe reichten sich die entzweiten Papst Sixtus V. und Philipp II. von Spanien

die Hände; aber das Resultat dieser Vereinigung, die Armada — „zerstob nach allen Winden."

Mit Unrecht ist Elisabeth eine Heuchlerin genannt worden. Sie verfolgte mit Bewußtsein, Energie und Konsequenz ein bestimmtes Ideal, und zwar kein eigennütziges. Und dieses Ideal war in politischer Beziehung die Größe Englands, in religiöser eine Kirche, welche die katholische Phantasie mit dem protestantischen Verstande verknüpfte. Die oft unweiblichen, ja mehr als männlichen Härten ihres Charakters aber möchten in gewissen mit Wahrscheinlichkeit anzunehmenden körperlichen Eigenschaften ihre Erklärung finden, welche letzteren sie dann auch von dem auf katholischer Seite ihr vorgeworfenen unkeuschen Lebenswandel gründlich freisprechen würden! Doch trat in ihrer Empfänglichkeit für Schmeichelei und für männliche Schönheit und in ihrer Eitelkeit das oft zurückgedrängte weibliche Element deutlich genug wieder hervor.

Unter ihren Staatsmännern war es der ernste, strenge, geschäftskundige, poesielose William Cecil, Lord Burleigh, der eigentlich Das that, wofür sie den Ruhm davon getragen, der mit festem Bewußtsein und sicherm Schritte die Gründung einer protestantischen Großmacht der drei britischen Reiche verfolgte und die spätere Größe derselben begründete. Vor ihm müssen die Anderen entschieden zurücktreten, wie der bewegliche, veränderliche, gewandte, ritterliche Robert Dudley, Earl von Leicester (Bruder des Gatten der Johanna Grey) und das durchtriebene Polizeigenie Franz Walsingham, der die katholischen Intriguen überwachte und durchschaute.

Aber Denjenigen, der zugleich ihren Ruhm zu den Sternen erheben und mit der Krone der Gerechtigkeit schmücken wollte, ihren Günstling Robert Devereux, Graf von Essex, den Stiefsohn und Nachfolger Leicesters, der mit dem Plane umging, das spanische Amerika durch Besetzung der Landenge von Panama zu zerreißen und das gedrückte und daher aufständische Irland durch Religionsfreiheit an England zu fesseln, — ihn ließ sie als Hochverräther enthaupten!

Unsterblich sind dagegen ihre später zu erwähnenden Verdienste um die nationale Literatur und das nationale Theater der Briten.

Sie überlebte Essex, dessen Tod ihr das Volk nie verzieh, nicht lange. 1603 folgte ihr auf dem Throne der Mann, dem sie die Rache für seine gemordete Mutter um schnödes Gelt abgekauft hatte, — Jakob Stuart von Schottland. Durch ihn wurden die britischen Inseln ein Reich. Ein gelehrter Humanist und lateinischer Dichter und zugleich ein Fanatiker für die bischöfliche Kirche, wenn auch nicht frei von katholischen Anfechtungen, machte er dem Papste mündlich die weitgehendsten Zugeständnisse, stellte sofort den Frieden mit Spanien her und setzte es durch, daß die Klausel, mit Rebellen gegen Spanien keinen Verkehr üben zu dürfen, nicht auf die

Holländer bezogen wurde. Er hörte auch auf, die Katholiken zu bestrafen, welche den anglikanischen Gottesdienst nicht besuchten, und stellte die Todesstrafe gegen katholische Priester ein. Da er aber zu gleicher Zeit die von Elisabeth verschonten Presbyterianer auf das härteste verfolgte, und man seine Gerechtigkeit in Zweifel zu ziehen begann, wurden wenigstens wieder Kerkerstrafen gegen katholische Geistliche in Anwendung gebracht. Dies erbitterte die päpstliche Partei, die sich in ihren Hoffnungen getäuscht sah. Was sie gegen die feindselige Elisabeth nur von ferne beabsichtigt, das wagte sie gegen den nachgiebigen Jakob in direktester Nähe. Noch heute treibt das Andenken der Pulververschwörung vom November 1605 die englische Jugend zu dem wilden Racheschrei „no popery" und wird das Werkzeug jenes gräßlichen Attentats, König und Parlament in einem Augenblicke in die Luft zu sprengen, was der Jesuit Garnet ausdrücklich für „lawful" erklärte, der englische Landesverräther Guy Fawkes, unter Jubel in effigie verbrannt! Er war Offizier in einem Regimente gleichgesinnter Briten und Spanier, das in den spanischen Niederlanden stand, bereit zum Einbruch in England! Es war bei der Stimmung jener Zeit nur begreiflich, daß die drakonischen Gesetze gegen die Katholiken in aller Strenge wieder hergestellt wurden. Eheeinsegnungen und Taufen konnten rechtsgültig nur noch durch anglikanische Geistliche vollzogen werden, und jeder Katholik mußte Treue dem König und Absage dem Papste schwören. Papst Paul V. verdammte diesen Eid, — ohne wesentlichen Erfolg. Die Gegensätze zwischen Katholizismus und Protestantismus begannen sich abzuschwächen oder gänzlich auf das politische Gebiet überzugehen, und eine neue Periode war im Anzuge begriffen, in der ein Kampf um höhere Güter begann, als um dogmatische Grillen!

B. Die schottische Kirche.

Es giebt wol kaum einen schärfern Gegensatz auf so engem Gebiete wie denjenigen zwischen der Reformation in England und derjenigen in Schottland, zwei Ländern derselben Insel. Dort ging die Trennung von Rom aus dem despotischen Willen eines Einzigen, und zwar aus wesentlich immoralischen Motiven, hier aus dem Willen der Volksmehrheit und aus wesentlich moralischen, gegen die Sittenlosigkeit der Geistlichen gerichteten Motiven hervor.

Die frühere schottische Geschichte bestand fast nur aus einem blutigen, durch die scheußlichsten Verbrechen befleckten Kampfe zwischen der Krone und der Kirche auf der einen und dem Adel auf der andern Seite, welche beide Parteien abwechselnd zur Regierung gelangten, die letztere gewöhnlich während der Minderjährigkeit des Königs, die erstere nach Beendigung

derselben. Letzteres war unter Jakob V. seit 1528 wieder der Fall, und der Adel wurde so sehr mißhandelt, daß er sich der Reformation und England günstig zu zeigen begann, während im Gegentheil der König, der eine Guise zur Gattin nahm, und die Geistlichkeit eifriger als je Ketzer verbrannten. Schon 1542 starb jedoch der König aus Schmerz darüber, daß ihn der Adel während des Krieges gegen England nicht unterstützte, und hinterließ das Reich seiner erst sechs Tage alten Tochter Maria Stuart. Dies benützten die Douglas und Angus, sich wieder der Herrschaft zu bemächtigen und sofort einen Parlamentsbeschluß zu bewirken, nach welchem Jeder das Recht hatte, die Bibel in einer englischen oder schottischen Übersetzung zu lesen. Der erste Schlag gegen die Kirche selbst aber war leider ein Mord. Der junge Baron Lesley erschlug 1546 den Erzbischof von St. Andrews und langjährigen gewesenen Regenten Schottlands, Beaton, und seine Mitverschworenen besetzten das Schloß des Ermordeten. Sie fanden einen Bundesgenossen in dem bedeutendsten schottischen Reformator, John Knox, einem Manne von eisernem Willen und aufrichtigem Streben nach Wahrheit und Tugend, aber zum Theil in den rohen Anschauungen seiner an Verbrechen aller Art gewöhnten Zeit befangen, Verbrechen, welche zu nicht geringem Theile der Kirche zur Last fielen. Die Franzosen nahmen 1547 das Schloß und führten dessen Insassen als Gefangene auf die Galeeren. Nach zwei Jahren befreit, wirkte John Knox in England unter Eduard VI. in dessen Sinne und bildete sich bei Calvin in Genf zum eigentlichen Reformator aus. 1559 heimgekehrt, predigte er in Perth so eindringend, daß das Volk die Kirchen plünderte und die Klöster zerstörte. Es folgte ein blutiger Krieg zwischen der Regentschaft, welche die Königin-Mutter Maria von Guise inzwischen erlangt, und den Protestanten, an deren Spitze der Adel stand. Die Letzteren siegten und Edinburg fiel ihnen zu. Mit Elisabeths von England Hülfe wurde die Regentschaft vollends gestürzt und 1560 führte das schottische Parlament die Reformation förmlich ein.

Wer aber glaubte, daß damit für Freiheit oder Aufklärung etwas gewonnen worden wäre, würde sich bitter täuschen. Das Lesen oder der Besuch der Messe wurde im ersten Falle mit Verlust der Güter, im zweiten mit Verbannung, im dritten mit dem — Tode bestraft! Der Kultus hatte sich wol geändert; allein die neue Kirche Schottlands blieb ebenso dunkelfreundlich und abergläubisch wie es die alte gewesen war; denn die neue Geistlichkeit war ebenso roh und unwissend wie die alte, und für des Volkes Erziehung sorgte Niemand. Knox sagte wol der katholischen Königin Maria derb seine Meinung über ihr Leben und über ihre Absichten zu Gunsten ihres Glaubens; — aber seine Amtsbrüder hatten nichts Angelegentlicheres zu thun, als von den Lords das geraubte Kirchengut herauszuverlangen, was aber den Letzteren nicht von ferne einfiel.

Die neue schottische Kirche war zwar anfangs, wie in England, die bischöfliche; aber durch besondere Verhältnisse wurde sie nach und nach zu einer eigentlichen Volkskirche. Der Adel hatte zwar zur Reformation den Anstoß gegeben; aber seitdem er sich an den Kirchengütern bereichert und da der Glaube ihm stets gleichgültig gewesen, wurde das Volk die Stütze der Geistlichkeit, wie es früher die Krone gewesen. Und dies Verhältniß trat immer schroffer hervor, und hatte um so mehr Spielraum, sich zu entwickeln, als damals die furchtbaren Trauerspiele vor sich gingen, welche dem Liebling der Königin Maria, Riccio, und ihrem Gatten Darnley das Leben nahmen, dessen Nachfolger Bothwell in die Verbannung und sie selbst in den Kerker und zur Flucht in ihr Grab, England, brachten. — Die schottischen Prediger eigneten sich einen rohen, im schlimmsten Sinne volksthümlichen Ton an und unterhielten ihr Publikum mit Vorliebe vom Teufel, den sie besonders in den raubsüchtigen Edelleuten witterten. So theilten sie die Barbarei des Volkes, wie sie nothgedrungen seinen Hunger theilten; denn sie erhielten nicht einmal den Bettel, der ihnen nach einem endlichen Beschlusse der Lords vom Kirchengute hingeworfen worden. Ja der Regent Morton nahm 1572 alle Pfründen in Beschlag und drohte die mißvergnügten Geistlichen hängen zu lassen. Verzweiflung ergriff Diese, namentlich da ihr hochverehrtes Haupt John Knox im zuletzt genannten Jahre starb, nachdem er noch eine fulminante Predigt gegen die Bartholomäusnacht gehalten und gegen den französischen König seinen Fluch geschleudert hatte. Unter seinem in Genf und Frankreich zum Hugenoten hartgesottenen Nachfolger Andreas Melville begann daher eine kräftige demokratische Opposition gegen das bischöfliche System und gegen den Adel zugleich. Bereits 1578 setzte Melville in der geistlichen Generalversammlung die Abschaffung des bischöflichen Titels und 1580 sogar die sofortige Entsetzung aller Bischöfe durch. Als die Regierung dennoch einen Erzbischof ernannte, exkommunizirte die Generalversammlung denselben und schüchterte ihn wirklich ein. Es war förmlicher Kriegsfuß zwischen Klerus und Regentschaft, welch' letztere vollkommene Ohnmacht an den Tag legte, und so wurde die schottische Kirche zur presbyterianischen. Die Prediger trotzten dem schwankenden und oft sogar mit dem Papstthum liebäugelnden Könige Jakob VI. in's Gesicht und weigerten sich, für seine in England gefangene Mutter Maria Stuart zu beten; ja sie nannten ihn und seine Räthe von der Kanzel herab „Verräther“ und „Kinder des Teufels“, und lehrten, er sei früher von einem Teufel besessen gewesen, jetzt aber von sieben solchen! Andreas Melville erlaubte sich sogar einst, den König am Ärmel zu zupfen und ihn „Gottes einfältigen Diener“ zu nennen, womit er übrigens nicht weit fehlschoß; ja er bezeichnete ihn noch zu mild, den zugleich gehässigen und lächerlichen Despoten, der am Neujahr 1597 Banditen gegen Edinburg losließ, um die Wiederherstellung des Episkopalsystems zu erzwingen, welchen Versuch er nach dreijährigem

Kampfe wieder aufgeben mußte, seine Rache auf eine Zeit versparend, wo er als König von England größere Macht entwickeln konnte.

Statt aber seine bornirten Ideen zu verwirklichen, zog er ihn vielmehr groß, jenen wilden demokratischen und puritanischen Geist, der im folgenden Jahrhundert gegen die anglikanische Kirche ebenso verfuhr, wie diese gegen die katholische, — und mit seinen politischen Konsequenzen nicht nur Schottland, sondern die gesammten britischen Inseln überschwemmte und ganz Europa in Schrecken setzte!

Viertes Buch.

Die Gegenreformation.

Erster Abschnitt.

Die Wiedererhebung des Katholizismus.

A. Reformation und Inquisition in Italien.

Zur That geworden war die Reformation blos im Norden der Alpen; als Idee aber lebte sie im Süden derselben schon längst, ehe ein Wicliffe, Hus und Luther ihre welterschütternden Thesen aufgestellt hatten. Der Humanismus ging in seiner Opposition gegen die Scholastik mit reformatorischen Ideen stets Hand in Hand, weil das klassische Alterthum, das er wieder in's Leben rief, der natürliche Feind des Papstthums war, das den Namen Roms zu einer neuen Weltherrschaft über die Geister mißbrauchte. An die Stelle dieser an das Heidenthum anknüpfenden humanistischen Opposition, welche im Volke und dessen Bedürfnissen keinen Boden hatte, war mit Savonarola eine positiv-christliche getreten, welche Rom auf dessen eigenem Boden angriff und das dortige Regiment zu erschüttern suchte. Diese kräftig auftretende Richtung wurde aber von den Vertheidigern des Papstthums niemals widerlegt; dieselben beschränkten sich darauf, zu behaupten, man müsse Alles glauben und dulden, was der Statthalter Christi anordne. Um aber diese Ansicht gegenüber dem zunehmenden Anpralle reformatorischer Ideen zu stützen, bedienten sie sich, da sie bei der Willkürlichkeit und Hohlheit ihrer Sache auf jede Belehrung verzichten mußten, als wirksamsten Mittels der Inquisition.

Dieses berüchtigte Institut weist in seiner Entstehung auf die Zeit zurück, in welcher das Papstthum sich mächtig zu entwickeln und die Kirchenlehre sich zu einem völligen durchdachten System auszubilden begann, nämlich in das elfte Jahrhundert. Diesem Streben standen indessen Sekten

hindernd entgegen, deren es schon seit Entstehung des Christenthums in Menge gab, und welche theils im Glauben, theils in der Verfassung von der Kirche abwichen; gegen dieselben mußten daher, wenn die Einheit und Macht der Kirche gerettet werden sollten, Maßregeln ergriffen werden. Während des zwölften Jahrhunderts konnte in dieser Hinsicht wenig gethan werden, weil damals die Kreuzzüge die Aufmerksamkeit und die Kräfte der gesammten Christenheit in Anspruch nahmen. Seitdem aber dieselben in Verfall gerathen waren, was seit Beginn des dreizehnten Jahrhunderts deutlich zu Tage trat, wurde das Kreuz, das gegen die Mohammedaner nicht mehr viel ausrichtete, mit desto mehr Eifer gegen die christlichen Ketzer gepredigt, von denen damals Europa wimmelte, und zwar um so mehr, je eifriger sich das Papstthum bemühte, die Kirche zu einer Zuchtanstalt auszubilden, in welcher kein Glaube geduldet wurde als der vorgeschriebene. Das Hauptheer jener Ketzer bildeten die Katharer (die „Reinen"), aus welchem griechischen Worte die gehässige deutsche Benennung durch Korruption entstanden ist. Ihr Ursprung ist dunkel; sie beschränkten sich im Glauben und Kultus auf den Zustand der Urchristen zur Zeit der Apostel. Da sie besonders in Oberitalien und Südfrankreich verbreitet waren, erweckte ihr Beispiel dort die verwandte Sekte der Waldenser, hier die der Albigenser. Bekannt ist die furchtbare Vertilgung der Letzteren durch das päpstliche Kreuzheer unter dem Legaten Arnold von Citeaux und dem Haudegen Simon von Montfort in den Jahren 1209 bis 1213, welcher südlichen Schandthat im Jahre 1234 die nördliche folgte, der auf ähnliche Weise die Stedinger in Oldenburg zum Opfer fielen, niedergetreten vom dortigen Grafen und dem blutigen „Ketzermeister", Konrad von Marburg.

Um solch' kräftigem Andringen gegen die „Glaubenseinheit" künftig vorzubeugen, hielt es der damalige energische Papst Innocenz III. für das Beste, eine Reform der geistlichen Gerichtsbarkeit vorzunehmen. In dieser hatte bis zum zwölften Jahrhundert das „Anklageverfahren" (der Akkusationsprozeß) geherrscht, d. h. es trat nur dann kirchliche Strafverfolgung ein, wenn von bestimmten Personen über Verletzungen geklagt wurde, die in das geistliche Gebiet fielen. Dasselbe hatte sich aber, bei der zunehmenden Sittenlosigkeit des Klerus, welche unter solchen Umständen gar zu oft straflos ausging, längst als ungenügend erwiesen, und es trat daher, mittels päpstlicher Dekrete, nach und nach das „Untersuchungsverfahren" (oder der Inquisitionsprozeß) an die Stelle des Anklageverfahrens, d. h. es wurde von nun an Strafverfolgung angehoben, wenn es die geistlichen Gerichte selbst für gut fanden. Diese Dekrete faßte Innocenz III. auf der vierten lateranischen Kirchenversammlung vom Jahre 1215 zusammen; aber er benutzte diese Gelegenheit, um in die erste Linie der von der kirchlichen Inquisition zu Verfolgenden nicht die fehlbaren Geistlichen, sondern die Ketzer zu stellen, unter welche er alle im Geringsten

von den Lehren und Verordnungen der Kirche Abweichenden rechnete, und welchen er noch ihre Begünstiger sowie die Gotteslästerer, Kirchenschänder, Teufelsbeschwörer und vom Christenthum Abfallenden beigesellte. Außerdem fielen in den Bereich der Inquisition: Verharren in der Exkommunikation ohne Nachsuchen der Absolution, Ungehorsam und Auflehnung gegen die Inquisition, ferner Sachwalter, welche Ketzern Rath ertheilten oder deren Schriften verheimlichten, Solche, welche Ketzern ein christliches Begräbniß veranstalteten, Juden und Mohammedaner, welche Katholiken zu ihrem Glauben zu bekehren suchten (obschon sonst Ungetaufte dem Glaubensgerichte nicht unterworfen waren); ja sogar die Todten, in welchen man nachträglich Ketzer entdeckte, wurden nachträglich ausgegraben und verbrannt. Von der Verfolgung durch die Inquisition wurden jedoch ausdrücklich der Papst, die Bischöfe, die päpstlichen Officiale, die Legaten und die Inquisitoren selbst ausgenommen, konnten aber durch den Papst derselben überantwortet werden. In Bezug auf Könige und andere weltliche Würdenträger fand bezeichnender Weise keine Ausnahme statt.

Die Organisation der Inquisition und das Verfahren derselben ruhten auf folgenden, gleich dem bereits Gesagten für die ganze Lebensdauer jenes Institutes geltenden Grundsätzen: Zur Anhebung der inquisitorischen Verfolgung waren in jeder Diöcese sowol der Bischof, als der Inquisitor berechtigt. Letztern ernannte der Papst oder ließ ihn ernennen, und zwar in der Regel aus den damals neu gestifteten beiden Bettelorden der Franziskaner und Dominikaner, deren Oberen jedoch die Inquisitoren als solche nicht verantwortlich waren, sondern einzig dem Papste. Bischof und Inquisitor konnten Jeder für sich einschreiten, jedoch nur in Gemeinsamkeit foltern lassen und verurtheilen. Waren sie verschiedener Ansicht, so entschied der Papst. Die weltlichen Beamten waren verpflichtet, die Inquisition nach Kräften zu unterstützen und ihren Anordnungen Folge zu leisten, widrigenfalls sie, je nach der Stufe der Unbotmäßigkeit, der Exkommunikation, einer schimpflichen öffentlichen Kirchenbuße und dem Interdikte auf ihren Amtsbezirk unterworfen wurden. Jedermann war bei Strafe der Exkommunikation verpflichtet, alle ketzerischen Anzeichen, von denen er erfuhr, dem Inquisitor zu melden; wer dies that, wurde mit Ablaß belohnt. Wer sich selbst als Ketzer anklagen wollte, durfte es nicht unter dem Siegel der Beichte thun, damit er nicht der Strafe entgehe, ausgenommen, wenn er seine ketzerischen Ansichten sonst noch Niemanden mitgetheilt hatte. Da es jedoch nicht genügte, sich auf Anzeigen zu verlassen, reisten die Inquisitoren selbst mit Schreibern, Gerichtsdienern und bewaffneten Häschern im Lande umher, um Ketzer aufzuspüren und nahmen zu diesem Zwecke die weltlichen Beamten in Anspruch, die ihnen zu der erwähnten entehrenden Handlangerei verpflichtet waren.

Das Verfahren der Inquisition war vor Allem darauf gerichtet, ein Geständniß des Angeklagten zu erlangen, wozu jedes Mittel (Verstellung,

Lüge, Schrecken u. s. w.) erlaubt war. Gestand der Angeklagte nicht, so wurde er meistens gefoltert. Kam dabei nichts zu Tage, so wurde er freigesprochen, jedoch nicht definitiv, sondern nur bis zum Erscheinen neuer Beweise. Erschien er als verdächtig, so mußte er je nach dem Grade des Verdachtes eine mehr oder minder schwere Kirchenbuße thun und seine „Irrthümer" abschwören. War der Verdacht stark, so wurde der Delinquent an gewissen Tagen in der Kirche mit brennenden Wachskerzen ausgestellt und an diesen Tagen in den Kirchen der Umgegend kein Gottesdienst gehalten. War der Verdacht sehr stark, so erfolgte Verurtheilung zu ewigem Gefängniß, und zu zeitweiser Ausstellung in der Kirche in gelbem, von rothen Kreuzen besetztem Gewande. Ähnliche Strafen erfolgten, wenn der Gefangene gestand und Reue bezeigte. Bewies er dagegen keine Reue, oder war er rückfällig, so wurde er, wie die Formel lautete, „dem weltlichen Arme übergeben." Die Kirche nämlich, um als mild zu erscheinen, verurtheilte nicht selbst zum Tode, sondern überließ dieses Geschäft dem Staate. Es wurde damit die heuchlerische Bitte an die weltliche Gewalt verbunden, kein Todesurtheil zu fällen. Der weltliche Richter hütete sich jedoch wohl, diese Bitte zu erfüllen; denn in diesem Falle wurde er wegen „Begünstigung der Ketzerei" selbst der Inquisition überliefert. Auch einen nicht Geständigen, aber Überführten traf die „weltliche Strafe", welche regelmäßig in Verbrennung bei lebendigem Leibe oder in Erdrosselung und darauf folgender Verbrennung des Leichnams bestand. Hatte sich der Verurtheilte bei Zeiten flüchten können, so wurde sein Bild verbrannt, was natürlich ihm selbst galt und also seine lebenslängliche Verbannung zur Folge hatte, wenn er nicht selbst der Inquisition in die Hände fallen wollte.

In den ersten Schritten zur Vollziehung der päpstlichen Inquisitionsdekrete im römisch-deutschen Reiche begegnet uns ein merkwürdiges Räthsel. Es war nämlich Niemand anders als der bekannte Freigeist, Kaiser Friedrich II., welcher am 22. November 1220 das erste weltliche Ketzergesetz erließ, das die Obrigkeiten jeder Art verpflichtete, in ihren Bezirken die von der Kirche bezeichneten Ketzereien auszurotten bei Strafe der Amtsentsetzung, und die Ketzer zu ewiger Infamie, wie ihre Begünstiger zu Zeugniß- und Testaments-Unfähigkeit verdammte, ja sein besonders für die Lombardei bestimmtes Gesetz von 1224 ordnete sogar die Verbrennung der Ketzer an. All dies ließ er durch den Reichstag von Ravenna 1232 bestätigen und sämmtlichen reuigen Ketzern ewiges Gefängniß, den reuelosen aber den Tod androhen. Wie kam der Kaiser, welcher nach seinen Gesinnungen selbst als Ketzer hätte verbrannt werden müssen, zum Erlasse solcher Gesetze? Es ist darauf zu erinnern, daß Friedrich als minderjähriger, vaterloser König von Sicilien Mündel des Papstes Innocenz III., des Gründers der Inquisition, war und unter dessen Schutze nach Deutschland zog, seinen Gegner, den Welfen Otto IV. zu stürzen,

daß er der Geistlichkeit bedurfte, um seine Krone zu sichern und seine Kaiserkrönung von der Hand Honorius' III. im Jahre des ersten Ketzergesetzes (1220) durch letzteres und durch bedeutende Immunitäten zu Gunsten des Klerus erkaufen mußte. Damals war Friedrich erst 25 Jahre alt und seine religiöse Überzeugung wahrscheinlich noch keine unabhängige, was sie erst später, in reiferem Alter, während seines Kampfes mit dem Papstthume, werden mochte. Seine Ketzergesetze aber konnte er weder vermeiden noch wieder aufheben, zu einer Zeit, wo allgemein eine Richtung herrschte, die selbst das geachtetste Rechtsbuch Süddeutschlands, der Schwabenspiegel, mit dürren Worten bekennt*). Friedrichs II. wahrer Geist und der gesunde Sinn seines Volkes bewirkten jedoch wenigstens so viel, daß in deutschen Landen eine allgemeine Einführung der Inquisition, namentlich anderer Inquisitionsgerichte als derjenigen der Bischöfe, nie völlig gelang, besonders seit der erste Ketzermeister Deutschlands, der berüchtigte Konrad von Marburg 1235 bei Mainz vom erbitterten Volke erschlagen worden war.

Anders im Süden. Die Scholastik warf sich sofort mit Heißhunger auf das ihr so sehr zusagende Institut, und brachte es in ein System. Ihr Haupt Thomas von Aquino folgerte auf geistreiche Weise: die heilige Schrift nenne die Ketzer „Diebe" und „Wölfe"; Diebe aber pflege man zu hängen und Wölfe todtzuschlagen, folglich . . . . Ferner stellte er die Ketzer als Söhne des Satans dar und fand es nicht mehr als billig, daß sie schon auf Erden seinem Schicksale anheimfallen, d. h. brennen. Wenn der Apostel Johannes, meinte derselbe „Philosoph", rathe, daß man die Ketzer, die man zweimal vergeblich zu bekehren gesucht, fliehen solle, so geschehe dieses „Fliehen" am besten durch ihre Verbrennung! So wurden die milden Stimmen eines Bernhard von Clairvaux, an dessen Rechtgläubigkeit doch gewiß Niemand zweifelt, und anderer Kirchenlehrer früherer Jahrhunderte, welche sich gegen die Vernichtung der Ketzer erklärten, durch wütendes Geschrei verbrennungssüchtiger Zeloten übertäubt. Selbst milde Päpste durften es nicht mehr wagen, von dem Blutdurste ihres Vorgängers Innocenz III. abzugehen, und in Frankreich hatten die Legaten des Papstes 1229 die Minderjährigkeit Ludwigs des Heiligen benützt, ihm ein wutschnaubendes Gesetz gegen die Ketzer, das die Verbrennung Aller gebot, abzulocken. Papst Innocenz IV. erwarb sich das Verdienst, die Folter bei der Inquisition einzuführen, und in der Folge genügte schon bloßer Verdacht zur

*) „Swa man ketzere innen wirt, die sol man rugen mit geistlichem gerihte. und suln si bi dem ersten versnchen. unde alse si uberkomen werdent. so sol sich ir der weltlich rihter underwinden unde sol uber si rihten alse reht is. Daz gerihte is er sol si brennen uf einer hurde. unde beschirmet si der rihter. nnde gestat in. nnde rihtet nnt uber si. so sol man in verbannen bi dem hoehsten daz sol tun ein bischof.

Anwendung derselben, die bei dem Verfahren bald die Regel wurde. Paschalis II. bestimmte den Begriff der Ketzerei deutlich dahin, daß darunter jede Nichtübereinstimmung mit dem apostolischen Stuhle verstanden werden sollte. In Italien insbesondere erklärten die Päpste alle Ghibellinen und sogar alle Unterthanen ghibellinischer Fürsten als Ketzer. Johann XXII. verurtheilte 1322 alle Anhänger und Untergebenen der Visconti von Mailand zur Sklaverei. Papst Clemens V. ertheilte jedem Inquisitor „nach seinem Gewissen (!)" das Recht, wegen Ketzerei einkerkern und fesseln zu lassen. Ebenso bevollmächtigte Papst Nikolaus V. den Barfüßermönch Johannes Capistranus, als Ketzermeister: die Begharden*), Albigenser und Fratricellen, wo er solche fände, zu vertilgen, worauf er dann auch wirklich ihrer Viele verbrennen ließ. Alvaro Pelayo und Andere beschuldigten offen die Inquisitoren und die Zeitgenossen Nikolaus' III. diesen Papst der Gelterpressung und Bereicherung durch die Inquisition.

Während dreier Jahrhunderte war die Glaubensverfolgung blos nach Diöcesen organisirt; alle Verurtheilungen geschahen zwar im Namen oder aus Auftrag des Papstes, — keine wider dessen Willen; aber eine Appellation an ihn war höchst selten und ein besonderes Centralorgan der Inquisition gab es noch nicht. Zur Einführung eines solchen gab die später zu schildernde Errichtung der Staatsinquisition in Spanien den ersten Gedanken und die deutsche Reformation den ersten thätigen Anstoß. Als Kaiser Karl V. nach der Erstürmung Roms (1527, s. oben S. 54) Herr Italiens war, benützte diesen Umstand der kluge Papst Clemens VII., ihn zur völligen Erdrückung des Protestantismus zu benützen. Er gab ihm, als Derselbe 1530 nach Deutschland reiste, den Kardinal Campeggi mit, der ihm dann in Augsburg, zur Zeit des Reichstages, ein Gutachten vorlegte, wie zur Stärkung des Reichs und der Kirche verfahren werden müsse. Zu diesem Zwecke schlug er einen Bund zwischen dem Kaiser und den „wohlgesinnten" Fürsten vor, worauf dann versucht werden müsse, die „Abgeneigten umzustimmen", wenn sie aber „hartnäckig blieben",

*) Die Begharden, Beguinen und Lolharden wurden oft mit einander verwechselt. Die Beguinen waren ein (unbekannt wann entstandener) im zwölften Jahrhundert zuerst auftretender Frauenorden ohne Gelübde und Regel, aber mit gemeinsamer Wohnung und Andacht, der als ketzerisch verschrieen und vielfach verfolgt wurde, sich aber in den Niederlanden bis in's achtzehnte Jahrhundert erhielt, — die Begharden ein im dreizehnten Jahrhundert entstandener Männerorden, der schon im vierzehnten argen Verfolgungen unterlag, — die Lolharden eine Genossenschaft zur Verpflegung Kranker und Bestattung Todter, um 1300 in Belgien entstanden, in welche sich Wicliffe's Lehren flüchteten, welche sich aber trotz der in Folge dessen sie treffenden Anfeindungen bis in's achtzehnte Jahrhundert erhielt. Die „unfehlbaren" Päpste beschützten und unterdrückten alle diese drei Orden abwechselnd nach Laune.

„dieses giftige Gewächs mit Feuer und Schwert zu vertilgen", und ihre Güter einzuziehen, weltliche und geistliche; denn „gegen Ketzer sei dies Rechtens." Habe man sie gebändigt, so solle man „heilige" Inquisitionen einsetzen, die „ihren Überresten nachspüren und wider sie verfahren wie Spanien gegen die Maranos." Die Universität Wittenberg sei in den Bann zu thun und ihre Studirenden kaiserlicher und päpstlicher Gnaden unwürdig zu erklären, die Bücher der Ketzer zu verbrennen, die ausgetretenen Mönche in die Klöster zurückzusenden, an keinem Hofe ein Irrgläubiger zu dulden. — — — Und dies durfte ein römischer Pfaffe einem deutschen Kaiser bieten, ohne gezüchtigt zu werden!!! Glücklicher Weise hatte der deutsche Kaiser nicht mehr die Macht, nach den römischen Einflüsterungen zu verfahren. Allein ebensowenig war er Willens, sich dem Papste blindlings zu fügen. Er schlug einen Mittelweg vor, und es war vielleicht nicht ohne geheime Schadenfreude, daß er das Wort „Concilium" aussprach, welches seit Konstanz in den Ohren der Päpste ein Mißton war. Wie an der heutigen Börse, sanken mit dieser Nachricht die Preise sämmtlicher päpstlichen Ämter. Die deutschen Fürsten hingegen riefen dem Kaiser Beifall; — das Kaiserthum war seit Langem zum ersten Male in der Hausse, das Papstthum in der Baisse. Das Letztere wagte darum nicht, den kaiserlichen Gedanken zu verwerfen, sondern hielt seine Ausführung nur Jahre lang durch Zögerung hin, und suchte sie dadurch zu vereiteln, daß es die Bedingung stellte, die Protestanten müßten sich zuerst unterwerfen. Als der Kaiser sich weigerte hierauf einzugehen, warf sich Clemens VII. in die Arme Franz I. von Frankreich. Eine ominöse, blutbedeutende Hochzeit war der Preis; — des Papstes Nichte, Katharina von Medici, wurde des Königs Schwiegertochter! Der Papst war nun der Freund Frankreichs, — Franz, der die französischen Protestanten unterdrückte, der Verbündete ihrer deutschen Glaubensgenossen, der Papst und die deutschen Protestanten also auf einer Seite gegen den Kaiser! Warum nicht? Beide sahen in ihm ihre größte Gefahr, in dem von ihm verlangten Concilium einen Versuch zu ihrer Demütigung. Es war nicht Sympathie; aber der Papst gönnte dem Kaiser die Macht nicht, die ihm aus der Unterwerfung der Protestanten erwachsen mußte. Philipp, der Landgraf von Hessen (oben S. 146), war nahe daran, mit Hülfe Frankreichs und des Papstes, in Deutschland gegenüber dem Hause Österreich eine Macht zu werden. Auch Heinrich VIII. von England verband sich damals mit Clemens gegen Karl V., und der Papst stellte ihm die Erledigung seiner beabsichtigten Ehescheidung in Aussicht, falls die Spanier und Deutschen aus Italien vertrieben würden. Daß dies nicht geschah, dies führte den Abfall Englands vom Papste herbei. Clemens' VII. politische Allianzen zerrütteten sein geistliches Reich, und mit seinem Tode (1534) fiel das von ihm aufgebaute diplomatische Kartenhaus zusammen.

Während Papst Clemens VII. so im Auslande von einer Intrigue

in die andere gerieth, scheint er kaum bemerkt zu haben, wie unterdessen in Italien reformatorische Gesinnungen auftauchten, die seinem Throne ungleich gefährlicher werden mußten, als jene im fernen Norden, denen er so viel Aufmerksamkeit widmete. Alle Reformationen des europäischen Festlandes entsprangen aus Glaubenseifer, — nicht aus Abfall vom Glauben, — und diese Färbung mußte nirgends schärfer hervortreten, als in Italien, wie schon der Versuch Savonarola's beweist, — weil das dort waltende Papstthum unter Leo X. vom frivolsten Unglauben angefressen war. Die erste glaubenseifrige Reaktion gegen diese Erscheinung war das in Rom gestiftete „Oratorium der göttlichen Liebe", welchem die spätern Kardinäle Contarini, Sadolet, Caraffa, Giberti, der spätere Heilige Gaetano und Andere angehörten. Es war von den nämlichen Motiven geleitet, wie die deutschen Reformatoren. Später finden wir in Venedig bei Pietro Bembo u. A. Vereinigungen gläubiger Christen, die vor den Medici aus Florenz, vor den Erstürmern Roms (darunter wieder Contarini), und selbst Einen, Reginald Poole, der vor Heinrichs VIII. Gewaltschritten aus England geflohen war. Ihr Hauptgrundsatz war die Rechtfertigung durch den Glauben, das Fundament von Luthers Lehre, damals für einen Fortschritt gehalten, wenn auch für unsere Zeit unverständlich geworden. Bald war dies die Überzeugung der meisten gelehrten und religiösen (nicht blos instinktiv frommen oder bigotten) Italiener. In Neapel lehrte in diesem Sinne der Sekretär des spanischen Vicekönigs, Juan Valdez, ein von Karl V. geschätzter Gelehrter, der auf Reisen in Deutschland ein Anhänger Luthers geworden war. Einer seiner Schüler, ein Mönch, verbreitete die neue Lehre 1540 durch das Büchlein „von der Wohlthat Christi", welches ungemeinen Anklang fand. Zu seinen Anhängern gehörte auch die gefeierte reine Dichterin Vittoria Colonna, Gattin des Marchese von Pescara, die Freundin Michel Angelo's; Poole und Contarini erschienen auch in ihren Kreisen wieder. Der Bischof von Modena hing derselben Richtung an, und die Inquisition notirte sich dreitausend Schullehrer, welche ihr ebenfalls huldigten. Der Mönch Giovanni Battista Folengo ging noch weiter, indem er gegen Fasten, Messe und Beichte eiferte; ja der General der Kapuziner, Bernardino Ochino aus Siena, ein ächter Asket und als Heiliger geachtet, verließ später in Folge seiner Überzeugung Orden und Kirche. Einstweilen aber dachte noch Keiner dieser Frommen an Abfall vom Papstthum, ja nicht einmal an Abschaffung der Klöster oder des Cölibates. Vielmehr gingen die Frommen Italiens, im Gegensatze zu Deutschland, darauf aus, neue Orden zu stiften, und zwar sogar unter Mitwirkung der erwähnten Oratoriums-Brüder, deren zwei, Gaetano und Caraffa, ihre reichen Pfründen aufgaben, freiwillig die Mönchsgelübde ablegten und den Orden der Theatiner stifteten. Man begann wieder zu predigen, was lange in Abgang gekommen war, und gründete Spitäler.

Ausgesprochen protestantisch waren dagegen die Opponenten gegen römisches Kirchenthum in Ferrara, wo unter den toleranten Herzogen Ercole I. und Alfonso I., dem Gatten Lucrezia Borgia's, die Inquisition sehr wenig Macht besaß und selbst die Juden viele Freiheit genossen. Des nächsten Herzogs, Ercole II., Gattin, die französische Königstochter Renée (Renata), war sogar selbst Protestantin und wußte die Verfolgung um des Glaubens willen aufzuhalten, bis 1536 Calvin nach Ferrara kam und dort Bekehrungen zu seiner Lehre erzielte. Ein politisches Bündniß mit dem Papste und Kaiser nöthigte jedoch Ercole II., alle in seinem Gebiete lebenden Franzosen zu vertreiben und der Inquisition das Einschreiten gegen Calvin's Wirksamkeit zu gestatten.

Diese Erscheinungen verfehlten nicht, auf den heiligen Stuhl ihre Wirkung auszuüben, seitdem denselben seit langer Zeit zum ersten Male weder ein frivoler Schöngeist, noch ein diplomatischer Intriguant, sondern ein wirklicher Papst einnahm, Paul III., vorher Alexander Farnese. Auch er huldigte noch dem Nepotismus, indem er einen Sohn und eine Tochter öffentlich anerkannte und unterstützte; aber er war es auch, der mehrere Glieder jenes Oratoriums der göttlichen Liebe, den venetianischen Nobile Contarini voran, dann Caraffa, Sadolet, Poole u. A. zu Kardinälen ernannte, freilich neben ihnen zu derselben Würde auch seine zwei Enkel, Knaben von 14 und 15 Jahren! Er sah ein, daß etwas geschehen müsse, wenn die Kirche nicht zu Grunde gehen sollte, und ließ daher durch die neuen Kardinäle einen Entwurf kirchlicher Reformen ausarbeiten. Und als Kaiser Karl V. 1541 das Gespräch von Regensburg vorbereitete, um die Religionsparteien einander zu nähern, sandte der Papst den Kardinal Contarini dahin, wo verschiedene protestantische Fürsten zu bedeutenden Concessionen bereit waren. Seine Klugheit brachte es dahin, daß der Artikel über den päpstlichen Primat, an welchem der Papst natürlich am meisten hing, an welchem aber auch möglicher Weise Alles scheitern konnte, nicht zuerst, sondern vielmehr zuletzt in Berathung gezogen wurde. Er gestand den Protestanten die Rechtfertigung durch den Glauben zu, und über diese, sowie mehrere andere dogmatische Begriffe, über die wir jetzt lächeln, die aber damals höchst wichtig erschienen, wie die Erbsünde, Erlösung u. s. w., vereinigte man sich zu allseitiger Zufriedenheit. Wie dies aber dem noch lebenden Luther ein Werk des Teufels schien, so erregte es auch in Rom Anstoß. Noch mehr indessen als der nicht völlig entschiedene Papst ereiferte sich gegen die Fortsetzung der Verhandlungen der französische König Franz I., — natürlich nicht aus Glaubenseifer, den er nur zum Vorwande nahm, sondern aus Furcht, Deutschland könnte einig werden. Mit seinen Intriguen vereinigten sich diejenigen aller italienischen und deutschen Feinde Karls V., besonders Baierns und des Kurfürsten von Mainz, und Contarini kehrte nach Rom zurück, ohne die geträumte Wiedervereinigung der Kirche bewirkt zu haben.

Der Rückschlag gegen diese Bestrebungen war ein furchtbarer. Als der Papst einst den Kardinal Caraffa fragte, was nun zu beginnen sei, da man mit den Protestanten nichts beginnen könne, erhielt er die folgenreiche Antwort des heftigen, glaubenseifrigen Feuerkopfes: es sei nur von einer allgemeinen Inquisition etwas zu hoffen. Der finstere Spanier Juan Alvarez de Toledo, Kardinal von Burgos, der wol zu Hause schon manche Scheiterhaufen hatte flammen sehen, gab seine freudige Zustimmung, und nach dem spanischen Muster, wie auch auf eine besondere Vorstellung des Stifters der „Gesellschaft Jesu", führte Paul III. am 21. Juli 1542 durch die Bulle „Licet ab initio" die allgemeine römische Inquisition ein. Sechs Kardinäle, Caraffa und Toledo voran, erhielten als Kommissarien des päpstlichen Stuhles und Inquisitoren „diesseits und jenseits der Berge" die Gewalt, an allen Orten, wo es ihnen beliebe, Geistlichen ein ähnliches Recht zu ertheilen, gegen Jedermann, ohne Unterschied des Standes, um des Glaubens willen einzuschreiten, die Schuldigen am Leben zu strafen und ihre Güter zu verkaufen (das war eine Hauptsache!), und so mit allen Mitteln die Irrthümer auszurotten. Die Begnadigung behielt sich der Papst vor. Damit war die Inquisition centralisirt. Caraffa hatte nichts Eiligeres zu thun, als Gefängnisse einzurichten, Blöcke und Ketten anzuschaffen.

Schrecken erfüllte die vom Glauben Abweichenden. Die Schwächeren unterwarfen sich, die Stärkeren flohen aus dem Lande. Unter die Letzteren gehörte Ochino. Gerade im Jahre der Einführung der neuen Inquisition hatte er begonnen, in protestantischem Sinne zu predigen. Er rettete sich nach Genf, und von hier, als er Calvin's Verfahren gegen Servet getadelt, nach Zürich, wo er Prediger der durch die katholischen Kantone aus Locarno vertriebenen und in Zürich aufgenommenen Protestanten seiner Zunge wurde, — später aber wegen unitarischer Ansichten als 76jähriger Greis der Wut des aufgereizten orthodoxen Pöbels entfliehen mußte und — verscholl. Denselben Weg nahmen Peter Martyr Vermigli und mehrere Andere. Akademien, welche in den Verdacht geriethen, nicht völlig rechtgläubig zu sein, wurden geschlossen. Keine Bücher durften mehr ohne Erlaubniß der Inquisition gedruckt, keine ohne ihre Durchsicht versandt werden. Caraffa führte den Index der verbotenen Bücher ein; die erste Lieferung, mit 76 Nummern, wurde in Venedig gedruckt, größere Verzeichnisse 1552 in Florenz, später in Mailand und Rom. Wo man verbotene Schriften fand, nahm man sie ohne Umstände weg und verbrannte sie in Haufen. Selbst Schriften der Kardinäle waren nicht sicher. Das Buch von der Wohlthat Christi verschwand völlig vom Erdboden. Alle italienischen Staaten gewährten der Inquisition Einlaß. In Rom brannten die Scheiterhaufen vor Santa Maria alla Minerva. In Venedig führte man die Verurtheilten in Barken auf's Meer, setzte sie auf ein Brett zwischen zwei Fahrzeuge, und — fuhr dann auseinander. — Auch

in der Inquisition mußte die Republik des Meeres ihre besondere Weise haben!

In Ferrara fanden die nach Calvins Vertreibung als Inquisitoren anlangenden Dominikaner bereits so viele Protestanten vor, daß sie klug zu Werke gehen mußten. Sie zwangen vorerst, durch Androhung der Exkommunikation, den Stadtrath, gegen laue Katholiken mit Strafe einzuschreiten, und zwar sogar schon gegen das Öffnen von Fensterläden am Sonntag und gegen das Vorbeigehen an Kirchen, worauf die Peitsche gesetzt war. Fluchenden nagelte man die Zunge auf ein Scheit Holz. Der Abfall Ochino's endlich war die Veranlassung für die Inquisitoren, auch gegen die Protestanten Ferrara's aufzutreten. Sie setzten dem Herzoge zu, bis er seine Gattin einsperrte, die erst nach seinem Tode in ihre Heimat entlassen wurde. Die ihrer Schützerin beraubten Protestanten waren nun der blutigsten Willkür preisgegeben. Francesco d'Argenti, welcher nicht einmal Protestant war, sondern nur gegen katholische Mißbräuche eiferte, wurde enthauptet und dann verbrannt, und an demselben Tage Giovanni von Adria, Tommaso Sgurte und Giovanni Pagnano zum Feuertode verurtheilt, den sie lebendig erlitten, vier Andere zu lebenslänglichem Gefängniß oder Galeeren, Andere zu kürzerer Haft. Am Ende des sechszehnten Jahrhunderts gab es keine Protestanten mehr in Ferrara. —

B. Das Concil zu Trient und seine Folgen.

Nach dieser neuen inquisitorischen Gestaltung der katholischen Kirche war nicht mehr wohl einzusehen, wozu das s. Z. von Karl V. verlangte, von Clemens VII. aber verweigerte Concil noch dienen sollte, — und kam es auch zu Stande, so war leicht vorherzusehen, in welchem Geiste es wirken würde. Nach Clemens' Tode zeigte sich indessen Paul III., dessen anfängliche reformatorische Regungen wir kennen lernten, geneigt, auch auf die Idee eines Concils einzugehen, indem er zur Begutachtung dieser Frage eine Kommission von Kardinälen aufstellte. Durch seinen Nuntius in Deutschland, Pater Paul Vergerius, ließ er 1535 dem Könige Ferdinand und den deutschen Fürsten melden, daß er ein Concil veranstalten wolle, jedoch nicht in Deutschland, wo sich zu viel „verrückte" Sektirer befänden, sondern in Italien, und zwar in Mantua. Vergebens versuchte Vergerius bei diesem Anlasse, Luthern, den er besuchte, durch Schmeicheleien wieder für die alte Kirche zu gewinnen; er scheiterte an diesem Eisenkopfe. Auch die zu Schmalkalden versammelten protestantischen Fürsten und Städte verwahrten sich gegen ein Concil in Italien, während sie einem solchen in Deutschland beiwohnen würden, worin die Könige von Frankreich und England sie bestärkten. Der Kaiser Karl dagegen gab der Wahl des Papstes seine Zustimmung, weil er davon politische Vortheile für sich hoffte.

Der Papst berief nun das Concil auf das Jahr 1537 nach Mantua, dessen Herzog aber, weil der Papst auf die Gerichtsbarkeit am Sitze des Concils während dessen Dauer Anspruch machte, die Aufnahme der ehrwürdigen Väter — verweigerte. Noch jämmerlicher scheiterte die neue Zusammenberufung durch den Papst nach Vicenza auf das Jahr 1538. Außer den Legaten, die er dorthin gesandt, erschien keine Seele am Orte, und dazu erneuerten die deutschen Protestanten ihre Verwahrung gegen ein Concil in Italien, und Heinrich VIII. von England bestritt die Befugniß des Papstes überhaupt, ein Concil zu berufen, da Reformationen die Sache der Fürsten eines jeden Landes seien. Der Bann war die Antwort auf diese Herausforderung. Das Concil wurde nun verschoben; nachdem aber das Religionsgespräch zu Regensburg gescheitert war, kam der Papst den Deutschen soweit entgegen, daß er als Ort des Concils Trient, als auf der Grenze zwischen Deutsch- und Wälschland liegend, wählte und die Kirchenversammlung auf den 1. November 1542 dahin berief. Die Kriege zwischen dem Kaiser Karl und dem Könige Franz machten es jedoch unmöglich, das Concil früher zu eröffnen, als nachdem beide Monarchen zu Crespy Frieden geschlossen hatten.

Über dem Concil waltete jedoch von Anfang an der alte Fluch der Entzweiung zwischen Kaiser und Papst. So ein guter Katholik und so ein erbitterter Feind aller Ketzerei Karl V. war, so wenig beabsichtigte er, den Papst größer werden zu lassen, als er selbst war, und so sehr war er darauf bedacht, seine Würde als die erste in der Welt aufrecht zu erhalten. Daher ließ er auch vor dem Zusammentritte der Trienter Synode durch die Theologen seiner Universität Löwen ein Glaubensbekenntniß von 32 Artikeln, als Grundlage des Concils, ausarbeiten, dessen Inhalt er allen seinen Unterthanen zu glauben gebot. Paul III. merkte die Absicht, suchte daher bei Zeiten eine Stütze an Frankreich und bewies sein Mißtrauen gegen den Kaiser einmal dadurch, daß er nicht selbst nach Trient ging, sondern sich durch Legaten vertreten ließ, und sodann durch den Erlaß zweier Bullen, einer öffentlichen, durch welche er seine Legaten ermächtigte, bei den Sessionen zu präsidiren und Alles vorzuschlagen und zu beschließen, was zur Verdammung und Ausrottung der Irrthümer gehörte u. s. w., und einer geheimen, in welcher er Denselben das Recht ertheilte, das Concil zu verlegen, wenn es das Interesse der Kirche erfordere. Die Legaten fanden im März 1545 noch keinen Prälaten zu Trient; bald nach ihnen aber erschien der kaiserliche Abgeordnete, der Spanier Diego de Mendoza, welcher mit ihnen um den Vorsitz stritt. Auf die Eröffnung aber wurde immer noch umsonst gewartet, was den nach und nach anlangenden Bischöfen, die auf Kosten ihrer Diöcesen leben mußten, und ihre Zeit verloren, unangenehmer war, als dem zahlreichen päpstlichen Gefolge, von welchem die Legaten jeder 500, der Kommissär 100, der Sekretär 60, der Auditor 90, der Arzt 40, ein Kantor $5^1/_2$, ein Läufer 15, ein

Schreiber 4, ein Bartscherer — 15 Goldkronen monatlich erhielt. Die ärmeren Bischöfe drohten daher ziemlich ernstlich mit Entfernung und ließen sich erst beschwichtigen, als ihnen aus der päpstlichen Kasse — 25 Goldkronen monatlich ausbezahlt wurden. Umsonst bemühte sich indessen der Kaiser am Reichstage zu Worms, die deutschen Protestanten zur Anerkennung des Concils zu bewegen; — sie erwiederten, daß dasselbe ganz unter der Botmäßigkeit des Papstes stehe, der sie bereits verdammt habe und in dem Streite mit ihnen nicht Richter sein könne, weil er Partei sei. Allerdings verdiente auch ein Papst kein Zutrauen, der eben damals offen seinem eigenen Sohne Peter Ludwig Farnese die Herzogthümer Parma und Piacenza verlieh.

Am 13. December 1545 wurde das Concil endlich eröffnet, als eben der ungeduldige König von Frankreich seine Bischöfe zurückgerufen hatte, worauf er nun aber verzichtete. Die pompösen Feierlichkeiten der Eröffnung waren vorbei; aber was sollte nun verhandelt werden? Man wußte es nicht, man mußte zuerst beim Papste anfragen, und bis die Antwort ankam, gab es abermals viele freie Zeit. In der zweiten Session, — am 7. Januar 1546, waren in Allem erst vierzig Prälaten anwesend, darunter mehrere in partibus infidelium. Man stritt darin über den Titel des Concils, ob dasselbe nämlich sich die Repräsentanz der gesammten Kirche nennen solle oder nicht, — und zwar ohne einen Beschluß darüber zu fassen. Über alles Weitere mußte schwerfällig und schleppend nach Rom geschrieben und die Antwort abgewartet werden.

Kaiser und Papst waren indessen durchaus verschiedener Meinung darüber, womit die eigentlichen Verhandlungen beginnen sollten. Im Interesse des Erstern lag es blos, Deutschland zu einigen; da aber die dort bestehende Spaltung ihren Ursprung im Verfalle der Kirchenzucht hatte, so verlangte er, daß mit der Reform der letztern begonnen und die Glaubensfragen, die ihm untergeordneter Natur schienen, nachher vorgenommen werden. Umgekehrt lag dem Papste an Herstellung der Einheit der Kirche; da er sich eine solche aber nicht anders denken konnte, als in unbedingter Unterwerfung der Abgefallenen, so sollte mit dem dogmatischen Theile begonnen und mit dem disciplinaren geschlossen werden. Es bezeichnet den Geist des Concils, daß beschlossen wurde, über beide Theile zugleich zu berathen; in der Praxis aber siegte die päpstliche Ansicht und wurde mit den Dogmen der Anfang gemacht.

Dieser Geist der Versammlung enthebt uns der Aufgabe, deren Berathungen umständlicher zu erzählen. Es war eine abgemachte Sache, daß kein Jota vom päpstlichen Systeme geopfert, den Andersgläubigen auch nicht die geringste Concession gemacht werden sollte. Der Erfinder der neuen General-Inquisition, Caraffa, und ihm zur Seite die eben auftauchenden Jesuiten, sorgten dafür, daß dieser Standpunkt siegte. Die Beschlüsse des Concils von Trient wurden in Allem die Grundlage des

heutigen Katholizismus, dessen Inhalt hinlänglich bekannt ist, und die damalige Opposition bestand in Haarspaltereien, in denen nicht ein Funke freier, selbständiger Grundsätze blitzte.

Während der Verhandlungen trat aber die innere Faulheit des päpstlichen Systems recht augenfällig hervor. Karl V. bekriegte damals die Protestanten Deutschlands, um sie unter das habsburgische Joch zu beugen. Seine Siege über sie waren aber, obschon man dies hätte erwarten sollen, durchaus nicht nach dem Geschmacke des Papstes, der des Kaisers Macht nicht wachsen sehen mochte, und Paul III., der Erneuerer der Inquisition, sympathisirte offen mit den Protestanten in politischer Beziehung, wie dies auch Franz I. von Frankreich that, zog seine Truppen aus dem kaiserlichen Heere zurück, das dessenungeachtet bei Mühlberg siegte, und wies seine Legaten in Trient an, das Concil sofort (1547) unter dem Vorwande einer in Tirol herrschenden Krankheit, nach Bologna zu verlegen, — aus dem kaiserlichen in das päpstliche Gebiet! Die Unterthanen des Kaisers unter den Prälaten — folgten nicht nach, — ein Schisma schien im Anzuge! Der Kaiser verlangte entrüstet die Rückkehr und drohte, nach Rom zu kommen und dort ein Concil zu halten. Ehe etwas geschah, starb Paul III. an der Aufregung über einen Wortwechsel mit seinem Enkel, dem Kardinal Alessandro Farnese. Sein Nachfolger Julius III., ein alter Lebemann (einst Kämmerer Julius II.), der seinen Liebling und Affenwärter Monte zum Kardinal erhob, verlegte 1551 das Concil nach Trient zurück, so verwaist es auch indessen geworden. Schon im folgenden Jahre jedoch, als der ehrsüchtige Moritz von Sachsen, der erst seine Glaubensgenossen und Verwandten und dann sein Vaterland verrathen hatte, nun im Bunde mit Frankreich den Kaiser befehdete und bis Innsbruck verfolgte, so daß sich in Trient Niemand mehr sicher fühlte und beinahe Alles floh, — suspendirte der Papst das Concil, und diese Unterbrechung dauerte nicht weniger als ein ganzes Jahrzehnt.

Während dieser Zeit bestieg der mehrerwähnte Caraffa im 79sten Altersjahre als Paul IV. den päpstlichen Stuhl. Aus dem „Strengsten der Kardinäle“ wurde ein wo möglich noch strengerer Papst. Wo es galt, der Kirche Macht und den Mönchen Einfluß zu verschaffen, da that er es mit Feuereifer. Italien betrachtete er als sein Reich und verglich es mit einer Leier, deren vier Saiten (Neapel, Rom, Mailand und Venedig) er spielte. Karl V. haßte er und beschuldigte ihn des Einvernehmens mit den Protestanten. Er war es, der dem Kaiser und dessen Sohne Philipp mit dem Banne drohte, weil ihre Politik, so extrem katholisch sie war, doch den päpstlichen und italienischen Interessen nicht huldigte. Als Kardinal hatte er den Nepotismus verdammt; als Papst machte er seinen Neffen Karl Caraffa, einen von Blut triefenden Soldaten, zum Kardinal. Zwei anderen Neffen verlieh er den Herzogs- und Markgrafentitel. Wir werden das Ende seines Straußes mit Spanien später kennen lernen. Während

er den Kaiser heftig tadelte, den Protestanten Deutschlands Religionsfreiheit bewilligt zu haben und ihn vom Eide des Augsburger Religionsfriedens lossprach, — schützten ihn deutsche protestantische Truppen gegen die Krieger Alba's. Den Sultan Suleiman rief Paul auf, das spanische Sicilien anzugreifen. Gegen seinen Neffen und den Affen-Kardinal Monte wollte er, als sie sich unwürdig aufführten, mit der Inquisition einschreiten, und rief nach Reform der Sitten, als ihm der Kardinal Pacheco bemerkte: „Heiliger Vater, wir müßten die Reform bei uns selbst anfangen." Endlich verbannte er seine Neffen. Bettelnde und müßiggehende Mönche und Priester vertrieb er. Die Kirche überhaupt suchte er zu reinigen und zu erheben. Die Inquisition und Folter handhabte er mit äußerster Strenge. Sie waren sein letzter Gedanke, als er 1559 starb. Das bedrückte Volk jauchzte auf, zertrümmerte des Verstorbenen Bildsäulen, schleifte sie durch den Koth, plünderte und verbrannte die Gebäude der Inquisition, mißhandelte deren Angestellte. Sein Nachfolger Pius IV., ein Medici doch nicht von den Florentinern, sondern von geringer Herkunft und der Bruder jenes blutigen Condottiere, der einst den Comersee und nachher Toscana unsicher gemacht, war dem Hause Österreich ebenso sehr ergeben, wie Paul IV. abgeneigt, der Inquisition ebenso abgeneigt, wie Jener ergeben. Die Nepoten des Letztern ließ er hängen.

Es ist merkwürdig, wie die Päpste sich stets so spröde gegen die Concilien, selbst gegen ein so devotes wie das von Trient, bezeigten. Auch Pius IV. sperrte sich so lang er konnte, dasselbe wieder zu versammeln und schlug, um weitern Aufschub zu erlangen, den Königen von Spanien und Frankreich sogar einen Krieg gegen Genf vor, der diese Quelle der Ketzerei verstopfen sollte. Als aber keiner dieser Könige den Köder anbeißen wollte, weil ihn keiner dem Andern gönnte, suchte der Papst erst durch Wahl eines neuen Ortes für das Concil Zeit zu gewinnen, bis er nicht mehr anders konnte, als dasselbe 1561 wieder nach Trient berufen, und endlich durch das Vorhaben eines französischen Nationalconcils sogar zur Eile angetrieben wurde.

Die Verhandlungen wurden in demselben Geiste fortgesetzt, und zwar in um so ungestörterm päpstlichem Geiste, als der Kaiser, der denselben so sehr beschränkt hatte, jetzt todt war und sein Nachfolger in Italien keinen Fuß breit Landes besaß. Des toleranten Kaisers Ferdinand Reformvorschläge wurden daher ohne Scheu unter den Tisch geworfen. Dieselben betrafen: Reform der Papstwahl, Einführung des Kelches im Abendmahle und der Priesterehe, Nachlaß der Fastengebote, Errichtung von Armenschulen, Reinigung der Breviere, Legenden und Postillen, verständlichere Katechismen, deutschen Kirchengesang, Reform der Klöster u. s. w. Auch der Kardinal von Lothringen, welcher erst spät mit französischen Prälaten erschien, schloß sich seinen Forderungen an, und die Franzosen

sprachen, die Beschlüsse von Basel heraufbeschwörend, offen aus: das Concilium stehe über dem Papste. Die Spanier verabscheuten zwar alle diese Gedanken des Fortschrittes, bekämpften aber trotzdem die Allmacht der päpstlichen Legaten. Überstimmten auch die Italiener mit ihrer enormen Anzahl alle drei anderen Nationen, so wurde doch der Papst unruhig. Er bestimmte durch einen schlauen Legaten den Kaiser zum Nachgeben und nahm den König von Spanien ganz für sich ein; aus Frankreich näherte sich ihm von selbst die Partei der Guisen. So konnte denn das Concilium seine Arbeit in exclusiv päpstlichem und durchaus antireformatorischem Sinne eilig zu Ende bringen. Die Streitfrage, ob das Concil über dem Papste stehe, wurde zu Gunsten des Letztern für immer beseitigt und sein Triumph war vollständig, als das Concil am 4. December 1563 seine Sitzungen schloß. Das Papstthum war stärker, die Kirchenzucht strenger, der Glaube präciser geworden. Griechen und Protestanten waren für immer ohne alle Concession zurückgewiesen und exkommunizirt. Die gefaßten Beschlüsse schleuderten jeder Abweichung von ihnen ihr donnerndes Anathema entgegen. Die Beschlüsse jeder der 25 Sitzungen wurden in Kapitel gefaßt, und diesen dann s. g. Canones angehängt, in welchen dem Widerspruche gegen die Beschlüsse der Bann angedroht wurde. So z. B. heißt es in Bezug auf die Transsubstantiation (Sitzung XIII):

Kanon 1.

Wenn Jemand läugnet, daß der Leib und das Blut mit sammt der Seele und der Gottheit unseres Herrn Jesu Christi, und mithin der ganze Christus, im Sakramente der heiligen Eucharistie wahrhaft, wirklich und wesenhaft enthalten sei, sondern sagen würde, er sei darin nur wie in einem Zeichen oder Bilde oder Kraft: der sei im Banne.

Kanon 2.

Wenn Jemand sagt, im hochheiligen Sakramente der Eucharistie bleibe die Substanz des Brotes und Weines zugleich mit dem Leibe und Blute unseres Herrn Jesu Christi, und läugnet jene wunderbare und eigenthümliche Verwandlung der ganzen Substanz des Brotes in den Leib und der ganzen Substanz des Weines in das Blut, so daß nur noch die Gestalten von Brot und Wein übrig bleiben: der sei im Banne.

Kanon 6.

Wenn Jemand sagt, in dem heiligen Sakramente der Eucharistie sei Christus der eingeborene Sohn Gottes nicht mit der Gott gebührenden, auch äußerlich zu entrichtenden Ehre anzubeten, und also auch nicht mit einer besondern festlichen Feierlichkeit zu verehren, noch auch in Processionen, nach löblichem und allgemeinem Gebrauche und Herkommen der heiligen Kirche feierlich herumzutragen, noch auch öffentlich zur Anbetung

dem Volke vorzustellen, und daß seine Anbeter Abgötterer seien: der sei im Banne!

In der XXII. Sitzung heißt es von der Messe:

Kanon 2.

Wenn Jemand sagt, Christus habe durch jene Worte: „Thuet dies zu meinem Gedächtnisse" die Apostel nicht zu Priestern eingesetzt, oder habe nicht angeordnet, daß sie und die anderen Priester seinen Leib und sein Blut opfern sollen, der sei im Banne!

Kanon 6.

Wenn Jemand sagt, der Kanon der Messe enthalte Irrthümer und müsse deshalb abgeschafft werden, der sei im Banne!

Kanon 9.

Wenn Jemand sagt, der Ritus der römischen Kirche, nach welchem der Theil des Kanons und die Worte der Konsekration mit leiser Stimme ausgesprochen werden, sei verdammungswürdig, oder die Messe müsse nur in der Landessprache gefeiert oder dem im Kelche aufzuopfernden Weine solle kein Wasser beigemischt werden, weil dies gegen die Einsetzung Christi sei: der sei im Banne!

U. s. w.

Wir haben gesehen, wie die letzten Päpste, seit dem Tode Clemens' VII., sich bemühten, die Kirche durch Reform der Sitten und Erneuerung der Strenge des Glaubensbekenntnisses zu stärken. Es war der Geist, der jene Männer, denen die katholische Kirche ein Werk Gottes blieb, durchwehte und ihnen die Überzeugung eingab, der Reformation, als der durch die Verderbniß der Kirche hervorgerufenen Bewegung, könne nur durch eine Gegenreformation, d. h. eine Verbesserung des Zustandes der Kirche, ohne Aufopferung der Grundlagen und Eigenthümlichkeiten derselben, entgegengearbeitet werden. Und diese Gegenreformation suchte von da an die Reformation an Stärke und Erfolg zu überbieten. Paul III. hatte die Inquisition eingeführt, Paul IV. sie befestigt, Pius IV. den Nepotismus ausgerottet und das Concil zu Ende geführt. Und als er nach diesen Thaten auszuruhen zu dürfen glaubte, wollte ihn ein verzückter Schwärmer, Benedetto Accolti, der von Vereinigung der ganzen Menschheit unter Rom träumte, ermorden, hatte jedoch nicht den Mut dazu, und wurde nebst einem Gehülfen ergriffen und hingerichtet.

Eine Reformation der Kirchenzucht war aber auch eine bittere Nothwendigkeit. Unwissenheit und Unsittlichkeit der Geistlichen hatten durch die Stürme der Reformation nicht nur kein Ende genommen, sondern überstiegen alle Begriffe. In der Mitte des sechszehnten Jahrhunderts fand der Bischof Isidor Chiari von Foligno, der am Concil von Trient theilnahm, unter dritthalbhundert italienischen Bischöfen kaum vier, die den

Namen von geistlichen Hirten verdienten und ihr Amt wirklich verwalteten, und unter sämmtlichen Priestern seiner Diöcese kaum Einen oder Zwei, welche die Worte der Absolution in der Beichte kannten oder die Messe richtig zu lesen fähig waren. Die Diöcese Mailand mit 2300 Priestern war, wie der dortige Geistliche Giussano in der zweiten Hälfte desselben Jahrhunderts berichtet, sechzig Jahre lang ohne Bischof. In den Häusern der Geistlichen fanden sich nur Waffen, Konkubinen und Kinder. Im ganzen Volke ging das Sprichwort um: der sicherste Weg zur Hölle sei der Priesterstand. Aus amtlichen Urkunden entnehmen wir über die Zustände in der Schweiz (die aber anderswo kaum besser waren) folgende Angaben: Die Priester hielten in der Regel „Metzen" (oder „Schlafjungfern", wie man sie naiv nannte), führten sie ungescheut an Messen, Hochzeiten und Märkte mit sich und hatten sogar die Stirne, wie dies einst das versammelte „Vierwaldstätter-Kapitel" that, sich bei den Behörden zu beklagen, wenn ihre Beichtväter sie nicht absolviren wollten, außer sie entfernten ihre Metzen. Ernste Schritte der Regierungen fruchteten nicht viel. Die Priester fuhren fort, unkeusch zu leben, auch in den Wirthshäusern zu spielen und zu trinken, waren dabei unwissend, der heiligen Schrift unkundig, versäumten ihre Pflichten und lasen oft keine Messe mehr. Ganz offen hielten die geistlichen Herren in Klöstern und Stiften Dirnen, Nonnen schwelgten in ihren Asylen mit Mönchen, und eine Äbtin ergab sich so der Unzucht, daß ihre sehr gut katholische Obrigkeit ihr drohte, sie im „Frauenhause" zur Äbtin einzusetzen. Kinder von Priestern, öffentlich als solche anerkannt, waren keine Seltenheit.

Solchen Zuständen gegenüber thaten Männer noth, die mit der Begeisterung für ihre Kirche einen wahren Fanatismus, wenn auch nicht von der wilden Art des genannten Accolti, für die Verbesserung der Zustände derselben verbanden. Es war ein italienischer Dominikanermönch von geringer Herkunft, der das von Paul III. begonnene Werk in eindringenderer Weise als je Einer vorher, fortsetzen sollte. Michele Ghislieri, so hieß er, aus Bosco bei Alessandria, 1504 geboren, lebte stets arm und rauh, reiste immer zu Fuß, ja sogar barfuß, ohne Kopfbedeckung und den Sack auf dem Rücken und trug einen langen grauen Bart. Er wurde Inquisitor in Como, wo ihn das Volk oft mit Steinwürfen empfing und ein Graf ihn in einen Brunnen zu werfen drohte. Er stieg aber zum Bischof, zum Kardinal und endlich als Pius V. (1566) zum Papst empor, ohne seine Lebensweise zu ändern. Außer der Andacht kannte er kein Gefühl. Hart und grausam war er als Inquisitor. Er verbot den Ärzten, Kranke, welche nicht beichteten, länger als drei Tage zu behandeln. Entweiher des Sonntags und Lästerer ließ er, wenn sie die Geldstrafen nicht bezahlen konnten, schwere Kirchenbußen thun und durch die Stadt peitschen, nach dem zweiten Rückfalle ihnen die Zunge durchbohren und sie auf die Galeeren setzen. Die Ausgaben des päpstlichen Haushaltes beschränkte er, verwies die

müßigen Pfarrer in ihre Gemeinden, die vagirenden Mönche und Nonnen in ihre Klöster. Alle italienischen Staaten lagen zu seinen Füßen und lieferten ihm ihre Ketzer aus, die er ohne Nachsicht verbrennen ließ. Er brachte die Vereinigung der katholischen Mächte zu Stande, deren Frucht der Sieg bei Lepanto war. Die französischen Katholiken unterstützte er mit Truppen gegen die Huguenoten und mahnte sie, die Letzteren nicht gefangen zu nehmen, sondern zu tödten. Den blutigen Alba belohnte er mit Hut und Degen. Er starb wenige Monate vor der Bartholomäusnacht.

Seine Erhebung zum Papste hatte Pius V. vorzüglich einem Manne zu verdanken, der ihn unter den Helden der Gegenreformation noch überstrahlte. Karl Borromeo (lat. Borromäus), Sohn eines mailändischen Patriziers und einer Schwester Papst Pius IV., geboren 1538 auf dem Schlosse zu Arona am Lago maggiore, wo noch seine kolossale Bildsäule steht, war schon von Kindheit an frommen Übungen ergeben und bereits Priester, als er noch fast Knabe war. Im liederlichen Pavia studirend, widerstand er allen Versuchungen, und begann schon im väterlichen Hause, als er früh verwaist war, unter der Dienerschaft zu reformiren. Mit 22 Jahren Doktor der Rechte, erhielt er von seinem Oheim, nach dessen Wahl zum Papste, den Befehl, nach Rom zu kommen, wurde sofort Kardinal und, da gerade damals der Hirtensitz seiner Vaterstadt erledigt ward, Erzbischof von Mailand. Er blieb jedoch vorläufig in Rom und bekleidete dort das Amt eines päpstlichen Pönitentiars. Er entzog sich durch Ablegung der Gelübde dem Berufe, seine Familie fortzupflanzen, als sein einziger Bruder jung gestorben war. Nächte hindurch betete er und geißelte sich. Thätigen Antheil nahm er am Concil von Trient. Er ruhte aber nicht, bis sein Oheim ihm gestattete, sein Erzbisthum zu beziehen (1565), wo er glänzend empfangen wurde. Nachdem er Ghislieri an die Stelle des Oheims gebracht, widmete er sich ganz seiner Diöcese, die so lange verwaist gewesen, und griff mit Kraft ein, die unter den Geistlichen herrschende namenlose Unwissenheit und Unsittlichkeit zu heben. Er verkaufte den größten Theil seines Vermögens, schenkte den größten Theil seiner Einkünfte den Armen und der Kirche, und lebte so einfach wie der geringste Geistliche, ja die Fasten beobachtete er in beinahe fabelhafter Weise. Er säuberte die geistlichen Gerichte, stellte blos fremde Richter an, damit keine Parteilichkeit stattfinde, verbesserte die Gefängnisse, stiftete sein berühmtes Seminar als Pflanzschule für Geistliche seiner Grundsätze, führte genaue Kontrole über das Betragen seiner Geistlichen, denen dies so unbequem war, daß sie sich gegen ihn Trotz und Verleumdungen erlaubten, jedoch bald schweigen mußten, und hielt auch die Laien zu regelmäßigem Fasten, Beichten, Kommuniziren, Gottesdienst und Halten der Festtage an. Seine Diöcese besuchte er wiederholt bis in die fernsten Gebirgswinkel des Gotthard und Lukmanier und scheute keine Strapazen. Seine

Strenge erregte ihm indessen stets wieder Feinde; faule Chorherren schlossen vor seiner Visitation ihre Thüren und ließen ihn abziehen, der spanische Statthalter von Mailand wurde gegen ihn aufgehetzt als gegen einen Verletzer königlicher Rechte, und die Humiliaten-Mönche in Mailand bestimmten Einen aus ihrer Mitte, dem Erzbischofe nach dem Leben zu trachten, auf den er dann 1569 während des Gottesdienstes eine Pistole abfeuerte, deren Kugel jedoch blos in seine Kleider drang. Der Mörder, der geflohen war, wurde entdeckt und gehängt, seine Oberen enthauptet, der Orden aufgehoben. Borromeo aber errang sich durch das Attentat von da an die Liebe und Verehrung aller seiner Zeitgenossen, — soweit er sie nicht durch seine politische Thätigkeit von sich stieß.

Denn er bearbeitete auch dieses Feld zu Gunsten des Katholizismus, und ersah sich zu diesem Zwecke ganz besonders die Schweiz aus. Er bereiste dies Land im Jahre 1570 fast ganz. In St. Gallen errichtete ihm zu Ehren der Abt ein noch jetzt stehendes Thor mit Bildhauerarbeiten, durch welches er das Kloster erreichen konnte, ohne die — protestantische Stadt zu passiren. In Luzern fand er bei den Franziskanern, wo er einkehrte, eine Schenkwirthschaft und Dirnen, welche Übelstände er sofort zu entfernen befahl. Sein eigentlicher Zweck auf dieser Reise aber war ein weitergehender. Er kämpfte mit Energie für die Ausrottung des Protestantismus in der Schweiz. Aus dem graubündnerischen Thale Misocco ließ er den reformirten Prediger Beccaria vertreiben, und durch Mailänder, also wahrscheinlich nicht ohne seinen Willen, wurde am Comersee der von der Synode im Engadin zurückkehrende reformirte Prediger Franz Cellario aus Morbegno aufgegriffen, nach Como, Mailand und zuletzt nach Rom geschleppt und dort verbrannt. Er war es, der die Sendung des ersten ständigen römischen Nuntius in die Schweiz, die Niederlassung der Jesuiten daselbst zur Bearbeitung der Vornehmen und der Kapuziner zu derjenigen des Volkes bewirkte. Nachdem sein Plan, in der italienischen Schweiz ein Seminar zur Bildung rüstiger Bekämpfer der „neuen Lehre" zu errichten und den Jesuiten zu übergeben, am Mißtrauen der katholischen Schweizer selbst gescheitert war, verlegte er die projektirte Anstalt nach seinem Sitze Mailand. Sein Wirken war aber so fruchtbringend, daß der Bund, welchen 1586 die sieben katholischen Kantone, unter Leitung des Nuntius, gegen ihre protestantischen Landsleute schlossen, allgemein der goldene oder Borromäische genannt wurde. Und dieser Bund war die Quelle aller nachherigen konfessionellen Zerwürfnisse in der Schweiz, die ohne ihn nach und nach ausgeglichen worden wären.

So hoben sich Borromeo's moralische Verdienste durch seine schädliche politische und inquisitorische Wirksamkeit auf, und es konnte nicht anders sein, da ihm jede höhere wissenschaftliche Bildung fehlte und er für Verbreitung nützlicher Kenntnisse auch nicht das Geringste that. Auch seine

priesterliche Wirksamkeit erhält einen Flecken durch den von ihm erzählten Zug, daß er den Bewohnern des armen Val Camonica einst, als sie die Zehnten nicht bezahlt hatten, deshalb seinen Segen verweigerte!

Seine Fehler machte er indessen wieder möglichst gut durch sein aufopferndes Verhalten während des namenlosen Elends, das bei Ausbruch der Pest Mailand heimsuchte, wobei er wirklich als ein Vater seiner Diöcese wirkte, das hungrige, nackte, kranke Volk speiste, bekleidete und tröstete und seiner selbst nicht achtete, während der spanische Statthalter sich in Sicherheit brachte. Freilich erscheint es dabei wieder sonderbar, doch für den Geist der Zeit bezeichnend, daß er nach dem Aufhören der Krankheit die Häuser der Stadt durch — Gebet und Weihwasser „reinigte" und bei diesem Anlasse alle „unzüchtigen" Gemälde (auch Rafaels und Tizians?), verführerischen und irreligiösen Bücher (wol auch Petrarca's, Boccaccio's, Ariosto's?) und anderes — Unheiliges aus den Häusern schaffte, was er jedoch wieder aufgeben mußte, so viel Erbitterung pflanzte es. Durch seine Bemühungen, Karnevalslärm und Turniere zu unterdrücken, zog er sich auch die Feindschaft des vor der Pest geflohenen Statthalters zu; aber er trug sie nicht lange. Im Jahre 1584 brachten ihm seine Anstrengungen und Kasteiungen und seine schwächliche Leibesbeschaffenheit, im rüstigen Alter von erst 46 Jahren, den Tod. Im Jahre 1610 wurde er heilig gesprochen. Er war der Begründer katholischer Propaganda gegen die Protestanten und konnte gewissermaßen der katholische Calvin genannt werden.

Als ein Pendant zu ihm in vielen Beziehungen, als ein gleich ihm hohe, musterhafte Moralität mit religiösem und politisch-konfessionellem Fanatismus verbindender Glaubensheld erscheint der Gegenreformator Savoiens, Franz von Sales. Aus dem gräflichen Hause dieses Namens im gleichnamigen Schlosse in Savoien 1567 geboren, und zwar etwas zu früh und daher schwächlich, wandte er sich, wie alle Koryphäen der Frömmigkeit, sehr früh religiösen Übungen zu, erhielt schon mit zwölf Jahren die erste geistliche Weihe, studirte in Paris, dann in Padua, in welchen Orten er allen Versuchungen widerstand und Verführerinnen bekehrte, stärkte sich in Rom und Loretto in seiner mystischen Richtung, erhielt nach seiner Rückkehr in's Vaterland die Stelle eines Propstes des durch die Reformation aus Genf nach Annecy vertriebenen, doch jenen Namen beibehaltenden Bisthums, wurde Coadjutor des Bischofs und 1602 dessen Nachfolger. Wie Borromeo, so lebte auch er höchst einfach und anspruchlos, errichtete Schulen, übte Wohlthätigkeit und wirkte für strenge Beobachtung der kirchlichen Vorschriften. Er starb 1622 bei einem Besuche in Lyon. Schon als Jüngling hatte er sich vermessen, den greisen Genfer Theodor von Beza (s. oben S. 183) bekehren zu wollen. Seine bedeutendste, in das politisch-religiöse Feld einschlagende Wirksamkeit war aber darauf gerichtet, jenen Theil

Savoiens, der 1536 mit dem Waatlande in die Hände der Berner gekommen, von Diesen zum Protestantismus gebracht, aber 1564 wieder an Savoien abgetreten war, die Landschaft Chablais, zum Katholizismus zurückzuführen. Der Herzog Karl Emanuel von Savoien, welchem Alles an der Eroberung der freiheitliebenden Stadt Genf lag, gegen welche er die berüchtigte Escalade versuchte, beförderte dies Unternehmen nach Kräften. Die 45 reformirten Prediger wurden aus dem Lande vertrieben, statt ihrer Jesuiten eingeführt und von ihnen Kollegien gestiftet. Mit Unterstützung der herzoglichen Despotie und durch pomphafte Zurschaustellung des katholischen Kultus gelangte Franz von Sales, doch erst durch mühevolle Arbeit vieler Jahre, zum Ziele vollständiger Ausrottung des Protestantismus in Savoien. Auch wirkte er nach Kräften für die Stärkung des durch die Huguenoten erschütterten Katholizismus in Frankreich, wo seit 1600 in Masse Jesuiten, Bettel- und andere Mönche und Frauenkongregationen eingeführt wurden. Er selbst stiftete mit Hülfe seiner Freundin, Mère Chantal, den Orden der Heimsuchung für Solche, welche die strengeren Regeln nicht ertragen konnten, besonders Krankenpflege übten und eine schwärmerisch-mystische Andacht pflogen. Dieser Orden breitete sich über ganz Frankreich aus, wo damals auch die Ursulinerinnen und die „barmherzigen Brüder" des Portugiesen Johannes a Dio, wie die „barmherzigen Schwestern" und die Missionäre des Apostels Vincenz von Paul Eingang fanden, die „Väter der christlichen Lehre" den Elementarunterricht katholisch reformirten, die Priester des Oratoriums die katholische Predigt und die reformirten Benediktiner von St. Maur eine „katholische Wissenschaft" in Aufnahme brachten.

Die Richtung dieser Männer und Orden behauptete von da an in der katholischen Kirche die Oberhand. Pius' V. Nachfolger, Gregor XIII., der vor der Priesterweihe ein lockeres Leben geführt hatte, gehörte weniger zu ihnen, als daß er sich von ihnen leiten ließ, unter denen die Jesuiten und Theatiner die Hauptrolle spielten, die ihm auch nicht gestatteten, seinen natürlichen Sohn zu geistlichen Würden zu befördern. Doch verschaffte er ihm weltliche solche in Venedig und Spanien und machte zwei Neffen zu Kardinälen. Er befliß sich als Papst frommen Wandels, stiftete geistliche Kollegien, so auch ein englisches und ein griechisches, und hob das vernachlässigte deutsche. Sein berühmtestes Unternehmen aber ist die durch das Concil von Trient gewünschte Reform des julianischen Kalenders, an dessen Stelle nun der von dem calabresischen Astronomen Lilio entworfene gregorianische oder neue trat, eine nur unwesentliche Verbesserung des alten, dessen schreiendste Unregelmäßigkeiten (namentlich in der Zahl der Monatstage) er ängstlich beibehielt. Es war nämlich entdeckt worden, daß das Jahr um 11 Minuten und 12 Sekunden zu hoch berechnet wurde und daß es demnach nothwendig war, 10 Tage zu überspringen. Die Neuerung wurde am Tage nach dem 4. Oktober 1582 be-

gönnen und derselbe als der 15. gezählt. Die Protestanten fügten sich dem neuen Kalender bekanntlich erst viel später.

Daneben erscheint Gregor in einem häßlichen Lichte durch seine schon erwähnten Intriguen zu Gunsten Spaniens, der Guisen und Maria Stuarts gegen die Niederländer, die Huguenoten und Elisabeth von England. Am meisten beschäftigte ihn außerdem die Vermehrung der Einkünfte des Kirchenstaates, zu deren Gunsten er die Hülfsquellen Ancona's und anderer Städte zu Grunde richtete. Eine energischere Persönlichkeit als er war sein berühmter Nachfolger Sixtus V., von Dalmatiern, die vor den Türken geflohen, stammend, 1521 bei Fermo geboren. Er hütete als Knabe die Schweine, wurde Franziskaner, beliebter Prediger, ergab sich mit Leib und Seele der strengen reformatorischen Partei, arbeitete für das Concil und für die Inquisition, stieg zum General seines Ordens, zum Bischofe seiner Vaterstadt, und errang sich endlich 1585 durch seinen Geist, nicht aber durch seine Verstellung als Krüppel, wie die Mythe erzählt, die Wahl zum Papste im 64. Jahre. Er wirkte in vielen Beziehungen wohlthätig, legte großartige Wasserleitungen an, ließ Sümpfe austrocknen, um den Ackerbau zu heben und errichtete Seidenfabriken. Dagegen ließ sein Ehrgeiz, wenn auch nicht geistlichem, doch weltlichem Nepotismus wieder freien Lauf, und er verheiratete seine Neffen und Nichten schweinehirtlicher Abkunft mit Colonnas und Orsinis.

Der Kirchenstaat bedurfte übrigens einer so kräftigen Leitung, wie sie Sixtus übte; denn die bisherigen moralischen Reformen hatten noch wenig gefruchtet. In allen Städten waren die Bürger neuerdings in Guelfen und Ghibellinen getheilt, obschon diese Parteien keinen Sinn mehr hatten, — blos um sich zu befeinden. Brüder wüteten gegen Brüder. Manche mordeten ihre Frauen, wenn diese der Gegenpartei angehörten; Gefängnisse wurden erbrochen, um Parteigenossen zu befreien oder Feinde zu tödten. Die der Polizei Entronnenen aber traten zu Banden zusammen und verübten namenlose Greuelthaten, — Männer aus Familien wie Piccolomini, Malatesta u. A. an ihrer Spitze. Gregor XIII. vermochte nichts gegen sie; denn seine Nachbarn nahmen sie in ihren Gebieten auf, und endlich war Rom selbst voll von ihnen. Sixtus zog andere Saiten auf. Er ließ alle Waffentragenden oder sich der Polizei Widersetzenden kurzweg hängen und ergriffene Banditen köpfen. Einst sogar ließ er einen Zug vergifteter Lebensmittel in die Gegenden treiben, wo sie hausten, und war höchlich erfreut, als sie daran starben. Seine Legaten mußten ihm nach Türkenart möglichst viele Köpfe einsenden. Zu dieser Rohheit stimmte auch Sixtus' V. Verhalten gegen Kunst und Wissenschaft. Die von Julius II. und Leo X. trotz ihrer großen Fehler geübte Pietät gegen die Alterthümer kannte der kräftige, doch ungebildete Dalmatiner nicht. Er zerstörte das damals noch erhaltene werthvolle Septizonium des Severus, um es zu seinen modernen Bauten zu benützen, von Grund aus, verunstaltete die Säulen Trajans und Anto-

nins, entfernte aus dem Kapitol alle Statuen mit Ausnahme der Minerva, der er statt des Speeres ein mächtiges Kreuz in die Hand gab, errichtete den Obelisken vor St. Peter nur, um das Heidenthum vor dem Christenthum zu demütigen und pflanzte ein Kreuz darauf. Er war weit mehr Fürst als Papst. Seine Plane waren großartig und umfaßten die Welt. Er ging mit Vertreibung der Türken aus Europa, Eroberung Ägyptens, Durchstechung der Landenge von Suez, Wegnahme des heiligen Grabes aus Palästina nach Italien (!) um. Obschon er Heinrich IV. als Papst exkommunizirt hatte, neigte er sich als Fürst dennoch immer wieder zu ihm und mußte kurz vor seinem Tode (1590) hören, daß der spanische Gesandte ihm drohte, wenn er „Navarra" nicht der Krone unfähig erkläre, werde sich sein König von dem Gehorsam gegen ihn lossagen. Aber als er starb, hatten sich die Banditen von Neuem erhoben, und das Volk, das ihn nie für rechtgläubig hielt, glaubte, der Teufel habe die Seele des Papstes geholt, und riß seine Bildsäule um.

Einer seiner Nachfolger, Clemens VIII., bedrohte 1597, nach dem Tode Alfons' II., des Letzten vom ruhmvollen Stamme der Este von Ferrara, den von Diesem als Nachfolger bezeichneten Cäsar d'Este mit dem Banne, falls er nicht verzichte, exkommunizirte ihn, als er widerstand, und zwang den Betroffenen, Ferrara dem heiligen Stuhle zu überlassen, wo dann alle Prachtbauten der Este niedergerissen wurden, um die weltliche Herrschaft des Stellvertreters Christi durch ein Kastell zu schützen. So wurden von „heiliger" Hand verfallene Lehen „eingezogen".

Bei derartiger Verwilderung konnten Familienmorde nicht in Verwunderung setzen, wie deren zwei in jener Zeit Mittelitalien schändeten. Der eine betraf die Verwandtschaft des Papstes Sixtus V. selbst. Sein Neffe Francesco Peretti hatte die geistvolle und schöne Virginia Accoramboni zur Gattin, um deren Liebe aber zugleich der Kardinal Farnese und Giordano Orsini buhlten, welcher Letztere seine Gattin Isabella von Medici mit eigener Hand ermordet hatte. Zwei ihrer Brüder begünstigten den einen und zwei den andern Bewerber. Orsini aber machte der Sache ein Ende, indem er Peretti Nachts auf der Straße in Rom ermorden ließ. Der Verdacht des Verbrechens fiel auf Virginia, welche im Kerker der Engelsburg schmachten mußte, bis ihre Unschuld an den Tag kam. Dennoch reichte sie dem Mörder die Hand und zog mit ihm in das Gebiet Venedigs, wo er zu Salo am Gardasee starb und ihr 100,000 Goldthaler hinterließ. Einer seiner Verwandten, nach der Erbschaft lüstern, klagte Virginia des Mordes an und ließ sie, als er nichts beweisen konnte, nebst ihrem Bruder Ende 1585 ermorden, wofür er nebst seinen Banditen hingerichtet wurde.

Die zweite der erwähnten Mordthaten wurde an dem reichen Römer Francesco Cenci durch seine Gattin Lucrezia Petroni und deren Stiefkinder, Giacomo und die schöne Beatrice begangen, die er durch seine

Tyrannei und Geilheit empört hatte. Sie wurden ohne alle Rücksicht auf mildernde Umstände unter Clemens VIII. 1599 bei der Engelsbrücke in Rom hingerichtet.

Das waren die moralischen Erfolge der Gegenreformation und der Beseitigung des Humanismus in Italien!

Zweiter Abschnitt.

Spaniens flammende Scheiterhaufen.

A. Die Leiter und Häupter der spanischen Inquisition.

Wie in allen übrigen Ländern Europa's, so war auch in Spanien während der letzten Jahrhunderte vor der Reformation der sittliche Zustand der christlichen Geistlichkeit ein höchst verdorbener und wetteiferte mit jenem der Weltlichkeit. „Entlassene Mätressen (sagt Hefele) wurden zu Äbtissinnen gemacht, von König und Königin die Ehe öffentlich gebrochen; — Konkubinen der Geistlichen machten aus ihrer Schande kein Hehl; — die Gesetze Castiliens ließen die Bastarde der Geistlichen als Intestaterben eintreten; der Erzbischof von Compostela, Rodrigo Luna schändete 1458 eine Braut am Hochzeitstage; Alonso Corillo, Erzbischof von Toledo, wurde im Franziskanerkloster zu Alcala neben seinem natürlichen Sohne begraben und dem Erzbischofe Fonseca von Santiago folgte sein Sohn in dieser Würde; der Bischof von Calahorra, Pedro Aranda, ein jüdischer Abkömmling, huldigte fortwährend der jüdischen Religion, während er als Bischof fungirte; die Bettelmönche lebten in Prunkzimmern und Luxus." Schon zu der Zeit, da die christliche Religion noch mit der mohammedanischen um den Besitz der iberischen Halbinsel zu kämpfen hatte, und zwar im vierzehnten Jahrhundert, also zur Zeit eines Boccaccio, Chaucer und Suchenwirt, wurden spanische Stimmen laut, die sich gegen die geistliche Sittenlosigkeit erhoben. Ein Berufsgenosse des fehlbaren Standes selbst, der Erzpriester Juan Ruiz von Hita (oder Fita), im vierzehnten Jahrhundert, war der erste Satirendichter, dem jene entwürdigenden Zustände die Geißel des Witzes in die Hand drückten, und er verschonte nicht einmal den römischen Stuhl, den er als die Quelle der schmählichsten Bestechung hinstellte. In seinen Gedichten, welche meist allegorischen Inhalts sind und angebliche eigene Erlebnisse darstellen, erscheint er als ein Vorläufer von Rabelais. Das ergötzlichste ist der Krieg zwischen Herrn Carneval (Don Carnal) und Frau Fasten (Donna Quaresma), worin die Fasten lächerlich

gemacht und ohne Bedenken heidnische Götter, wie Venus und Amor, in's Feld geführt werden. Mit nicht minderer Freimütigkeit äußerte sich der klassisch gebildete Staatsmann und Geschichtschreiber Pero Lopez de Ayala in dem Gedichte Rimado de Palacio, der bereits die Gefahren ahnte, in welche das Schifflein Petri gerathen würde. Andere folgten nach, doch ohne bei der Dickköpfigkeit und Denkträgheit der Masse des spanischen Volkes und bei der Beschäftigung, welche die maurischen Kriege diesem gewährten, etwas auszurichten. Trotzdem mehrten sich die von kirchlichem Reformeifer beseelten Satiriker, je näher die Zeit heranrückte, in welcher von den deutschen Landen aus der erste erfolgreiche Angriff gegen die römische Geistesfestung erfolgte. Im gleichen Jahre, in welchem Luther auftrat, geißelte ein Karthäuser, Joan de Padilla, in seinen „triunfos de los doce Apóstoles“ (übrigens eine ungeschickte Nachahmung Dante's, ein Flug durch die zwölf Zeichen des Thierkreises) ohne viel poetischen Schwung, aber in schöner dichterischer Sprache das weltliche und eigennützige Treiben der Geistlichen, namentlich ihre Simonie. Ihn übertraf an Kraft und plastischer Darstellung der Weltpriester Bartolomé de Torres Naharro, der in seinem poetischen Sammelwerke „Propalladia“, dessen größten Theil acht Schauspiele einnehmen, trotz seiner Festigkeit im katholischen Glauben, frei heraussagte, daß im Schooße der Geistlichkeit Glaube und Liebe, Recht und Gewissen nirgends zu finden, das Gelt der Gott, die Welt der Ruhm dieses Standes, Rom ein Sündernest, eine Zwingburg der Bosheit, ja ein Abzugskanal alles Schmutzes sei. Der Dichter mußte aus Rom wegen einer Satire gegen den lasterhaften Hof nach Neapel fliehen und starb in Armut. In nackter Prosa schloß sich Diesem an ein Mönch aus Burgos, Fray Prudencio Sandoval, der in seinem Sendschreiben, an die Geistlichkeit, den Adel und die Universitäten von Spanien 1520 die Ausschweifungen aller dieser Stände bitter anklagte und die Verwendung der kirchlichen Einkünfte zu Bestechungen schonungslos bloslegte. Auch nach der deutschen Reformation, in der Mitte des sechszehnten Jahrhunderts, traten die Mönche Francisco de Osuna und Pablo de Leon in gleicher Weise auf, und keine Farbe war ihnen zu dunkel, das Leben ihrer Berufsgenossen zu schildern, ohne daß es ihnen einfiel, ein einziges Dogma der Kirche in Frage zu stellen. Ja, man fühlte sich von der Wahrheit ihrer Aussagen so getroffen, daß nicht einmal die Inquisition, welche doch die Propalladia verdammte, gegen die Werke dieser Männer einschritt, mit denen noch Andere, die alle zu nennen zu weit führen würde, gleiche Tendenzen verfolgten. Selbst unter dem Volke gab sich nun die Überzeugung von der Schlechtigkeit und Unwissenheit des größten Theiles der Seelenhirten in Sprichwörtern kund, wie z. B. „Es giebt nichts Selteneres, als einen schönen April und einen guten Bischof,“ „der Bischof von Calahorra giebt den Eseln die Tonsur,“ „wer nach Rom will, darf kein hinkendes Maulthier, noch einen ungespickten Beutel mitnehmen,“ „die Mönchsregel heißt:

nimm von Allem und gieb Niemanden etwas!" u. s. w. — Sprichwörter, die zur Blütezeit der Inquisition der Kanzelredner und Professor Hernan Nuñez in Salamanca sammelte und nach seinem Tode, 1555, ein Freund herausgab.

Die spanische Literatur über den Gegenstand, um den es sich handelt, erstreckte sich sogar über fremde Länder. Der Klosterbruder Antonio de Aranda schilderte in der Beschreibung seiner Pilgerfahrt nach Jerusalem in beißenden Worten den Aberglauben und den leeren Formendienst der dortigen Christen, sowie die von ihnen im Kultus angewandten Taschenspielerkunststücke, die nicht geeignet seien, für ihren Glauben unter den Türken Propaganda, dagegen aber sehr, ihn lächerlich zu machen.

In allen diesen Schriften waltete indessen eine rein moralische Reformtendenz; den Glauben hatte noch keiner der genannten und angedeuteten Schriftsteller anzutasten gewagt. Es rührt dies daher, daß die Spanier, wie alle romanischen Völker, ja wie schon die heidnischen Römer, keinen innerlichen Glauben, kein religiöses Gefühl, keine Innigkeit besitzen, vielmehr die Religion nur als etwas Äußerliches, als eine hergebrachte und nothwendige Art, sich zu verhalten, als einen Zweig der öffentlichen Disciplin und Polizei auffassen. Selbst die hervorragenden Geister, welche nicht dem geistlichen Stande angehörten, beschäftigten sich wol mit allen möglichen Wissenschaften, nur nicht mit der Theologie. Noch mehr aber, als dieses unbewußte Motiv hatte in Spanien die Furcht vor der Inquisition eine verhältnißmäßig höchst geringe reformatorische Thätigkeit zur Folge.

In jenem heißblutigen Lande hatte die Glaubensverfolgung ihre Quelle bereits in dem westgothischen Gesetzbuche, das unter den übrigen legislatorischen Arbeiten aus der Periode der Völkerwanderung durch besondern Glaubenseifer hervorragte. Denn es entstand durch geistlichen Einfluß, seitdem die vorher arianischen Könige jenes Volkes (Rekkared zuerst) sich der Autorität des römischen Kirchenthums beugten. Aufgeblasene Bischöfe, vor deren Versammlung sich der König „nach Gewohnheit" zur Erde niederwerfen mußte, gaben dem Lande die Gesetze, richteten über die Würdigkeit des Monarchen, die Krone zu tragen, und verfolgten schon damals die Juden und Ketzer mit blutigem Eifer. Vielleicht hätte sich indessen diese Glaubenswut, wie in anderen Ländern, mit der Zeit gelegt, wäre nicht in der Eroberung Spaniens durch die Araber am Anfange des achten Jahrhunderts eine Veranlassung zur Erhebung für den christlichen Glauben gegen dessen Feinde und damit zu einem fast achthundertjährigen Vertilgungskriege zwischen Christen und Mohammedanern eingetreten, welcher in Spanien den Kampf für die Rechtgläubigkeit, oder wenigstens für deren Formen und Organe, zu einem förmlichen Momente der Nationalität stempelte.

Durch diesen Krieg, welcher zugleich der Befreiung des Vaterlandes von fremden Eindringlingen und der Verbreitung der christlichen Kirche

galt, bildete sich in den Spaniern jener düstere religiöse und ritterliche Geist aus, welcher keine politische Meinung außer jener des Königs und keine religiöse außer jener der Kirche duldete, — der verhängnißvolle Geist des Fanatismus und der Inquisition, dem die Unterwürfigkeit gegenüber dem Könige eine religiöse und die Ergebenheit gegen die Kirche eine bürgerliche Pflicht war. Ein nicht fanatisch für Königthum und Kirche schwärmender Spanier war von da an ein Phänomen, ja er war zugleich ein Hochverräther und ein Ketzer, wenn er im Geringsten seinen Mangel an Fanatismus verrieth.

Durch diese innige Verknüpfung des politischen und religiösen Fanatismus wurde nicht nur dessen weltliche, sondern auch seine geistliche Seite mehr national als kosmopolitisch. Der Spanier kümmerte sich wenig um die allgemeine christliche Kirche. Trotz seines Christenthums blieben ihm die nicht spanischen Christen so fremd wie die Mohammedaner und Juden, — nur daß er keinen Anlaß hatte, sie im eignen Lande zu verfolgen; aber im Kriege bekämpfte er die Franzosen und Italiener eben so heftig wie die Mauren und Araber. Der christliche Glaube war ihm eine spanische, — nicht eine allgemeine christliche Tugend. So wurde die Sorge für Aufrechthaltung des Glaubens eine Pflicht des Staates, der Glaube selbst eine Staatsanstalt, ein Moment der Justiz und Polizei, und die Gerichte gegen Abtrünnige vom Glauben oder Verächter desselben stellte der Staat auf und übernahm die Verantwortlichkeit für deren Wirken.

Daraus folgt jedoch nicht, daß das Papstthum an der spanischen Inquisition so unschuldig gewesen sei, wie dies von gewisser Seite so gerne betont wird. Vielmehr ist nicht nur, wie im Nachfolgenden gezeigt werden wird, die spanische Glaubensverfolgung förmlich von den Päpsten gegründet worden, sondern es ist auch von römischer Seite wol gegen Beeinträchtigung der päpstlichen Rechte, niemals aber gegen die scheußlichen Extravaganzen der spanischen Autos da fé, als diese später selbständige Ausübung genossen, protestirt worden, wenn nicht die Praxis hiefür angesehen werden will, daß die Päpste den vor der Inquisition nach Rom Fliehenden um Gelt stets Absolution ertheilten, — was sie aber, wenn sich der spanische Hof dagegen beschwerte, in entwürdigendster Weise stets nachher widerriefen.

Und dieses Benehmen Roms gegenüber den spanischen Schauderthaten war um so unchristlicher und daher tadelnswerther, als die spanische Inquisition den christlichen Glauben nur zum Vorwande der Bändigung des Volkes unter die weltliche und geistliche Autorität des Staates benützte und den Glaubensgerichten Sachen überantwortete, die weder mit dem Glauben, noch mit dem Christenthume überhaupt etwas zu thun hatten, ja oft der Kirche ganz fremd waren. Das Christenthum mußte als Mittel dienen, den spanischen Stolz auf rein christliche Abstammung, auf die bevorzugte Kaste der **Viejos Christianos**, den ächt spanischen Vorzug des sogenannten

reinen Blutes, der „Limpieza" zu schützen und zu nähren gegenüber den verachteten und verfolgten, ja geradezu der Vernichtung geweihten Kasten der Juden und Mauren und der mit ihnen zusammengeworfenen „Ketzer", deren Grundsätze dem Bestande eines absoluten Königthums und eines bevorrechteten Adels gefährlich und verderblich schienen. Und diesen empörenden Mißbrauch des Christenthums ließ Rom geduldig treiben!

Ja noch mehr! Obschon die spanische Inquisition in ihrer Blütezeit eine staatliche Anstalt war, ist sie doch von Rom aus in dieses Land verpflanzt worden. Die erste zuverlässige Spur einer spanischen Inquisition fällt in das Jahr 1232, in welchem am 26. Mai Papst Gregor IX. dem Erzbischofe von Tarragona, Don Esparrago, die Weisung zugehen ließ, gegen die Ketzer in seiner Erzdiöcese einzuschreiten. Der Bulle folgte die Vollziehung auf dem Fuße, und zwar mit Hülfe der überall als Handlanger des Glaubensgerichtes funktionirenden Dominikaner. Die erste Einrichtung einer Inquisition fand in Lerida statt, die erste Anordnung inquisitorischer Bußübungen auf der Provinzialsynode zu Tarragona im Jahre 1242. Papst Innocenz IV. ging noch weiter als sein Vorgänger, indem er 1246 den spanischen Dominikanern gestattete, über die von ihm, dem Papste, selbst nach Spanien gesandten Glieder dieses Ordens zu verfügen und sie, falls sie sich nicht unterziehen wollten, mit Kirchenstrafe zu belegen. So begründete Rom selbst die Unabhängigkeit der spanischen Inquisition durch eine stetig fortlaufende Reihe von Bullen und Breven an die spanischen Dominikaner und Erzbischöfe. Die spanischen Könige begünstigten und beschützten die neue Einrichtung nach Kräften, verlangten selbst Dominikaner von den Provinzialen und Prioren dieses Ordens, wohnten den stets sich mehrenden Autos da fé persönlich bei, und der König Ferdinand III. von Castilien, welcher später heilig gesprochen wurde, glaubte seine Frömmigkeit nicht besser an den Tag legen zu können, als indem er selbst zum Verbrennen Holz herbeitrug. Noch das ganze dreizehnte und vierzehnte, und den größten Theil des fünfzehnten Jahrhunderts hindurch ernannten stets die Päpste die spanischen Inquisitoren, und die spanischen Könige waren ihre Handlanger. Während dieser zweihundert Jahre galten auch in Spanien ganz dieselben Grundsätze bezüglich der Organisation, der Kompetenz und des Verfahrens der Inquisition, wie sie Innocenz III. angeordnet hatte und wie sie der aragonesische Generalinquisitor Nikolaus Eymericus in der zweiten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts in seinem Directorium inquisitorum zusammenstellte, welches den Anlaß zu dem Irrthum gab, daß manche Erscheinungen der Inquisition spanischen Ursprungs seien, während sie doch in allen Ländern dieselben waren.

Wie in Italien und anderswo während des 15. Jahrhunderts der Glaubenseifer überhaupt erschlaffte, so gerieth auch in Spanien die päpstliche Inquisition damals in Verfall, und ihre Thätigkeit schwächte sich ab.

Die maurischen Kriege hatten schon längere Zeit geruht, seitdem die Mohammedaner auf Granada beschränkt waren. Da trugen verschiedene Umstände dazu bei, die Inquisition in Spanien nicht allein neu aufleben zu lassen, sondern ihr auch einen furchtbarern Charakter zu verleihen, als sie je vorher gehabt und als sie je anderswo hatte, und zwar, was besonders hiezu führte, in der mächtigen Hand des Staates.

Im Mittelalter hatte in Spanien, wie wir gesehen, eine Inquisition nur als Ausfluß der vom Papste eingesetzten bestanden und war so zu sagen auf das Königreich Aragon beschränkt gewesen; denn es liegen keine historischen Nachweise dafür vor, daß in Castilien eine völlig organisirte Inquisition bestanden habe, obschon einzelne dortige Ketzerverbrennungen außer allem Zweifel stehen.

Dies sollte anders werden, als durch die welthistorische Heirat Ferdinands des Katholischen von Aragon und Isabella's von Castilien ganz Spanien unter einem Herrscherpaare vereinigt wurde. In diesem Paare aber erwachte mit Macht die Begierde nach Stärkung und Erweiterung ihrer Herrschaft. Dieses Ziel konnte nur erreicht werden durch Vernichtung des Restes maurischer Macht in Granada und durch Vereinigung weltlicher und geistlicher Gewalt in der königlichen Hand. Sollten aber die letzten Mauren vertrieben werden, so mußte der christliche Glaubenseifer auf's Neue erweckt, es durfte kein anderer Glaube als der katholische orthodoxe mehr in Spanien geduldet, — es mußte die erschlaffte Inquisition wieder belebt werden.

Die nächste Veranlassung hiezu bot der massenweise Rückfall der Juden, die oder deren Eltern aus Todesangst die Taufe empfangen hatten, zur Religion ihrer Väter. Die Habsucht König Ferdinands, lüstern nach den Reichthümern der Juden, vereinigte sich mit der Frömmigkeit Isabella's, und Beide, ermuntert durch fanatische Priester und bewogen durch umlaufende Fabeln von argen Beschimpfungen des Christenthums durch die Juden, baten, nachdem sie schon 1477 die mittelalterliche Inquisition in ihrem Reiche Sicilien bestätigt hatten, den Papst um Bewilligung der Einführung eines Inquisitionstribunals im Königreiche Castilien, welche denn auch ohne Verzug durch die Bulle vom 1. November 1478 erfolgte. Durch dieselbe erhielt die Krone Spaniens das Recht der Ernennung von Inquisitoren aus der Zahl der Erzbischöfe, Bischöfe und gelehrten Priester. Umsonst suchte Isabella, welcher die Vorschriften der Bulle zu hart waren, durch schriftliche Belehrung der „Ketzer" einen mildern Weg einzuschlagen; — der König, der päpstliche Nuntius und die Dominikaner bestanden energisch auf dem Vollzuge der Bulle, der denn auch, trotz dem deutlich ausgesprochenen Widerwillen der castilischen Bevölkerung gegen diese Neuerung, mit Beginn des Jahres 1481, durch Aufstellung des Inquisitionstribunals im Dominikanerkloster St. Paulo zu Sevilla stattfand. Da jedoch schon nach wenigen Tagen die Zahl der wegen Verdachtes der Ketzerei Verhafteten

so zunahm, daß das Kloster sie nicht mehr fassen konnte, wurde das Tribunal nach dem Schlosse Triara bei Sevilla verlegt und an demselben in der Folge eine schwülstige lateinische Inschrift angebracht, welche die Zeit der Errichtung des Tribunals angab und mit den Worten schloß: Exurge, Domine; judica causam tuam. Capite nobis vulpes! (Erhebe dich, Herr, richte deine Sache. Fanget uns die Füchse!) Es figurirte in derselben aber auch zum ersten Male der furchtbare Name des ersten spanischen Großinquisitors, jenes Mannes, der für ewige Zeiten als der Typus der blinden Glaubenswut dastehen wird, des fanatischen, blutigen Mönches Tomas de Torquemada. Im Jahre 1483 erfolgte seine Ernennung zum Generalinquisitor für Castilien, und noch in demselben Jahre auch für Aragon. Er errichtete einige untergeordnete Gerichtshöfe in Sevilla, Cordova, Jaen und Villa Real (jetzt Ciudad Real) und bildete aus den Inquisitoren derselben eine Generaljunta unter seinem Vorsitze.

Nachdem die Inquisitoren ein sogenanntes Gnadenedikt erlassen, in welchem sie die Abgefallenen (d. h. vorläufig die rückfälligen Juden) aufforderten, sich ihnen zu ergeben, und die darin bewilligte Gnadenfrist verstrichen war, befahlen sie, unter Androhung des großen Bannes, innerhalb dreier Tage alle wieder dem mosaischen Gesetze huldigenden getauften Juden anzugeben, und bezeichneten als Kennzeichen Solcher 37 Punkte, von denen 22 der Art waren, daß Haß und Mißgunst mit Leichtigkeit die Unschuldigsten in's Verderben stürzen konnten. Es fielen nämlich nach denselben unter die Zahl der Verdächtigen nicht nur Jene, welche den Messias erwarteten, ihre Kinder beschneiden ließen, und die jüdischen Fast- und Festtage hielten, sondern auch Jene, welche am Sabbath saubere Kleider anzogen, vom Fleische der Thiere das Fett absonderten, von Thieren aßen, welche durch Juden geschlachtet worden, sich an den Tisch von Juden setzten, ihren Kindern hebräische Namen gaben, ein Jahr nach dem Leichenbegängnisse eines Angehörigen aus Trauer im Hause blieben, in der eignen Sterbestunde das Gesicht gegen die Wand kehrten, oder andere Gebräuche beobachteten, welche den jüdischen ähnlich waren.

Die Inquisition schritt schnell! Am 2. Januar 1481 war das Tribunal errichtet worden; schon am 6. Januar wurden sechs Menschen lebendig verbrannt, am 26. März siebenzehn, im genannten Jahre überhaupt bis zum 4. November 298. Da das Geschäft so gut ging, rentirte es sich wohl, auf dem Felde bei Sevilla ein besonderes steinernes Schaffot, den sogenannten Quemadaro, mit den Bildsäulen der vier großen Propheten an den vier Ecken, zu errichten, als den großen Kochheerd, auf welchem die Ketzer zur größern Ehre Gottes gebraten wurden!

So begann die spanische Inquisition ihre Laufbahn als Staatsanstalt, eine Eigenschaft, welche der ultramontanen Geschichtedrechselung Anlaß bot, alle Verantwortlichkeit für jenes saubere Institut vom Papstthume abzuwälzen. Wir sahen jedoch, daß die staatliche Inquisition in

Spanien nichts war als eine Erneuerung und Verschärfung der längst schon dort waltenden päpstlichen. Wir werden aber auch sehen, daß der päpstliche Stuhl, weit entfernt, die Ausschreitungen der staatlichen Inquisition zu mißbilligen, vielmehr nur eifersüchtig auf ihre Macht und erbost darüber war, daß ihm der Einfluß auf die ehrwürdige Anstalt der Ketzervernichtung größtentheils entzogen war. Dies zeigte sich, als Papst Sixtus IV., bei welchem sich vor der spanischen Inquisition fliehende getaufte Juden beschwerten, am 29. Januar 1482 dem „katholischen" Königspaare anzeigte, daß er zweien der königlichen Inquisitoren die Befugniß entziehe, Andere aufzustellen, was einzig dem General und den Provinzialen des Dominikanerordens zukomme, und am 11. Februar mittels eines neuen Breve selbst acht Inquisitoren ernannte, worunter Torquemada die — vorletzte Stelle einnahm!

Dieser Faustschlag gegen das Privilegium der Könige, ihre Unterthanen zu verbrennen, hatte langwieriges Hin- und Herschreiben zur Folge, bis beide Theile in etwas nachgaben und Sixtus IV. am 23. Februar 1483 der Königin Isabella Eifer für die Inquisition lobte, sie ermahnte, dieselbe ferner in ihren Staaten aufrecht zu erhalten, und sie versicherte, er habe ein großes Verlangen gehabt, die Inquisition im Königreiche Castilien eingeführt zu sehen. Das Ende vom Liede war, daß der Papst auf Vorschlag einer von ihm aufgestellten Kommission der in Rom lebenden spanischen Kardinäle, unter welchen sich auch Borgia, der spätere Alexander VI., befand, eine päpstliche Appellationsinstanz errichtete, an welche gegen alle Urtheile der spanischen Inquisition appellirt werden konnte, — ferner den Inquisitor Christoval Galvez von Valencia als einen Gottesvergessenen entsetzte und bestimmte, daß kein von Juden abstammender Bischof als Inquisitor fungiren könne. So blieb trotz allen staatlichen Charakters der spanischen Inquisition der Papst immerfort ein thätiger Mitwirkender derselben. Ja, Sixtus IV. entblödete sich sogar nicht, die bereits von ihm vorgenommene Ernennung des Erzbischofs Manrique von Sevilla zum Appellationsrichter wieder zurückzunehmen, um die Appellation durch seine Kanzlei in Rom besorgen zu lassen, damit ihm die einträglichen Sporteln nicht entgingen!

Auch später wurde dieselbe Doppelzüngigkeit wiederholt. Als die neue römische Inquisition (von 1542) errichtet wurde, erklärte Papst Paul III., welcher den damaligen spanischen Großinquisitor Juan Perdo de Talero, Erzbischof von Toledo, 1539 selbst bestätigt hatte, — es sei nicht seine Absicht, die Rechte der spanischen Inquisition zu beeinträchtigen, gab dann aber zu, daß seine Generalinquisitoren die spanischen wiederholt schulmeisterten, ihnen die Verdammung gewisser Bücher vorschrieben, dabei aber nicht immer Gehorsam fanden, sondern oft erleben mußten, daß die spanischen Inquisitoren die Unfehlbarkeit des Papstes geradezu bestritten.

In schreiendem Gegensatze zur Opposition des Papstthums gegen die

spanische Inquisition oder vielmehr blos gegen deren Unabhängigkeit steht der Widerwille, der im spanischen Volke gegen jenes fluchwürdige Institut als solches erwachte, und welchen strenggläubige Historiker wie Bernaldez und Galindez de Carabajal, ja selbst Jesuiten, wie Mariana, bezeugen. In Aragon bestand zwar, wie wir sahen, die Inquisition schon seit beinahe drei Jahrhunderten; aber Ferdinand der Katholische fand für gut, sie dort mit derjenigen Castiliens in Einklang zu bringen, und Torquemada ernannte demzufolge den Dominikaner Kaspar Juglar und den Kanonikus Pedro Arbues von Ergila zu Inquisitoren des Erzbisthums Saragosa. Am aragonischen Hofe waren nun damals viele Abkömmlinge getaufter Juden angestellt, deren Nachkommen noch jetzt als Granden Spaniens figuriren, und Diese riefen die Cortes jenes Landes auf, Abgeordnete nach Rom und an den spanischen Hof zu senden und die Zurücknahme der Aufstellung aragonischer Inquisitoren zu erlangen. Da nicht nur diese Schritte vergeblich waren, sondern zu gleicher Zeit auch Juglar und Arbues Autos da fé abhielten und Ketzer durch die weltliche Gewalt verbrennen ließen, verschworen sich mehrere Aragonier gegen das Leben der Inquisitoren und ließen in der Nacht des 15. Septembers 1485 den Arbues, während er in der Kirche die Mette sang, erschlagen. Auf die Nachricht, daß sogenannte neue Christen, d. h. Abkömmlinge von Juden, die Anstifter des Mordes gewesen, rotteten sich die sogenannten alten Christen zusammen und verlangten Bestrafung der Mörder. Man beschwichtigte sie durch Versprechungen, errichtete dem Martyrer der Inquisition ein prachtvolles Denkmal, das ihn mit Petrus verglich, auf den der Herr sein Werk (die Inquisition!) gegründet habe (wie er auch 1664 selig und in unserer Zeit heilig gesprochen wurde) und das Königspaar ertheilte ihm nachträglich den Titel eines „Beichtvaters der Königin“, obschon er es niemals gewesen war. Die an dem Morde wirklich oder angeblich Betheiligten wurden theils verbrannt, theils geviertheilt, theils erlitten sie Ehrenstrafen. Es gab aber auch Auflehnungen der alten Christen in Masse gegen die Inquisition, so 1485 zu Teruel und anderen Orten Aragons, 1487 zu Lerida und Barcelona, 1506 zu Cordova und die Inseln Mallorca, Sardinien und Sicilien fügten sich erst 1490, 1492 und 1503 dem neuen Glaubensgerichte; ja in Neapel verhinderten sogar ernste Aufstände des Volkes die Einführung der unwillkommenen Bescherung — für immer, und ebenso in den damals spanischen Provinzen Mailand und Flandern, wo die Päpste übrigens ihr Möglichstes thaten, ihre eigene Inquisition gegenüber der spanischen aufrecht zu erhalten. Dagegen gelang in vollem Maße die Einführung der spanischen Inquisition in das unglückliche hartbedrückte spanische Amerika, wo sie die armen Indianer, die in ihrer Unwissenheit an alten heidnischen Gebräuchen festhielten, mit ihrer ganzen Wut verfolgte, so daß Karl V. gegen diesen Unfug einschreiten mußte.

Wiederholt traten auch die Cortes von Aragon gegen die Inquisition

auf, so 1512, als sie Ferdinand den Katholischen zu einem Vertrage nöthigten, welcher die Kompetenzen der Inquisition bedeutend beschränkte. Der König aber ließ sich schon im nächsten Jahre durch den Papst von dem Eide lossprechen, mit dem er jenen Vertrag beschworen hatte, erregte jedoch damit so viel Entrüstung unter der Bevölkerung, daß die betreffende päpstliche Bulle wieder zurückgenommen werden mußte.

Auch in Castilien erhoben sich die Cortes gegen die Inquisition, doch erst unter Ferdinands Enkel, König Karl (in Deutschland als Kaiser Karl V.), und waren 1518 auf dem Punkte, dem Könige die Genehmigung eines gut ausgearbeiteten Gesetzentwurfs abzuringen, welcher die Inquisition zwar nicht abschaffen, aber sie doch jedem andern Gerichte gleichstellen und öffentlich machen wollte, — als der Kanzler Selvagio, den die Cortes zur Betreibung der Sache mit einer ansehnlichen Summe gewonnen hatten, plötzlich starb und zugleich es dem damaligen Großinquisitor, Kardinal Adrian, gelang, Karln zu Gunsten der Inquisition umzustimmen. Er weigerte sich daher, dem noch im nämlichen Jahre von den Cortes des Reiches Aragon wiederholten Begehren einer Reform der Inquisition zu entsprechen, und wies die Bittsteller an den Papst, dessen Verfügungen er, der König, achten werde. Es geschah; der Papst Leo X. genehmigte die verlangten Reformen, jedoch nicht nach dem Beschlusse der Cortes, indem nicht nur die Inquisitoren von Saragosa den König bestimmten, eine Ausfertigung des Beschlusses nach ihrem Geschmacke durch seinen Kanzler ausfertigen zu lassen, sondern auch den Sekretär der Cortes, Juan Prat, wegen angeblicher Fälschung des Beschlusses verhaften ließen. Als dann die Cortes sich versammelten, um für ihren Sekretär, dessen Gewissenhaftigkeit sie kannten, Freilassung zu verlangen, befahl der König ihre Auflösung, der sie sich aber nicht fügten, vielmehr neuerdings vom Papste die Bestätigung ihres Beschlusses verlangten. Sie erreichten zwar ihren Zweck nicht, aber der König den seinigen auch nicht; denn Papst Leo X. war der spanischen Inquisition sehr ungünstig gesinnt und verordnete die Absetzung mehrerer Inquisitoren und verschiedene Reformen; — da aber der Papst schon 1521 starb und der Kaiser den Vollzug der betreffenden Bulle untersagte, — so blieb Alles im Alten.

An der Spitze der spanischen Inquisition stand ein königlicher Rath, bestehend aus dem Großinquisitor, welchen der Papst auf Vorschlag des Königs ernannte, als Präsidenten, einem Bischofe und zwei Doktoren der Rechte. Diese Beisitzer hatten jedoch blos in civilrechtlichen Sachen eine berathende Stimme; in geistlichen Dingen verfügte der Großinquisitor allein. Zur Abfassung der auf den Gerichtsgang bezüglichen Reglemente und Instruktionen wurde der königliche Rath durch die Inquisitoren der untergeordneten Tribunale zu einer Generaljunta erweitert. Das Verfahren war ein demjenigen der ältern Inquisition gegenüber wesentlich verschärftes. Die Freisprechung war außerordentlich erschwert,

wenn nicht fast unmöglich gemacht, die Vornahme der Folter erleichtert, das beharrliche Leugnen, wie auch das Nichterscheinen des Citirten, geradezu mit Verurtheilung bedroht, dem Angeklagten die vollständigen Zeugenaussagen, wie seinem Vertheidiger die Mittheilung der Akten vorenthalten, und so noch, in einer Menge von Verordnungen und Zusätzen, der christlichen Liebe ein Schlag um den andern versetzt. Sie sind ein Gemisch teuflischer Grausamkeit, kalter Berechnung und lächerlicher Pedanterie. Davon legte u. A. das Kostüm Zeugniß ab, in welchem die Opfer der Inquisition zu erscheinen hatten. Dasselbe stammte von dem Büßergewande der ältesten Christen ab, war aber mit der Zeit zu einem bloßen Skapulier von gelber Wolle zusammengeschrumpft, welches die Verurtheilten über den Schultern trugen. Man nannte dies seltsame Kleidungs- oder vielmehr Zierstück: Sanbenito, und es kam in sechserlei Gestalten vor. Drei dieser Gestalten waren für die reuigen und nicht rückfälligen Ketzer bestimmt, und zwar die erste, einfach gelb, für leicht Verdächtige, die zweite, mit halben rothgelben Andreaskreuzen besetzt, für schwer Verdächtige, die dritte, mit ganzen Kreuzen der angegebenen Form und Farbe, für erwiesene Ketzer. Alle diese drei Klassen kamen mit öffentlicher Buße und verschiedenen Strafen davon und blieben am Leben. Die dem Tode geweihten Unbußfertigen und Rückfälligen trugen wieder dreierlei Sanbenitos: die noch vor der Verurtheilung Reue Bezeigenden gelbe mit rothgelben Kreuzen und eine Mütze (Coroza) von derselben Farbe und Zier (sie wurden auf andere Art als durch das Feuer aus der Welt geschafft), die erst nach der Verurtheilung Reue Bezeigenden gelbe mit darauf gemalten abwärts züngelnden Flammen (sie wurden erst erdrosselt und dann die Leichname verbrannt), und die gar keine Reue Bezeigenden gelbe mit aufwärts strebenden Flammen (sie wurden lebendig verbrannt).

Und die Lenker dieser Greuel, — wer waren sie? Bald unwissende, bald schlaue Mönche, unterstützt von herz- und gewissenlosen Despoten, denen am Wohl ihrer Unterthanen weniger lag, als an der Bereicherung ihrer Schätze und der Erweiterung ihrer Macht. Der erste Großinquisitor, der gräßliche Torquemada, war ein höchst abergläubischer Mönch. Auf seinem Tische lag stets ein Einhornzahn (was darunter zu verstehen, wissen wir nicht), welcher das Vorhandensein von Giften anzeigen und sie unschädlich machen sollte. Denn Torquemada hatte Ursache, für sein Leben besorgt zu sein und das Schicksal des „seligen" Arbues zu scheuen. Das ganze Volk haßte ihn leidenschaftlich, und er ging nie auf Reisen, ohne eine ihm von Ferdinand und Isabella bewilligte Leibgarde von fünfzig bewaffneten Dienern (Familiaren) der Inquisition zu Pferde und zweihundert zu Fuß. Die übrigen Inquisitoren führten den fünften Theil dieser Macht mit sich. Alle diese Leute mußten erhalten werden, um die freie Überzeugung der Spanier zu unterdrücken.

Der berühmteste Großinquisitor nach Torquemada war der bedeutende

Staatsmann und Kardinal Francisco Ximenes de Cisneros, dem es nicht genügte, die Mauren aus Spanien vertrieben zu haben, der vielmehr nach Afrika übersetzte, um sie auch dort zu unterjochen. Auch die Verbreitung der Inquisition über sämmtliche Provinzen Spaniens war das Werk dieses Mannes, den ein Zeitgenosse als „Türken in Kutte und rothem Hute" bezeichnete, gleichwie der damals lebende Gelehrte Juan Luis Vives die Mönche seiner Zeit überhaupt als „Türken in der Kapuze".

Ximenes, aus dem niedern Adel des castilischen Städtchens Cisneros stammend, verdient jene Benennung nicht ganz. Es erscheint nämlich billig, ihn mit Berücksichtigung auf den kulturhistorischen Standpunkt seiner Zeit zu beurtheilen. Geboren 1436 zu Torrelaguna bei Toledo, wuchs er unter dem Taufnamen Gonzalez auf, vertauschte aber diesen Namen, seit seinem dem Geiste der Zeit entsprechenden Eintritte in den Franziskanerorden, mit dem Namen des Stifters dieses letztern. Nach der Eroberung Granada's, welche der maurischen Herrschaft in Spanien ein Ende machte und dies Reich in seiner Gesammtheit dem Christenthum und damit leider auch der Inquisition überlieferte, wurde Ximenes als Beichtvater der Königin Isabella berufen. Dieser ehrenvollen Stelle gesellten sich bald noch jene eines Provinzials seines Ordens für Castilien, 1495 eines Erzbischofs von Sevilla und Primas von Spanien, 1507 eines Kardinals und im nämlichen Jahre eines Großinquisitors von Castilien und Leon bei. Sein Einfluß und seine Macht blendeten ihn jedoch nicht; er blieb mäßig und fuhr fort, sich mit Kost und Lager eines Bettelmöchs zu begnügen, so daß Papst Alexander VI. ihn tadelte und ihm bemerkte, ein Kirchenvorsteher solle den Verdacht abergläubischer Niedrigkeit nicht weniger vermeiden, als den Vorwurf der Eitelkeit und des Stolzes. Es wird behauptet, Ximenes habe, auch nachdem er gezwungen worden, dieser Mahnung zu folgen und sich „der Würde seines Standes gemäß zu benehmen", dies doch nur zum Scheine öffentlich gethan, im Geheimen aber sein früheres Leben fortgesetzt und mit List zu verhindern gesucht, daß seine Diener bemerkten, wie er auf dem Boden in seiner Kutte schlief, statt in seinem Prachtbette, — bis ein Zufall diese seltene Enthaltsamkeit bekannt machte! Was sollen wir aber denken, wenn erzählt wird, der große Mann habe „des Tags unzählige Male ein kleines Kruzifix betrachtet, welches er mit einer Schnur an seinen Arm gebunden hatte und als ein Präservativ gegen Sünden betrachtete?" Seinen Glaubenseifer zu bethätigen, hatte Ximenes die erste Gelegenheit während seiner Theilnahme an der in Granada errichteten Mission zur Bekehrung der Mauren. Hier erzielte er in friedlichem Einwirken schon in den ersten Jahren recht glänzende Resultate; allein der Glaubenseifer stachelte ihn zu noch größeren; und er ließ sich von demselben zu einem Streiche verleiten, mit dem er den Islam vernichten zu wollen sich erkühnte, — obwol die Mauren sich den christlichen Spaniern durch feierliche Verträge nur unter der Be-

dingung unterworfen hatten, daß ihre Religion, Gesetze, Gebräuche, Obrigkeiten und Eigenthum ihnen ungeschmälert verbleiben sollten. Er ließ viele tausend Exemplare des Koran „und andere religiöse Bücher der Mauren" (nach verschiedenen Angaben 5000, 80,000 oder eine Million Bände) auf öffentlichem Platze verbrennen. Wenn sich Hefele bei dieser Gelegenheit verwahrt, daß diese That mit derjenigen Omars zusammengestellt werde, so kann man ihm insofern Recht geben, als die That Omars nicht stattgefunden hat. Wenn er aber vorzieht, sie mit der Verbrennung der päpstlichen Bulle durch Luther zu vergleichen, so muß doch berücksichtigt werden, daß durch Luthers That kein Erzeugniß der Wissenschaft zu Grunde ging, wol aber durch jene des Ximenes; denn daß sich unter den angeblich blos „religiösen" Werken auch philosophische, mathematische und naturwissenschaftliche aus der spanisch-maurischen Blütezeit von Literatur und Wissenschaft befunden haben, kann doch wol keinem Zweifel unterliegen, wenn, wie Hefele selbst beifügt, nur medicinische Schriften dem Feuer entzogen und nachmals in der Bibliothek der von Ximenes gestifteten Universität Alcala aufgestellt wurden. Insofern aber mögen die Feuerthaten Luthers und Ximenes' verglichen werden, als durch erstere ein Kampf der Geister ausbrach, der Mitteleuropa der Finsterniß des Mittelalters entriß, durch letztere aber ein Vernichtungskrieg zweier Racen und Religionen, der Spanien in derselben Finsterniß verharren machte. „Ximenes," sagt Hefele, „beharrte in der eingeschlagenen Weise und wagte Alles, um die Christianisirung von ganz Granada zu erzielen; . . . Es konnte nicht fehlen, daß die Zwangsmittel, welche er zur Bekehrung der Ungläubigen gebrauchte, mannigfachen Unwillen erregten. Aber in hohem Grade wurde dieser noch durch die Gewaltsamkeit gesteigert, mit welcher unser Erzbischof gegen die sogenannten Elchen verfuhr, d. h. gegen jene Mauren, die von Renegaten aus dem Christenthum abstammten, und die er geradezu mit Gewalt wieder für die Kirche reklamiren zu dürfen glaubte, während er anderseits ihnen ihre Kinder wegnehmen ließ, um sie gegen den Willen der Eltern christlich erziehen zu lassen." Es brach ein Aufstand aus, den man aber meist durch Mittel der Güte niederschlug. Dennoch wurde auf Ximenes' Anrathen vom Königspaare den Meuterern „die Alternative gestellt, entweder die Strafe des Hochverraths oder die Taufe zu empfangen." So wurden die Unterwerfungsverträge mit den Mauren gebrochen. Auch die übrigen Theile dieses unglücklichen Volkes in Castilien wurden 1502 gezwungen, zwischen Taufe und Auswanderung zu wählen, welch' letztere sie aber nicht nach dem heimatlichen Afrika richten durften, sondern nur nach Portugal oder Aragon, damit ihr Vermögen nicht ungläubigen Herrschern zu Gute komme.

Wir dürfen indessen nicht verschweigen, daß Ximenes seine Frevel an der maurischen Wissenschaft durch einen Schritt zu Gunsten der christlichen wieder gut machte. Es war dies die durch ihn 1498 vorgenommene

Stiftung der Universität Alcala, welche der Papst 1503 oder 1504 bestätigte, und deren Eröffnung 1508 erfolgte, und zwar mit 42 Lehrstühlen (6 für Theologie, 6 für kanonisches Recht, 4 für Medicin, 1 für Anatomie, 1 für Chirurgie, 8 für Philosophie, 1 für Moral, 1 für Mathematik, 4 für griechische und hebräische Sprache, 4 für Rhetorik und 6 für Grammatik, — woraus hervorgeht, daß die Theologie die Hauptsache, alles Andere nur auf ihre Unterstützung berechnet und die Naturwissenschaft fast gar nicht berücksichtigt war!).

Die neue Anstalt erregte durch ihren starken Besuch und durch ihren Reichthum an gelehrten Professoren bald den Neid der ältern Schwester Salamanca, die im dreizehnten Jahrhundert gestiftet war und am Anfange des sechszehnten siebentausend Zuhörer zählte. Ihre Gelehrsamkeit aber legte sie an den Tag, indem sie, auf Ximenes' eigenen Betrieb, eine nach den Originalien verbesserte Bibelausgabe unternahm. Unter der Leitung des großen spanischen Humanisten Lebrija erschien so, 1514 bis 1517, die Polyglottenbibel, welche nach dem altrömischen Namen Alcala's (Complutica) die Complutensische genannt wird und für das alte Testament den hebräischen Urtext, die griechische Übersetzung der Septuaginta und die lateinische Vulgata, sowie den chaldäischen Text und dessen lateinische Übersetzung, für das neue Testament aber den griechischen Urtext und die lateinische Vulgata, sammt lexikalischen Arbeiten, Einleitungen und Erklärungen enthält. Die unpassende Äußerung einer der beiden Vorreden, welche die Stellung der lateinischen Vulgata im Alten Testament zwischen dem hebräischen und griechischen Texte in kindischer Weise dadurch erklärt, die römische Kirche stehe zwischen der griechischen und dem Judenthume, wie Christus zwischen den beiden Schächern gehangen, gab später Anlaß, daß man dieser Bibel vorwarf, die Vulgata mit Christus und die beiden anderen Texte mit den beiden Schächern verglichen zu haben. Wäre Ximenes dieser Meinung gewesen, so hätte er doch gewiß die Vulgata allein herausgegeben. Nur vier Monate vor des Ximenes' Tod wurde der Druck der Polyglotte beendet; erst vier Jahre später aber langte die päpstliche Erlaubniß zur Veröffentlichung des Werkes an.

Die Complutenser Bibel ist indessen noch sehr reich an störenden Fehlern, welche erst durch spätere, jene benützende Ausgaben verbessert wurden. Immerhin genießt sie den Ruhm, das griechische Original des Neuen Testaments zum ersten Male gedruckt zu haben, das hebräische des Alten aber zum zweiten Male (das erste Mal gaben es Juden 1488 zu Soncino bei Mailand heraus). Dagegen soll Ximenes die von seinem Mitarbeiter in Granada, dem dortigen ersten Erzbischofe Hernando de Talavera beabsichtigte arabische Bibelübersetzung, und ebenso jede spanische entschieden verhindert haben, damit dies Buch dem Volke nicht in die Hände komme! Er gab auch die alte spanische Meßliturgie heraus, welche zur Zeit der westgothischen Könige im Gebrauche war, von der

römischen oder gregorianischen ebenso abwich wie die ambrosianische zu Mailand und die griechische, und die „mozarabische“ (eigentlich mixtarabische wegen der Herrschaft der Araber über einen Theil Spaniens) genannt wurde, mit der Zeit aber in Abnahme gekommen und bereits im Aussterben begriffen war, als Ximenes ihr eine besondere Kapelle einrichtete. Eigene Werke hat der Kardinal nicht geschrieben. Er bezog als Erzbischof von Toledo bei seinem mäßigen Leben jährlich 80,000 Dukaten, die er meist zu öffentlichen und wissenschaftlichen Zwecken verwendete (der ihm hinsichtlich des Einkommens zunächst folgende Erzbischof von Sevilla bezog 24,000 Dukaten). Viel und rastlos wirkte er für Verbesserung der Sitten unter dem Klerus und für Ordnung und Würde im Kultus, wobei er mit dem Widerwillen des Papstes und der Mönche zu kämpfen hatte. Nach Isabella's Tode regierte er für deren geisteskranke Tochter Juana und deren Gemahl Philipp von Österreich, Kaiser Maximilian I. Sohn, (der 1506 früh starb) Castilien mit kräftiger Hand und wirkte für dessen Vereinigung mit Aragon unter dem alternden Ferdinand dem Katholischen, nach dessen Tode (1516) er auch Regent für seinen Enkel Karl, den spätern Kaiser und ersten König von ganz Spanien, wurde, der ihn jedoch mit schmählichem Undanke behandelte und nach seiner Ankunft in Spanien barsch entließ, was den Tod des Regenten beschleunigte.

Als Großinquisitor wirkte Ximenes in weit milderer Weise als seine Vorgänger und Nachfolger. Er sorgte, um die Zahl der Processe, die er doch gegen die Nichtchristen anheben mußte, zu vermindern, für religiösen Unterricht derselben, sowie der noch in Gefahr des Rückfalles stehenden „neuen Christen“. Den staatlichen Charakter der Inquisition bekämpfte er insofern, als er, freilich erfolglos, gegen die Wahl weltlicher Mitglieder in das heilige Gericht protestirte; auf das Institut im Allgemeinen aber und auf dessen Macht hielt er so große Stücke, daß er sich feierlich gegen die vorgeschlagene Öffentlichkeit der Verhandlungen desselben verwahrte. Auch errichtete er, der übrigens ausnahmsweise in Aragon nicht Großinquisitor war, in Cuenca ein neues Tribunal, und er war es, der die Inquisition nach dem von ihm eroberten Oran in Afrika, nach den kanarischen Inseln und nach Amerika verpflanzte, — daher die Annahme Llorente's, Ximenes sei im Geheimen ein Feind der Inquisition gewesen, ganz unstichhaltig erscheint. Selbst Hefele giebt übrigens zu, daß die Opfer des Scheiterhaufens unter ihm über tausend betrugen. Zur Ehre gereicht es dagegen Ximenes, daß er sich für bessere Behandlung der Indianer in der durch Columbus entdeckten Welt, freilich ohne großen Erfolg, verwendete und die von ihm verlangte Einwilligung zur Gestattung der Einfuhr von Negern nach Amerika verweigerte. Noch im Jahre seines Todes, 1517 setzte der gut meinende aber Böses bewirkende Las Casas bei Karl V. die Bewilligung jener fürchterlichen Institution durch, welche übrigens in geringerm Maße schon vor jenem geistlichen Beschützer der Indianer be-

standen hatte. Umsonst hat sich Spanien in Rom für die Heiligsprechung des großen Kardinals verwendet; trotzdem aber wurde er in seinem Vaterlande selbst wie ein Heiliger verehrt.

Die Nachfolger des Ximenes im Amte der Großinquisitoren waren ohne Bedeutung; sie mußten hinter den beiden Königen zurücktreten, welche von da an Spanien regierten, Karl I. (als Kaiser V.) und Philipp II.

Den Ersten charakterisirt Ranke als lange unthätig in Ruhe verharrend, bis ihn die Ereignisse zur That riefen, in der er sich dann aber nicht mehr lässig zeigte, jedoch früh alterte und sein Leben wieder in frömmelnder, thatloser Beschaulichkeit beschloß. Den Spaniern gefiel seine Grandezza, den Italienern seine Klugheit, den Niederländern seine Herablassung, — die Deutschen haßten ihn, weil er nicht offen sein konnte und trotz seines Reichthums geizig war. Auch in Spanien selbst begann er indessen, ungeachtet seines erwähnten Verfahrens gegen Ximenes, mit Annahme des absolutistischen Regierungssystems desselben und rief hierdurch den Aufstand der unter sich in republikanische Verbindung tretenden castilischen Städte unter Juan de Padilla (1520) hervor, der mit des Letztern Niederlage und Hinrichtung und mit dem unglücklichen Schicksal seiner tapfern, als Hexe verschrienen Gattin endete. Karl war ein Romane in Sinn und Streben, von Herrschsucht erfüllt, der freien Forschung feind, daher auch ein Knecht der Kirche und der Inquisition, nicht aber des politischen Papstthums, das er rücksichtlos bekämpfte. Sein Wahn, den Glauben der Menschen, namentlich in Deutschland; diktiren zu können, sein Eifer in Begünstigung der Inquisition und Verfolgung der Ketzer, die Reue, welche er am Ende seines Lebens im Kloster San-Just an den Tag legte, daß er sein Luthern gegebenes Wort nicht gebrochen und den Reformator nicht habe verbrennen lassen, und sein abenteuerlicher Plan, den langwierigen Krieg mit Franz I. von Frankreich durch einen Zweikampf zu entscheiden, — stempeln ihn zu einer Art von Don Quijote, obwol wir nicht zu entscheiden uns getrauen, wie fern die Meinung eines englischen Kritikers gerechtfertigt sei, Cervantes habe den Kaiser als Vorbild seines Helden genommen. Ein sonderbares Zusammentreffen wäre es in diesem Falle, daß Karls vertrautester Freund in Spanien, sein Haushofmeister, Don Luis Mendez de Quixada hieß und daß er Diesem in seinem Testamente ein altes lahmes Pferd (Rozinante?) vermachte.

Bei Karls unzweifelhafter Strenggläubigkeit ist es nun aber um so auffallender, daß nicht nur er selbst, sondern auch sein noch bigotterer Sohn Philipp II. in den Verdacht der Ketzerei gerathen konnte. Es geschah dies, als der Papst Paul IV. (Caraffa), ein Neapolitaner und Feind des Hauses Österreich, letzterm sein Vaterland nebst der Kaiserkrone zu entziehen und Frankreich zuzuwenden trachtete. Zur Erreichung dieses Zieles war 1555 bereits ein Prozeß vorbereitet, durch welchen Karl wegen des 1554 mit den deutschen Protestanten geschlossenen Religionsfriedens

als des Lutherthums verdächtig, der Kaiserkrone, wie Prinz Philipp der ihm verliehenen Krone von Neapel verlustig, Beide in den Bann erklärt und ihre Unterthanen des Eides der Treue gegen sie entbunden werden sollten. Der Prozeß wurde zwar suspendirt, aber nicht niedergeschlagen; die Betroffenen vernahmen die Kunde davon, und nachdem Philipp durch die Abdankung seines Vaters die Krone Spaniens erhalten, sandte er 1556 den Herzog von Alba, damals Vicekönig von Neapel, nach dem Kirchenstaate, um die ihm vom Papste zugefügte Beleidigung zu rächen. Als aber der Papst die brieflichen Schmähungen und Drohungen des Kämpen der Inquisition, welche sich kein Freigeist in solcher Maßlosigkeit erlaubt hätte, nicht beachtete, wurde das Erbtheil des heiligen Petrus durch Alba verheert, und Letzterer war bereits im Begriffe, an der Spitze seiner Truppen in Rom einzurücken, als sein Herr plötzlich Gewissensskrupel bekam und ihm Abschluß eines Friedens ohne Demütigung des Papstes befahl. Und der Vernichter der niederländischen Ketzer mußte zähneknirschend wider seinen Willen für den König und für sich vor dem eben geschlagenen und nun triumphirenden Papste Buße thun! Das war spanische Politik im sechszehnten Jahrhundert!! Der Papst hatte nicht Unrecht, wenn er nach diesem Vorfalle zu seinen Kardinälen sagte: „Ich habe so eben dem heiligen Stuhle den wichtigsten Dienst erwiesen, der ihm je geleistet werden kann. Das Beispiel des Königs von Spanien wird von nun an die Päpste lehren, wie sie den Stolz der Könige demütigen müssen, die etwa nicht wissen, wie weit der gesetzmäßige Gehorsam zu gehen hat, den sie dem Oberhaupte der Kirche schuldig sind."

Philipp II., der den Thron bestieg, nachdem sich hinter seinem Vater die Klosterpforte geschlossen, wurde lange von der Welt für einen zwar tyrannischen und blutigen, aber große Plane in der Seele tragenden Monarchen gehalten. Die neuliche Veröffentlichung seiner Briefe und der auf ihn bezüglichen, bisher geheim gehaltenen Aktenstücke hat diese erhebende Seite in ein Nichts aufgelöst. Die vorgebliche energische Konsequenz, mit welcher er das katholisch-absolutistische Prinzip in der Welt zu befestigen gesucht haben soll, löst sich in eine instinktive Bigotterie und in eine kleinlich-pedantische Spürerei nach kirchenfeindlichen und polizeiwidrigen Handlungen auf. Der Mann besaß weder Geist noch Herz. Sein Wissen beschränkte sich auf die angebliche Nothwendigkeit geistlicher und weltlicher Autorität. Regungen des Gemütes waren ihm fremd. Der Sieg bei Lepanto freute ihn so wenig, wie ihn die Zerstörung der Armada schmerzte. Der Tod seiner Frauen und Kinder entlockte ihm keine Thräne. Mit eisernem Fußtritte unterdrückte er Spanien und Portugal, Italien und die Niederlande, — mit eiserner Faust leitete er die Inquisition, — keiner Idee zu lieb, — sondern weil er glaubte, es müsse so sein. Seinen Charakter zeichnen übrigens am besten seine Thaten, von denen wir einige Beispiele folgen lassen.

Aragonien, früher, bis auf Karl V., ein eigenes Königreich, und auch nachher nur durch Personalunion mit Castilien verbunden, hatte ein altes, von jedem König, und so auch von Philipp beschworenes Statut, nach welchem die Einwohner berechtigt waren, sich jedem Einmarsche nicht-aragonischer Truppen in ihr Königreich zu widersetzen. Als nun bei irgend einem Anlasse Philipp castilische Truppen nach Aragon marschiren ließ, berief der dortige Oberrichter, Don Juan de la Nuza, seinen Rath und erhielt von demselben den Auftrag, Adel und Volk zum Widerstande aufzurufen. Ohne sich selbst darüber auszusprechen, vollzog er denselben; aber obschon nach den Gesetzen nur König und Cortes vereint über ihn richten konnten, wurde er auf einen einfachen Befehl Philipps hin als Rebell zu Saragosa enthauptet! — Flores de Montigny, der Abgeordnete von Flandern am Hofe zu Madrid, wurde angeklagt, den Prinzen Don Carlos zu verführen versucht zu haben, in Segovia eingesperrt und Nachts im Kerker enthauptet, sein Leichnam aber, mit täuschend wieder aufgesetztem Kopfe so beerdigt, daß man glauben sollte, er wäre eines natürlichen Todes gestorben. Und zugleich starb am Hofe sein College, der Marquis von Bergues, unter dem Verdachte der Vergiftung. — Den englischen Gesandten John Man wies Philipp wegen einer harmlosen Äußerung über die Fruchtlosigkeit einer Procession aus Madrid weg und machte sich hierdurch zum Gelächter Europas, so daß es die Königin Elisabeth nicht der Mühe werth hielt, darauf zu achten. Angesichts solcher Thatsachen ist es sehr bezeichnend, daß Philipp einen Mönch, welcher in der Hieronymuskirche zu Madrid predigte: die Könige hätten absolute Gewalt über die Personen und Güter ihrer Unterthanen, — zum Widerrufe verurtheilte, — eine Handlung, welche bestechen könnte, wenn man nicht wüßte, daß dieser König in der That nach dem Ausspruche des Predigers verfuhr und so sein Einschreiten gegen diesen zur Heuchelei stempelte, die das bethörte Volk in Sicherheit einlullen sollte! Wie Philipp, trotz aller Grausamkeit gegen die Niederländer, durch sein eigenes ungeschicktes Benehmen und seine glaubenseifrige Einmischung in die französischen Hugenottenkriege den Verlust jener Provinzen am untern Rhein für seine Krone herbeiführte und wider seinen Willen ein Verhältniß löste, das stets ein unnatürliches gewesen und mit der Zeit auch ohne Revolution unhaltbar geworden wäre, wie er ebenso gedankenlos die herrliche Armada unter dem ungeschickten Befehle eines Landgenerals in's Verderben sandte, — das zu erzählen ist Sache der politischen Geschichte. Hier genügt es, auf seine kopflose Politik hinzudeuten. In welcher unheilbaren Zerrüttung sich seine Finanzen befanden und wie er selbst, trotz seiner scheinheiligen Frömmigkeit, mit sich selbst innerlich zerfallen war, und ferne davon, irgend einen eigenen Willen zu haben, sich ganz von seinem Beichtvater leiten ließ, darüber geben seine eigenen vorhandenen Äußerungen und diejenigen des Fray Diego de Chaves, welcher jene Stelle

eines Gewissensrathes bei ihm bekleidete, untrüglichen Aufschluß. Alles Gold und Silber, das aus beiden Indien, mit dem Blute und dem Fluche der Urbewohner beladen, nach den Gestaden des Tajo strömte, verhinderte nicht, daß das Reich, in welchem die Sonne nicht unterging, bei dem Tode Philipps II. — eine leere Kasse, verwüstete Fluren und ein verarmtes Volk besaß. Freilich stand dafür als Denkmal der Regierung dieses mehr orientalischen als europäischen Königs der Wunderbau des Escorial da; allein war er solcher Opfer werth? Philipp glich darin den beiden ägyptischen Faraonen Chufu, welche ihr Land aussogen, um sich in den gewaltigen Pyramiden Grabmäler zu bauen.

Durch keine seiner Thaten hat sich indessen Philipp II. in einen solchen Verruf vor der Nachwelt gebracht, wie durch sein Verhalten gegen seinen eigenen, damals auch einzigen Sohn und Thronfolger, den unglücklichen Don Carlos, dessen Schicksal uns von den Häuptern und Leitern der Inquisition zu deren Opfern hinüberführt. War es auch nicht die eigentliche Inquisition, welche den Prinzen in's Verderben stürzte, so war es doch ihr System und ihr Geist.

B. Die Opfer der spanischen Inquisition.

Der an der Spitze der spanischen Martyrer für Recht und Freiheit stehende Don Carlos, der durch Schiller der Lieblingsheld hochstrebender Jünglinge geworden und den eine moderne Aftergeschichtschreibung umsonst zum blödsinnigen Krüppel herabzuwürdigen gesucht hat, war zu Valladolid im neunzehnten Altersjahre seines Vaters (1545) geboren und gab unwissend durch dies Ereigniß seiner Mutter, Maria von Portugal, den Tod. Er wuchs zwar, wie in damaliger Zeit und in Spanien, besonders aber unter einem solchen Vater, ohne Mutter und bei der anhaltenden Beschäftigung seines geistreichen Großvaters, begreiflich ist, ohne Erziehung, roh und wild auf. Die Verlobung des erst dreizehnjährigen Prinzen mit der ein Jahr jüngern Elisabeth von Valois, Tochter König Heinrichs II. von Frankreich, wurde dadurch aufgelöst, daß zwei Jahre später der erst dreiunddreißig Jahre alte Vater des kindlichen Bräutigams, soeben Witwer der blutigen Maria von England geworden, die Braut selbst heimführte. Don Carlos war selbst Brautführer bei der Einsegnung, und sein zartes Alter macht die Existenz eines Liebesverhältnisses mit der Stiefmutter unwahrscheinlich. Er litt überdies an einem hartnäckigen Fieber, das ihn auch in seinen Studien störte, abgesehen, daß solche damals in Spanien im Geiste des Mönchsthums und der Inquisition betrieben wurden. Trotzdem zeichnete er sich durch Scharfsinn und Vorurtheilslosigkeit aus, was u. A. aus seinen vorhandenen Äußerungen über den Adel hervorgeht, den er als eine willkürliche Erfindung der Könige bezeichnete. Seine Tugend, Geistesbildung und Ritterlichkeit wurde von den Zeitgenossen sehr geschätzt

und seiner großen Vorfahren würdig erklärt. Geistvolle Schriftsteller, welche die Schmeichelei verschmähten, stellten den Prinzen hoch, während sie vom Könige nichts Lobenswerthes zu sagen wußten. In einer Krankheit, die ihn in Folge eines Sturzes auf den Kopf befiel, benahm er sich gegen seine Ärzte und Bedienung höflich und freundlich und bewies große Standhaftigkeit.

Die erste Störung des kindlichen Verhältnisses unseres Prinzen zu seinem Vater trat bei Anlaß des Ausbruches der niederländischen Unruhen ein, indem damals Don Carlos von dem im Auftrage der Fortschrittsmänner nach Madrid gekommenen und um Abberufung des tyrannischen Kardinals Granvella bittenden Grafen Egmond für die Sache der Freiheit gewonnen wurde und für dieselbe bei Philipp als Fürsprecher auftrat, indem er ihn zugleich um Antheil an den Staatsgeschäften, namentlich in Bezug auf die Niederlande bat und sich zu Gunsten der Religionsfreiheit und zu Ungunsten der Inquisition äußerte. Aber so abstoßend der Despot den Flamändern geantwortet, so that er es gegenüber seinem Sohne, in welchem er von nun an einen rebellischen und ketzerischen Nebenbuhler sah. Die Gesinnung des Herrn theilte sich nach und nach auch den kriechenden Höflingen mit, die nun in verächtlicher Behandlung und Verleumdung des Prinzen und in Anspinnung der erbärmlichsten Hofintriguen gegen ihn wetteiferten. Es wurden damals ganz abgeschmackte Märchen, deren Unglaubwürdigkeit auf der flachen Hand liegt, über sein Benehmen erfunden. Daß aber die fortwährenden Quälereien seinen Zorn bisweilen reizten, ist nur zu begreiflich; denn selbst die materiellen Mittel, um standesgemäß auftreten zu können, wurden ihm vorenthalten, so daß er selbst für Handlungen der Freigebigkeit Schulden machen mußte. Unter solchen Umständen wurde der verfolgte Thronerbe bald die Hoffnung aller um des Glaubens und der Freiheit willen Unterdrückten, besonders der aufständischen Niederländer und der spanischen Protestanten, welche trotz aller Autos da fé nicht auszurotten waren. Es ist bekannt, wie Philipp die Stimme des Gewissens und den Wunsch der Völker in den Wind schlug und statt des Sohnes, der seinem Hause die Niederlande erhalten hätte, den furchtbaren Alba dorthin sandte. Als endlich der König die von Carlos gewünschte Vermälung mit der Prinzessin Anna von Österreich, Tochter Kaiser Maximilians II. (auch diese Absicht spricht gegen den Verdacht seiner Liebe zur Stiefmutter!) verhinderte, entschloß sich der gequälte Prinz, sein Land zu verlassen und sich an die Spitze der ihn vergötternden Niederländer zu stellen. Aber dieser nicht geheim genug gehaltene Plan wurde von dem tapfern Don Juan d'Austria, dem Sieger von Lepanto, dem sich Carlos anvertraut hatte, dem Könige verrathen und in der Nacht des 18. Januar 1568 der ruhig schlafende spanische Thronfolger vom König an der Spitze seiner Granden und einer Anzahl Gardisten verhaftet. Man fand bei ihm Briefe an den König, den Kaiser, den

Papst und andere Souveräne, an die Granden, Provinzen, Räthe und Städte Spaniens, welche die Ursache seiner Abreise darlegten und nicht die mindeste Spur von Geistesverwirrung, wol aber eine genaue Kenntniß der Politik und Staatsverwaltung verrathen. Kaiser Maximilian II. beschwerte sich heftig über diese Maßregel, verlangte von Philipp die Freilassung seines Sohnes und rief seine eigenen Söhne vom spanischen Hofe zurück. Der König aber stellte eine Kommission auf, an deren Spitze er den Großinquisitor Kardinal Espinosa, einen persönlichen Feind des Prinzen stellte, welcher Gesinnung auch die übrigen Mitglieder waren. Diese saubere Kommission gelangte jedoch nicht dazu, irgend etwas zu untersuchen oder zu bewirken. Die Krankheit, an der Carlos schon früher gelitten, das Wechselfieber, peinigte ihn fortwährend, und lächerlicher Weise hat man darin, daß er, nach damaligen medicinischen Ansichten, zur Linderung Schnee anwandte, einen Beweis von Irrsinn entdecken wollen. Er blieb vielmehr klar im Geiste und bewies durch seine Weigerung zu beichten und das Abendmahl zu nehmen, daß er von festen Grundsätzen, und zwar reformatorischen, erfüllt war. Ohne sich je wieder der römischen Kirche unterworfen zu haben, ja ohne daß ihn sein Vater besuchte oder auch nur der Königin und der Prinzessin Juana den Besuch bei ihm gestattete, starb der Unglückliche am 24. Juli 1568. Es ist leider nur allzu wahrscheinlich, daß sein Tod ein gewaltsamer war, und auf wessen Befehl konnte er erfolgen, wenn nicht auf jenen des unnatürlichen Vaters, der an ihm das verwirkte Auto da fé für seine Ketzerei im Geheimen vollziehen ließ, wie er die um Gnade bittenden Flandrer Montigny und Bergues und sein Henker Alba die mäßigen Patrioten Egmond und Hoorn, kurz zuvor hatte morden lassen? — Die Art des Todes des Prinzen wurde sorgfältig geheim gehalten; aber daß in ihm ein Königssohn als Martyrer der Freiheit starb, kann wol jetzt als ausgemachte Thatsache betrachtet werden.

Durch ein ausnahmsweises Verfahren war der zum Könige Spaniens bestimmte Anhänger einer freiern Richtung aus dem Wege geschafft worden. Vor und nach nach ihm theilten dies Schicksal unzählige Opfer, welche der gewöhnliche Gang der Inquisition dem Tode oder dem Elend in die Arme führte. Die ersten solchen, in chronologischer Folge, waren die Juden. Die Schritte, mit welchen in Hinsicht auf sie die Inquisition nach ihrer staatlichen Einrichtung ihre Thätigkeit eröffnete, schilderten wir oben bereits. Die sogenannten neuen Christen, d. h. getaufte, aber nicht glaubensfeste oder gar rückfällige Juden, waren die einzigen oder beinahe einzigen Verfolgungsobjekte des ersten Großinquisitors Torquemada. Um dem heimlichen Judenthum, welches so zahlreich vertreten war, ein gründliches Ende zu machen, entschloß man sich, alle Juden, die sich nicht taufen ließen, kurzweg aus dem Lande zu vertreiben. Man legte ihnen zu dem Ende eine lange Reihe von Verbrechen zur Last, und zwar solche, welche auch der mitteleuropäische Fanatismus im Mittelalter ausgeheckt hatte, um

die Juden morden zu können und das von ihnen entlehnte Gelt nicht zurückbezahlen zu müssen. Die Unglücklichen sollten Kreuze verhöhnt und zerstört, gegen Processionen Anschläge gestiftet, Kinder gekreuzigt haben u. s. w. Selbst der aufgeklärte Llorente zweifelt noch, ob daran nicht etwas Wahres sei! Was konnte man daher im fünfzehnten Jahrhundert Anderes erwarten? Als die Juden vernahmen, welche Gefahr ihnen drohe, boten sie Ferdinand und Isabella den Katholischen 30,000 Dukaten als Beitrag zu den Kosten des Krieges gegen Granada an, falls man sie im Lande bleiben lasse, wo sie sich allen Beschränkungen unterziehen wollten. Die Könige waren nahe daran, hierauf einzugehen, als der finstere Torquemada mit dem Kruzifixe vor sie trat und ihnen zurief: „Judas hat seinen Herrn für dreißig Silberlinge verrathen; ihr wollt ihn um dreißigtausend Goldstücke verkaufen? Hier ist er, verkauft ihn!" Da erließen die Hoheiten das Dekret vom 31. März 1492, welches alle Juden aus Spanien verbannte. Wer sich taufen ließ, konnte bleiben. Aber die Meisten, nach Mariana mehrere Hunderttausend an der Zahl, verließen das ungastliche Land in solcher Eile, daß Manche ihr Haus für einen Esel oder einen Weinberg für ein Stück Tuch verkauften! Als Ferdinand bei der Eroberung Malagas am 18. August 1492 noch zwölf Juden dort vorfand, ließ er sie theils mit spitzen Rohren tödten, theils verbrennen. Die Strenge gegen die rückfälligen Juden (M a r a n o s genannt) nahm von da an noch bedeutend zu, konnte aber nicht verhindern, daß es ihrer noch in Menge gab, die ihren Glauben gut zu verbergen wußten, und es soll bis auf unser Jahrhundert herab sogar unter dem Klerus, und zwar selbst dem höhern, Spaniens mehrere heimliche Juden gegeben haben.

Die nächsten Leidensbrüder der Juden waren die M a u r e n (Moros). Man verstand darunter nicht nur die Angehörigen des so genannten Volksstammes, sondern alle Mohammedaner und von Solchen Stammende. Einiges von dem Verfahren gegen sie haben wir schon aus Anlaß der Thaten des Ximenes erzählt. Seit der dort gemeldeten gezwungenen Auswanderung der die Taufe nicht annehmenden Mauren aus Castilien wurden die zurückbleibenden getauften Abkömmlinge von Mohammedanern M o r i s k o s genannt. Gegen sie wurde ähnlich verfahren, wie gegen die M a r a n o s, und jeder Anklang an die Gebräuche ihrer Vorfahren als ein Verdachtsgrund des Rückfalls benützt. Da indessen die ungetauften Mauren aus Aragon und Portugal noch nicht vertrieben worden waren, weil man durch Verträge gebunden war, sie zu dulden, übernahm der christliche Pöbel das Amt der Inquisition und peinigte sie mit gewaltsamen Taufen so, daß sie in Masse auswanderten und 1523 hunderttausend vorher von ihnen bewohnte Häuser leer standen. Darauf bewirkte Karl V., daß ihn der Papst des Eides entband, durch den er sich vor den Cortes von Aragon verpflichtet hatte, die Mauren zu dulden, und zugleich befahl 1524 der Papst, die Mauren zu taufen und die Moscheeen in Kirchen zu

verwandeln. Ein zusammenberufener Rath der höchsten theologischen Würdenträger Spaniens erklärte 1525 die vom Pöbel erzwungenen Taufen für gültig und verbot den Getauften die Auswanderung, während man den Nichtgetauften nur zwischen Taufe und Auswanderung, und zwar auf dem weiten Wege über den Hafenplatz Coruña in Galicien, die Wahl ließ. Tausende von Mauren erhoben sich gegen diese despotischen Maßregeln mit den Waffen in der Hand, so 26,000 Familien in Valencia, und stellten Bedingungen ihrer Unterwerfung, die man ihnen gewähren mußte, worauf sie sich taufen ließen.

Nachdem man die Moriskos hierauf einige Zeit in Ruhe gelassen, kehrten sie heimlich massenhaft wieder zum Glauben und zu den Gebräuchen ihrer Väter zurück. Da man sie ihrer Menge und Tapferkeit wegen fürchtete, verfuhr man nicht so strenge gegen sie wie gegen die Juden, wenn auch in einzelnen Fällen schon die Enthaltsamkeit von Wein und Schweinefleisch als Verdachtsgründe galten, das Sprechen des Arabischen bei zwei Dukaten Strafe verboten war und das Waschen (!) genügte, um der Folter unterworfen zu werden. Denn so oft man Miene machte, in größerm Maße einzuschreiten, so empörten sie sich oder wanderten aus. Das Verfahren der Inquisition, so oft sie Moriskos in die Klauen bekam, schreckte die Letzteren natürlich immer mehr vom Christenthum zurück. Endlich aber wurden sie dem herrschenden System so unbequem, daß man sie im Jahre 1609, unter König Philipp III., an Zahl eine Million der gewerbfleißigsten Einwohner Spaniens, aus diesem Lande nach Afrika vertrieb.

Ungeachtet dieser neronischen Verfolgung aller nicht dem Glauben der Kirche sich Fügenden, fanden sich nicht nur Juden und Mauren, sondern auch wahre Christen, die es wagten, zu jener Kategorie zu gehören und ihre Überzeugung offen zu bekennen. Der Gedanke einer Reformation nicht nur der Sitten, sondern auch des Glaubens, der im kältern Norden entsprossen war, fand auch im heißen Spanien Eingang. Der Zeitpunkt des Erscheinens reformatorischer Anzeichen in diesem Lande datirt von der Einnahme Roms durch spanische und deutsche Söldner im Jahre 1527. Die Schwäche, welche bei diesem Anlasse der heilige Stuhl bewiesen und die Demütigung, welche derselbe von der weltlichen Macht sich gefallen lassen mußte, erschütterten unter den aufgeweckteren Geistern der iberischen Halbinsel in hohem Maße die Achtung vor dem Stellvertreter Gottes und kamen der Wirksamkeit reformatorisch gesinnter Männer trefflich zu Statten. Selbst glaubensfeste Theologen bahnten durch freimütige Äußerungen über den Zustand der Kirche diesem Streben den Weg, so der Kaplan und Geschichtschreiber Karls V., Juan de Sepulveda, der in seinem Gespräche „Democrates" (1541) die Entartung der Kirche anerkannte, sich über das Vorgehen Luthers mit großer Schonung aussprach und die Vernunft seine Richtschnur nannte. Noch weiter ging der gelehrte Domherr Pedro

Ciruelo in Salamanca, der das damals übliche Verfahren beim Gebete in seiner Streitschrift gegen Aberglauben und Zauberei als „leere Ceremonie" bezeichnete. Der durch Karl zum Bischof der kanarischen Inseln ernannte Alfonso de Virues, obschon ein entschiedener Gegner der Reformation, verdammte das Verfahren der Inquisition gegen die Anhänger derselben und sprach sich gegen jede Gewalt und für die Macht der Belehrung aus!

Den ersten spanischen Protestanten von Bedeutung, Juan Valdez aus Cuenca, haben wir bereits (oben S. 224) kennen gelernt. Seine humoristischen Gespräche, durch welche er seine freien religiösen und politischen Ansichten nach Spanien zu verbreiten suchte, wurden durch die Inquisition beinahe spurlos vernichtet, und der Verfasser starb in Neapel, ohne sein Vaterland wieder gesehen zu haben. Die Inquisition blieb jedoch hierbei nicht stehen. Um zu verhindern, daß die Reformation in Spanien Fuß fasse, beschloß sie zwischen 1521 und 1535 durch wiederholte Edikte, daß jeder Besitzer von Büchern, die von Luthers Lehre angesteckt seien, und Jeder, der solche Besitzer nicht anzeige, dem Kirchenbann und entehrenden Strafen verfallen sei. Die Inquisition nahm daher das Recht in Anspruch, von allen Büchern zu entscheiden, ob sie rechtgläubig seien oder nicht. Ihr stand Karl V. bei und erwirkte 1539 eine päpstliche Bulle, welche ihm gestattete, von der Universität Löwen ein Verzeichniß glaubensgefährlicher Bücher zu verlangen, das dann 1546 gedruckt erschien und von der Inquisition mit Nachträgen versehen 1550 bestätigt wurde. Auch Philipp II. überließ der Inquisition die Verfügung über die Literatur und verurtheilte jeden Käufer, Besitzer oder Verkäufer verbotener Bücher mit Güterkonfiskation und Tod.

Dennoch tauchten in Spanien Protestanten auf und Rodrigo de Valero war es, welcher den Mut hatte als erster Reformator aufzutreten. Er nahm den Kampf mit den Mönchen Sevilla's auf und predigte seine Überzeugung auf offenem Platze. Die Inquisition erklärte ihn für verrückt, nahm ihm all' das Seine und ließ ihn beinahe lebenslang im Kerker schmachten und Bußkomödien mit ihm aufführen. Der Domherr Dr. Juan Gil zu Sevilla, von Karl V. zum Bischof von Tortosa ernannt, der es gewagt hatte, Valero zu vertheidigen, fiel ebenfalls in die Krallen der Inquisition, unterwarf sich nach langen Kerkerleiden einem Widerrufe und nach seinem Tode wurde sein Leichnam verbrannt. Der Übersetzer des neuen Testamentes in's Spanische, Francisco de Enzinas, in Brüssel als Ketzer eingekerkert, konnte nach Deutschland fliehen, und starb, von Melanchthon ausgezeichnet, in der Verbannung. Sein Freund Francisco de San Roman war selbst im Lande Luthers nicht sicher. In Regensburg ließ ihn Karl V. verhaften und nach Spanien bringen, wo ihn die Inquisition zu Valladolid auf den Scheiterhaufen brachte.

Dem gleichen Schicksal unterlag der Bruder des Enzinas, Juan, der es gewagt hatte, in Rom die neue Lehre zu predigen. Juan Diaz, ein Schüler des Letztern und des Deutschen Bucer, erregte dadurch, daß er, als Spanier, bei dem Religionsgespräche zu Regensburg für die neue Lehre auftrat, so sehr den Zorn seines eigenen Bruders Alonso, daß dieser aus Rom herbei eilte und den Bruder in Regensburg, nach verunglücktem Bekehrungsversuche, eigenhändig durchstach. Der Kaiser aber entließ den Brudermörder straflos und überhäufte ihn sogar mit Würden und Ehren!! Juan Perez, Doktor der Theologie zu Sevilla, hatte das neue Testament in seine Muttersprache übersetzt und einen Katechismus verfaßt, den er als von der Inquisition approbirt herausgab. Diese List half wenigstens soviel, daß die Schrift erst unterdrückt wurde, als sie bereits zu wirken begonnen hatte. Er selbst war durch seine Flucht nach Venedig sicher gestellt vor der Verfolgung, welche Inquisition und Jesuiten nun über seine Gesinnungsgenossen verhängten. Diese zu schüren war aber vorzüglich das Verdienst des im Kloster Yuste zurückgezogenen Exkaisers Karl, der seinem nunmehrigen Mönchsstande Ehre machen wollte und zu diesem Ende seine Tochter Juana, damals Regentin in Philipps Abwesenheit, aufforderte, die Inquisition zu schützen und Alle zu bestrafen, die dem Papste nicht mehr gehorchten. In Folge dessen erwirkte Philipp II. bei dem Papste Paul IV. das Breve vom 4. Januar 1559 an den Großinquisitor Valdez, welches alle „lutherischen Ketzer", selbst die nicht Rückfälligen, dem „weltlichen Richter", d. h. der Todesstrafe, zu überliefern befahl.

Die Kerker des Glaubensgerichtes füllten sich und die Autos da fé brannten unter dem Lärm von Trompeten und Pauken, und unter dem Pompe von Processionen, die das verhängnißvolle Symbol des „grünen Kreuzes" trugen und das „Vexilla regis prodeunt" absangen! Wer seine „Irrthümer" vor der Inquisition abgeschworen hatte, mußte als „Büßender" in besonderm Aufzuge an der Procession theilnehmen; wer nach dem Urtheile, am Fuße des Scheiterhaufens, noch widerrief, wurde durch die „Garotte" erdrosselt, ehe die Flammen seinen Leichnam verzehrten! So wurden am 21. Mai 1559 in Valladolid vierzehn spanische Protestanten theils verbrannt, theils auf erwähnte Weise erdrosselt, und sechszehn Büßende mußten öffentlich abschwören und kamen mit Gütereinziehung und ewigem Kerker davon! Prinzessin Juana präsidirte dem gräßlichen Akte in Mitte ihrer Hofdamen und Cavaliere. Auch der unglückliche Don Carlos war, erst vierzehn Jahre alt, anwesend und wurde von den Inquisitoren zu einem Schwure gezwungen, ihre Anstalt stets zu schützen! Unter den Hingerichteten und Büßenden befanden sich auch mehrere Frauen; eine derselben, Donna Leonor de Cisneros, die abgeschworen hatte, konnte die Verachtung, die ihr den Flammentod erleidender Gatte, der Baccalaureus Antonio Herrezuelo, ihr darob bezeigte, so wenig er-

tragen, daß sie nicht ruhte, bis sie, neun Jahre später, erst 33 Jahre alt, dasselbe Schicksal erleiden konnte!

Unter den Opfern jenes Auto befanden sich ferner zwei Brüder Cazalla und ihre Schwester; erstere galten als die Führer der spanischen Protestanten; aber einer von ihnen wurde im Kerker schon schwach und mutlos und kam deshalb, wie die Schwester, mit der Garotte davon, während der andere Bruder standhaft in den Flammen starb. Die Leiche der Mutter dieser Drei, Donna Leonor de Vibero, wurde, als man durch diese Vorfälle nachträglich ihre Gesinnung entdeckte, ausgegraben, verbrannt, ihr Haus geschleift, und eine Schandsäule darauf errichtet, die erst zur Zeit der Kriege Napoleons I. von den Franzosen zerstört wurde. — Mehrere andere gefangene Protestanten wurden aufgespart bis zur Rückkehr Philipps, zu dessen Ehren dann am 8. Oktober 1559 ein neues Auto da fé stattfand, bei welchem drei Männer, darunter ein Dominikanermönch, in den Flammen, vier Männer und fünf Frauen, sämmtlich Nonnen, durch die Garotte starben. Eine andere Nonne hatte sich im Kerker aus Verzweiflung selbst entleibt und wurde ebenfalls als Leiche verbrannt. Der anwesende König Philipp schwur bei dieser Gelegenheit, mit erhobenem Schwerte, auf das Kreuz, seine Unterthanen zum katholischen Glauben zu zwingen! Der Papst Paul IV. freute sich höchlich über jene Autos, dankte dem Glaubensgerichte dafür und erklärte dabei ausdrücklich, daß die Einführung der Inquisition in Spanien durch Eingebung des heiligen Geistes stattgefunden habe.

Umsonst drang damals der gelehrte und einflußreiche Edelmann Fadrique Furio Cariol in seinem Buche „Consejo y consejeros del Principe“, das er dem „großen Katholiken Philipp II.“ widmete, auf Duldung der Andersgläubigen und nannte alle Menschen ohne Unterschied des Glaubens Brüder.

Doch nicht nur in Castilien, sondern auch in Andalusien, unter der Gemeinde des entflohenen Juan Perez, wütete die Inquisition. Sein vorzüglichster Schüler, Julianillo Hernandez, ein Männchen von sehr kleiner Statur, der seine Jugendzeit in Deutschland verlebt hatte, gab sich die unverdrossenste Mühe, des Meisters Schriften in Spanien, als Maulthiertreiber verkleidet, zu verbreiten und trotzte der Wachsamkeit des Glaubensgerichtes. Trotzdem wurde er endlich durch Verrath entdeckt, ertrug drei Jahre lang Kerker und Folter der Inquisition, ohne dabei seinen Humor zu verlieren und starb endlich mit ungebrochenem Mute, jeden Widerruf ablehnend und die Mönche verhöhnend, am 22. Dezember 1560 auf dem Scheiterhaufen. Ein Schlupfwinkel seiner geistigen Contrebande war das Kloster San-Isidro bei den Ruinen der Römerstadt Italica, unter dessen Mönchen die neue Lehre solche Fortschritte machte, daß zwölf derselben flohen und glücklich nach Genf gelangten, sechs oder sieben andere sich in Spanien verbergen konnten, die übrigen aber zu Sevilla nach und

nach im Kerker und in den Flammen endeten. Viele andere spanische Protestanten fanden Zuflucht in England, Deutschland und der Schweiz, richteten fruchtlose Klagen über die Inquisition an den König ihres Landes und veröffentlichten zahlreiche Schriften ihrer Richtung in spanischer Sprache. Cipriano de Valera, genannt der „spanische Ketzer", war der hervorragendste Verfasser solcher. Ein spanischer Augustinermönch wurde von den Inquisitoren nach der Frankfurter Messe gesandt, um diese Schriften aufzuspüren und zu verbrennen und die Wege ausfindig zu machen, auf denen solche nach Spanien gelangten. In diesem Lande selbst aber überstieg das System der Denunciation alle Begriffe; die unschuldigsten Personen waren nicht sicher vor den Klauen der „heiligen Glaubensrichter". Die Opfer der Autos da fé wurden immer zahlreicher. Unter ihrer großen Menge ragte außer den schon Genannten hervor der Domherr und Doktor Constantino Ponce de la Fuente in Sevilla, ein Freund des Juan Gil und gründlich gelehrter Theolog. In seinen Predigten verfuhr er klug und vorsichtig und wußte seine protestantische Überzeugung zu verbergen, bis die Jesuiten selbe entdeckten. Er wurde denuncirt, und vor die Inquisition citirt und verfiel nun auf den abenteuerlichen Gedanken, den Verdacht dadurch von sich abzulenken, daß er Aufnahme in ihren Orden suchte. Er wurde natürlich abgewiesen, und da man in einem Gewölbe verborgene reformatorische Schriften von seiner Hand fand, umschloß ihn bald der Kerker, in welchem ihn eine Krankheit, die Folge unreinlicher Behandlung, dahinraffte und dem Scheiterhaufen blos seine Leiche und seine Schriften überließ. Lebendig fielen dagegen auf denselben, großentheils mit erhabener Standhaftigkeit, mehrere durch Sitten und Kenntnisse ausgezeichnete Männer, Frauen und Jungfrauen als Opfer ihres Glaubens, und Sevilla, wie die meisten größeren Städte Spaniens, rauchten besonders am 24. September 1559 und 22. December 1560, förmlich von Protestantenleibern! Andere große Autos wurden 1557—1568 zu Murcia (acht an der Zahl), 1559—1565 zu Toledo und Saragosa, 1593 zu Granada und Logroño gehalten, jedes mit einer Mehrzahl von Todesopfern. Man erzählt von glaubwürdiger Seite, daß Inquisitoren sich nicht geschämt hätten, weibliche Angeklagte im Kerker zu mißbrauchen, ehe sie dieselben verbrennen ließen! Der Fanatismus der Römischgesinnten ging so weit, daß ein Edelmann aus Valladolid im Jahre 1581 seine beiden eigenen Töchter der Inquisition denuncirte und selbst in seinem Wäldchen Zweige abriß, um sie auf den Scheiterhaufen zu legen, der seine Kinder zu Asche verzehrte; ja er erlangte es als eine Gnade, daß er denselben selbst anzünden durfte!!

Es war nicht genug, daß Mönche und Nonnen, Domherren, Doktoren und Professoren der Theologie dem Glaubensgerichte zum Opfer gefallen, daß selbst Bischöfe wenigstens von demselben zur Rechenschaft gezogen wurden (wie z. B. der der Inquisition feindliche, aber selbst von

Ximenes hoch verehrte ehrwürdige erste Erzbischof Granada's, Talavera, der jedoch 1507 freigesprochen wurde und bald starb); ja sogar der zweite General der Jesuiten, Diego Lainez (1556—1565) im Jahre 1560 angeklagt und Karls V. Beichtvater, Juan de Regla, 1557 verhaftet wurde; — die Reihe der Verfolgten sollte noch mit dem Primas von Spanien gekrönt werden. Don Bartolomé de Carranza, ursprünglich Dominikaner, durch Philipp II. aber zum Erzbischof von Toledo erhoben, Theilnehmer am Concilium von Trient und Verfasser mehrerer Schriften gegen, sowie Verbrenner mehrerer solcher für die Reformation, ja sogar Beförderer jener Autos da fé, welche Philipp als Gemahl der blutigen Maria in England aufführen ließ, — diese starke Säule also der römischen Kirche, fiel plötzlich, seit einer Reise, die er in geheimem Auftrage des Königs zu dessen im Kloster sterbendem Vater gemacht, in Ungnade und Argwohn des spanischen Nero und seiner Glaubenswüteriche. Die geistlichen Spürnasen am Hofe wollten in einem von Carranza herausgegebenen Kommentar zum Katechismus — lutherische Ansichten gefunden haben. In der That ist es auffallend, daß er im Vorworte zu diesem Kommentar den Katechismus zu Grunde zu legen erklärt, den die erste christliche Kirche, die Apostel und die Kirchenväter gelehrt, der Päpste aber mit keinem Worte erwähnt, sowie daß manche seiner Aussprüche ganz deutlich an die Werke der Reformatoren erinnern, ja mit wenigen Abänderungen diesen entnommen zu sein scheinen. Es kam dazu, daß mehrere Protestanten in ihren Folterqualen sich auf den rechtgläubigen Erzbischof von Toledo beriefen, der ja dasselbe lehre, was sie glauben. Und als wäre es auf ihn gemünzt, hatte kurz vorher Papst Paul IV. dem spanischen Großinquisitor Fernando de Valdez die Ermächtigung ertheilt, „mit Berathung und Beschluß seines Rathes von Amtswegen gegen alle Bischöfe, Erzbischöfe und Patriarchen einzuschreiten, von welchen starke Anzeichen vorlägen, daß sie für das Gift des Protestantismus empfänglich gewesen, sie zu verhaften, unter der Bedingung, daß der Papst von Allem in Kenntniß gesetzt werde, und sie unter guter Wache sammt den Proceßakten nach Rom zu senden." Dieses Breve bestätigte der folgende Papst Pius IV., und doch giebt es heutzutage Leute, welche die Frechheit haben zu behaupten, an der spanischen Inquisition habe die Kirche nicht den mindesten Antheil!

Der Erzbischof wurde am 22. August 1558 auf einer Reise in einem Dorfe, wo er übernachtete, im Bette überfallen und unter Vorweisung eines ihn betreffenden päpstlichen Breve's verhaftet und allen Einwohnern des Fleckens verboten, die Häuser zu verlassen; dann wurde er nach Valladolid in die dunkeln Kerker der Inquisition geschleppt. Man fand bei ihm Bibelkommentare, welche mit Hülfe der Schriften Luther's, Melanchthon's und Ökolampad's verfaßt waren. Dennoch stieß die Untersuchung auf große Schwierigkeiten, die sich noch dadurch vermehrten, daß

die vom Tridentiner Concil mit der Entwerfung des Index der verbotenen Bücher Beauftragten den Katechismus des Angeklagten nach strenger Prüfung vollständig rechtgläubig fanden. Die Inquisition berücksichtigte jedoch dies Urtheil nicht und suchte die Gründe für die Schuld des Erzbischofs sogar in seiner Physiognomie; aber er, der früher selbst Inquisitor gewesen und daher die Künste und Schliche seiner Richter kannte, wußte sie hinzuhalten. Ihm imponirte es nicht, wenn die Inquisitoren nach der Anleitung des Eymeric sich stellten, als ob sie die Schuld des Angeklagten aus den Proceßakten herausläsen, in denen sie zum Scheine blätterten. Es gelang ihm, den Proceß Jahre lang hinzuschleppen. Da war es wieder der Papst, Pius IV., der die Sache in die Hand nahm und drei Richter ernannte, welchen die Inquisitoren knirschend weichen mußten. Pius V. ging noch weiter, verlangte die Sendung des Angeklagten nach Rom, und Philipp, ungeachtet des Widerstandes der Inquisition, gehorchte. Acht Jahre nach seiner Verhaftung reiste Carranza unter guter Bewachung spanischer Inquisitoren nach Rom, wo der Papst die Letzteren auf jede Weise demütigte und sie bei dem Verhöre stehen ließ, während die Kardinäle saßen, — den Angeklagten aber offen begünstigte. Die Procedur schleppte sich neun weitere Jahre hin, während welcher der Papst starb. Sein Nachfolger Gregor XIII. brachte es endlich zu einem Urtheil, indem er Carranza lutherischer Ketzerei verdächtig erklärte, zur Abschwörung derselben anhielt, auf unbestimmte Zeit von seinem Erzbisthum suspendirte, auf fünf Jahre in ein Kloster zu Orvieto verwies und ihm allerlei Büßungen auferlegte. „Mit Gleichgültigkeit, fast mit Verachtung" verlas er die Abschwörformel und wurde dann von aller Schuld freigesprochen. Bald nach den auferlegten Büßungen starb er indessen, am 2. Mai 1576, 73 Jahre alt. Ob er wirklich Ketzer gewesen, darüber waren die Stimmen bis jetzt sehr getheilt; er selbst schwur in der Todesstunde, es nie gewesen zu sein; wahrscheinlich hielt er eben seine Ansichten nicht für ketzerisch. Seine Schriften beweisen jedoch genugsam, daß er auf dem Boden stand, den die Reformatoren den ihrigen nannten, und siebenzehn Jahre schwerer Haft stellen ihn mit Recht an die Seite der verbrannten und garottirten Glaubensmartyrer.

So lächerlich die Sache an sich erscheint, so wahr ist es doch, daß die spanische Inquisition bei dem Primas des Landes nicht stehen blieb, sondern sich sogar an „Heiligen" (!) vergriff. Kein Geringerer, als der Stifter des Jesuitenordens, dieser ächten spanischen Schöpfung, Ignacio Loyola, wurde 1527 zu Salamanca 22 Tage lang von der Inquisition gefangen gehalten, mußte jedoch aus Mangel an Schuldgründen entlassen werden. Auch Einer seiner Nachfolger, der heilige Franz von Borgia, entging nur durch seine Abreise nach Rom einem Processe, der gegen ihn angehoben wurde, weil gefangene Lutheraner sich ihrer Ansichten wegen auf eines seiner Bücher beriefen, das dann auf den Index kam. Der heilige

Juan de Ribera, Erzbischof von Valencia, Sohn des Herzogs von Alcala, wurde von seinen Feinden als Ketzer, Schwärmer und Illuminat angeklagt, jedoch statt seiner 1572 sein Ankläger bestraft. Die berühmte fromme spanische Schriftstellerin, die heilige Theresa de Jesu, wurde 1575 wegen angeblicher Vornahme der Beichte mit einer Novize angeklagt und mit Aufbietung von Bewaffneten in ihrem Kloster verhört, wobei jedoch ihre Unschuld an den Tag kam. Und ähnlich ging es noch anderen Heiligen.

Die Herrschaft der Inquisition in Spanien wirkte ihrer Natur gemäß lähmend auf Wissenschaft und Unterricht. Wer sich in Kenntnissen auszeichnete, wurde als Ketzer verdächtigt, so daß sich bis auf den heutigen Tag in Spanien das Sprichwort erhalten hat: Er ist so gelehrt, daß er in Gefahr steht, Lutheraner zu werden. Die Erfolge der Humanistik, welche Italien, Deutschland, England und Frankreich mit ihrem Ruhme erfüllten, vermochten im dunkeln iberischen Winkel Europa's die immer noch herrschende Scholastik mit ihrem verfälschten Aristoteles nicht zu verdrängen. Was nicht in diesen Rahmen paßte, führte in die Kerker oder auf den Scheiterhaufen. Mathematik und Naturwissenschaft waren Verbrechen, und die Kenntniß der hebräischen und arabischen Sprache stempelte den unglücklichen Gelehrten geradezu zum Allerschlimmsten, was man sich denken konnte, — zum Juden oder Mauren! Ebenso hielt man Jenen, der sich erkühnte, in griechischen und lateinischen Autoren die Richtigkeit von Lesearten zu bezweifeln, für einen Menschen, der auch nicht davor zurückschreckte, im Glauben Unrichtigkeiten zu finden! Widmungen von gelehrten Werken fürchteten die Inquisitoren und nahmen daher keine Notiz davon. Neben der arabischen und spanischen Bibelübersetzung waren auch die Übertragungen der alten Klassiker, der italienischen Dichter und der Humanisten verpönt. Des Erasmus von Rotterdam Werke und die Bibel wurden wiederholt von der Inquisition verdammt und verbrannt, und zwar oft auf päpstliches Verlangen, und gegen Werke der antiken Kunst verfuhr das Glaubensgericht vandalisch, besonders wenn sie nackte Gestalten darstellten, während solche bei Engeln, Christuskindern und Johannes dem Täufer geduldet wurden. — Der einzige spanische Philosoph des Jahrhunderts, Juan Luis Vives, mußte im Auslande leben, um nicht bei einem Auto zu brennen! Jene Gattungen der Literatur aber, welche der Phantasie Spielraum lassen, die Geschichte und die Poesie, mußten, wenn sie bestehen wollten, sich vor der herrschenden Tyrannei beugen und ihre Greuel beschönigen, wie wir bei Betrachtung der spanischen Literatur sehen werden. Dem Charakter der Zeit und des Ortes gemäß herrschte mithin die Theologie, und alle Schriftstellerei war ihr unterthan. Einzelne freimütige Äußerungen, wie wir sie oben von einer kleinen Anzahl Theologen erwähnt, waren gewagt, und wie wir gesehen, schützte selbst die höchste geistliche Würde nicht vor blutiger Verfolgung. Der

größte Theil der „Gottesgelehrten“ befaßte sich vielmehr mit ekelhaften scholastischen Spitzfindigkeiten und schamlosen Behauptungen, wie z. B. ein gewisser Martin Antonio del Rio schriftlich versicherte, Luther sei der Sohn eines auf die Erde gekommenen Dämons! Und der Klosterbruder Luis von Granada nannte die Tugenden der Philosophen und Helden des Alterthums denen der Inquisitoren gegenüber „Affenwesen“. Ja es gab Pfaffen, die so ausgeschämt waren, daß sie der Welt schriftlich verkündeten (so z. B. der Mönch Juan de la Puente), es sei Gottes Wille, „daß man die Ketzer zu Tode verfolge und daß die heilige Inquisition Allen ohne Rücksicht das Leben nehme!“ Die Straßen wimmelten von Bettelmönchen und die geistlichen Korporationen bereicherten sich durch den Bettel, durch moralisch erzwungene Schenkungen und Erbschleicherei und durch Steuerfreiheit. Wer nicht zu dieser Bereicherung beitrug, befand sich auf der ersten Stufe der Ketzerei!

Die sogenannte Restauration der katholischen Kirche in der zweiten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts bewirkte in Spanien keine Verbesserung des sittlichen Betragens der Geistlichen. Es ließ sich ganz trefflich mit der Inquisition vereinbaren, daß der Beichtstuhl auf die schaudererregendste Weise mißbraucht wurde oder vielmehr die wahren Folgen der laxen Moral an den Tag brachte, welche diesem Institute zu Grunde liegt. Als die Sache endlich zu arg wurde und die Inquisition sich genöthigt fand, einzuschreiten, wurden die Anklagen gegen frauenschänderische Beichtväter so massenhaft, daß das Glaubensgericht, das sich doch Ketzern gegenüber nicht leicht in Verlegenheit bringen ließ, für gut fand, die ganze Sache niederzuschlagen, worauf die Verführer straflos ausgingen und mit alter Frechheit ihr scheußliches Verfahren fortsetzten. Selbst als sich unter der Anführung solcher Menschen eine Sekte unter dem sonderbaren Namen der „Illuminaten“ bildete, welche dem Grundsatze huldigte und ihn auch ausführte, daß der Geist nur selig werde, wenn er den Körper allen Bedürfnissen des letztern schrankenlos fröhnen lasse, verfuhr die Inquisition 1558 gegen diese Vorgänger moderner Pietisten viel milder als gegen die Ketzer; keiner verlor das Leben! Überhaupt ist es merkwürdig, wie wol in keinem Lande Verrücktheiten und Schwärmereien so sehr spukten, wie in dem von der Inquisition beherrschten Spanien. Eine Weibsperson Beate hielt sich im Jahre 1511 für die Braut Christi und führte mit der Mutter des Letztern in ihrer Phantasie Gespräche über den Vorrang zwischen Beiden; sie genoß die hohe Protektion des Großinquisitors Ximenes und des Königs Ferdinand des Katholischen.

Die Nonne Magdalena de la Cruz in Cordova hatte Verzückungen und Visionen von Christus und dem Teufel oder gab vor, solche zu haben, wurde 1544 als Betrügerin in die Kerker der Inquisition gesperrt und 1546 zu einer öffentlichen Buße mit einem Knebel im Munde und einem Stricke um den Hals und zu einer büßenden Lebensweise für den Rest ihres Lebens ver-

urtheilt. Der Sohn eines Kaisers von Fez und Marokko war in Spanien Christ geworden und nach seinem Pathen, einem Sohn des Königs Friedrich III. von Neapel, „Philipp von Aragon" genannt worden. Da er, wie es scheint, in seine frühere Religion zurück fiel, wurde er eines Bundes mit dem Teufel und den bösen Geistern angeklagt, bei einem Auto da fé mit einer mit Teufeln bemalten Mütze bedeckt und auf drei Jahre in ein Kloster gesperrt. Der Licentiat Eugen von Torralba aus Cuenca, dessen Cervantes in seinem Don Quijote erwähnt, war um 1501 Arzt und durch den Umgang mit dem Magister Alfons von Rom, der erst Jude, dann Mohammedaner, dann Christ gewesen, ein Zweifler am Kirchenglauben geworden, dann aber, statt dem Unglauben, dem Aberglauben verfallen, bildete sich ein, Umgang mit einem Geiste zu haben, prophezeite allerlei Ereignisse, die auch, wie man wenigstens glaubte, eintrafen, wurde deshalb 1528 von der Inquisition verhaftet, aber bei dem Auto da fé von 1531 blos zur Abschwörung im Sanbenito verurtheilt.

Noch erübrigt uns, über die Anzahl der Opfer des Glaubensgerichtes Mittheilungen zu machen. Wir wissen, daß die vorhandenen Angaben hierüber höchst unzuverlässig sind. Llorente behauptet, die Zahlen zu gering zu stellen, während ihm Hefele vorwirft, zuviel zu berechnen. Da indessen diese Meinung Hefele's weniger auf historischen Nachweisen, als auf seiner Richtung beruht, so halten wir uns an Llorente's Zahlen, so weit sie nicht berichtigt sind, ohne sie jedoch für genau auszugeben. Sollten auch einige hundert oder vielleicht einige tausend zu viel berechnet sein, was übrigens nicht bewiesen ist, so zweifelt doch Niemand mehr an der Thatsache, daß der Opfer allerdings eine sehr große Menge waren.

Während der ersten Hälfte der Amtsführung Torquemada's, mit Ausnahme des schon oben (S. 247) erwähnten Jahres 1481, wurden zu Sevilla jedes Jahr durchschnittlich 88 Menschen in Person, 44 im Bildnisse verbrannt (was lebenslänglicher Verbannung gleichkommt) und 625 anders bestraft, in ganz Spanien im Jahre 1483, als die ersten Tribunale außerhalb Sevilla entstanden waren, 688 lebendig, 644 im Bilde verbrannt und 5727 sonst bestraft, in den folgenden Jahren etwas weniger, in den Jahren 1491 bis 1498 im Ganzen 1664 lebendig, 832 im Bilde verbrannt und 32,426 anders bestraft, im Ganzen unter Torquemada 8800 (nach Mariana blos zweitausend) lebendig verbrannt, unter seinem Nachfolger Deza 1664, unter Ximenes nach Llorente 2536, nach Hefele doch wenigstens die Hälfte (wobei aber Aragon nicht gerechnet ist), in Allem von der spanischen Inquisition bis zu ihrem Ende 1808 lebendig verbrannt 31,912, im Bilde 17,659, zu andern Strafen verurtheilt 291,450. Die letzte Verbrennung fand 1781 statt. Unter den übrigen Strafen spielten Peitschenhiebe keine geringe Rolle. Es muß nun zwar zugegeben werden, daß nicht jedes Auto da fé Todesstrafen in seinem Gefolge hatte; bei manchen (wozu jedoch keines der oben erwähnten gehört) brannten in der

That nur die Kerzen, welche die Büßenden in den Händen trugen. Überhaupt mag hinsichtlich der Inquisition Vieles übertrieben worden sein; deshalb aber dieses Institut entschuldigen oder gar vertheidigen zu wollen, muß und wird stets eine unnütze und undankbare Aufgabe und die spanische Inquisition selbst stets eine der scheußlichsten Erscheinungen in der Kulturgeschichte bleiben, und zwar eine Erscheinung, für welche nicht nur der Staat, der sie seit 1481 übte, sondern auch die Kirche, aus deren Händen er sie genommen und in deren Namen er sie fortführte, in hohem Maße verantwortlich ist. Wollte aber zu Gunsten der Inquisition angeführt werden, daß zu der Zeit, da sie die meisten Opfer forderte, im sechszehnten Jahrhundert und in dem nächsten, die Wissenschaft und Kunst in Spanien geblüht hätten, so ist hierauf zu erwiedern, daß erstens dies nicht in dem vollen Umfange der Bedeutung dieses Ausdruckes der Fall war, zweitens aber diese Blüte mit der Inquisition in keinem Zusammenhange steht. Wir wissen nämlich, daß wol die Malerei und Poesie damals in Spanien blühten und daß es ausgezeichnete Geschichtschreiber und Philologen dort gab. Allein, wenn wir die Werke dieser Gelehrten und Künstler näher betrachten, so müssen wir finden, daß dieselben eben ihre Unsterblichkeit blos dem Umstande zu verdanken haben, daß sie entweder die Inquisition eifrig in Schutz nahmen und lobten, wie Mariana, Lope de Vega, Calderon u. s. w., oder wenigstens sich sorgfältig hüteten, mit dem herrschenden Glauben in den mindesten Widerspruch zu gerathen, wie z. B. Cervantes und Pulgar. Hätten sie sich anders verhalten, so wären ihre Werke sowol, als sie selbst, wenn sie nicht aus dem Lande fliehen konnten, eben so gut der Vernichtung anheim gefallen, als diejenigen der unzähligen Gelehrten, welche es wagten, ihre von dem herrschenden Glauben abweichenden Überzeugungen offen auszusprechen; daher jene Zeit in Spanien auch keine Philosophen und Naturforscher, ja nicht einmal Theologen von Bedeutung hervorbrachte. Die Blüte der spanischen Kunst und Poesie im sechszehnten und siebenzehnten Jahrhundert läßt sich aber nur insofern mit der Inquisition in Analogie bringen, als es richtig ist, daß sowol die Phantasie, als der Glaubenseifer eben Charakterzüge der romanischen Nationen und insbesondere der Spanier sind, während dagegen keiner derselben den andern begründet und die Folgen keines derselben solche des andern hervorgerufen haben.

Dritter Abschnitt.

Die Jesuiten und ihr Wirken.

A. Die sogenannte Gesellschaft Jesu.

Die Bewegung der Gegenreformation, die dritte des Jahrhunderts, eine Reaktion gegen die beiden vorhergehenden zugleich, gegen den Humanismus wie gegen die Reformation, welche beide das mittelalterliche Kirchensystem aufzulösen versuchten, darin aber nur theilweise Erfolge erzielten, hatte in Italien die Befestigung der Kirche als eines Ganzen, und des Kirchenstaates als Sitzes derselben, in Spanien aber die Befestigung des Staates durch Geltendmachung einer streng katholischen Staatskirche durchgeführt. Damit war aber noch nicht Alles gethan, was im Ziele der Gegenreformation lag. Sollte die katholische Kirche die Welt wieder beherrschen, wie dies im Mittelalter der Fall gewesen, so genügte es nicht, daß sie an sich befestigt war und eine wohlverwaltete Domäne besaß, — nicht, daß sie die alleinherrschende Religionsform einzelner, wenn auch mächtiger Staaten war; — nein, es war nothwendig, daß sie alle ihr entgegenstehenden Lehren und Einrichtungen überwand, nicht duldete, daß solche in irgendwelchen Ländern noch Macht ausübten; und faktisch die Seelen der gesammten Menschheit als die ihrigen betrachten konnte. Der akatholischen Welt, und namentlich deren gebildetstem Bruchtheile, dem Protestantismus, mußte ein Gegengewicht gegeben werden, das ihn bekämpfen und wo möglich vernichten, auch künftig alle der Kirche und ihrer Herrschaft verderblichen Richtungen auf Leben und Tod verfolgen sollte. Dazu bedurfte es einer Macht, und zwar keiner in bestimmten Grenzen bleibenden, welche ihr die Politik anwies, sondern einer dehnbaren, die nach Bedürfniß erweitert und versetzt werden konnte, — keiner blos körperlichen, Truppen und Geld producirenden, sondern einer mit Waffen des Geistes angreifend vorgehenden. Dieselbe zu gründen sollte einem jener schwärmerischen Geister vorbehalten sein, welche von Zeit zu Zeit in der Weltgeschichte aufgetreten sind und oft Thaten vollführt haben, an denen der nüchterne, praktische Verstand gescheitert war.

Wenn der in dem Gehirne des Miguel Cervantes de Saavedra geborene scharfsinnige Junker Don Quijote de la Mancha, der Ritter von der traurigen Gestalt, wirklich gelebt hätte und es ihm gelungen wäre, ein neues Ritterthum nach seiner Phantasie zu begründen, das durch realistischere Nachfolger eine praktische Gestalt angenommen hätte, — diese Erscheinung wäre nicht wunderbarer gewesen, als die Stiftung der sogenannten Gesellschaft Jesu. Denn nach den Stürmen der Reformation und den

Siegen des Humanismus war in der That für die Entstehung eines Mönchthums in ganz neuer Gestalt und Einrichtung ebenso wenig Wahrscheinlichkeit vorhanden, als für die Errichtung eines wenigstens in Romanen lebenden Ritterthums.

Der Stifter der genannten Gesellschaft, Don Iñigo Lopez de Recalde, der jüngste Sohn der Familie Loyola, auf dem Schlosse dieses Namens in der baskischen Landschaft Guipuzcoa 1491 geboren, war eine ächt donquijotische, d. h. spanisch-idealistische Natur, ein Repräsentant des ritterlichen Geistes jener gläubigen und tapfern Nation, die ebenso sehr um des Sieges einer Idee, als um der Verbreitung ihrer Macht willen die orientalischen Eindringlinge in siebenhundertjährigem Kampfe von ihrem Boden vertrieben und ihre kirchliche, wie patriotische Integrität hergestellt hatte. Ein Spanier vor Allen war fähig, der Ritterlichkeit seines Volkes einen kosmopolitischen, auf die Einheit der Welt in seinem Glauben zielenden Charakter zu verleihen. Als weltlicher Kriegsmann seit seinem zwanzigsten Jahre dienend, wurde Loyola 1521 unter den Vertheidigern Pamplona's gegen die Franzosen an beiden Beinen schwer verwundet, erlitt mit Standhaftigkeit gefährliche Operationen, blieb aber hinkend und daher kriegsuntüchtig. Auf seinem Schmerzenslager erhielt er zum Lesen statt der von ihm vorher so geliebten Ritterromane das Leben der Heiligen. Es ist sehr natürlich, daß er bei dieser aufregenden Lektüre im Wundfieber Visionen hatte, in denen ihm die Jungfrau Maria mit dem Jesuskinde erschien. Da gab er zu ihren Gunsten seine bisherige Dulcinea preis und wurde aus einem Krieger des Königs ein solcher Gottes und der Heiligen. Als Ritter Mariens wachte er eine Nacht an ihrem Altare, hing am Morgen sein Schwert daran auf, verschenkte sein weltliches Kleid und sein Gelt, umhüllte sich mit einem „Sacke" und umgürtete sich mit einem dicken Seile. Dann lebte er als herumziehender Bettler, fastete, betete, geißelte sich, legte eine eiserne Kette und einen Stachelgürtel um seinen Leib und brachte es durch diese Kasteiungen dahin, daß er in der Messe, wenn der Priester die Hostie erhob, in derselben deutlich den Leib und das Blut Christi erkannte! Er hatte Ekstasen und Gesichter in Menge, predigte vor dem Volke, bekehrte Sünder und nahm die berühmte Losung an: Ad majorem Dei gloriam. Endlich wallfahrtete er nach dem heiligen Lande, begann nach seiner Rückkehr, obwol schon 33 Jahre alt, lateinisch zu lernen, um sich zum Priester auszubilden, und studirte in Barcelona, Alcala und Salamanca. Allein die Wissenschaften störten mit dem in ihnen verborgenen „Gifte" seine Frömmigkeit, und sein religiöser Eifer brachte ihn bei der Inquisition seiner Heimat, die nur duldete, was von ihr ausging, in den Verdacht eines Ketzers und als angebliches Glied der Illuminatensekte in das Gefängniß, aus dem er jedoch bald entlassen werden mußte, weil nichts gegen ihn entdeckt wurde. Er mußte indessen finden, daß in dem aller Neuerung feindlichen Spanien für ihn nichts zu wirken sei, und begab sich

daher nach Paris, wo er zwar ebenfalls bei der Inquisition der Dominikaner angezeigt, aber nicht in Untersuchung gezogen wurde, und sammelte nun sechs junge Männer um sich, drei Spanier, einen Portugiesen, einen Navarresen und einen Savoiarden, welche er für seinen Plan gewann, nach Jerusalem zu gehen, wenn dies aber nicht möglich sei, sich dem Papste anzubieten, daß er sie hinsende wo er wolle. Gemeinsam verpflichteten sie sich dann 1534 am Feste der Himmelfahrt Mariens in der unterirdischen Kapelle von Montmartre, nach Einnahme des Abendmahles und Ablegung der drei mönchischen Gelübde, zur Ausführung jenes Planes. So hatte Ignatius, wie sich Loyola außerhalb Spanien nannte, die „Compagnie Jesu" gestiftet, welchen militärischen Titel er ihr Anfangs gab. Auf verschiedenen Wegen reisend, begannen die Genossen ohne Verzug ihr Werk mit Stärkung der Katholiken im Glauben, Zurückführung der Zweifelnden in den Schoos der Kirche und Stärkung derselben gegen die „häretische Pest der Zeit", wie der Geschichtschreiber und Lobredner der Jesuiten, Professor Buß, die Reformation nennt. Alle Tage hörten sie die Messe und kommunizirten, und trugen stets den Rosenkranz um den Hals, um in ketzerischen Gegenden ihren Glauben zu bekennen und nöthigenfalls als Martyrer sterben zu können. In Venedig trafen sie sich, durch einen Savoiarden und zwei Franzosen auf zehn Glieder vermehrt. Die Kriegsereignisse der Zeit verhinderten ihre Abfahrt nach dem gelobten Lande; nachdem daher Loyola sich darein gefügt, in Europa zu bleiben und an den Klöstern und Spitälern der Theatiner in Venedig sich ein Vorbild der Thätigkeit seines Ordens genommen, das er aber zu erweitern und zu übertreffen sich vornahm, gingen sie nach Rom, stellten sich dem Papste Paul III. vor, nicht ohne daß sie sich nochmals vom Verdachte der Ketzerei reinigen mußten, ließen sich dann zu Priestern weihen und empfingen endlich, nach mannigfachen Hindernissen, aus den Händen Pauls am 26. September 1540 die Bulle: Regimini militantis ecclesiae, durch welche ihre Gesellschaft die päpstliche Bestätigung erhielt, worauf sie ihren Stifter, Peter Ignatius, einstimmig zu ihrem General wählten, was er mit Widerstreben annahm.

Die Beschäftigungen, denen sich die ersten Jesuiten sofort mit Eifer widmeten, waren: die Predigt zum Volke, bei welcher es ihnen mehr auf Effekt, als auf den Gehalt ankam, die Beichte, durch welche sie möglichste Herrschaft über die Gewissen anstrebten, und der Unterricht, bei dem sie vorzüglich trachteten, die Jugend für sich zu gewinnen.

Der Orden verbreitete sich mit Riesenschritten. In Venedig gründete der Spanier Lainez, einer der Stifter, 1542 das erste Jesuitencollegium; das erste spanische entstand 1548 in Salamanca. Der Vicekönig von Aragon, Franz Borgia, Herzog von Gandia, legte seine Würden nieder und trat zu Barcelona in den Orden. Zu gleicher Zeit machte der letztere auch in Frankreich, den Niederlanden und Deutschland große Fortschritte. Überall war sein Auftreten mit der später zu schildernden Ausbreitung des

Katholizismus und Beschränkung oder gar Ausrottung des Protestantismus verbunden. Als der Stifter 1556 starb, zählte sein Orden über tausend Mitglieder in dreizehn Provinzen, von denen sieben zu Spanien und Portugal und deren Kolonien, drei zu Italien gehörten und je eine, doch noch ziemlich ärmlich bestellte, in Frankreich, den Niederlanden und Deutschland bestand.

Außer Loyola sind die berühmtesten Jesuiten: unter seinen Mitstiftern Franz Xavier aus Navarra und Jakob Lainez aus Segovia, unter den später Hinzugekommenen der bekannte Pater Petrus Canisius und die Kardinäle Baronius und Bellarmin.

Franz Xavier, der erste jesuitische Missionär nach fremden Erdtheilen, wurde vom Papste Paul III. auf Verlangen des Königs von Portugal nach Ostindien gesandt, stiftete auf der Küste Koromandel 140 christliche Gemeinden, durchreiste Malakka, die Molukken, Japan, stiftete das Jesuiten-Collegium in Goa, drang bis China, und starb am Fieber 1552 auf einer dortigen Insel. Über seinem Grabe in Goa, wohin seine Reste gebracht worden, wurde eine prachtvolle Kirche errichtet und seine Mütze nach Portugal gebracht, wo das Volk nach Vorgabe der Jesuiten glaubte, ihre Berührung verleihe den Frauen Fruchtbarkeit. Noch viele andere der abgeschmacktesten Wunder wurden ihm zugeschrieben.

Jakob Lainez nahm im Auftrage Loyola's am Concil zu Trient thätigen Antheil, erregte dort Ekel durch die niedrigen Schmeicheleien, mit denen er den Papst überhäufte, brachte die unglückselige Blut und Feuer bedeutende Heirat zwischen Philipp II. von Spanien und Maria von England zu Stande, wurde des Stifters Nachfolger als General und starb 1564 zu Rom am Schlage.

Petrus Canisius, im Jahre der Bekehrung Loyola's zu Nimwegen in den Niederlanden unter dem Namen de Hondt geboren, verrieth schon als Kind, wie sein Biograph meint, durch spielendes Nachahmen der Messe einen „großen Geist“, kam in Mainz durch „göttliche Fügung“ in die Gesellschaft eines Mitstifters Loyola's, des Savoiarden Faber, und ließ sich 1543 in den Orden aufnehmen, einer der ersten Deutschen, die dies thaten. Er trug das „himmlische Feuer“, das er aus dem Munde des „göttlichen Mannes“ geschöpft, nach Köln, wo er den Grund zum künftigen Collegium legte, lehrte an der dortigen Universität im Geiste des Ordens, bewirkte bei dem Kaiser die Entsetzung des reformfreundlichen Erzbischofs Hermann, besuchte das Concil von Trient und den Stifter in Rom, half ein Collegium in Sicilien gründen, wurde Rektor der Universität Ingolstadt, und erfand eine Methode, selbst die Grammatik mit Religion zu durchdringen. Von seinen Oberen nach Wien gesandt, um gegen den überhand nehmenden Protestantismus zu arbeiten, ward er dort Hofprediger des Kaisers, übte „Wunder“ der Bekehrung an Verstockten und der Heilung an Kranken, verfaßte seinen berühmt gewordenen Katechismus und erhielt Rufe an ver-

schiedene Orte, wo man seiner Hülfe gegen die Ketzer bedurfte. Seine Wirksamkeit dehnte er bis nach Polen aus, erzielte bei dem Bischofe von Augsburg, der ihn hoch verehrte, die Übergabe der Universität Dillingen an den Orden, wurde endlich in die Schweiz gesandt, wo er das Collegium zu Freiburg stiftete, und starb dort 1597 in Folge eines Schlagflusses. Von seinem Leichname werden Wunder erzählt.

Cäsar Baronius, zu Sora in Campanien 1538 geboren, von seiner Mutter schon vorher der Jungfrau Maria gewidmet, erlangte als Seelsorger schon früh großen Ruf, noch mehr aber durch seine Riesenarbeit der Annales ecclesiastici, ein Handbuch der Kirchengeschichte, in welchem er in der einseitigsten und unverantwortlichsten Weise Alles zu Gunsten der römischen Kirche darstellte, ohne die mindeste Rücksicht auf Wahrheit. Er erdichtete Bischöfe, welche von Petrus aus Rom nach den übrigen abendländischen Orten gesandt worden seien, versetzte den gallischen Bischof Dionysius in die Zeit des Paulus, unterdrückte die Verdammung des Papstes Honorius durch die sechste Synode, und verübte ähnliche Fälschungen auch in dem von ihm und Bellarmin reformirten römischen Brevier. Hier wurde die Fabel von der Apostasie des Papstes Marcellinus und der Synode von Sinuessa aufgenommen, um zu beweisen, daß der Papst von keinem Concil gerichtet werden könne. Im Gebet zur Stuhlfeier Petri wurde aus der Stelle: „Deus qui b. Petro animas ligandi et solvendi pontificium tradidisti" das Wort animas gestrichen, damit daraus hervorgehe, daß die Päpste nicht nur über die Seelen, sondern auch über die Leiber (für den Kerker und Scheiterhaufen) Gewalt haben. Die Worte, welche der Satan zu Christus sprach: „ich will dir alle Reiche der Welt geben", wurden als solche (am Feste des Petrus und Paulus zu betende) ausgegeben, welche der Herr zu Petrus gesprochen habe. Die Lüge von der Schenkung Konstantins hielt er allen Ernstes aufrecht und stellte die Kaiser stets als Untergebene der Päpste und diejenigen, welche eignen Willen äußerten, als Rebellen dar. Sein ganz unzuverlässiges Annalenwerk blieb nichtsdestoweniger eine Autorität unter den Jesuiten und ihren Anhängern, obschon katholische Monarchen, wie die von Frankreich und Spanien, seine Fälschungen heftig tadelten. Baronius wirkte übrigens gegen die Armen wohlthätig und starb, von Anstrengung erschöpft, 1607 zu Rom am Fieber.

Robert Bellarmin aus Montepulciano in Toscana, geboren 1542, trat schon mit 16 Jahren als lateinischer Dichter auf, ließ sich 1560 in den Orden aufnehmen, wirkte an verschiedenen Orten Italiens, in Löwen und Paris als Lehrer und Prediger, wurde 1597 Inquisitionsrath in Rom, 1602 Erzbischof von Capua, und starb 1621. Sein Hauptwerk, de controversiis fidei adversus sui temporis haereticos, erlebte 1631 bereits die zwanzigste Auflage. Er verfocht darin den Gedanken, daß der Papst die eine Seele der christlichen Welt sei, die für dieselbe denke, wisse

und wolle, daß ein Papst auch legitim bleibe, wenn er Ketzer sei, bis die Kirche ihn absetze, daß die Kirche Alles annehmen müsse, was der Papst ihr vorschreibe, ohne es prüfen zu dürfen, daß sie von Allem, was er lehre, fest zu glauben habe, es sei wahr, von Allem, was er gebiete, es sei gut, von Allem, was er verbiete, es sei schlecht, daß der Papst weder in moralischen, noch in dogmatischen Fragen irren könne, daß Sünden, welche er vorschriebe, für gut, und Tugenden, die er verdammte, für schlecht zu halten seien, daß der Papst Unterthanen vom Eide der Treue entbinden könne und daß es in diesem Falle eine Sünde sei, den Fürsten ferner zu gehorchen. Bellarmin suchte ferner die gefälschten isidorischen Dekretalen als ächt aufrecht zu erhalten, obschon er im vertrauten Gespräche mit Freunden sie als unächt zugab, und behauptete, daß die Kirche schon seit ihrer Entstehung eine absolute Monarchie unter dem Papste gebildet habe, daß die deutschen Kurfürsten vom Papste eingesetzt worden, daß im fünfzehnten Jahrhundert, dem der Concilien von Konstanz und Basel, nur „vereinzelte Theologen" gelehrt hätten, das Concil stehe über dem Papste u. s. w. —

Das wirklich bewundernswerthe Gebäude des Jesuitenordens beruht vorzüglich auf zwei Werken, in seinem geistigen Gehalte auf den Exercitien des Stifters, in welchen derselbe seine Schwärmereien anbrachte, und in seinem körperlichen auf den Konstitutionen, welche sein staatskluger Nachfolger Lainez ausarbeitete.

Als Zweck des Ordens geben dessen Schriften an: „nicht nur, mit Hülfe der göttlichen Gnade, an der Seligkeit und Vervollkommnung Derjenigen zu arbeiten, welche die Gesellschaft ausmachen, sondern auch mit derselben Hülfe aus allen Kräften an der Seligkeit und Vervollkommnung des Nächsten." Um diesen Zweck zu erreichen, werden von den Mitgliedern die drei Gelübde der Armut, der Keuschheit und des Gehorsams abgelegt. Die Jesuiten zerfallen in vier Klassen, welche nach der Zeit ihrer Entstehung folgende sind:

Die ersten Gefährten Loyola's bildeten den Kern seines Ordens und einen engern Kreis, in welchen stets nur die Würdigsten aufgenommen wurden. Es blieb dies die oberste Klasse, die der Professen. Dieselben müssen die Priesterweihe erhalten haben und legen ein viertes Gelübde ab, dasjenige des unbedingten Gehorsams gegen den Papst. Sie sind die Regenten des Ordens und widmen sich allein den Zwecken desselben. Sie lebten früher blos von Almosen und durften keinerlei Einkünfte haben.

Die nicht zu den Professen Gehörigen, welche sich in den Zwecken des Ordens erst heranbildeten, nannte Loyola „Scholastiker". Diese legen die drei Gelübde ab, jedoch nicht feierlich, sondern nur einfach „vor Gott", verpflichten sich zum Eintritte in den Orden, und vervollkommnen sich in den Studien und Exercitien desselben.

Als die Zahl der Ordensglieder stets wuchs, und die Professen in

Folge ihres vierten Gelübdes sich den Collegien nicht stets widmen konnten, wurde eine Mittelklasse eingeführt, welche zwischen obige beide zu stehen kam, die der Coadjutoren, der Älteren in den einzelnen Collegien. Sie legen neue einfache Gelübde ab, doch nicht nur vor Gott, sondern ausdrücklich in die Hände der Oberen, und bestehen aus Geistlichen und Weltlichen. Die Ersteren widmen sich vorzüglich dem Unterrichte, und erhalten erforderlichen Falls die Priesterweihe. Die Letztern dienen dem Orden als Köche, Gärtner, Krankenwärter und in Geschäften aller Art und können nicht weiter steigen. Die Collegien der Coadjutoren und Scholastiker erhielten schon von Loyola das Recht, Einkünfte zu beziehen.

Diesen drei Klassen schlossen sich endlich als vierte und unterste die Novizen an, welche erst in den Orden einzutreten wünschen. Sie müssen zwei Jahre in einem Novizenhause zubringen und werden genau beobachtet, erfahren aber nichts von ihrer Bestimmung im Orden. Strenge Prüfungen werden mit ihnen vorgenommen, um zu erfahren, ob etwas ihrer Aufnahme entgegenstehe, zu welchen Hindernissen namentlich gehören: Abweichung vom Glauben, Verbrechen und schwere Sünden, Verbindlichkeiten gegen einen andern Orden, Verehelichung, störende körperliche Fehler. Man erkundigt sich nach allen ihren persönlichen, Familien- und andern Verhältnissen, nach ihren Anlagen und Fertigkeiten, Ansichten und Absichten. Sie müssen sechs Hauptproben durchmachen, welche darin bestehen, daß sie sich je einen Monat lang geistlichen Betrachtungen widmen, in Spitälern dienen, ohne Gelt reisen, verachtete Dienste leisten, Kinder oder ungebildete Personen im Glauben unterrichten und predigen oder Beichte hören. Die geistlichen Betrachtungen oder Exercitien bestehen nach dem Muster der eigenen Erweckungen Loyola's, insbesondere in fortwährender, ununterbrochener Vertiefung in religiöse Fragen, deren immer eine, wie z. B. über die Sünde, die Erlösung, die Menschwerdung, die Verdienste der Heiligen, die Seligkeit, einen Tag hindurch bei verschlossenen Thüren und Fensterläden ausschließlich betrachtet wird. Diese Einrichtung ist mit Absicht so beschaffen und eingetheilt; daß dabei nothwendig jede eigene Überzeugung und selbständige Richtung des Kandidaten ertödtet werden muß. Eine Generalbeichte schließt die Laufbahn des Novizen, dessen Beschäftigung von Stunde zu Stunde während des Tages genau vorgeschrieben ist.

Außer diesen vier Klassen giebt es noch affiliirte Jesuiten, d. h. Personen, welche, ohne die mönchischen Gelübde abzulegen und die Ordenskleidung zu tragen, für die Interessen des Ordens arbeiten und ihm unbedingt gehorchen. Man nennt sie „Jesuiten im kurzen Rocke". Ihre Organisation und ihr Verhältniß zum Orden und zur Außenwelt, sowie ihr Personalbestand, sind durchaus Geheimnisse.

Der oberste Würdenträger des Ordens ist der auf Lebenszeit gewählte General. Seine Gewalt ist absolut und unumschränkt, ausgenommen durch die Aufsicht, welche seine Minister und Räthe, die Assistenten,

über ihn führen. Es giebt deren vier bis sechs, deren Jedem eine Anzahl Provinzen zur Oberleitung angewiesen ist. An der Spitze jeder Provinz steht ein Provinzial, an derjenigen der lokalen Niederlassungen des Ordens Superioren. Diese Niederlassungen sind entweder Profeßhäuser und Exercitienhäuser, deren es nur eine beschränkte Anzahl giebt, oder Novizenhäuser, Seminare, Collegien, Pensionate und Missionen, deren Zahl unbeschränkt ist. An der Seite jedes Würdenträgers, des Generals, der Assistenten, der Provinziale und der Superioren steht ein Admonitor oder Consultor, der denselben an seine Pflichten zu erinnern hat. Zur Überwachung der Provinzialverwaltung werden vom General Visitatoren abgeordnet. Das Rechnungswesen und die Processe des Ordens besorgen Prokuratoren, die Censur der von Ordensgliedern verfaßten Schriften Revisoren. Die Generalversammlung, welche unter dem Vorsitze des Generals aus den Assistenten und Abgeordneten der Provinzen besteht, wählt den General und die Assistenten, entscheidet nöthigenfalls über Entsetzung derselben, und bestätigt die von dem General getroffenen Abänderungen der Konstitutionen, sowie Veräußerungen von Ordensgütern. Zur Wahl des Generals ist die Generalversammlung ganz dem römischen Conclave zur Wahl des Papstes nachgeahmt. Die Mitglieder werden bei Wasser und Brot eingeschlossen, bis die Wahl beendet ist. Handelt es sich dagegen um die Entsetzung eines unwürdigen Generals, so soll die Versammlung Denselben zur freiwilligen Abdankung zu bewegen suchen, damit der Außenwelt gegenüber der Schein gewahrt werde, als ob keine Entsetzung stattgefunden hätte. In besonders wichtigen Fällen wird eine Generalkongregation berufen, an welcher alle Professen theilnehmen dürfen. Jede Provinz hat überdies eine Provinzialkongregation.

Was von den Oberen der Gesellschaft Jesu ihren Untergebenen aufgetragen wird, muß ohne Prüfung vollzogen werden. Der Niedere ist ein Leichnam (cadaver) in der Hand des Höhern, wie es in den Konstitutionen, Kap. 14, §. 2 wörtlich heißt. Wie dieses Verhältniß blinden Gehorsam, so hat daneben jenes unter den Gleichstehenden, sowie jenes der Höheren gegen die Niederen, Mißtrauen zum Inhalte. Alle Briefe, welche von Jesuiten geschrieben oder empfangen werden, müssen von Oberen gelesen werden. Keiner traut dem Andern, Alles überwacht, belauscht, denuncirt einander. Der Jesuit Mariana sagt darüber: „die ganze Regierung der Gesellschaft beruht auf Delationen, die sich wie ein Gift durch das Ganze verbreiten, daß kein Bruder dem Bruder trauen kann. Aus grenzenloser Liebe zur unumschränkten Herrschaft nimmt unser Ordensgeneral Delationen in seinem Archiv auf und stellt ihnen Glauben zu, ohne daß er erst Den angehört, gegen den sie gerichtet sind." Ein wirklich staunenswerthes System von Berichterstattungen ist im Orden eingeführt. Jeder Würdenträger berichtet in vorgeschriebenen Perioden seinem Oberen über seine Untergebenen, der Admonitor oder Consultor jedes Würdenträgers

über Letztern dem General, zu gewissen Zeiten auch die Superioren dem General mit Umgehung der Provinzialen. Genaue Listen werden über alle Mitglieder und deren Thun und Treiben geführt, und allen vom Orden bestimmte Beichtväter zugetheilt. Auch müssen dieselben durchaus auf den Zusammenhang mit ihren Familien und ihrer Heimat verzichten. Ihre Güter dürfen sie nicht Verwandten, sondern nur den Armen überlassen. Um dem Orden ganz zu leben, darf auch, streng genommen, kein Mitglied desselben eine geistliche Würde annehmen. Es wurde jedoch davon schon früh abgegangen, und Jesuiten bekleideten wiederholt die Kardinals-, ja die noch mehr in Anspruch nehmende Erzbischofs- und Bischofswürde.

Als Quintessenz der moralischen Grundsätze des Jesuitenordens bezeichnet man gewöhnlich den Satz: der Zweck heiligt die Mittel. Es wird zwar behauptet und ist wol möglich, daß dieser Satz in keiner jesuitischen Schrift wörtlich vorkommt; allein daß derselbe dem Sinne nach in den Lehren der Jesuiten enthalten ist, kann keinem Zweifel unterliegen. „Die ganze verderbte Moral der Jesuiten," sagt ein Schriftsteller des achtzehnten Jahrhunderts über diesen Orden, „ist ein Inbegriff von Gründen der Entschuldigungen für allerlei Sünden und Übelthaten vor Gott und Menschen." Und so erweist sich auch die jesuitische Moraltheologie nach den eigenen Werken des Ordens. Allgemein ist daher, und zwar nicht in Folge von Verleumdungen, das Wort „jesuitisch" für jede Handlungsweise sprichwörtlich geworden, welche nach den allgemein geltenden Begriffen verwerflich ist, angeblich aber zu guten Zwecken vorgenommen wird, und ebenso für jede Ausdrucksweise, welche vom Sprechenden anders verstanden wird, als sie der Hörende verstehen kann. Freilich geht Alles, was man über die Ansichten der Jesuiten weiß, von Einzelnen aus; aber es ist nicht zu vergessen, daß kein Jesuit Das, was er schreibt, öffentlich herausgeben darf, ohne ausdrückliche Billigung von Seite des Ordens als solchen.

Die Theorien der Jesuiten in der sogenannten Moraltheologie lassen sich auf verschiedene Kunstgriffe zurückführen, durch welche ein möglichst laxes und wenig bindendes Sittengesetz erzielt wird, so daß der witzige Franzose Hallier vom Jesuiten Bauny sagen konnte: Sieh' da Den, welcher hinwegnimmt die Sünden der Welt! Jene Kunstgriffe sind: der Probabilismus, die Leitung der Absicht (methodus dirigendae intentionis) und der innere Vorbehalt (reservatio s. restrictio mentalis), zu welchen Hauptmotiven noch einige untergeordnete Hülfsmittel kommen, wie die Zweideutigkeit, der Utilismus, Clandestinismus, Quietismus und Formalismus.

Der Probabilismus, diese Grundlage der gesammten jesuitischen Moral, liegt darin, daß Alles für erlaubt gilt, was irgend eine achtungswerthe Autorität (Doctor gravis), für Jesuiten also offenbar zunächst eine jesuitische, als erlaubt erklärt. So sagen die Jesuiten Sanchez, Navarra,

Escobar, Sa u. A. ausdrücklich, was ein einziger gelehrter Mann behaupte, erhalte hiedurch einen Grad von Wahrscheinlichkeit (probabilitas) und dürfe daher unbedenklich vollführt werden. Halten nun mehrere Doctores graves, die Einen eine That für erlaubt, die Andern dieselbe für nicht erlaubt, so hat man die Wahl, sie zu verüben oder nicht. Emanuel Sa geht noch weiter und sagt: „Man kann thun, was man nach einer wahrscheinlichen Meinung für erlaubt hält, wenn auch das Gegentheil vor dem Gewissen sicherer ist," und Escobar: man dürfe einer weniger wahrscheinlichen Meinung mit Hintansetzung der wahrscheinlichern folgen, ja sogar die sicherere aufgeben und der eines andern folgen, wenn dieselbe nur ebenfalls wahrscheinlich ist. — Es versteht sich nun aber von selbst, daß ein Jesuit unter mehreren mehr oder weniger „wahrscheinlichen" Handlungsweisen stets diejenige in's Werk setzen, beziehungsweise Anderen anrathen wird, welche seinem Orden vortheilhafter ist, — sie möge gut oder schlecht sein.

Am gefährlichsten erscheint diese Theorie in Bezug auf eine der bedeutendsten Thätigkeiten des Ordens, diejenige im Beichtstuhle. Die Jesuiten Vasquez und Escobar lehren z. B., der Beichtvater dürfe dem Beichtkinde unter Umständen auch eine weniger wahrscheinliche, ja sogar eine gegen seine eigene Absicht streitende Handlungsweise anrathen, wenn dieselbe leichter und vortheilhafter sei, und der Ordensmann Bauny ergänzt diese interessante Maxime deutlich durch die Versicherung: wenn die Ansicht, nach welcher Jemand handelte, probabel sei, so müsse ihn der Beichtvater absolviren, auch wenn er selbst eine ganz andere Ansicht hege, und wenn er sich dessen weigere, so begehe er eine Todsünde, — womit auch Sanchez und Suarez übereinstimmen.

Der Probabilismus erhält gewichtige Unterstützung dadurch, daß in der That die einen jesuitischen Moralisten dieselbe Handlung für erlaubt erklären, welche die anderen verdammen. Während Vasquez den Mord entschieden verdammt, entschuldigen Lessius und Escobar den Mord aus Rache. Gregor von Valencia erlaubte dem Richter, der für die eine Partei so viel Wahrscheinlichkeit des Rechtes vorhanden findet, wie für die andere, derjenigen Recht zu geben, deren Vertreter ihm befreundet ist, ja sogar um seinem Freunde zu dienen, das eine Mal so, das andere Mal anders zu urtheilen, — wenn daraus kein Skandal erfolge! Azor und Escobar erlauben dem Arzte, eine Arznei zu verordnen, von welcher anzunehmen ist, daß sie heilen könne, — wenn auch wahrscheinlicher sei, daß sie schade.

Ebenso bequem ist die Lehre von der „Leitung der Absicht", welche darin besteht, daß eine nach gewöhnlichen Begriffen schlechte Handlung dadurch erlaubt werde, daß ein erlaubtes Moment sich ihr beigeselle. So stimmen z. B. die Jesuiten Vasquez, Hurtado und Tanner darin überein, daß ein Sohn den Tod seines Vaters wünschen, ja sich darüber freuen

dürfe, wenn er nicht den Tod als Zweck betrachte, sondern das zu ererbende oder ererbte Vermögen in's Auge fasse. Damit nicht zufrieden, gestattet Pater Fagundez jene süße Freude sogar in dem Falle, wenn der Sohn seinen Vater in der Trunkenheit selbst erschlagen habe.

Besonders bezeichnend für die jesuitische Denkweise ist aber der innere Vorbehalt, mit welchem auch in den meisten Fällen die Zweideutigkeit verbunden ist. Derselbe findet statt, wenn man einen unwahren Umstand versichert, ja sogar beschwört und sich Worte hinzudenkt, durch welche die Versicherung oder der Eid wahr werden. Die Zweideutigkeit wählt statt des Hinzugedachten einen Ausdruck, dem in Gedanken eine andere Bedeutung beigelegt werden kann. Sanchez ist besonders stark hierin und geht so weit zu erlauben: wenn ein Mörder gefragt werde, ob er den Ermordeten getödtet habe, so dürfe er antworten: nein, sofern er z. B. dazu denke: vor seiner Geburt habe er ihn nicht getödtet. So kann man z. B. auch leugnen, ein Schloß (an der Thüre) erbrochen zu haben, sofern man dabei an ein Schloß (als Gebäude) denkt. Escobar dehnt diese Lehre aus, indem er davon dispensirt, Versprechungen zu halten, bei deren Ablegung man bereits beabsichtigt habe, sie nicht zu erfüllen!

Noch gefährlichere Folgen kann der Utilismus haben, welcher ein Verbrechen erlaubt, durch welches man einen großen Schaden von sich (!) abwenden kann. Lamy, Lessius, Tanner und Navarra z. B. erlauben, dem Verleumder seiner Ehre durch einen Mord zuvorzukommen, sich einem Duell, das sie übrigens für erlaubt halten, durch den Mord des Gegners, ja sogar einem entehrenden Urtheile durch den des Richters und der Zeugen zu entziehen! Caramuel: ein Weib zu tödten, mit dem man sich vergangen, wenn zu befürchten, daß sie es verrathe!

Harmloser, aber ebenso verächtlich, erscheinen der Quietismus, welcher die Sünde gestattet, sofern die Seele sich ihr „mit Widerstreben" hingebe oder sofern die Person, mit welcher man sie begehe, darein einwillige, — der Clandestinismus, welcher (namentlich durch Escobar) Alles entschuldigt, was geheim bleibt (nach der Regel: si non caste, tamen caute!), und der elende Formalismus, welcher alle Gebote umgehen kann, wenn er es unter einer andern Form thut, als das Gebot enthält, z. B. ein verbotenes Buch in einzelnen Blättern liest, weil er dann kein „Buch" gelesen hat.

Über die Lehren der Jesuiten in Bezug auf das geschlechtliche Leben wollen wir hinweggehen, da sie zu schamlos sind, um berührt zu werden. Die neueste jesuitische „Moraltheologie" des Pater Gury hat sie übrigens in ein System gebracht.

Diese Grundsätze der Jesuiten erstrecken sich aber nicht nur auf die weltliche Moral, sondern auch auf die kirchliche Disciplin, als deren Kämpen die frommen Väter doch erscheinen sollten. Die Jesuiten Escobar, Busenbaum, Henriquez, Lugo, Laymann, Diana, Tamburini u. A.

lehren nämlich, daß es nicht nöthig sei, der gesammten Messe beizuwohnen (wie die Kirche doch vorschreibt), es genüge, einen Theil davon zu hören; es sei erlaubt, während der Messe zu plaudern, wenn man den Altar nicht aus den Augen verliere; auch die Zerstreutheit während der heiligen Handlung sei zu entschuldigen, wenn nur das Betragen äußerlich anständig bleibe, und man verfehle den Zweck der Messe nicht, wenn man während derselben Frauen „wollüstig" anblicke oder gar verbrecherische Absichten hege. Dieselben „Moralisten", welche auch hinsichtlich der Fastengebote soviel spitzfindige Ausnahmen gestatten, daß dieselben so gut wie nicht mehr da sind (was übrigens nicht schade wäre, wenn nicht Heuchelei das Spiel leitete!), geben sogar Anleitung, im Beichtstuhle zu betrügen, indem sie in demselben zweideutige Ausdrücke und Mental-Reservationen, sowie die Verschweigung einer Sünde, wenn dieselbe in einer Generalbeichte inbegriffen sei, die Wahl eines zweiten Beichtvaters, um bei dem ersten in gutem Rufe zu bleiben, u. s. w. gestatten. Dieselben erlauben ferner, ein ungetauftes Kind in's Wasser zu werfen, um es ketzerischen Eltern zu entreißen, wenn man dabei die Tauffomel ausspreche, und ebenso: ein Kind in demselben oder in ähnlichem Falle mit siedendem Wasser zu taufen und dadurch zu tödten. Bauny und Sanchez erlauben dem Priester an demselben Tage, wo er eine Todsünde begangen, die Messe zu lesen. Selbst die Unfehlbarkeit des Papstes existirt für die Jesuiten nur in den Schranken der Probabilitätstheorie, und gilt nur, je nachdem die Aussprüche des heiligen Vaters verstanden und ausgelegt werden. Verweigert z. B. der Papst den Banditen das Asylrecht, so gilt dies nicht, sofern der Mord nicht um Geld, sondern aus — Gefälligkeit (!) stattfand, und das kirchliche Asyl genießen auch Jene, welche neben der Kirche ein Verbrechen begingen, um gleich darauf vom Asyle Gebrauch machen zu können.

Man würde sich aber sehr täuschen, wenn man glaubte, daß die Jesuiten dabei stehen blieben, dem Papste zu opponiren, dem sie doch Gehorsam schwören; nein, sie höhnen sogar Den, dessen Namen sie tragen, dessen Lehre zu verbreiten sie vorgeben! Jesus befahl Dem, der auf die eine Wange einen Schlag erhalten, auch die andere darzubieten. Der Jesuit Escobar aber sagt in seiner Moraltheologie ausdrücklich: wer eine Ohrfeige erhalten, sei entehrt, bis er Den, von dem er sie erhalten, getödtet habe. Jesus befahl, Dem, der von uns den Rock verlange, auch den Mantel zu geben. Der Jesuit Bauny aber sprach den intellektuellen Urheber einer Brandstiftung von jeder Entschädigungspflicht frei *).

Diese Lehren blieben aber nicht etwa in der Theorie stehen, — sie wurden auch in die Praxis eingeführt. Ihr laxer Gehalt brachte die

*) Les Provinciales, ou lettres écrites par Louis de Montalte (i. e. Blaise Pascal) à un provincial de ses amis, avec les notes de Guillaume Wendrock. Nouv. édit. 4 vol. à Leide MDCCLXI.

Jesuiten, deren Novizen nicht aus den besten, sondern aus den für den Orden brauchbarsten Individuen ausgewählt wurden, thatsächlich zu allen möglichen Verbrechen und Schandthaten. So ließen sie sich denn auch in der Politik nicht von Grundsätzen, sondern von der Zweckmäßigkeit leiten. Ihr Ziel war, die Völker zu beherrschen, und weil ihnen hiebei die Fürsten im Wege standen, so galt ihr glühendster Haß Diesen, und sie wurden darum die ersten Verfechter des modernen Grundsatzes der Volkssouveränetät, ohne zu ahnen, daß dessen Konsequenzen am Ende nicht ihnen, sondern dem Volke selbst zu Gute kommen würden. Die von ihnen in dieser Hinsicht aufgestellten Lehren sind freilich geeignet, Demokraten zu blenden, wenn Solche dabei nicht bedenken, wie verderbliche Hintergedanken hinter denselben lauern. Schon der zweite General Lainez sagte am Concil von Trient 1562: die Regierung der Kirche sei von Gott eingesetzt, diejenige der Staaten aber werde von den „Gemeinwesen" derselben gestaltet, welche sie ihren Obrigkeiten übertragen, „ohne sich dadurch dieser Gewalt selbst zu berauben." Bellarmin schrieb mit Recht, die Art der politischen Macht, ob Monarchie, Aristokratie oder Demokratie, folge nothwendig aus der Natur des Menschen: die politische Macht selbst aber ruhe auf der gesammten Menge; denn es gebe von Natur keinen Vorzug der einen Menschen vor den anderen; die Gewalt der Gesammtheit sei also göttlichen Rechtes. Die Menge könne daher nicht nur wählen, welche Regierungsform sie wolle, sondern auch nach ihrem Belieben die eine in die andere verwandeln. Der berühmte jesuitische Geschichtschreiber Mariana baute hierauf weiter die Ausführung, daß es an dem Volke sei, die Regierung zu bestellen und erbliche Monarchie daher zu verwerfen, weil sie die Persönlichkeit des Herrschers dem Zufalle überlasse, derselbe also z. B. ein Kind, Weib oder Wüstling sein könne. Ein Monarch dürfe demgemäß, wenn er seine Macht mißbrauche, vom Volke abgesetzt und mit dem Tode bestraft werden. Endlich findet er, es sei „ein heilsamer Gedanke, wenn die Fürsten sich überzeugen, daß, falls sie den Staat unterdrücken, und sich durch Laster und Schändlichkeiten unerträglich machen, sie in einer solchen Lage leben, daß ihre Ermordung nicht nur für recht, sondern selbst für lobenswerth und rühmlich gilt." Seitdem haben sämmtliche Jesuiten, welche sich mit politischen Fragen schriftstellerisch beschäftigten, die Frage, ob man einen Tyrannen tödten dürfe, bejaht. Dabei ist aber wol zu bemerken, daß die Jesuiten unter einem Tyrannen niemals einen Solchen verstehen würden, welcher zum Vortheile ihres Ordens regierte, und wäre er noch so blutig und grausam, — sondern stets nur einen Solchen, welcher der Kirche und speziell den Jesuiten entgegentritt, d. h. also einen aufgeklärten Monarchen, und wäre er noch so mild gegen sein Volk, z. B. einen Heinrich IV. von Frankreich, auf dessen Ermordung der Jesuit Rainold (eigentlich Rossens) bereits 1592 so deutlich anspielte, daß es einer Aufforderung dazu gleichkam.

Ebenso wenig wie die Ziele der jesuitischen Politik das Volkswohl,

bezwecken die Ziele der jesuitischen Erziehung den Ruhm der Wissenschaft. Auch die Lehranstalten des Ordens dienen allein der Vergrößerung seiner Macht und seines Einflusses. Die erste bedeutende derselben war das 1551 gegründete Collegium Romanum. Ihm ließ im nächsten Jahre Papst Julius III. auf Loyola's Vorschlag das Collegium Germanicum folgen, welches die Bestimmung erhielt, Kämpfer gegen den Protestantismus in Deutschland heranzubilden. Einer jesuitischen Idee entsprang der Beschluß des Concils von Trient, daß nach dem Muster jener Anstalten in jeder Diöcese ein Knabenseminar, d. h. eine Dressuranstalt für Kandidaten des katholischen Priesteramtes vom zartesten Knabenalter an bis zur Weihe errichtet werden solle. — Das Erziehungssystem der Jesuiten hatte bis auf die neueste Zeit die im Jahre 1588 verfaßte und 1599 durch den General Claudius von Aquaviva veröffentlichte Ratio et institutio studiorum societatis Jesu zur Grundlage. Nach derselben zerfällt eine jesuitische Lehranstalt in zwei Abtheilungen: Studia superiora und Studia inferiora. Jede derselben hat einen Präfekten, beide zusammen einen Rektor. Die Studia inferiora haben wieder fünf Klassen: Rudiment, Grammatik, Syntax, Humanität und Rhetorik. Die Hauptsache im Lehrgange derselben ist die Erlernung der lateinischen Sprache, aber nicht die Kenntniß ihrer Satzbildung, sondern die Übung derselben und die Geschicklichkeit zu reden und zu schreiben. Der Wahlspruch der Jesuitenschulen heißt daher: „lege, scribe, loquere“. Man glaubte dies Ziel namentlich durch Überladung des Gedächtnisses der Schüler mit Redensarten zu erreichen, deren man Sammlungen über die verschiedensten Dinge in kunterbunter Reihenfolge anlegte. Eine solche Sammlung z. B., Amalthea betitelt, brachte im ersten Kapitel Redensarten über Arzneikunst, im zweiten über Chirurgie, im dritten über Arithmetik, im sechsten über Buchdruckerkunst, im siebenzehnten über „Dinge, welche zu Grunde gehen (?).“ Die Muttersprachen sind an den jesuitischen Anstalten streng verpönt und mit Strafen bedroht, die man nur los werden kann, wenn man — man staune! — einen Mitschüler verklagt, der sich des nämlichen Vergehens schuldig macht, wie denn auch jeder Jesuitenschüler von den Oberen einen Nebenbuhler erhält, mit dem er im Lernen wetteifern muß. Die alten Klassiker dienen einzig und allein zur Bildung des Stils, ohne Rücksicht auf den Geist derselben, daher auch Cicero als das höchste Ideal dieser Schulen verehrt wird. Aus Vergil flicken die Jesuitenschüler lateinische Gedichte zusammen und führen lateinische Dramen auf, doch nicht solche des Plautus und Terentius, sondern eigens verfertigte. Auch Griechisch wird getrieben, ja sogar mit dem Anspruche, diese Sprache zu sprechen und in ihr Gedichte zu verfertigen, was nach dem Dafürhalten des großen Philologen Wolf in unserer Zeit beinahe eine Unmöglichkeit ist. Die Jesuiten dagegen stellen die griechischen und lateinischen Werke ihrer Ordensglieder an die Seite derjenigen des klassischen Alterthums! Schade nur,

daß dieselben vergessen sind! — Die übrigen Lehrgegenstände, außer den alten Sprachen, faßten die Jesuiten unter dem Titel „Erudition" zusammen, — ein Sammelsurium von allen möglichen, ohne Ordnung zusammengeworfenen Anekdoten und Notizen aus den verschiedensten Wissenschaften. Einen systematischen naturwissenschaftlichen Unterricht kannten die Jesuitenschulen bis zum Jahre 1832 nicht, einen historischen noch jetzt nur in einseitig kirchlicher, die neuere Geschichte ignorirender Weise.

Die Studia superiora bestehen aus einem zwei- oder dreijährigen „philosophischen" und einem auf diesen folgenden vierjährigen theologischen Cursus. In der Philosophie hält man sich an Aristoteles, „soweit dieser nicht gegen die Kirchenlehre verstößt", und an Thomas von Aquino, in der parallel damit gehenden Mathematik und Physik an Euklid, beschränkt sich aber darin auf Das, „was die Schüler gerne hören." In der Theologie ist die Vulgata die Grundlage; Original und andere Übersetzungen der Bibel fallen nur in Berücksichtigung, wenn sie ersterer günstig sind. Das Hebräische wird nur oberflächlich gelehrt, mit großer Sorgfalt aber die scholastische Theologie und die Kasuistik, letztere nach dem jesuitischen Probabilitätssysteme.

Abgesehen nun davon, daß schon die allzu häufigen Andachtsübungen und Exercitien der Jesuiten die wissenschaftliche Thätigkeit nothwendig beeinträchtigen müssen, kann von einer Freiheit und Unabhängigkeit der letzteren schon darum keine Rede sein, weil der ganze Studienplan, gleich den Exercitien, darauf berechnet ist, aus den Schülern blindgehorsame und ergebene Werkzeuge des Ordens, auf alles eigene Denken und Urtheilen von vorn herein verzichtende Maschinen zu bilden. Die sämmtlichen Lehrfächer sind in den Banden der mittelalterlichen Scholastik befangen und die ganze Bewegung des Humanismus wird als nicht dagewesen betrachtet. Der Hauptgegenstand ist die Kenntniß der lateinischen Sprache, in welcher es die Jesuiten zu einer großen Gewandtheit und Fertigkeit, zu geläufigen Reden und Versen bringen; allein es ist nur eine mechanische Dressur; in den Geist des römischen Alterthums (vom griechischen ganz zu schweigen) wird nicht eingedrungen, dessen Träger, die Klassiker, dem Schüler nur durch sogenannte kastrirte Ausgaben bekannt gemacht, aus denen Alles entfernt ist, was dem jesuitischen Zwecke irgendwie schaden könnte. Mathematik und Naturwissenschaft werden nur mit Bezug auf das praktisch-technische Bedürfniß gelehrt, die Philosophie nur in den Schranken der Theologie, von den Rechtswissenschaften blos das kanonische Recht (während das römische und das nationale streng verpönt sind). Dagegen wird durch Anstandslehre, Tanzstunden, allerlei körperliche Übungen und theatralische Vorstellungen das Publikum geblendet und ihm glauben gemacht, der Unterricht sei ein aufgeklärter, während diese Fertigkeiten blos dazu dienen, den Jesuiten unter Umständen auch die Rolle eines Weltmannes spielen zu lassen, da er alle möglichen Masken vornehmen muß, je nach-

dem die Zwecke des Ordens es verlangen. Damit übrigens die Schüler der Jesuiten sich daran gewöhnen, ganz dem Orden und dem Orden allein anzugehören, wird die Liebe zu den Eltern und Verwandten systematisch in ihnen ertödtet. Ihr Glaubenseifer wurde ferner in früheren, dunkleren Zeiten dadurch angefeuert, daß es ihnen erlaubt war, Hinrichtungen von Ketzern beizuwohnen, — anderen nicht!!

Den Schulen der Jesuiten entsprechen auch ganz die wissenschaftlichen Leistungen derselben. Wie in jenen, so nehmen sie auch in diesen eine ganz eigenthümliche, von der fortschreitenden Kulturentwickelung der Menschheit völlig abgeschiedene und getrennte Stellung ein. Daher können sie auch nicht zugeben, daß Jesuiten von Anderen als von Ordensgenossen unterrichtet und über Erwerbung von Kenntnissen geprüft werden. So erwirkten sie schon 1552 vom Papste Julius III. das Vorrecht, gleich den Universitäten, ihren Schülern die Grade eines Baccalaureus, Magisters, Licentiaten und Doktors zu ertheilen, was Pius IV. 1561 bestätigte. Und doch waren die Anstalten der Jesuiten, auch wenn sie Universitäten hießen, niemals vollständige Hochschulen; sie enthielten blos die Fakultäten der Theologie und der „freien Künste" (jetzt der „Philosophie" genannt).

Sehen wir nun, welche Leistungen die durch jesuitische Schulen gebildete und genährte Literatur des Ordens aufzuweisen hat. Einiges hieraus wurde bereits bei Anlaß der Erwähnung einiger der berühmtesten Jesuiten (besonders Baronius und Bellarmin) erwähnt.

In der Geschichte ihres eigenen Ordens thaten sich hervor: Petrus Scarga (Italiener, † 1612) mit seiner Geschichte der Heiligen, Seligen und Martyrer der Gesellschaft Jesu, Orlandinus und Sachinus mit der Geschichte des Jesuitenordens (1615 und 1621 zu Köln gedruckt), Ribadeneira, der Verfasser einer Schrift gegen Machiavelli (de bono principe), mit der Aufzählung der berühmten jesuitischen Schriftsteller, Joh. Tollenarius u. A. mit der Prachtausgabe „Imago primi seculi societatis Jesu" u. s. w. Gegen die Jesuiten schrieben Mitglieder der älteren Mönchsorden das Theatrum Jesuiticum (Coimbra 1654), worin sie die Bedrückungen erzählten, welche sich die Jesuiten gegen die älteren Orden erlaubten. Es war zunächst gegen einen Doktor Aquila gerichtet, der vorher in einer Streitschrift, mit dem bezeichnenden Motto „Ladremo el perro, y ne me muerda" (Laß den Hund bellen, wenn er mich nur nicht beißt) jenen Orden vorgeworfen hatte, die Lehrer der Jesuiten zu sein. Der Verfasser war Ildefonsus a Sancto Thoma, Dominikaner und Bischof von Malaga, — ein natürlicher Sohn König Philipp III. von Spanien, der ihn sehr protegirte.

Was die übrige Weltgeschichte betrifft, so sahen wir schon bei Baronius und Bellarmin, wie genau es die Jesuiten mit der Wahrheit nehmen. Dazu stimmt auch, daß sich nicht weniger als neun Jesuiten im siebenzehnten und Anfangs des achtzehnten Jahrhunderts dazu hergaben, die

Ächtheit eines Briefes zu beweisen, welchen nach der Legende die Jungfrau Maria an die Gemeinde zu Messina geschrieben, dessen Sprache griechisch (!) ist, und dem zu Ehren noch jetzt jährlich am 3. Juni ein Fest zu Messina gefeiert und zahlreiche dortige Kinder „Lettera" getauft werden. Die berühmtesten jesuitischen Geschichtschreiber sind: der Spanier Juan de Mariana, welcher die spanische Geschichte in dreißig Büchern, in gewandtem Stile, doch ohne alle Kritik schrieb (sie erschien zuerst 1601 — 1605 in Mainz, — und beginnt mit Kains Nachkommen Tubal, von dem die Spanier abgeleitet werden!); Mariana (geboren 1536 zu Talavera) schrieb auch mehrere lateinische Abhandlungen. In derjenigen: de rege et regis institutione vertheidigte er den Mord Heinrichs III. von Frankreich und der Tyrannen überhaupt; sie wurde auf Anordnung des Parlaments von Paris durch den Henker verbrannt; weil aber dies die Völker gegen die Jesuiten erbitterte, verleugneten ihn seine Ordensbrüder, und die Inquisition setzte ihn, 73 Jahre alt, wegen theologischer Schriften gefangen, brachte diese auf den Index und behandelte ihn um so härter, weil man unter seinen Papieren ein spanisches Werk über „die Gebrechen der Gesellschaft Jesu" gefunden hatte. Er starb jedoch erst 1623, im 87sten Jahre. Christoph Browerus († 1617 zu Trier) beschäftigte sich mit den deutschen Heiligen und den fuldaischen Alterthümern; Brunner aus Hall in Tirol († 1659) schrieb die bairische Geschichte, Samuel Timon die ungarische, Philipp Labbé behandelte die französischen Wappen, Famian Strada († 1649 in Rom) die Geschichte des niederländischen Krieges in spanischem Sinne, welche Kaspar Schoppe, ein Gegner der Jesuiten, tüchtig zerzauste.

Ebenso wenig Kritik wie die Geschichtforscher, bewiesen die Sprachforscher des Ordens. Einer der berühmtesten unter ihnen, Franz Turrianus, gab ein arianisches Machwerk des vierten oder fünften Jahrhunderts, welches den Titel der „Apostolischen Konstitution des Papstes Clemens I." führt, und welches er für ächt hielt, 1563 mit Gepränge griechisch und lateinisch heraus. Die französischen Jesuiten Sirmond und Fronton gaben in der ersten Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts die Kirchenväter heraus, aber reich an Fehlern und arm an kritischem Blicke. Besser sind die griechischen Ausgaben und Übersetzungen eines Corderius, Petavius, Grether, Schottus, Raderus u. A., doch nicht mit solchen anderer Gelehrten zu vergleichen, die dem Orden nicht angehörten.

Hierzu kommen noch einige Schriftsteller über die Sprache und die Geographie der Länder, in welchen die Jesuiten Missionen besaßen, einige Mathematiker ohne hervorragende Namen, einige gründlich vergessene scholastische sogenannte Philosophen, vor Allem aber ein ungeheures Heer von Theologen, deren Zahl die aller übrigen jesuitischen Literaten übertrifft, welche der forschenden Wissenschaft aber keinerlei Interesse bieten können.

Der Jesuitenorden hatte in Folge seiner strengen Disciplin und laxen Moral schon frühe manchen Abfall zu beklagen. Im Jahre 1567 entflohen die Professoren Eduard Thorn und Balthasar Zuger aus dem Jesuitencollegium zu Dillingen und wurden Protestanten, so 1587 Elias Hasenmüller, um 1595 Heller und Gabriel Variak, der in Genf gegen die Jesuiten schrieb. Im Jahre 1577 entwich der Professor Christian Franken aus Gardeleben vom Jesuitencollegium zu Wien, wurde Protestant und schleuderte von Basel und La Rochelle aus zahlreiche Streitschriften gegen den Orden, deren eine den kräftigen Titel trägt: De bestialissima idololatria quam in adoratione panis et vini renovat societas, Jesu divino sub cognomento latitans secunda bestia; eine andere: De studiis Jesuitarum abstrusioribus et consiliis eorum sanguinariis. Franken starb 1590 als Lektor am socinianischen Gymnasium zu Klausenburg in Siebenbürgen. Auch im siebenzehnten Jahrhundert wandten sich viele Jesuiten, wie z. B. Peter Jarrige, nach La Rochelle, Genf und Holland, Jarrige ließ sich jedoch zur Rückkehr bewegen und verschwand nach 1650 zu Antwerpen spurlos aus der Welt. Sonderbarer war das Schicksal eines andern Jesuiten, Mena mit Namen, eines Spaniers; er hatte sich mit einer weiblichen Person vergangen und wurde deshalb von der Inquisition zu Valladolid eingekerkert. Die Jesuiten wußten ihn jedoch zu bekommen, gaben ihn für todt aus, begruben eine Figur statt seiner und schafften ihn nach Genua, wo er 1634 — Jude wurde, sich verheiratete und als Rabbiner Vorträge über das Gesetz Mose's hielt.

Dies waren die Grundsätze, Einrichtungen, Leistungen und Resultate eines Ordens, welcher, von einem begeisterten Schwärmer gestiftet, im Sinne desselben das reine Christenthum zu predigen und zu verbreiten und das Wohl der christlichen Völker zu befördern vorgab, in Wahrheit aber dem krassesten Materialismus verfiel, eine Moral lehrte und befolgte, nach welcher Alles erlaubt ist, was dem Orden als solchem nicht schadet, mit Hülfe derselben jede Staatsordnung untergrub und zerstörte, und die katholische Kirche sowol, als deren Oberhaupt, nur vorschob und benützte, weil es bequem war, sich auf eine schon bestehende Macht stützen zu können.

B. Die katholischen Eroberungen mit Hülfe der Jesuiten.

Daß der Jesuitenorden in seinem eigentlichen Wesen durchaus glaubenslos ist, erhellt aus den Werken seiner eigenen Glieder, deren keines ohne Bewilligung des Ordens gedruckt ist, hinlänglich, daher auch Jesuiten zu wiederholten Malen von den Päpsten als Ketzer verdammt worden sind. Aber die katholische Kirche und der Papst sind Werkzeuge, welche von gescheuten, geriebenen, schlauen Männern leicht bethört und geblendet werden können, weil die bestehende Regierungsform der Kirche überhaupt

auf einer Verblendung, nämlich der Annahme einer Stiftung des Primates durch Christus beruht. Obschon also die Jesuiten weit entfernt sind, den Glauben der katholischen Kirche innerlich zu theilen, — sie, denen jede Grundsätzlichkeit fremd und jede Anbequemung an Gegebenes leicht ist, bleibt ihnen die Kirche, der sie durch ihre Stiftung als geistlicher Orden doch einmal angehören, ein unschätzbares — Werkzeug, durch dessen Gewinnung Derjenige, der es zu benützen und zu leiten weiß, mittels der zahlreichen Gnaden- und Heilsaustalten, die der Katholizismus besitzt, einen unberechenbaren Einfluß auf hunderte von Millionen denkunfähiger, blindgläubiger Schafe erhält.

Die Jesuiten wollen eben vor Allem herrschen, und dies können sie nur unter den Unwissenden, denen sie durch ihre hohle Gelehrsamkeit imponiren, — eine Gelehrsamkeit, welche den Zierden der Kunst und Wissenschaft gegenüber in Staub zerfällt.

So traten denn die Jesuiten in die Reihen, welche in der Mitte des sechszehnten Jahrhunderts die katholische Kirche bildete, um das ihr durch die Reformation entrissene Gebiet wieder zu erobern und ihre verlorene Macht und die Einheit der zerrissenen Christenheit wieder herzustellen.

Der Schauplatz dieses Kampfes war begreiflicher Weise vorzüglich das Land, in welchem die Reformation ihren Anfang genommen und die größte Verbreitung und Macht besaß, — Deutschland.

Der Orden war noch jung, der Schwärmer Loyola lebte noch, und kein Escobar, Sanchez, Vasquez und Busenbaum hatten noch ihren unmoralischen Schmutz niedergeschrieben, als er in Deutschland Fuß faßte, wo man ihn daher auf katholischer Seite in guter Treue als die Stütze der Kirche ansah. Im Jahre 1551 gründeten sie unter dem Schutze des römischen Königs Ferdinand I. das Collegium zu Wien, 1556 diejenigen zu Köln, Ingolstadt und Prag, 1559 das zu München, 1561 die zu Trier und Mainz, und 1566 hatten sie ein bedeutendes Netz über ganz Baiern, Tirol, Franken, Schwaben, über den größten Theil Österreichs und der Rheinlande gesponnen und waren im Begriffe, sich auch in Ungarn einzunisten. Ingolstadt wurde der Centralpunkt ihrer die Kurzsichtigen blendenden Wissenschaft. Sogar Protestanten ließen sich bethören und sandten ihnen ihre Kinder. Wo die Heuchler Platz griffen, führten sie sofort den bereits außer Gebrauch gekommenen Schabernack der Reliquien, Rosenkränze, Fastengebote und Wallfahrten wieder ein. Es war eine Invasion des romanisch-katholischen Geistes in das Gebiet des deutschen und protestantischen.

Die Früchte zeigten sich zuerst in Baiern. Der Herzog Albrecht V., vorher geneigt, seinem großentheils protestantisch gewordenen Lande Zugeständnisse zu machen, wandte sich seit dem Ende des Concils von Trient plötzlich gegen die Protestanten, sandte die Jesuiten als Bekehrungstruppen unter sie, und vertrieb sie, wo sie ihrem Glauben treu blieben. Die auf

dem Index stehenden Bücher wurden massenhaft verbrannt und dafür jesuitische verbreitet. Der Herzog beschränkte sich aber nicht auf sein Land. Seinen Mündel, den Sohn des in Frankreich in den Reihen der Hugenoten gefallenen Markgrafen Philibert von Baden, ließ er katholisch erziehen und dessen Land durch seine Jesuiten in den Jahren 1570 und 1571 zum alten Glauben bekehren. Zugleich wurde der Jesuit Canisius umhergesandt, um die katholischen Fürsten zum Zusammenhalten, zur unbedingten Annahme der trienter Beschlüsse und zur Verweigerung jeder Concession an die Protestanten zu bewegen. Sein Wirken war mit Erfolg gekrönt; Seminarien tauchten überall auf; an den katholischen Universitäten, zuerst in Dillingen, wurden keine Grade mehr ertheilt ohne Ablegung des trienter Glaubensbekenntnisses! Das letztere mußten im Erzbisthum Trier auch alle Schullehrer unterschreiben. Die früher so lax gewordenen geistlichen Fürsten versäumten keine Procession, keine Vesper mehr. Der vorher tolerante Kurfürst von Mainz, Daniel Brendel, ging nun mit jesuitischer Hülfe erobernd vor, verjagte aus seinen sächsischen Besitzungen im Eichsfelde die protestantischen Prediger und setzte Jesuiten an ihre Stelle. Dasselbe that der Abt von Fulda. Kaiserliche Privilegien, welche die Protestanten vorwiesen, wurden nie berücksichtigt.

Das reizte sie zum Widerstande. Im Fuldaischen wurde 1576 der strenge Abt von seinem Adel überfallen und zur Abdankung gezwungen; ja eine merkwürdige Reaktion gegen das katholische Streben, welche wahrlich Mut brauchte, versuchte der 1577 auftretende Erzbischof von Köln, Gebhard Truchseß, der offen protestantische Sympathien an den Tag legte, keine Messe las und mit dem Gedanken umging, sein Kurfürstenthum kurzweg in ein weltliches und erbliches zu verwandeln. Wirklich erklärte er, Protestant werden und heiraten zu wollen, Pfalzgraf Kasimir unterstützte ihn; aber beide unterlagen 1583 den Intriguen des Papstes und den Truppen Baierns und Spaniens, und Truchseß mußte fliehen und einem baierischen Prinzen Platz machen. Heinrich von Lauenburg, Bischof von Paderborn und Osnabrück, der sein Beispiel hatte nachahmen wollen, starb 1585 an einem Sturze vom Pferde. Jesuiten überschwemmten Beider Stiftsgebiete, und darauf auch Münster in Westfalen, Hildesheim und andere Lande. Der Bischof Julius von Würzburg bekehrte seine Hauptstadt und sein Gebiet mit Gewalt zum Katholizismus. Ihm ahmte der von Bamberg nach. In beiden Stiftern füllten sich die Klöster wieder.

Doch in Österreich war damals der Protestantismus noch stark. Noch 1567 wurde die Grafschaft Glatz protestantisch und 1571 waren Krain und Steiermark fast ganz dem neuen Glauben zugethan, der noch 1578 in ganz Österreich, Tirol ausgenommen, der herrschende war. Dies sollte jedoch nicht dauern. —

Als in einer protestantischen Sekte zu Wien fanatische, ja aufreizende

Predigten gehalten und eine als Demonstration hiegegen 1578 gehaltene feierliche Fronleichnamsprocession durch einen blinden Lärm gestört wurde, vertrieb der Kaiser Rudolf II. jene Sekte, und sofort begann diese Maßregel sich rasch über das Reich auszudehnen. Überall vertrieb man die protestantischen Geistlichen, entfernte ihre Glaubensgenossen von den Ämtern, konfiszirte protestantische oder auch blos dessen verdächtige Bücher und führte den Katechismus des Canisius in den Schulen ein. Dann ging Erzherzog Karl in Steiermark mit päpstlicher Hülfe an das Werk, sein Land zur katholischen Religion zu zwingen. Die reformirten Kirchen wurden gesperrt und alle Ämter mit Katholiken besetzt, und Papst Sixtus V. war über diese Schritte entzückt.

Der in Italien streng katholisch herangezogene, noch junge Erzbischof von Salzburg vertrieb 1588 alle Protestanten, die sich nicht zu einer herabwürdigenden Kirchenbuße bequemten, und unterdrückte auch seine katholischen Unterthanen, ja sogar sein Domkapitel, dessen Dekan sich aus Schmerz darüber entleibte. In der freien Stadt Köln wurde der Besuch der protestantischen Predigt mit Kerker und Geltbuße bestraft, in Augsburg und Regensburg die Protestanten kurzweg verbannt. Ja, der römische Nuntius, die Jesuiten und ihre Helfershelfer machten nun auch Versuche, protestantische Fürsten in Sachsen, Hessen und der Pfalz, und mit ihnen ihr Land, zu bekehren, und mit Energie arbeitete man daran, das Reichskammergericht von seinen protestantischen Mitgliedern zu säubern. Schüler der Jesuiten stiegen nach und nach zu den Stellen der Kirchenfürsten empor und räumten dann mit fürchterlicher Gewissenhaftigkeit alle Reste des Protestantismus weg. Zu diesen Schülern gehörte auch Kaiser Ferdinand II.; er besuchte als Erzherzog von Steiermark Rom, versprach dem Papste 1598 fußfällig, die katholische Religion, welche nach dem Tode des Erzherzogs Karl wieder abgenommen hatte, zur alleinherrschenden zu machen und hielt sein Wort, worauf er sich in der Kapuzinerkirche zu Gratz als Erzengel Michael abbilden ließ, der den Teufel in der Gestalt — Luthers besiegt. Kärnthen und Krain folgten nach. Man nannte dies Niederreißen protestantischer Kirchen und das Vertreiben ihrer Prediger damals „Reformation". Kaiser Rudolf that seit 1601 Dasselbe in Ober- und Niederösterreich, ja sogar in den mit eigenen Rechten begabten Königreichen Böhmen und Ungarn. Einem italienischen Augustinermönche gelang es, den Kaiser an der Erfüllung der Bitte seiner protestantischen Fürsten zu verhindern, daß den Jesuiten verboten werde, gegen den Religionsfrieden von 1555 zu schreiben, so daß die Protestanten den Reichstag von 1608 verließen und die „Union" gründeten. Ihnen gegenüber vereinigten sich im folgenden Jahre die katholischen Fürsten zur „Liga", und so war der Grund gelegt zu dem unheilvollen dreißigjährigen Kriege, den wir, da in seinen Stürmen das religiöse Interesse durchaus im politischen verschwand, und aus politischen Gründen fast noch mehr, als aus

religiösen, der Protestantismus in ganz Österreich und allen übrigen katholischen Ländern völlig ausgerottet wurde, — in die politische Geschichte verweisen.

Mit dem nämlichen Eifer, wie in Deutschland, aber mit sehr ungleichem Erfolge suchte sich der wiederhergestellte, von asketischen und despotischen Päpsten und von den Jesuiten geleitete Katholizismus auch in anderen Ländern Europa's an die Stelle des Protestantismus zu setzen, wie nicht minder in außereuropäischen Regionen dem nicht christlichen Gebiete Seelen abzuringen. Sein abwechselndes Gelingen und Mißlingen in Frankreich und Großbritannien haben wir bereits früher betrachtet, und so bleibt uns noch der Norden und Osten Europa's zu berücksichtigen übrig.

Durch ihren Erbanfall an Burgund und das spanisch-habsburgische Haus hatten die Niederlande schon seit längerer Zeit eine von der deutschen Geschichte getrennte Stellung eingenommen. Nachdem schon Karl V. dort die ersten Regungen der Reformation auf die grausamste und blutigste Weise verfolgt und unterdrückt und gegen hunderttausend Menschen hatte morden lassen, waren die strikte Ausführung der trienter Beschlüsse und die strenge Handhabung der Inquisition durch Philipp II. von Spanien die entscheidenden Veranlassungen zur Losreißung jenes Gebietes vom spanischen Joche. Abgesehen von den Motiven, welche in des Königs angeborenem Charakter ihren Grund hatten, war es Papst Pius V., der ihn auf die feurigste Weise zur rücksichtlosen Vertilgung aller reformatorischen Regungen in den Niederlanden, die sich bereits durch Bilderstürmerei kundgegeben hatten, antrieb. Egmond und Hoorn fielen als erste Opfer durch den mit unbeschränkten Vollmachten ausgestatteten Henker Alba. Gegen seine Blutherrschaft erhob sich das Land im Jahre der Bartholomäusnacht und hielt sich mit doppelter Begeisterung: religiöser und patriotischer. Ja die Katholiken gingen endlich mit den Protestanten im glühenden Wunsche nach Freiheit einig, konnten aber nicht verhindern, daß sich in Folge des geistigen Übergewichts der Letzteren auch die neue Religionsform unter ihnen verbreitete. Religiöse Duldung war aber das leitende Princip der Aufständischen. Keine Erhebung war je gerechtfertigter. Es wurde anders, als sich auch in den katholischen Niederlanden die Jesuiten einnisteten und ihre Glaubensgenossen von deren Landsleuten abwendig machten. Ihnen verdankte Spanien, neben seinem Heere, die Wiedereroberung der katholischen Niederlande (1583), wo nun alles Protestantische unnachsichtlich zerstört wurde. Der nördliche Landestheil, welcher seit 1579 durch die Utrechter Union zum ersten modernen Föderativstaate vereinigt war, und sich 1581 unabhängig erklärt hatte, sollte ebenfalls wieder, und zwar durch Mord für Spanien gewonnen werden. Ein fanatischer Meuchler, der Biscayer Jaureguy, der Amulette bei sich führte und im Falle des Gelingens der Mutter Gottes von Bayonne ein

Kleid, eine Lampe und eine Krone, derjenigen von Aranzosu eine Krone und dem Herrn Christus selbst einen Vorhang versprach, wurde ergriffen; dem Zweiten aber, dem von den Jesuiten gesandten Balthasar Gerard, gelang 1584 die Sendung der verrätherischen Kugel in das edle Herz Wilhelms von Oranien. Zur Feier seiner That sangen die Chorherren von Herzogenbusch ein Tedeum. Überall im wiedereroberten Lande erhielten nun die Jesuiten die ihnen von Spanien früher aus Mißtrauen vorenthaltenen Niederlassungen, und bald gesellten sich ihnen ihre steten Begleiter, die Kapuziner, bei. Es gelang ihnen sogar, in den freien Niederlanden einen großen Theil der Bewohner, namentlich im Erzbisthum Utrecht, dann auch im Bisthum Harlem u. s. w., wieder zum Katholizismus zurückzuführen, — Dank der Toleranz, welche dessen protestantische Regenten übten!

Weniger Erfolg leuchtete der Gegenreformation im skandinavischen Norden. Mit Leichtigkeit und ohne wesentlichen Widerstand war die Lehre Luthers in Dänemark und Schweden eingeführt worden; schwieriger war das Werk in den entlegeneren Ländern der Finnen und Lappen und auf der Insel Island gewesen. Durch Gustav Wasa war die Reformation in Schweden zugleich Sache der Vaterlandsliebe geworden. Dennoch wandte einer seiner Söhne, Johann von Finnland, seine Sympathien der römischen Kirche zu, wol vorzüglich in Folge der Einwirkung seiner polnischen Gemahlin und der Gefängnißleiden, die seine Brüder über ihn verhängt, was er aber bereits mit Mord gerächt hatte! Er begünstigte sogar das Eindringen von Jesuiten in Stockholm, unterhandelte mit einem Gliede dieses Ordens, Anton Possevin, den man ihm aus Rom gesandt, über Wiedereinführung der alten Kirche in Schweden, und legte in die Hände Desselben das römische Glaubensbekenntniß ab. Freilich forderte er die Priesterehe und die Messe in der Landessprache; der Papst Gregor aber weigerte sich, hierauf einzutreten und verlangte unbedingte Unterwerfung. Das brach die Geduld des Königs; er jagte die Jesuiten wieder fort und wagte an den Glauben seines Landes keine Hand anzulegen. Auch sein Sohn Siegmund, bereits König von Polen, seit 1592 auch von Schweden, durfte es nicht wagen, obschon er in Gesellschaft eines Nuntius und mit päpstlichen Hülfsmitteln zur „Wiederherstellung des Glaubens“ aus Polen nach Schweden kam. Der Papst ließ ihm sogar zumuten, erledigte Bischofssitze mit Katholiken zu besetzen. Diese und ähnliche Absichten bewirkten große Aufregung unter den Schweden, welche vom Könige die Anerkennung des lutherischen Glaubens als alleinherrschenden verlangten. Die Jesuiten beschwichtigten seine Gewissensangst und bewogen ihn zu diesem Zugeständniß, — um die Krone zu retten. Kaum gegeben jedoch, brach er es sofort und machte auch den Katholiken Zugeständnisse, ernannte katholische Beamte und richtete katholischen Gottesdienst ein. Die schwedischen Stände machten diese

Maßregeln wieder rückgängig, hoben das letzte noch übrig gebliebene Kloster auf und ließen Die peitschen, welche die lutherische Kirche nicht besuchten. Die Furcht vor römischer Tücke und Gewalt, wie sie in Deutschland und Frankreich geübt wurde, machte sie in empörender Weise intolerant. Es war völliger Aufstand gegen den in Polen abwesenden König, der mit landesverrätherischen Planen umging, Schweden an die spanische Politik zu verkaufen. Sein bewaffneter Einfall in Schweden endete 1595 mit seiner Niederlage und der Erhebung seines protestantischen Oheims Karl zum Könige.

Was die katholische Reaktion damit in Schweden für immer verloren, das gewann sie reichlich in Polen. Der 1569 begonnene Einzug der Jesuiten in dieses Land zwang die einflußreichen Protestanten zu Maßregeln, welche die Sache ihres Glaubens förderten. 1579 folgte die Suspension der Zehnten, wodurch nach Behauptung des Nuntius 1900 Pfarreien eingegangen sein sollen. Seit den achtziger Jahren bearbeitete der Nuntius den König Stephan, die Zehnten wieder herzustellen, alle Ämter mit Katholiken zu besetzen und den protestantischen Gottesdienst in den Städten nicht mehr zu dulden. So weit ging der König nicht; aber seine Nachgiebigkeit führte doch zu Begünstigung der Jesuiten und Hintertreibung eines Handelsvertrags mit dem protestantischen England. Die Wahl seines Nachfolgers, jenes Schweden Siegmund, war das Werk der erstarkenden katholischen Partei. Er that, was sein Vorgänger nicht gewagt hatte. Die Kirchen der Städte wurden alle wieder katholisch, und ein Theil der griechischen Katholiken Polens zur Unterwerfung unter Rom gebracht. Der Rest der Letzteren vereinigte sich mit den Protestanten zum Widerstande, den der König 1607 in offnem Kampfe besiegte. Die gemischten Ehen wurden verpönt. Durch die rastlose Thätigkeit der Jesuiten aufgehetzt, stürmten die Katholiken protestantische Kirchen und Kirchhöfe und warfen die Leichen heraus, so in Krakau, Wilna, Posen und anderen Orten, und Protestanten wurden empörend mißhandelt. Trotz alledem aber konnten weder Protestantismus, noch Griechenthum in Polen völlig ausgerottet werden.

Sogar Rußland war von der katholischen Reaktion in Aussicht genommen worden, namentlich zur Zeit des falschen Dmitri, welcher zum Zwecke der Beihülfe Polens zu seiner Thronbesteigung römische Sympathien an den Tag legte und endlich auf Zureden von Jesuiten wirklich diese Glaubensform annahm. Jesuiten und Mönche sammelten sich nach seinem Siege am Hofe zu Moskau. Die Russen jedoch erklärten das Alles für — Heidenthum und die Herrlichkeit nahm ein schnelles Ende.

Die Jesuiten waren aber nicht die Leute, sich entmutigen zu lassen, und ihre in Rußland zerrissenen Netze wurden, neu gefertigt, nach weiter entfernten Weltgegenden ausgeworfen. Zunächst gehörten in ihren Plan die Christen der Türkei. Es gelang ihnen, die Maroniten in Syrien

zur Annahme des römischen Glaubensbekenntnisses zu bringen, 1614 einen nestorianischen Archimandriten in Rom zu bekehren, in Konstantinopel eine Mission zu gründen und den zum Protestantismus hinneigenden dortigen Patriarchen Kyrillos Lukaris zu entfernen.

Zur Zeit ihrer Fahrten nach Ostindien hatten die Portugiesen nähere Nachrichten über das christliche Land Habesch oder Abyssinien in Ostafrika erhalten. Die Jesuiten säumten nicht, schon unmittelbar nach ihrer Gründung, ihre Augen auch dorthin zu werfen. In Rom lebte ein Abyssinier, welcher sich „Abt Peter" nannte, die nach seinem Lande bestimmten Missionäre in der äthiopischen Sprache unterrichtete und 1550 starb. Loyola selbst hatte beabsichtigt, als Missionär dorthin zu reisen; Papst Julius III. aber gab es nicht zu, sondern sandte 1556 zwei andere Jesuiten nach dem „Reiche des Priesters Johannes", wofür man Abyssinien hielt. Der König Claudius war ihnen jedoch in der Disputirkunst gewachsen und wurde von ihnen als Ketzer erklärt. Deshalb verhaßt, gelangten sie, nachdem inzwischen Papst Gregor XIII. umsonst versucht hatte, die Kopten in Ägypten durch ein Religionsgespräch (1583) zu bekehren und die Europäer zu Kreuzzügen aufzurufen, — durch listige Benutzung innerer Parteikämpfe in Abyssinien erst 1604 dazu, den auf den Thron gekommenen unächten König Jakob zum römischen Glauben zu bekehren. Auch seinen Gegner und Nachfolger Seltan-SagHed, überzeugten sie durch Disputationen, während ihnen die Geistlichkeit und das Volk widerstanden. Als nun der König die Sabbathsfeier abschaffte, einen Jesuiten als Bischof des Landes anerkannte und 1626 dem Papste den Eid der Treue leistete, erhob sich Aufruhr, in welchem der König unterlag, was ihn bewog, den von den Jesuiten bereits geübten Religionszwang aufzuheben und allgemeine Glaubensfreiheit einzuführen. Die Folgen waren allgemeiner Abfall von der römischen Kirche, und nach des Königs Tode in der Mitte des 17. Jahrhunderts völlige Vertreibung der Jesuiten durch das Volk, dem sie nichts zurückließen, als ein durch Religionskrieg zerrüttetes und verwüstetes Land. Auch die Mission, welche die Jesuiten 1560 im innerafrikanischen Negerreiche Monomotapa errichtet und mit Bekehrung des Königs und seines Hofes gekrönt hatten, endete mit einem Aufstande, in Folge dessen der König 1561 zum Heidenthum zurückkehrte und die Jesuiten sämmtlich tödten ließ.

In Ostindien hatten die Jesuiten, soweit die portugiesische Herrschaft reichte, natürlich leichtes Spiel. 1565 soll man um Goa 300,000 neue Christen gezählt haben. Aber auch das unabhängige Indien hatte der Apostel Xavier bereits seit 1542 durchzogen, doch wesentlich nur unter den Parias Erfolge erzielt. Einer seiner Nachfolger, Peter Nobili, wandte sich seit 1606 vorzüglich an die höheren Kasten, ging klug auf ihre Vorurtheile ein und bekehrte 70 Brahmanen. Unter den Mohammedanern des Nordens hatte seit 1595 Xaviers Neffe Hieronymus

sich niedergelassen, und zwar geradezu am Hofe des Großmoguls Akbar, wo 1610 drei Prinzen sich taufen ließen. Ja der Großmogul Dschehangir soll 1624 zum Übertritte geneigt gewesen sein. Doch hatten alle diese Bemühungen wenig dauernden Erfolg.

In China war es der Jesuit Ricci, der seit 1591 die christliche Mission, die erste in diesem Lande, besorgte. Er und seine Schüler bahnten sich ihre Erfolge durch berechnetes Schonen und Benutzen des Buddhismus, der Lehre des Kongfutse und anderer Religionsformen und durch Einführung europäischer Erfindungen, wie z. B. der Uhren, in das hinter solchen zurückgebliebene Reich der Mitte. 1605 hatte Ricci bereits eine „marianische Gesellschaft“ in Peking gegründet, und sein Orden befand sich zur Zeit seines Todes 1610 in hohem Ansehen bei Hofe. Nanking besaß 1611 eine christliche Kirche, 1616 fünf Provinzen solche, und 1692 gestattete der Kaiser Kang-Hi den Christen Religionsfreiheit. Der Rigorismus späterer Päpste jedoch, welche die Benützung des Heidenthums zu christlichen Zwecken nicht duldeten und sie sogar 1720 durch die römische Inquisition verdammen ließen, die Intriguen, welche die Jesuiten gegen die Päpste und deren Gesandte in China spannen, und ihre Streitigkeiten mit anderen Mönchsorden, welche Missionen in China errichtet hatten, machten die Chinesen mißtrauisch, und Kang-Hi's Sohn und Nachfolger ließ 1723 die Jesuiten und übrigen Missionäre vertreiben und die christlichen Kirchen niederreißen.

Der spätere Kaiser Kien-Long (seit 1740) beschützte zwar die Christen noch einmal; aber die päpstliche Bulle „ex quo singulari“ Benedikts XIV. gegen die Jesuiten bewirkte seit 1744 auf's Neue die Unterdrückung des Christenthums.

Ähnliches Schicksal hatte die jesuitische und christliche Mission überhaupt in Japan. Wie bereits erwähnt, erreichte Xavier dieses Land zuerst und ließ dort Ordensbrüder zurück, welche große Fortschritte machten, so daß der Kaiser Kubo-Sama sie beschützte, mehrere Daimios sich taufen ließen und 1579 die Zahl der japanischen Christen 300,000 betrug. Spätere Herrscher waren jedoch andern Sinnes; die japanischen Bonzen empörten sich gegen die fremden Konkurrenten; die Verbindungen der Jesuiten mit dem feindlichen China und der Verdacht großer Schätze, die sie aufgehäuft haben sollten, erregten den Haß der Japanesen. Dazu kamen die Bemühungen der Holländer, die Portugiesen von ihrem Handelsmonopol mit Japan zu verdrängen, und 1639 wurden alle Christen aus dem Inselreiche vertrieben oder ermordet, (welche Märtyrer, angeblich drei Jesuiten und 23 Franziskaner, 1862 heilig gesprochen wurden), worauf Japan 1666 die Ceremonie einführte, daß alle des Christenthums Verdächtigen gezwungen wurden, die Bilder Jesu und Maria's mit Füßen zu treten. 1692 waren nur noch 50 Christen übrig und zwar in Gefängnissen. Nur durch schlaue Verheimlichung ihres Christenthums erschlichen

sich die Holländer auch die fernere Gewährung ihres Handelsbetriebs mit Japan.

Auch in Amerika wetteiferten die Jesuiten mit den Bettelorden, das Christenthum zu verbreiten, jedoch dort wegen der weiten spanischen und portugiesischen Besitzungen ohne Widerstand und mit dauerndem Erfolge, — wenigstens hinsichtlich der Befolgung katholischer Gebräuche, welche den harmlosen Indianern sehr zusagten, — keineswegs aber zu Gunsten christlicher Liebe, die stets vor der Inquisition den Kürzern zog.

So war der Orden ein Überall und Nirgends, — bald in dieser, bald in jener Gestalt. Wenn es sein Interesse verlangte, arbeitete er im Sinne und Geiste des regenerirten Papstthums; wenn er aber einsah, daß er mit den strengen Grundsätzen desselben keine Erfolge erringen würde, so sagte er sich auch ohne Bedenken von denselben los, mischte das Christenthum, wenn es nöthig schien, mit Heidenthum bunt untereinander, und trotzte dem Papstthum, das solche Experimente nicht litt. In Frankreich arbeiteten die Jesuiten für Spaniens Interesse, — während sie in Spanien mit den dort regierenden Mächten, Krone und Inquisition, in Konflikt geriethen. Während sie in Deutschland die Autorität des Papstes zu befestigen suchten, traten sie ihr in Spanien, um es mit dem König nicht zu verderben, entgegen. Und doch waren sie, wenn es den Kampf gegen Feinde des römischen Systems galt, wieder unter sich und mit den Päpsten einig.

Dies war nun auch der Fall, als Rom seiner Wirksamkeit für Befestigung der kirchlichen Disciplin auch eine solche für Wiederherstellung seiner früheren Macht in den einzelnen Staaten, namentlich den italienischen, folgen ließ. Diesen Ansprüchen willfährig zu sein, waren die seit dem Verfalle des Papstthums im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert ihrer Unabhängigkeit auch in geistlichen Dingen gewohnten Staaten nicht gesonnen. Als dieselben daher unter Papst Paul V. aus der Familie Borghese (seit 1605) mit Nachdruck hervorgeholt wurden, leisteten die italienischen Staaten Widerstand und gaben anfangs kein Hineinregieren der Kirche in ihre inneren Angelegenheiten zu. Während jedoch die meisten unter ihnen nach und nach müde wurden und nachzugeben begannen, harrte die Republik Venedig im Widerstande aus. Namentlich erbitterte es diese, als der Papst nach Belieben diese und jene geistlichen Personen und Korporationen des venetianischen Gebietes, welche er zu seiner „Hofhaltung“ rechnete, von Entrichtung eines Zehntens an die Republik lossprach, als er ferner jede Reise in protestantische Länder ohne Bewilligung der Inquisition verbot, was dem venetianischen Handel nicht willkommen sein konnte, — und als die römische Kongregration des Index beinahe keine Bücher mehr von der Einverleibung in ihr Verzeichniß befreite, als die Meßbücher und Breviere, die nun aber verbessert wurden und in Rom selbst gedruckt werden sollten, wodurch die berühmten Buchdrucker Venedigs empfindlichen Schaden erlitten. Zu alle dem kamen noch Grenzstreitigkeiten bezüglich auf das neu-

lich mit dem Kirchenstaate vereinigte Ferrara. Die Gegner der päpstlichen Ansprüche wurden in der Lagunenstadt immer populärer und ihr Haupt Leonardo Donato 1606 Doge. Man erzählt, daß Paul V., als er noch Kardinal war, einst zu Donato gesagt habe: „Wenn ich Papst wäre, so würde ich euch bei der ersten Gelegenheit exkommuniziren," worauf Donato geantwortet habe: „und ich, wenn ich Doge wäre, würde über eure Exkommunikation lachen." Ihren eigentlichen Kopf aber besaß diese Partei in einem Manne, welcher als der erste bedeutende Gegner der Jesuiten und der neurömischen Anmaßungen betrachtet werden kann, in dem Servitenmönche Fra Paolo Sarpi*). Zu Venedig 1552, ungefähr in derselben Zeit wie Papst Paul V. geboren, „Peter" getauft, und früh verwaist, trat er schon mit dreizehn Jahren in den Servitenorden, in welchem er den Namen „Paul" annahm. Schon mit achtzehn Jahren wurde er durch den Herzog von Mantua aus dem Hause Gonzaga, dessen Aufmerksamkeit er durch eine gelehrte Disputation erregt, zu dessen Hoftheologen ernannt, was er vier Jahre blieb, während welcher Zeit er sich in der griechischen, hebräischen und chaldäischen Sprache, in der Mathematik, Astronomie und den Naturwissenschaften ausbildete. Nach Verfluß derselben begab er sich nach Mailand, wo eben Karl Borromeo wirkte und ihm viele Ehre erwies. Weil er aber einst im Gespräche der Behauptung entgegentrat, daß in der hebräischen Schöpfungssage im ersten Buch Mose die Erwähnung der Dreieinigkeit enthalten sei, wurde er bei der Inquisition als judaisirender Ketzer angeklagt, appellirte aber, von Borromeo unterstützt, nach Rom und kam mit einem Verweise davon. Nach Venedig zurückberufen, um dort Philosophie und Theologie zu lehren, wurde er Doktor und 1579 Provinzial seines Ordens, erhielt eine Sendung nach Rom, um dort die Statuten desselben zu entwerfen und später als Prokurator desselben einen bleibenden Aufenthalt zu nehmen. Sixtus V. und dessen Nachfolger zeichneten ihn sehr aus. Er durchstöberte Archive und Bibliotheken, studirte das römische Recht und die kirchlichen Alterthümer und lernte auch die Jesuiten kennen, deren Glied, der spanische Doktor Navarro, ihm bezeichnender Weise bemerkte, wenn Loyola jetzt wieder auf die Welt käme, so würde er seinen Orden nicht mehr kennen. Auch in seinen Lieblingsstudien, den Naturwissenschaften, vervollkommnete er sich und machte mehrere nicht unbedeutende Entdeckungen bezüglich der Optik, des Magnetismus, des Blutumlaufs u. s. w., wie er auch mit Galilei bekannt war und der eigentliche Erfinder des Teleskops und des Thermometers gewesen sein soll. In der Philosophie suchte er den veralteten Aristotelismus zu überwinden. Auf sein moralisches Verhalten fiel nie der mindeste Flecken. Was seinen religiösen Standpunkt betrifft, so konnte er zwar

*) Bianchi-Giovini, A.; Biografia di Frà Paolo Sarpi, teologo e consultore di stato della Repubblica Veneta. Vol. 2. Zurigo 1836.

nicht anders als sich den Regeln seines Ordens fügen; aber er verwarf den Bilderdienst, den Rosenkranz, die Reliquienverehrung, den lächerlichen Dogmenstreit u. s. w. und enthielt sich wenigstens des Beichtehörens. Seinem hellen Kopfe können wir es nur als Ausdruck seines systematischen Kampfes gegen die Jesuiten anrechnen, wenn er Augustins und Calvins Dogma der Prädestination vertheidigte. Seine Frömmigkeit war rein und unberechnet, ein unverfälschtes Christenthum. Gerade aus diesem Grunde war er ein heftiger Gegner des Papstthums, dessen ihm persönlich erwiesene Freundlichkeiten ihn nicht bestachen, das er in Rom gründlich kennen gelernt, dessen weltliche Ansprüche er sein Leben lang bekämpfte, und dessen Ränke selbst der berühmte Scipio Ricci, Bischof von Pistoja, für unverträglich mit der Redlichkeit und dem vollkommenen Christenthum erklärte. Nach Venedig zurückgekehrt, wurde Sarpi abermals, von einem mißgünstigen Ordensbruder, der Ketzerei angeklagt, aber freigesprochen. Bei dem päpstlichen Stuhle dagegen galt er wegen seiner Opposition gegen denselben stetsfort als Ketzer und wurde mit Sorgfalt von jeder Beförderung zu wohlverdienten geistlichen Stellen ferngehalten. Man umgab ihn mit Spionen, suchte ihn auf alle mögliche Weise zu quälen, und als man ihm nichts Anderes anhaben konnte, bezweifelte man die regelrechte Beschaffenheit seiner Kapuze und seiner Sandalen, welche letzteren genau geprüft, — aber orthodox befunden wurden.

Nachdem nun die Streitigkeiten zwischen Paul V. und der Republik Venedig ausgebrochen waren, wurde Sarpi, als Stütze des neuen Dogen Donato, 1606 zum Rechtskonsulenten und darauf auch zum Theologen des Staates ernannt. Als die Uneinigkeit zunahm und die Republik, von Sarpi angefeuert, dem Papste jedes weltliche Recht in ihrem Gebiete absprach, erfüllte der Letztere sein einstiges Versprechen, exkommunizirte den Dogen und sämmtliche Behörden und Beamte der Republik und verhängte über sämmtliche Kirchen derselben das Interdikt. Der Doge zeigte dies den Geistlichen an und verkündete ihnen den Beschluß des Staates, an seiner Autorität festzuhalten. Die Weltgeistlichkeit und die älteren Orden gehorchten dem Vaterlande und setzten den Gottesdienst fort; nur die neuen Orden der Kapuziner, Theatiner und Jesuiten verließen, auf Weisung des Papstes, Venedig und begaben sich in den Kirchenstaat.

In dem letztern, wie in den Venedig ebenfalls benachbarten Herzogthümern Mantua und Mailand ertönten nun die Kanzeln und Beichtstühle von einem fanatischen Geschrei gegen Venedig, das man als ein zweites Genf darstellte, worin sich besonders die Jesuiten hervorthaten. Venedig aber verhielt sich dabei ganz ruhig und lauschte den Predigten des Franziskanermönchs Fulgenzio Manfredi, welche heftig gegen das Interdikt loszogen. Schriftsteller in Menge tauchten auf, welche feurige Worte in demselben Geiste in die Welt hinaussandten, für welche Sarpi als Censor aufgestellt wurde, damit sie das Maß nicht überschritten. Auch ältere

antipäpstliche Werke eines Gerson wurden durch Sarpi aus dem Lateinischen übersetzt und verbreitet. Die Jesuiten mußten ihren Kardinal Bellarmin in's Feld führen, um gegen Fra Paolo Beschuldigungen der Ketzerei, Heuchelei und Unwissenheit zu schleudern, worauf Dieser nichts schuldig blieb, vielmehr neues Geschütz gegen die Papisten aufführte. Die beiden Parteien der Guelfen und der Ghibellinen schienen von Neuem aufzuleben. Als man aber zu Rom keinen Erfolg der päpstlichen Bemühungen sah, citirte man, in gleicher Sache Partei und Richter, Sarpi vor das heilige Officium der Inquisition, dessen Mitglied Bellarmin war, während zu gleicher Zeit der Senat der Republik den kühnen Mönch reich belohnte. Als er auf die Citation würdig antwortete, schwieg man, verbrannte aber seine Bücher und exkommunizirte den Prediger Fulgenzio und den abtrünnigen Jesuiten Giovanni Marsilio, welcher in Sarpi's Sinne geschrieben hatte. Unter der Hand aber ließ man ihm durch Aussendlinge hohe Würden, die Bischofsmütze, den Kardinalshut u. s. w. versprechen, — doch umsonst; — er wies Alles ab mit der einfachen Antwort: „Ich vertheidige eine gerechte Sache."

Als die Jesuiten fortfuhren, gegen Venedig zu predigen, zu intriguiren und zu konspiriren und Venetianer gegen ihr Vaterland aufzustiften, erklärte der Senat ihre Verbannung aus dem Gebiete der Republik und nahm ihre Hinterlassenschaft in Beschlag, worunter sich Aufzeichnungen der Beichten fanden, durch welche sie sich mit den Angelegenheiten der venetianischen Familien und des Staates bekannt gemacht hatten, um gegen letztere zu arbeiten. Dieser Schlag traf die römische Kurie kaum weniger, als die offen ausgesprochene Abneigung des Kaisers, Frankreichs und Englands, ihr gegen Venedig beizustehen, wozu sich nur Spanien bereit erklärte, worauf der türkische Sultan der Republik anbot, mit ihr zugleich auf zwei Seiten den Papst und Spanien anzugreifen. Schon rüsteten beide streitende Mächte zum Kriege. Die protestantischen Schweizer und Holland trugen Venedig Hülfe an. Heinrich IV. von Frankreich machte endlich Friedensvorschläge, mit denen sich Spanien einigte, und die nach langen Unterhandlungen zu einer Verständigung führten, doch ohne daß sich Venedig, das im Übrigen die Forderungen des Papstes erfüllte, bewegen ließ, die Jesuiten wieder aufzunehmen.

Kurze Zeit darauf (1607) wurde in der Lagunenstadt ein verrufener Mönch aus Rom, Rutilio Orlandini, ergriffen, welcher in letzterer Stadt bedeutende Summen und Versprechungen weiterer, sowie eine päpstliche Absolution erhalten hatte, um irgend einen Streich zu verüben, dessen Natur jedoch nicht ermittelt wurde. Es vergingen aber wenige Tage, so wurde auf einer Brücke Venedigs gegen Fra Paolo Sarpi von einer Meuchlerbande ein Mordversuch verübt, so daß er, von mehreren starken Wunden bedeckt, für todt aufgehoben wurde. Das venetianische Volk war wütend, umgab theilnahmvoll das Kloster des Angefallenen, statt das

Theater zu besuchen, und schrieb die That den „Papisten" zu. Der kühne Mönch genas jedoch. Die Mörder, welche trotz der auf ihre Köpfe gesetzten Preise im Kirchenstaate frei umhergingen, gehörten meist diesem an und waren zum Theil Mönche. Ihr Anführer, Ridolfo Poma, ein im Neapolitanischen lebender Venetianer, war zur That bewogen worden durch seinen ökonomischen Ruin, durch die Schriften der Jesuiten, welche den Meuchelmord entschuldigten, und durch die damals herrschende Ansicht, daß es verdienstlich sei, einen Ketzer umzubringen. Der Papst, Paul V., der sich schämte, die Mörder zu beschützen, und sie doch nicht ausliefern wollte, verschaffte ihnen in Neapel ein Asyl. Als sie wieder zurückkehrten, wurden sie eingekerkert und endeten ihr Leben in elendem Zustande. Zu diesem Verhalten der Kurie paßte auch dasjenige gegen den erwähnten Prediger Fulgenzio. Man verlockte ihn, aus Venedig zu fliehen, um in Rom zu höheren Ehren befördert zu werden; als er dort nicht unbedingt zum römischen Systeme schwur, wurde er 1610 der Inquisition überliefert und gehängt und ein Genosse, der dasselbe Spiel versuchte, vergiftet.

Inzwischen hatten sich neue Reibungen zwischen dem Papste und Venedig erhoben, in welchen Fra Paolo seine alte Kühnheit bewährte, wie er überhaupt das Factotum des venetianischen Staates war und dessen Politik gewissermaßen leitete. Die Verbindungen Venedigs mit den protestantischen Staaten England, Holland, der Pfalz u. s. w. waren namentlich sein Werk, wie er auch am französischen Hofe stets den Jesuiten und Spanien entgegenarbeitete. Der römischen Kurie gegenüber hielt er energisch an den Rechten des Staates und in Bezug auf venetianische Verhältnisse besonders an der Freiheit der griechischen Unterthanen seiner Vaterstadt in Candia fest, welche zu beschränken Rom nicht ungeneigt war. Dabei unterbrach er seine schriftstellerische Thätigkeit nicht. In klassischem historischem Stile, und nicht lateinisch, sondern in der Muttersprache, schrieb er die „Geschichte des Interdikts", die „Geschichte der geistlichen Beneficien", die aber weit übertroffen werden von der „Geschichte des trienter Concils", welche die Jesuiten geradezu wütend machte, und mit deren unkritischer und leidenschaftlicher Widerlegung der römische Jesuit und Kardinal Sforza Pallavicino sich unendlich lächerlich machte. Sarpi's Werke waren den Mönchen so sehr ein Dorn im Auge, daß sich deren stets wieder Neue fanden, Verschwörungen gegen sein Leben zu spinnen, die jedoch nie wieder Erfolg hatten. Nachdem Papst Paul V. gestorben (1621) und dessen Nachfolger Gregor XV. seine Laufbahn damit begonnen, von Venedig die Verbannung Sarpi's zu verlangen, auf welchen Fall Dieser an ein Asyl in England dachte, was aber die energische Weigerung des Senates überflüssig machte, endete der Tod am 14. Januar 1623 auch des gelehrten Mönches Leben, das in seinen letzten Jahren still und einsam, aber geehrt von seiner Vaterstadt und der freisinnigen Welt, dahingeflossen war. Gregor konnte ihm nichts mehr anhaben; dafür gründete er die römische

Propaganda und ließ der Jesuiten ersten und dritten General, Loyola und Xavier, heilig sprechen.

Die Jesuiten aber ruhten, besonders während des unglücklichen Krieges, durch welchen die Venetianer Candia verloren, nicht, bis die Republik sie gegen eine Geltspende von 150,000 Dukaten (750,000 Francs), welche 1653 verworfen worden, 1657 endlich wieder aufnahm, und rechtfertigten so den Ausspruch ihres vierten Generals Franz Borgia: „Wie Lämmer haben wir uns eingeschlichen, wie Wölfe haben wir regiert, wie Hunde wird man uns vertreiben, wie Adler werden wir uns verjüngen!“

Fünftes Buch.

Recht und Unrecht, Zauberei und Aberglauben.

Erster Abschnitt.

Rechtsbücher, Richter und Rechtslehrer.

A. Das positive Recht.

Unter denjenigen Zweigen der Kultur, welche durch die bisher geschilderten geistigen Bewegungen der Humanistik, der Reformation und der Gegenreformation nicht unmittelbar beherrscht, wenn auch mehr oder weniger beeinflußt wurden, stellen wir die Rechtspflege voran, weil sie in naher Verwandtschaft zu der im Stadium der Gegenreformation abgehandelten Inquisition steht. —

In der Zeit unmittelbar vor den in diesem Buche geschilderten Bewegungen hatte das deutsche Reich den Zustand seiner äußersten Zersplitterung erreicht. Die einzelnen Gebiete, aus denen es bestand, hingen nur noch lose durch die Person des Kaisers und durch die in allen einander ähnlichen feudalen Verhältnisse zusammen. Aller Grundbesitz beruhte auf den letzteren, der kleinere war vom größern abhängig und folgte ihm im Kriegsdienste, wie im Gerichtswesen. Nur in den Städten war es anders, wo nach und nach jeder Besitz so frei und unabhängig wurde wie der andere. All dieses begründete eine strenge Scheidung der Stände. Im dreizehnten Jahrhundert folgten in der Würde auf den König nach einander die geistlichen Fürsten, die weltlichen Fürsten, die freien Herren oder „Hochfreien", die schöffenbar Freien oder Mittelfreien, und die Dienstmannen oder Ministerialen, d. h. ursprüngliche Leibeigene, welche im Reiterdienst emporgestiegen waren. Dies waren die ritterfähigen Leute. Tiefer als sie standen einerseits die freien Bürger der Städte, anderseits die freien Bauern des Landes, und noch tiefer die Leibeigenen. In den Städten galt der Grundsatz:

Luft macht frei, und wurden daher die in denselben ohne Belästigung wohnenden Leibeigenen nach Jahr und Tag, d. h. nach einem Jahre, sechs Wochen und drei Tagen, freie Leute.

Die geschriebenen Rechte der deutschen Völker, welche während der Völkerwanderung, theilweise mit Benutzung des römischen Rechtes, entstanden waren, nämlich der Salier, Ripuarier, Franken, Alamannen, Baiern, Angeln, Saxen, Friesen, Laugobarden, Westgothen und Burgunder, kamen während des Mittelalters außer Gebrauch. Bis in das dreizehnte Jahrhundert galt vorzugsweise ungeschriebenes Recht. Es bestand in Schöffensprüchen, wurde in zweifelhaften Fällen durch Aufnahme von Weisthümern der betreffenden Orte, d. h. dort geltender Rechtsgewohnheiten, festgestellt, über welche rechtskundige Männer Zeugniß ablegten, und war nach den Lokalitäten in's Unendliche zersplittert. Man faßte die Lokalrechte zusammen im Lehnrechte, welches für die Feudalherren und die von ihnen Belehnten vor dem Lehnsgerichte Beider, im Landrechte, das in den öffentlichen Gerichten der Grafschaft und des Cents (der Hundertschaft), im Hofrechte, das für Streitigkeiten der Grundherren und ihrer Bediensteten, und im Stadtrechte, das in den Städten galt. Eine Stadt, deren Recht von einer andern angenommen wurde, blieb dann Mutterstadt und wurde in zweifelhaften Fällen stets um Rath gefragt. Außerdem hatten sich in einigen Herrschaften, in welche sich die ehemaligen Stammgebiete schieden, gemeinsame Territorialrechte ausgebildet.

Seit dem dreizehnten Jahrhundert kam wieder geschriebenes Recht in Aufnahme. Die ersten Proben desselben sind die Reichsgesetze, deren welche schon im zwölften Jahrhundert vorkommen, und welche entweder Verfassungsgesetze waren, welche die allgemeinen Verhältnisse des Reiches, namentlich des Kaisers und der Kurfürsten feststellten, oder Strafgesetze, welche in Folge der vielen Fehden von Zeit zu Zeit unter dem Namen eines „Landfriedens" erlassen wurden. Das berühmteste Verfassungsgesetz ist die goldene Bulle Kaiser Karls IV. von 1356, der berühmteste Landfriede der „ewige Landfriede" unter Kaiser Maximilian I., 1495 zu Worms erlassen. Nach den Reichsgesetzen traten die Rechtsbücher auf, d. h. wissenschaftliche Bearbeitungen geltenden Rechtes. Das erste solche erschien 1230 in Sachsen unter dem Titel des Sachsenspiegels, verfaßt von dem Ritter Eike von Repgow, erst in lateinischer, dann in niederdeutscher Sprache. Er zerfällt in das Landrecht und das Lehnrecht. Bald darauf entstand eine Umarbeitung des landrechtlichen Theils dieses Rechtsbuches in Süddeutschland, mit dem Anspruche, allgemein deutsches Recht zu enthalten, unter dem Titel: Spiegel der deutschen Leute, in oberdeutscher Mundart, und fügte noch das süddeutsche Lehnrecht bei, blieb jedoch unvollendet. Die Vollendung besorgte ein unbekannter Verfasser, dessen Werk der Schwabenspiegel

heißt. Beide, Sachsen- und Schwabenspiegel, erlangten großes Ansehen und galten im vierzehnten Jahrhundert als kaiserliches Recht bei allen Gerichten, wurden auch in verschiedene Sprachen übersetzt und vielfach nachgeahmt und umgearbeitet. In Hessen folgte ihnen 1320 das „kleine Kaiserrecht", später die „Richtsteige" des Land- und des Lehnrechts u. s. w.

Wie die Macht über Krieg und Frieden, so wurde auch die Rechtsprechung im Reiche vom Kaiser abgeleitet. Derselbe hielt jedoch in früheren Zeiten kein ständiges Gericht, sondern sprach, wenn er in den Fall kam, sein Recht auszuüben, im Vereine mit den eben an seinem Hofe anwesenden Fürsten und Hofbeamten. Erst 1235 stellte Friedrich II. einen ständigen Hofrichter auf, an dessen Seite im fünfzehnten Jahrhundert das ihn seit dessen zweiter Hälfte ganz verdrängende Kammergericht trat, das 1495 zum Reichskammergericht wurde.

Neben der kaiserlichen Richtergewalt hatte sich aber auch diejenige der Landesherren, sowol auf Kosten der erstern, als der Volksrechte, immer mächtiger ausgebildet und überwucherte beide. Im Laufe der Zeiten war beinahe das ganze Reich unter solche mittelgroße und kleine Landesherren gerathen, und die reichsunmittelbaren Landschaften wurden stets kleiner und seltener. Fast am längsten erhielt sich die Reichsunmittelbarkeit und die Freiheit von kleinstaatlichem Joche in Westfalen, auf der sogenannten rothen Erde, und dort erhielten sich aus diesem Grunde auch länger als anderswo die alten Gaugerichte der Freien, welche nur den Kaiser über sich anerkannten. Ein „Freigraf" richtete dort immer noch als kaiserlicher Bevollmächtigter, und das Gericht der Freien befestigte seine Stellung so sehr, daß selbst dann, als auch Westfalen unter kleine Landesväter vertheilt wurde, der Freigraf seine Stellung beibehielt, von dem nunmehrigen Landesherrn als „Stuhlherrn" dem Kaiser vorgestellt werden mußte und der Stuhlherr nur dann selbst Freigraf werden konnte, wenn ihm der Kaiser unmittelbar den Gerichtsbann ertheilte. Die Beisitzer der Freigrafen hießen Freischöffen; die aus ihnen gebildeten Freigerichte aber, wie sie sich selbst nannten, wurden in der Folge bekannter unter dem Namen der Femgerichte*). Diese westfälischen Gerichte erfreuten sich, als einzig übrig gebliebene kaiserliche Gerichte (vor der Einführung der erwähnten Central-Reichsgerichte), solchen Ansehens und Einflusses, daß nicht nur die Gerichtsbezirke ihrer ursprünglichen Sitze, der Freistühle, die Freigrafschaften, der Schauplatz ihres Wirkens blieben, sondern solches sich auch

*) Dieser Ausdruck ist verschieden gedeutet worden. Am wahrscheinlichsten ist seine Ableitung vom lateinischen fama, Gerücht, Ruf, und damit auch vom griechischen φημί (ich sage, spreche); Femgericht heißt also einfach: Spruchgericht oder auch gerichtliches Verfahren auf Gerüchte hin, und falsch ist offenbar die Schreibweise: Vehmgericht.

weiterhin, ja mit der Zeit über das gesammte deutsche Reich ausdehnte. Ihr Sitz war und blieb zwar die rothe Erde; nur auf ihr konnte geurtheilt werden. Vorladen hingegen konnten die Freischöffen Jedermann, er mochte sein wo er wollte, und die Urtheile der Femgerichte konnten überall vollzogen werden. Ebenso waren ihre Mitglieder auch außerhalb Westfalens überall zerstreut, indem die Macht der Feme so gefürchtet war, daß sich aus allen Theilen Deutschlands Männer herbeidrängten, um auf der rothen Erde als Freischöffen oder „Wissende" aufgenommen zu werden, deren es mehrere Tausende gab, unter ihnen Ritter, Fürsten, ja Könige. Der Aufzunehmende mußte ein Freier von unbescholtenem Rufe sein. So wurde die Feme zu einer Art von geheimem Bunde, dem das Mittel des Geheimnisses wohl zu Statten kam, um in jener Zeit des Faustrechtes den flüchtigen Verbrecher mit Erfolg aufspüren zu können. Ungeachtet ihres heimlichen Charakters wurden aber die Femgerichte an den alten Stätten der freien Gerichte, den Freistühlen, deren es in Westfalen über hundert gab, und als deren berühmtester Dortmund galt, unter freiem Himmel und am hellen Tage abgehalten. Ja, sie waren in gewissen Fällen sogar öffentlich, so daß den Verhandlungen Jedermann beiwohnen konnte. Dagegen gab es wieder andere Fälle, wo das Gericht sich als heimliches erklärte und jeder Nichtwissende sich entfernen mußte. Wer, freiwillig oder unfreiwillig, der heimlichen Verhandlung beiwohnte, wurde kurzweg an dem nächsten Baume aufgehängt. Ebenso wurde der Wissende mit dem Tode bestraft, der die Losung und die Zeichen verrieth, an denen sich die Mitglieder der Feme erkannten.

Jedes Femgericht bestand aus dem Freigrafen und wenigstens sieben Freischöffen; der Erstere mußte ein Westfale sein, gleichviel welchen Standes. Übrigens war jeder Freigraf und Freischöffe zur Anwesenheit und in diesem Falle auch zur Theilnahme am Rechtspruche berechtigt. Den Tisch, an welchem die Richter saßen, nannte man die rothe Tafel, ihre Bank die rothe Bank, das Gerichtsprotokoll das rothe Buch u. s. w. Zu ihren Kompetenzen, welche in gewissen Satzungen verzeichnet waren und „femrügige Sachen" hießen, gehörten alle sogenannten Verbrechen; diese zerfielen in die offene und die heimliche Acht, deren Scheidung verschieden angegeben wird. Jedenfalls aber gehörten zur heimlichen Acht bezeichnender Weise auch Hexerei, Zauberei und Ketzerei.

Das Verfahren vor den Femgerichten war der alte deutsche Anklageproceß, nach welchem das Verbrechen nicht als Beleidigung des öffentlichen, sondern eines Privatrechtes aufgefaßt wurde und daher nur auf Klage des Verletzten hin in Untersuchung und Strafe gezogen wurde. Dieser Proceß war derjenige des gesammten Mittelalters, und zu seinen Beweismitteln gehörten u. A. die schon 1215 von der Kirche verbotenen, aber trotzdem noch später vorkommenden Ordalien oder Gottesurtheile, die Zweikämpfe und der Eid in verschiedenen Formen. Nur der letztere kam bei den Femge-

richten vor. Der Ankläger bei diesen mußte ein Freischöffe sein. War die Sache eine femrügige, so wurde der Angeklagte vorgeladen, und zwar, wenn er ein Wissender war, vor die geheime, wenn er es nicht war, vor die offene Acht. Die Ladung vor die heimliche Acht wurde schriftlich durch zwei Freischöffen besorgt, und zwar auf eine Frist von sechs Wochen und drei Tagen. Leistete der Geladene nicht Folge, so luden ihn vier Freischöffen, und wenn auch dies erfolglos war, sechs Freischöffen und ein Freigraf auf die nämliche Frist vor. War er ein Freigraf, so betrug die Zahl der vorladenden Freischöffen sieben, vierzehn und einundzwanzig, nebst zwei, vier und sieben Freigrafen. Die Ladung Nichtwissender geschah in der Regel blos durch den Fronboten, und ihnen wurden blos zwei Fristen bewilligt. War der Aufenthalt des Angeklagten unbekannt, so wurden vier Vorladungen ausgefertigt und an vier Orten, wo er sich möglicher Weise befinden konnte, angeheftet, und eine Königsmünze dazu gelegt. Wenn der Angeklagte zu fürchten war, so konnte die Vorladung Nachts an das Thor der Burg oder Stadt, wo er sich befand, geheftet werden. Die Schöffen begaben sich in diesem Falle vor das Thor, hieben aus dem Querbalken oder Riegel drei Späne, behielten die Stücke, steckten die Vorladung in die gemachte Kerbe und riefen dem Thorwächter zu: „Wir haben einen Königsbrief in den Grindel (Kerbe) gesteckt und eine Urkunde mit uns genommen; sagt Dem, der in der Burg ist, daß er seines Rechtstages warte an dem freien Stuhl, bei den höchsten Rechten und des Kaisers Bann.“ Hatte ein angeklagter Wissender dem freien Gerichte Trotz oder Widerstand bewiesen, so wurde er in der Vorladung gleich einem Nichtwissenden behandelt.

War der Tag des Gerichtes da, aber der Geladene nicht erschienen, so wurde die Anklage wiederholt und der Beweis für die geschehene Vorladung geleistet. Der Freigraf rief dann den Angeklagten mit Namen auf und fragte, ob Jemand für ihn auftreten oder ihn vertheidigen wolle. War dies nicht der Fall, so konnte der Ankläger durch „Übersiebnung“ eine Verurtheilung herbeiführen. Dies geschah, indem er knieend zwei Finger der rechten Hand auf das vor dem Freigrafen stets liegende bloße Schwert legte, die Schuld des Angeklagten betheuerte, und sechs Freischöffen die Wahrheit seiner Aussage eidlich bekräftigten. Dann stand der Freigraf auf und „verfemte“ den Schuldigen; d. h. er sprach gegen ihn eine Formel aus, mittels welcher er ihn „echtlos, rechtlos, siegellos, friedlos“ machte, seinen Hals dem Stricke weihte, seinen Leichnam den Vögeln und Thieren zu verzehren gab, seine Seele Gott, sein Lehen und Gut den Lehnsherren befahl, sein Weib als Wittwe, seine Kinder als Waisen erklärte. Dann warf er einen Strick über sich weg, die Freischöffen spieen aus, und der Name des Verfemten wurde in das „Blutbuch“ eingetragen. Alle Freigrafen und Freischöffen waren nun befugt, den „Verfemten“, wo sie ihn fanden (doch mußten ihrer drei beisammen sein), zu ergreifen

und zu richten. Das Letztere geschah, indem man ihn am nächsten Baume aufknüpfte und in dessen Stamm zum Wahrzeichen der Feme ein Messer steckte. Doch durfte man ihm nichts abnehmen, was er trug, damit nicht Raubmörder die Rolle der Feme fingirten. Wenn dagegen der Angeklagte erschien und seine That gestand, oder derselben überführt wurde, so traf ihn der Tod sofort in der Nähe des Freistuhls. Eine andere Strafe als den Strang kannte die Feme nicht. Erwies sich der Verfemte als unschuldig, so konnte er unter gewissen Bußceremonien vom Femgerichte wieder entfemt werden, jedoch nur der Wissende; dem Nichtwissenden wurde lediglich das Leben geschenkt; keine Herstellung seiner Ehre erfolgte. Eine Appellation an den Kaiser anerkannte die Feme nie, obschon sie sich „kaiserliches Gericht" nannte. Der Kaiser konnte einen Verfemten nur retten, wenn er ihn in seine Dienste nahm; denn des Kaisers Diener waren von der Feme frei, wie auch Frauen, Kinder und Geistliche.

Die Blüte der Femgerichte fällt in das vierzehnte und fünfzehnte Jahrhundert. Als aber das Faustrecht am Ende des letztern abnahm, entarteten sie, verirrten sich in Parteilichkeit, Willkür und unwürdiges Verhalten und wurden endlich durch Einsetzung des Reichskammergerichtes überflüssig. Die Freistühle wurden von den betreffenden Fürsten aufgelöst oder in ordentliche Gerichte verwandelt; am Ende des sechszehnten Jahrhunderts gehörte eine Todesstrafe der Feme zu den Seltenheiten, und am Ende des siebzehnten waren die Freistühle beinahe verschwunden. Freigrafen und Freischöffen aber gab es noch fortwährend, und der Letzte der Ersteren starb in unserm Jahrhundert.

Das Strafverfahren vor den übrigen Gerichten hatte indessen schon seit dem vierzehnten Jahrhundert eine Änderung erlitten. Dieselben begannen, auch ohne Auftreten eines Klägers, bei Verbrechen von sich aus einzuschreiten und stellten selbst Ankläger auf. Damit wurde ihre Praxis strenger. Es bedurfte zur Verurtheilung nicht mehr des Geständnisses oder Beweises, — schon der schlechte Leumund des Angeklagten genügte, wenn Inzichten gegen ihn sprachen. Auch war es nicht mehr nothwendig, daß der Verbrecher auf „handhafter That" oder auf der Flucht ergriffen worden, — der Thatbestand war auch vorhanden, wenn die That eine „kundliche" (notorische) war. Dagegen erhielt der „arme Mensch", wie der Angeklagte protokollarisch genannt wurde, einen Fürsprech (Vertheidiger), und um prompte Justiz zu erzielen, war in fast allen Landesgerichtsordnungen festgesetzt, daß der zum Gerichte niedergesessene Richter nicht mehr aufstehen solle, bis das Urtel erkannt sei. Und dies mußte nach Vorschrift bei Tageslicht geschehen. Todesurtheile wurden sogleich nach Erkenntniß derselben vollzogen, und wer dieselben schmähete oder zu rächen sich unterfing, der wurde „in des armen Menschen Fußtapfen erkannt und mit gleichem Rechte über ihn gerichtet."

Mit den übrigen Zuständen der mittelalterlichen Kultur, den religiösen, politischen, socialen, literarischen, künstlerischen u. s. w. unterlagen jedoch auch die rechtlichen gegen Ende des fünfzehnten Jahrhunderts einer Umwandlung. An die Stelle des Adels und des Ritterthums trat nach und nach ein Beamtenthum, die Leibeigenschaft nahm ab, und die Kirche wurde dem stets mächtiger werdenden Staate untergeordnet. Die Wissenschaft wuchs zu einer Macht heran, die Universitäten zu geachteten Korporationen, die Gelehrten zu gesuchten Rathgebern des Staates. Diese Wandelungen gehen im Rechtsleben einig mit der Einführung fremder Rechte in Deutschland, und zwar des römischen, nach dem Corpus juris civilis Kaiser Justinians I., des kanonischen nach dem Corpus juris canonici der päpstlichen Dekretalen, und des langobardischen Lehenrechts. Das bedeutendste und folgenreichste dieser Rechte, das römische, zeigt in theoretischer Beziehung schon im zwölften Jahrhundert Spuren in Deutschland, wo man es deshalb für verbindlich anzusehen begann, weil man die deutschen Kaiser als Nachfolger der römischen betrachtete und benannte. Im Sachsenspiegel erscheinen bereits Versuche, zwischen dem sächsischen und römischen Rechte Übereinstimmungen zu finden, und im Schwabenspiegel sind ganze römische Rechtssätze aufgenommen. Die Universitäten, an welchen Anfangs blos das kanonische Recht gelehrt wurde, begannen seit dem fünfzehnten Jahrhundert auch das römische zu betreiben und zu diesem Zwecke außer den päpstlichen auch kaiserliche Privilegien nachzusuchen. Dadurch wurde das römische Recht mit seiner systematischen Anordnung und gelehrten Bearbeitung den Juristen theurer, als das unbehülflichere und rohere deutsche Recht, das sie nur noch Jus incertum nannten. Da es Gebrauch wurde, bei den Gerichten gelehrte Juristen (Doctores juris utriusque) als Konsulenten anzustellen, so war bei Errichtung des Reichskammergerichts der Sieg des römischen Rechtes bereits entschieden; und wenn auch der Eid, den die Beisitzer jenes Gerichtshofes, die zur Hälfte Doktoren waren, schwören mußten: nach des Reiches und gemeinen Rechten zu richten, noch keineswegs das römische Recht in sich begreift, wie Manche meinten, so wurde dasselbe doch von da an als definitiv recipirtes Recht betrachtet, doch ohne daß es demselben gelang, die Weisthümer, diese Reste des nationalen Rechtes, zu verdrängen. Das deutsche Recht wurde von da an ein Gemisch von einheimischem und römischem, namentlich im Privatrechte, und populäre Werke, wie der Laienspiegel Ulrich Tenglers und der von Sebastian Brandt neu herausgegebene Klagspiegel eines unbekannten Verfassers, suchten das römische und kanonische Recht auch dem gemeinen Manne verständlich zu machen. Dennoch wurden diese fremden Rechte nie populär, und wo das Volk Gelegenheit hatte, sich auszusprechen, wies es die gelehrten Romanisten weit von sich. So fand das römische Recht in der Schweiz fast gar keinen Eingang; die württembergischen Stände verlangten 1514 die Ausschließung der „Doktoren" aus

den Gerichten, und der Volksmann Ulrich von Hutten übergoß die Romanisten mit der ganzen Lauge seines vaterländischen Zornes.

Völlig schädlich aber wirkten die fremden Rechte auf das Strafrecht. Die Grausamkeit des römischen (byzantinischen) und die Inquisitionssucht des kanonischen Rechtes gestalteten den bereits amtlich gewordenen Anklageproceß vollends zu dem gehässigen Inquisitionsproceß um, und die Strenge gegen die Angeklagten war von nun an geradezu empörend erfinderisch, wie der folgende Abschnitt speziell zeigen wird. Man wütete so furchtbar gegen die angeblichen und wirklichen Verbrecher, daß das Reich sich genöthigt sah einzuschreiten. Der Reichstag zu Freiburg beschloß 1498 eine Revision der Kriminalgesetzgebung. Bevor er aber zu einem Resultate gelangte, unternahm es ein Mitglied der dafür aufgestellten Reichskommission, der (nach Übersetzungen der alten Klassiker) humanistisch gebildete Freiherr Johann von Schwarzenberg (geb. 1463, gest. 1528), Minister des Fürstbischofs von Bamberg (später als Protestant des Kurfürsten von Brandenburg), nach den besten Vorschriften des altdeutschen, römischen und kanonischen Rechtes ein Strafgesetzbuch auszuarbeiten, welches unter dem Titel der „Halsgerichtsordnung" 1507 in Bamberg und 1516 in Brandenburg angenommen wurde. Mit wenig Abänderungen nahm dieselbe dann auch der Reichstag zu Regensburg 1532 als Reichsgesetz an, welches den Titel „Peinliche Gerichts-Ordnung" (abgekürzt P.G.O.) Kaiser Karls V., lateinisch: Constitutio criminalis Carolina (abgekürzt C.C.C. oder Carolina) erhielt.

Die Carolina, wie die P.G.O. gewöhnlich genannt wird, steht insgemein im Rufe eines blutigen, drakonischen Gesetzbuches, welchem alle die furchtbaren Folterqualen und Hinrichtungsmethoden ihrer Zeit zur Last gelegt werden. Dieser Irrthum rührt einerseits von den Romanisten her, welche die Carolina verachteten, weil sie deutsch geschrieben ist und das deutsche Recht berücksichtigt, anderseits aber von Jenen, welche an alle Erscheinungen früherer Zeiten den Maßstab der ihrigen legen. Eine unbefangene Prüfung der P.G.O. zeigt aber den Ersteren gegenüber, daß Schwarzenberg bedeutende juristische Kenntnisse und Erfahrungen an den Tag gelegt hat, und den Letzteren gegenüber, daß er weit milder und humaner auftrat, als zu seiner Zeit gebräuchlich war. Ja es ist eine Thatsache, daß die Carolina sogar von seitherigen Juristen, bis in unser Jahrhundert herab, häufig für zu mild erklärt wurde. Was aber noch hart in ihr ist, und sie enthält sehr viel Hartes und Grausames, das ist es nur, weil es jene Zeit, in der sie entstand, schlechterdings nicht anders gestattet hätte. — Die Verdienste der Carolina bestehen nun allerdings nicht in Milderung der unmenschlichen Strafen ihrer Zeit an sich, aber in lobenswerthen Maßregeln zum Schutze der Angeklagten, und zwar namentlich: in vollständiger Abwesenheit der unmenschlichen Abschreckungstheorie und Beschränkung des Strafzweckes auf den Verbrecher, in der Vorsorge für die

Besetzung der Gerichte mit ehrbaren, verständigen und erfahrenen Personen, ohne daß Solche gelehrte Juristen zu sein brauchten, in der den Angeklagten schützenden Aktenversendung, um bei Obergerichten oder Hochschulen sich Raths zu erholen, in der Lossprechung im Falle Mangels an Geständniß oder an Beweis durch wenigstens zwei glaubwürdige Zeugen und daherigen Beschränkung der Folter auf Verweigerung eines Geständnisses bei starkem Indicien- oder Zeugenbeweis, sowie in schützenden Maßregeln zu Gunsten des Gefolterten, im Verbote der Verhaftung ohne genügende Bürgschaft von Seite des Anklägers für Leistung des Schuldbeweises, in Förderung schnellen Proceßganges, milder Gefängnisse und der Bestellung eines Vertheidigers, in Annahme des bösen Willens, nicht des Schadens, als Maßstab des Thatbestandes und in vollständiger Anerkennung der Nothwehr. Sind dessenungeachtet diese menschlichen Vorschriften nicht immer, oder vielmehr häufig nicht, beobachtet worden, so trägt daran nicht Schwarzenberg, der Verfasser der Carolina, sondern der glühende Haß der Romanisten gegen das deutsche Recht, die Rohheit und Grausamkeit mancher Richter, wie z. B. des berüchtigten Carpzov, und die Verwilderung der Zeiten überhaupt die Schuld. — —

Während der Völkerwanderung war das Recht aller von derselben überschwemmten Länder Europa's, d. h. gerade jener, welche später die Heimstätten der neuern Civilisation wurden, ein deutsches geworden. Nachdem aber in jenen Ländern sich unabhängige Staaten gebildet hatten, entwickelten sich dieselben auch in rechtlicher Beziehung eigenthümlich. Mit Frankreich war dies später, als mit anderen Ländern der Fall, weil es erst durch den Vertrag von Verdun (843) definitiv von Deutschland getrennt wurde. Da die unter den eingewanderten Deutschen sitzen gebliebenen Römer stets das römische Recht behalten hatten und im Süden Frankreichs die Mehrheit bildeten, so wurde auch dort das römische Recht, freilich nicht frei von germanischen Beimischungen, von nun an Territorialrecht, während im Norden das deutsche Recht die Grundlage blieb und erst später mit römischem und kanonischem Rechte vermischt wurde. Weder im einen noch im andern Landestheile war indessen das Recht ein einheitliches, sondern zerfiel in eine Menge lokaler Coutumes. Durch die Regelung der Rechtspflege von Seite der Könige entwickelte sich jedoch seit dem dreizehnten Jahrhundert, zugleich mit jener Annahme fremder Rechte, eine allgemeine Coutume neben und über den lokalen. Schon vor diesem Zeitpunkte war indessen das französische Recht bis in den Orient gedrungen, indem seine Grundsätze diejenigen der durch die Kreuzzüge gebildeten Staaten wurden. Sie fanden einen codificirten Ausdruck in den Assises de Jerusalem, den Rechtsbüchern, welche vor den beiden Gerichtshöfen dieses Königreichs, der Haute cour des Chevaliers und der Basse cour des Bourgeois, wie auch im spätern christlichen Königreiche der Insel Kypros und im ephemeren lateinischen Kaiserthum zu Konstantinopel Geltung hatten. Seit dem vierzehnten

Jahrhundert entstanden in Frankreich selbst allgemeine Rechtsbücher, von denen für die spätere Gerichtspraxis namentlich die Kompilation des Grand Coustumier de France wichtig wurde. Während in Deutschland die kaiserliche Rechtspflege gegenüber der territorialen abnahm, stärkte sich umgekehrt in Frankreich das königliche Recht gegenüber dem lokalen. Die Coutumes selbst wurden auf Anordnung der Könige seit 1453 (unter Karl VII.) aufgezeichnet, von ihnen und den Parlamenten bestätigt und hiedurch königliches Recht. Dies beschränkte sich jedoch auf den Norden, während der Süden stetsfort das römische Recht beibehielt. In den später eroberten Theilen der Niederlande und Deutschlands blieb deren altes Recht bis auf die Revolution bestehen. Seit dem sechszehnten Jahrhundert wurde das französische Recht, nachdem einmal die Coutumes festgestellt worden, durch die königlichen Ordonnanzen fortgebildet. Neben diesen offiziellen Rechtsquellen wurde die Rechtskenntniß wesentlich gefördert durch die gelehrte Thätigkeit der Juristen, unter denen sich Du Moulin (gest. 1566) und Anton Loisel (gest. 1615) auszeichneten.

Vom deutschen und französischen Rechte unterscheidet sich das englische namentlich dadurch, daß es vom Eindringen des römischen Rechtes frei geblieben ist. Nach der Reihenfolge der Eroberungen Englands herrschte dort erst das angelsächsische, dann das normannische Recht. Ihre Quellen sind: die königlichen Gesetze und Statuten, die Mandate der königlichen Kanzlei an die Proceßparteien, um den Proceß einzuleiten oder zu regeln (Writs), die Gerichtsprotokolle (Records), die Berichte über gerichtliche Verhandlungen (Reports) und die wissenschaftlichen Werke der Juristen. Unter den Letzteren zeichnete sich aus: John Fortescue, der 1442 Chief Justice of the Kings Bench wurde, den Kampf der beiden Rosen mitmachte, 1463—1471 in Frankreich als Verbannter lebte und das Werk: de laudibus legum Angliae schrieb, Thomas Littleton, (gest. 1481), Verfasser der Tenures, welche in altfranzösischer Sprache die Besitzlehre von Grund und Boden behandeln, Sir William Staunforde (gest. 1558), Verfasser der pleas of the crown, welches Strafrecht und Strafproceß umfaßt, Edward Coke (geb. 1552, 1616 als Chief Justice of the Kings Bench in Folge von Feindschaft des Sir Francis Bacon entsetzt), welcher Reports herausgab und die Institutes of the laws of England schrieb, die das gesammte englische Recht umfassen.

Das englische Recht ist für uns namentlich deshalb wichtig geworden, weil die neuere Gesetzgebung des Kontinents demselben die Schwur- oder Geschworenengerichte entnommen hat. Dieselben sind jedoch keineswegs ursprünglich englisch, sondern deutsch. Sie entstanden nämlich aus dem altdeutschen Gebrauche, die Rechtsfälle durch die Volksgemeinde entscheiden zu lassen. Als diese letztere allzu zahlreich wurde und das Interesse am Rechtsprechen abnahm, traten an ihre Stelle ausgewählte befähigte Bürger als Gerichtsschöffen. Später ging die Leitung des Processes an

Regierungsbeamte über, und in dieser Form wurde noch zur Zeit der Entstehung der Carolina in Deutschland gerichtet. Mit der Ausbildung des gelehrten römischen Rechtes, das die Leute aus dem Volke nicht mehr verstanden und mit der Ersetzung des öffentlichen Anklageverfahrens durch einen geheimen Inquisitionsproceß ging erst die Rechtsprechung ganz in die Hände gelehrter Richter über, neben denen übrigens bis zur französischen Revolution noch hie und da Volksrichter vorkamen. Auch in England waren die aus Deutschland durch die Angeln und Sachsen dahin gekommenen Volksgerichte durch die normannische Eroberung unterdrückt worden, kamen aber später wieder empor und gestalteten sich nach und nach zu den heutigen Schwurgerichten um, welche die Grundlage des englischen Civil- sowol als des Strafprocesses geblieben sind.

B. Das ideale Recht.

Eines der hauptsächlichsten Kennzeichen der neuen Zeit, deren Kultur wir beschreiben, ist das Beginnen, dem Positiven oder Reellen das Ideale gegenüber zu stellen. In diesem Beginnen liegt aller Fortschritt, und daher hatte das Mittelalter keinen Fortschritt aufzuweisen, weil es mit dem Positiven, wirklich Gegebenen, sich begnügte, in ihm seine Ideale bereits enthalten sah oder zu sehen glaubte. Die größte That des Mittelalters, das Unternehmen der Kreuzzüge, gründete sich auf das wirkliche oder für wirklich gehaltene Grab des Stifters der christlichen Religion. Die kühne Phantasie des größten mittelalterlichen Dichters erhob sich in die von ihm und seiner Zeit für wirklich gehaltenen drei Reiche des Jenseits. Selbst die oppositionellen Sekten, welche das Papstthum zu zertrümmern suchten, stützten sich auf ein wirklich vorhandenes Buch, die Bibel, und die kühnsten politischen Rebellen verlangten kein Ideal, sondern nur die Wiederherstellung ihrer entrissenen oder entrissen geglaubten „Freiheiten". Die Erfinder des Schießpulvers wollten nach der Überlieferung keinen neuen Stoff erfinden, sondern Gold machen, ein Columbus kein neues Land entdecken, sondern das alte Indien aufsuchen, Luther keine neue Kirche stiften, sondern die alte reformiren.

Aber es kam anders, als diese Pioniere der Neuzeit beabsichtigten. Das Positive hatte sich in seinem ewigen Einerlei überlebt; es war schimmelig und rostig geworden; es mußte biegen oder brechen; — es bog sich nicht und brach daher.

Ein Fortschritt ist nur möglich, wo Ideen hervortreten, welche sich nicht ängstlich an das Vorhandene oder vorhanden Geglaubte anklammern, sondern Neues, nicht Dagewesenes auf die Bahn bringen und dessen Verwirklichung anstreben, wo das Vorhandene einer gesunden Entwickelung der Menschheit entgegensteht. Ein solches Verfahren ist K r i t i k. Die ersten Männer, welche das Ende der Alleinherrschaft mittelalterlicher, d. h.

hierarchisch-feudaler Elemente durch Einschlagen neuer Bahnen herbeiführten, übten diese Kritik unbewußt aus. Der Eine hob eine frische Welt aus dem Meeresschaume, welche im Bewußtsein der alten Welt bisher nicht existirt hatte, und kritisirte damit die Faulheit der letztern. Der Andere gab dem Prinzipe der freien Forschung, welches bisher unbekannt war oder nur unbewußt geübt worden, das Leben. Sowol der materielle, als der spirituelle Gesichtskreis der Menschheit war erweitert worden; aber dies genügte nicht, — es bedurfte noch einer Vermittelung beider. Diese ist nur im Menschen selbst zu finden, weil nur in ihm Körper und bewußter Geist verbunden sind, und zwar nicht im individuellen Menschen, der für sich allein keinen Fortschritt zu Stande bringt, sondern im socialen Menschen. Auch in dieser Beziehung mußte eine neue Welt gefunden werden, wie des Columbus stoffliche und Luthers geistige, — und sie wurde es, — es war der moderne Staat.

Auch die Erfinder des modernen Staates wollten nichts Niedagewesenes erfinden; sie beabsichtigten lediglich den Staat des klassischen Alterthums herzustellen, wie die Humanisten dessen Wissenschaft und Literatur; aber was sie in ihrem Geiste fanden, war nicht der antike Staat, — es ist ja keine vollkommene Herstellung vergangener Dinge möglich, — sondern etwas ganz Anderes.

Wie indessen die neue Welt im Westen anfangs keine erfreulichen Früchte trug, — nur schnödes Gold und Silber, von Hunden zerfleischte Indianerleichen und die zertrümmerten Paläste von Mexiko und Kusko, erstickenden Tabaksdampf und das tückische Gift der Syphilis, — wie das Werk der Reformation anfangs nichts Anderes hervorbrachte als neue Glaubenstyrannen und Ketzerrichter, einen papierenen Papst und Religionskriege voll Blut und Brand, — weil es langen Einwirkens einer Idee bedarf, um Das zu schaffen, was sie soll, — so hatte auch die Idee des modernen Staates in ihrem Gefolge anfangs zwar bloße harmlose Träumereien, später aber die blutigen und eisernen Wirklichkeiten eines raffinirten Imperialismus und Machiavellismus. Es bedurfte langer und geduldiger Erziehung der Menschheit, um sie die Wohlthaten und Vortheile der erweiterten Weltkenntniß, der freien Forschung und einer reorganisirten Staatsordnung genießen zu lassen.

Das ideale Recht, welches wir in dieser Periode des Erwachens zu betrachten haben, bewegt sich noch vollständig im Stadium der Träumerei, während das positive Recht auf alten vorhandenen Grundlagen fortbaute. Diese Träumerei befaßte sich auf der einen Seite mit dem herbeigewünschten idealen Staate als solchem, auf der andern aber mit einem idealen **Rechte**, das noch kein ihm passendes Gewand gefunden hatte. Jene Gruppe der neuen Träumer pflegte somit das ideale Staatsrecht, diese das ideale **Völker**- und Naturrecht. Erst die folgende Periode wird beide in die zu fruchttragendem Wirken erforderliche Einheit bringen.

Unter den Völkerstämmen Europa's sind es die Romanen, als Nachkommen der praktischen Römer, welche sich mehr an die Wirklichkeit halten, während die Germanen mit Vorliebe in der Idee leben. Es waren daher Romanen, welche die neue Rechtsidee, die sie ahnten, gleich in ein passendes Gewand, den Staat, zu kleiden wußten. Der Erste unter ihnen ist ein Mann, dem wir bezüglich seines Wirkens für sein Vaterland bereits in eingehender Weise begegneten, dessen allgemeinere, über jenes hinausgehende Meinungen wir aber noch belauschen müssen. Es ist Machiavelli.

Dieser tiefdenkende Politiker, der „zuerst die Wissenschaft der Politik von der Bevormundung der Theologie frei gemacht“ hat (Bluntschli), war so erleuchtet und vernünftig, daß er es in seinen „Diskurfen über Livius“ (s. oben S. 52) für nützlicher hielt, „wenn die Menschen sich anstrengen, das Zweckmäßige zu thun“, statt „die Plane einer höhern Weltleitung zu ergründen.“ Die Religion erscheint ihm lediglich als eine politische Maßregel, zu diesem Zwecke aber das antike Heidenthum brauchbarer, als das Christenthum. Wie ihn aber überhaupt sein einseitiges Denken, das sich niemals vom Fühlen beeinflussen ließ, zur Mißachtung der Idee des Guten verleitete, so fehlt auch seinem Staate völlig die Rechtsidee, und er gründet denselben lediglich auf die Zweckmäßigkeit, welchen Umstand sein schreckliches, pessimistisches Bild vom „Fürsten“ allerdings nur bestätigt. Er hält dafür, die Staaten seien entstanden, indem sich Menschen vereinigt hätten, um sich besser gegen ihre Feinde vertheidigen zu können, worauf ihr erstes Geschäft gewesen sei, den Stärksten unter ihnen zum Führer zu wählen. Dies war die erste Regierungsform, die Monarchie. Ihre Entartung zur Tyrannei führte Widerstand der durch Vorzüge, wie Reichthum, Geburt, Seelenadel u. s. w. ausgezeichneten Männer herbei, welche die Tyrannen stürzten und die zweite Regierungsform, die Aristokratie gründeten. Auch diese aber entartete durch den Mißbrauch der Vorzüge ihrer Mitglieder zu Habsucht, Ehrgeiz u. s. w. in Oligarchie, in Folge dessen sich das Volk erhob und die dritte Regierungsform, die Demokratie, einführte. Durch die Zügellosigkeit der Menge entartete dieselbe aber in Ochlokratie oder Anarchie, aus welcher nur die abermalige Wahl eines Monarchen rettet, worauf der ganze Kreislauf von Neuem durchgemacht wird. Machiavelli findet es nun aber einleuchtend, daß diese fortwährenden Veränderungen vom Übel seien und räth daher, eine Staatsform einzuführen, in welcher das Gute aller drei genannten Formen vereinigt sei. Ein Vorbild hiefür sieht er, — historisch freilich nicht ganz richtig, — im römischen Staate. In Wahrheit ist Das, was er ahnt, eben nur der moderne Staat. Sein Lob zu Gunsten der Völker in dem erwähnten Werke, das gegen seinen „Fürsten“ so wohlthätig absticht, — weil die Völker nämlich die Treue nicht so leicht brechen wie die Fürsten, die Erklärung, daß die Stifter von Republiken verdienst-

licher handeln, als diejenigen von Monarchien, und der glühende Haß, den er dem Zerstörer einer Republik widmet, wofür er Cäsar zum Beispiel wählt, lassen deutlich hervorblicken, daß es nicht der knechtende, sondern der freie moderne Staat ist, der ihm als Ideal vorschwebte, und daß sein „Fürst", wie schon ausgeführt, blos ein Nothschrei über das politische Elend Italiens war, was ihn überdies noch zum Schöpfer einer neuen, dem Mittelalter unbekannten und dem Alterthume nur instinktiv vorschwebenden Idee, derjenigen der Nationalität stempelt.

Sein Nachfolger in ähnlichem Streben war der Franzose Jean Bodin (geboren 1530, gestorben 1596), gebildeter Rechtsgelehrter und Alterthumsfreund und im Religionskriege seines Vaterlandes, obschon Katholik, feuriger Verfechter der Toleranz, und doch sowol im Wahne des Hexen- und Teufelsglaubens, als so sehr in demjenigen der Vorzüglichkeit des Alten Testamentes befangen, daß Manche zweifelten, ob er eigentlich an das Neue glaube. In seinem Buche „Heptaplomeres" (ἑπτά, ἁπλῶς, μέρος, Sieben zusammen in einer Partie) läßt er sieben Männer verschiedener Religionen (einen Mohammedaner, Juden, Katholiken, Lutheraner, Reformirten, wie einen Theisten und einen Indifferenten) über die Religion sprechen, um deren Verschiedenheiten als unwesentlich hervortreten zu lassen. Wichtiger ist sein 1576 französisch geschriebenes und später von ihm selbst in's Lateinische übersetztes Buch „De la république".

Bodin geht gleich darin über Machiavelli hinaus, daß er den Staat nicht aus einzelnen Menschen, sondern aus Familien entstehen läßt, welche das Vorbild des Staates sind, und hinsichtlich welcher er die absolute väterliche Gewalt der Römer für die beste Einrichtung hält. Das im Mittelalter verschmolzene Privat- und Staatsrecht trennt er entschieden und verlangt dem Privatvermögen der einzelnen Familien gegenüber ein öffentliches Gut als zweite Grundlage des Staates. Die dritte aber ist ihm die von ihm in den Ideenkreis der Menschheit gebrachte Souveränetät. Souverän ist Der, dem „die oberste Macht dauernd angehört," wenn er sie auch durch einen Bevollmächtigten ausüben läßt. Der Souverän hat absolute Gewalt, d. h. er ist durch keine andere staatliche Macht und durch kein Staatsgesetz gebunden, wol aber durch Verträge (wofür weniger die Geschichte, als vielmehr blos die damaligen Zustände Frankreichs sprechen, und welche Ansicht das spätere berüchtigte „l'état c'est moi" begründete). Die Rechte des Souveräns sind: der Gesammtheit und den Einzelnen Gesetze zu geben, Krieg zu erklären und Frieden zu schließen, die obersten Behörden zu ernennen, die letzte Instanz in Rechtssachen auszuüben, zu begnadigen und Münzen zu prägen. Die Staatsformen theilt Bodin zwar, wie Machiavelli, nach Aristoteles ein, sieht aber das leitende Prinzip nicht in der Anzahl der regierenden Personen, sondern im Besitze der Souveränetät, und verwirft jede gemischte Staatsform unbedingt, weil sie die „Souveränetät" zersplittert. Er

unterscheidet 1) die Monarchie, wenn die Souveränetät einem Einzelnen zusteht; dieselbe hat wieder drei Formen: die patriarchalische, wenn der Monarch sich als Familienvater gerirt, die legitime, wenn er die persönliche Freiheit achtet, aber Gehorsam verlangt, und die tyrannische, wenn er die Unterthanen wie Sklaven behandelt. 2) Die Aristokratie legt die Souveränetät in die Hände einer bevorzugten Minderheit, was nach Bodin z. B. im damaligen deutschen Reiche der Fall war, wo die wirkliche Gewalt nicht dem Kaiser, sondern den Fürsten zukam. 3) Der Populärstaat erkennt die Souveränetät dem Volke zu, welches sie aber nicht selbst ausübt, sondern durch gewählte ausgezeichnete Männer ausüben läßt. Die reine Demokratie verwirft Bodin schlechthin. Weil indessen auch für ihn der Souverän nicht unfehlbar ist, so setzt er ihm ein nicht beschränkendes, sondern aufklärendes und unterstützendes Parlament oder einen Senat an die Seite. Daran knüpft er eine nach französischer Art weitläufig gegliederte Beamtenhierarchie. Der Beamte muß nach ihm dem Souverän gehorchen, auch wenn dessen Befehle ungesetzlich sind, wogegen er blos remonstriren, und wenn dies erfolglos ist, abdanken kann. Zwischen dem Staate und der Familie läßt Bodin die Korporationen gelten, welche das Staatsoberhaupt gestattet. Zur gegenseitigen Verständigung zwischen Fürst und Volk empfiehlt er Provinzial- und Reichstage, und zwar in drei Stände abgetheilt. Die letzteren scheidet er streng nach der Form, nicht nach dem Verkehre, und schlägt sieben Stufen derselben vor: 1) König, 2) Priester, 3) Senatoren, 4) Heerführer, 5) Feudaladel, 6) Adel der Robe: Beamte, Advokaten, Ärzte, Gelehrte, Dichter, 7) Kaufleute und Handwerker. Die Künstler setzt der nüchterne Staatsmann mit den Gauklern hinter die Büttel und Henker als unterste Klasse der Handwerker, denen er auch die Bauern und Hirten zutheilt. Den Sturz eines Monarchen erlaubt er nur, wenn derselbe sich durch Usurpation aufgeworfen hat, nicht wenn er legitim ist, und waltete er noch so tyrannisch. Die jetzt herrschende Trennung der Rechtspflege von der Regierung ist schon eine Idee unsres französischen Staatsrechtslehrers. Auch forderte er bereits die Aufnahme einer Statistik, ein gerechtes Steuersystem und gehaltvolle Münzen.

Bodin beschränkt indessen seine Betrachtungen nicht auf den einzelnen Staat; er träumt auch von einer Völker- und Staatenverbindung, einer Weltrepublik (république universelle). Auch ist er der Erste, welcher die Völker nach Lage und Klima charakterisirt. Er findet, daß bei den nördlicheren Völkern die Tapferkeit und Keuschheit, bei den südlicheren die Grausamkeit, List und — Frömmigkeit, bei den mittleren der Rechtssinn und Verstand vorherrschen. Die goldene Mittelstraße halten natürlich die Franzosen inne.

Machiavelli hatte einen idealen Staat der Zweckmäßigkeit, Bodin einen solchen verhältnißmäßiger Rechtmäßigkeit aufgestellt, — bei den

Romanen war die Form die Haupt-, der Inhalt die Nebensache. Die innigeren Germanen verfuhren umgekehrt. Sie gingen vom Inhalte, vom Recht aus; ein Staatsideal fehlte ihnen, weil sie in den theologischen Ideen noch zu stark befangen waren. Wie im Mittelalter der Staat überhaupt vor der Kirche zurückgetreten war, so blieben auch die germanischen Katholiken bei dieser Vorstellung, während ihre protestantischen Stammesgenossen, den Ansichten Luthers folgend, den jeweilen bestehenden Staat als von Gott so angeordnet und dessen Obrigkeit als von Gott gegeben achteten und daher es für sündlich gehalten hätten, der positiven Staatsordnung eine ideale entgegenzustellen. Der Staat war ihnen geworden, was den Katholiken die Kirche war, — ein Noli me tangere. In diesem Sinne verbrannte Luther das Corpus des kanonischen Rechtes zugleich mit der päpstlichen Bulle, — und wenn er auch die Fürsten an ihre Pflichten mahnte und in deren Rathgebern, den Juristen, — schlechte Christen erblickte, so verdammte er doch während des Bauernkrieges thatsächlich jeden Widerstand gegen die Obrigkeit (s. oben S. 136), wenn er auch später solchen für den Fall des Religionszwanges von oben zu gestatten genöthigt war. Der nämlichen Staatsidee wie Luther huldigte auch Zwingli, — nur daß sie sich bei ihm, der Verfassung seines Vaterlandes gemäß, nicht monarchisch, sondern demokratisch gestaltete und auf der Grundlage der Gemeinde fußte.

Das deutsche Streben nach idealem Rechte begann mit Melanchthon, der jedoch noch wesentlich auf dem Boden der einfachen Morallehre stand und diese noch völlig auf theologische Vorstellungen gründete. In seiner Ethik ahnte er indessen bereits das spätere Naturrecht, als dessen Grundlage ihm das „von Gott in der Schöpfung der Menschen verkündete Gesetz" galt. Das Naturrecht ist nach Melanchthon „ein Strahl der göttlichen Weisheit und Gerechtigkeit im menschlichen Verstande", es ist „dem Menschen von Gott eingepflanzt und verpflichtet die ganze Menschheit", es „darf nicht von den Trieben hergeleitet werden, die der Mensch mit den Thieren gemeinsam hat, sondern es muß auf die Urbegriffe zurückgerufen werden, welche Regeln, nicht Triebe, sind, wenngleich jene Regeln von den Trieben gefangen gehalten werden können." Die Wirkung der natürlichen Gesetze ist ihm „der Gehorsam, und dieser ist die Gerechtigkeit." „Die Gerechtigkeit ist der dem Menschen von Natur eingepflanzte Gehorsam gegen Gott nach dem Unterschiede des Rechts und Unrechts, damit er Gott verehre und wisse, was er thun und lassen soll." Die natürlichen Gesetze kann sich jedoch der Mensch, wie das Göttliche, nur dunkel vorstellen, und will er sie erkennen, so muß er „zum Glauben zurückkehren, sich wieder zu der Quelle hinwenden, worin Gott sein Wesen und seinen Willen offenbart hat" (d. h. der Bibel). Wie das Naturrecht durch die Schöpfung, so hat Gott das positive Recht durch die zehn Gebote des Mose angeordnet. Die positiven Gesetze giebt der

Staat, die Kirche hat keine gesetzgebende, sondern nur versöhnende Gewalt, und in bürgerlichen Dingen hört die Bibel auf, Gesetz zu sein.

Dieses rein theologische Naturrecht, dem sich Luthers Ehrfurcht vor dem Staate unvermittelt beigesellt, überwand, durch Vermittelung des natürlichen und positiven Rechtes, zuerst Johann Oldendorp (geboren 1480 zu Hamburg, 1517 Professor zu Greifswalde, 1526 Syndikus zu Rostock, dort von den Dunkelmännern vertrieben, 1539 Professor in Köln, und 1543 in Marburg, gestorben 1564).

Dieser erste wirkliche Naturrechtslehrer gründete seine Ansicht zwar immer noch auf den Glauben, aber vertraute den Schutz der Wissenschaft nicht der Kirche, sondern dem Staate an. Das Naturrecht leitete auch er in dem Werke: Juris naturalis, gentium et civilis εἰσαγωγή (Köln 1539) von Gott ab, und zwar ebenfalls durch die zehn Gebote, indem er vor dem Sündenfalle kein Naturrecht annimmt. Die erste Tafel des Dekalogs enthielt die religiösen, die zweite die sittlichen Vorschriften, daher nach Oldendorp das Civilrecht aus dem Naturrechte abgeleitet ist. Aus dem hebräischen Rechte schöpften nach ihm die Griechen, von diesen die Römer, — daher die Übereinstimmung der Zwölftafelgesetze mit dem Dekalog. Unklar ist bei ihm die Stellung und der Ursprung des Völkerrechts, welches er neben Natur- und Civilrecht als dritten Theil des Rechtes hinstellt.

Oldendorps Nachfolger in der Pflege des Naturrechts war Nikolaus Hemming (geboren 1513 auf der dänischen Insel Laland, in Wittenberg Melanchthons Schüler, dann Professor der alten Sprachen, später der Theologie, Vicekanzler der Universität und Prediger zu Kopenhagen, zuletzt als Calvinist entsetzt und 1600 blind gestorben). Immer noch zwar in den Banden des Dekalogs gefangen, forscht er indessen nicht mit Hülfe der Theologie, sondern der Philosophie. Klarer als sein Vorgänger untersucht er in seinem Buche: De lege naturae apodictica methodus (Wittenberg 1577), an der Hand der Psychologie den Ursprung des Rechtes, und leitet dessen ersten Quell, den Dekalog, nicht allein von Gott, sondern auch von der Natur und der Menschenliebe ab. Aus der Natur entspringt das Naturrecht, aus der Ordnung Gottes und in Bezug auf das Zusammenleben der Völker das Völkerrecht, aus der Theilung der Menschen in verschiedene Völker das Civilrecht. War für Hemming das Gesetz Mose's nur noch Hülfsmittel zur Erkennung der Naturgesetze, so wurde dasselbe vollends überflüssig bei Benedikt Winkler (geboren 1579 zu Salzwedel, Professor in Leipzig, Syndikus in Lübeck, gestorben 1648). In seinem einzigen Werke: Principiorum juris libri quinque (Leipzig 1615) läßt er die Rechtswissenschaft zugleich aus der Theologie und Philosophie entspringen, und gründet die Prinzipien des Rechts demgemäß auf Gott und die Vernunft. Alle Gesetze werden von Gott abgeleitet, die Theologen jedoch getadelt, weil sie die Vernunft als Gott feind-

lich betrachten, während sie vielmehr „als Regel des Lebens und als Gesetz im Menschen eins mit der göttlichen Gerechtigkeit ist.“ Naturrecht ist, was die Vernunft vor Gott und mit anderen Menschen zu thun gebietet; nach dem Sündenfalle, der hier immer noch spukt, kam das Völkerrecht dazu, als die Art und Weise, im verderbten Zustande gut und klug zu leben. Hat die Vernunft die menschliche Gesellschaft geregelt, so erscheint dann noch das Civilrecht.

Alle diese Naturrechtslehrer waren noch in der Theologie befangen, entrangen sich ihr jedoch stufenweise. Der Erste, dem dies wirklich gelang, und der zugleich die Staatsidee mit der Rechtsidee beseelte und diese mit jener umkleidete, gehört in die folgende Periode, die uns im zweiten Bande beschäftigen wird. Es ist Hugo Grotius.

Zweiter Abschnitt.

Strafrichter, Folterknechte und Henker.

A. Das barbarische Recht und die Folter.

Die angeborene Wildheit des Menschen, welche durch die Civilisation nur langsam und mühselig zurückgedrängt werden konnte und noch kann, erhält sich bekanntlich am zähesten im Kriege, — nach diesem aber, der unter manchen Verhältnissen noch als nothwendiges Übel betrachtet werden kann, war dies in der auffallendsten Weise der Fall in der Rechtspflege vergangener Zeiten, deren Ausübung bis vor Kurzem diesen schönen Namen mit Schande bedeckte. Und merkwürdiger Weise fiel das empörendste Stadium dieser Schmach gerade in die Zeit der aufkeimenden Aufklärung, welche den Inhalt unserer gegenwärtigen Darstellung ausmacht. Weder die verbesserte Gesetzgebung, von welcher die Carolina Zeugniß ablegt, noch die Stimmen begeisterter Naturrechtslehrer vermochten der Barbarei Einhalt zu thun, welche in den von Eisenspitzen, Rädern und Gewichten starrenden düsteren Folterkammern und auf den fast beständig in Blut schwimmenden und nach Brand riechenden Richtplätzen ihr entsetzliches Wesen trieb.

Es gereicht dem ältern deutschen Strafrechte zur ewigen Ehre, daß seine Ausübung von den Makeln eigentlicher Barbarei frei war. Was bei derselben gegen Leib und Leben der Menschen geschah, trägt im Ganzen den Charakter zugleich entschiedener, kräftiger Männlichkeit und naiver,

rührender Kindlichkeit. Schon daß nach dem deutschen Rechte auch im Strafprocesse sich Ankläger und Angeklagter gegenüberstanden wie die zwei Parteien des Civilprocesses, befreite den Angeklagten von Willkürlichkeit und Grausamkeit; ja es war Gebrauch, daß Letzterm der erste Beweis vor Gericht zustand. Die Mittel, welche dazu dienten, seine Schuld oder Unschuld zu beweisen, waren der Eid und die Ordalien oder Gottesurtheile. Beide stammten aus dem Heidenthum; der erste fand im Civil- und Strafprocesse Anwendung, die letzteren nur im Strafprocesse. Geschworen wurde allein oder mit Zeugen, oder bloßen Eideshelfern, welche Letztere keine Zeugen des Thatbestandes, sondern blos von der Unschuld ihres Freundes überzeugt zu sein brauchten, — und zwar immer mit Berührung irgend eines Gegenstandes, bei Männern des Schwertes (daher die Verwandtschaft dieses Wortes mit „schwören"), des Bartes, bei Frauen der Brust, des Haarzopfs u. s. w. Die Ordalien (Or dael, Urspruch, ein Wort mit Urtheil, Urtel) bestanden in einer Probe auf Leibes- oder Lebensgefahr, welcher sich der Angeklagte freiwillig unterzog. Ging er unversehrt daraus hervor, so war er unschuldig, sonst aber schuldig. Man entzog sich durch diese Probe dem oft unzuverlässigen Urtheile der Menschen und glaubte fest, daß Gott den Ausgang derselben bestimmte. Die christliche Kirche ertheilte diesem aus Indien stammenden Heidenbrauche ihre Weihe. Die hauptsächlichen Arten desselben waren: die Wasserprobe, entweder in siedendem Wasser, in das man die Hand steckte oder aus dem man einen Gegenstand hervorholte, oder in kaltem Wasser, in das man geworfen wurde, wobei aber ausnahmsweise der Untersinkende unschuldig, der Schwimmende schuldig war; die Feuerprobe, bestehend im Schreiten über glühende Kohlen, im Tragen solcher, im Gehen zwischen oder durch Scheiterhaufen, (so z. B. bei Savonarola, oben S. 40), oft in einem wächsernen Hemde, im Gehen über glühendes Eisen oder Berühren von solchem, im Anziehen eines glühenden eisernen Handschuhs; die Kreuzprobe, weit unschädlicher als die vorigen, bei welcher man mit aufgehobenen oder ausgebreiteten Händen an einem Kreuze stand, bis einige Messen gelesen waren und Der schuldig war, der sich zuerst bewegte, oder bei welcher von zwei Würfeln, deren einer ein Kreuz trug, einer gezogen wurde, von denen der mit dem Kreuze die Unschuld bewies. Noch abergläubischer war die Probe des geweihten Bissens, den der Schuldige angeblich nicht verschlucken konnte, und die des Abendmahls, von dem dasselbe angenommen wurde; beide kamen meist nur bei Geistlichen vor. Unschädlich, aber schauerlich war das Bahrrecht, das noch im siebenzehnten Jahrhundert häufig vorkam und darin bestand, daß die eines Mordes Verdächtigen den auf der Bahre liegenden Todten berühren mußten; bei der Berührung des Mörders sollte der Leichnam bluten. Das häufigste und am längsten, außerrechtlich noch jetzt fortdauernde Ordal aber ist der Zweikampf oder das Duell, bei welchem sich nicht

nur der Angeklagte, sondern auch der Ankläger der Lebensgefahr aussetzte und auf Seite des Siegenden das Recht vermutet wurde, während der Unterliegende, wenn er am Leben blieb, der Strafe des Meineides verfiel (im fränkischen Reiche im neunten Jahrhundert verlor er die rechte Hand). Die Waffen des Zweikampfes waren in der Regel Schwerter zu Fuß oder Speere zu Pferd, bei den Langobarden Knüppel. Ausnahmsweise kamen Zweikämpfe auch im Civilprocesse vor.

Eine Ausartung des Rechtsmittels der Zweikämpfe war das Faustrecht, gegen welches nun selbst das Recht wieder einschreiten mußte. Gerade in der Zeit, in welcher unsere Darstellung fast überall beginnt, in der zweiten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts, war das Faustrecht als Raubritterthum in seiner Blüte und durch gewaltsame Unterjochungen sogar zum staatenbildenden Elemente geworden. Der ewige Landfriede Kaiser Maximilian's I. von 1495 that ihm den ersten kräftigen Einhalt, nicht aber seinen Wirkungen, den bis in die jüngste Zeit fortdauernden Frondiensten und anderen Feudallasten.

Ferne sei es von uns, die Ordalien, besonders die Zweikämpfe, human nennen zu wollen. Aber sie waren in ihrer Freiwilligkeit, Offenheit und Kühnheit jedenfalls weit humaner, als das Gräßliche, was auf sie folgte, als sie in Abnahme geriethen. Aus dem blutigen, menschenopfernden Oriente war das hohläugige Scheusal der Folter oder Tortur erst zu den sonst so heiteren Griechen, wo wenigstens die Sklaven, und dann zu den grausameren Römern gedrungen, wo seit der Kaiserherrschaft auch Freie gefoltert wurden. Von da an war sie der beständige Begleiter des römischen Rechts und schlich sich mit demselben im dreizehnten Jahrhundert auch in Deutschland ein, wo sie eine desto bedeutendere Rolle spielte, je geheimer und inquisitorischer das Strafverfahren wurde. Wie die herrschende römische Kirche stets Alles mit Begierde ergriffen hatte, was zu ihrer Stärkung dienen konnte, und war es noch so unmenschlich, so die Kriege, so die Gottesurtheile, so griff sie gierig auch nach der Folter und wandte sie mit Vorliebe gegen die verhaßten Ketzer an, die bei den Inquisitionen aller Länder ihr unterworfen wurden. Im fünfzehnten Jahrhundert konnte sie im größten Theile Deutschlands als herrschend angesehen werden; in Holstein, Schleswig und den Hansastädten wurde sie es erst im sechszehnten. Nun hing es nicht mehr vom Angeklagten ab, sich von der Schuld zu reinigen; er wurde einfach auf die Folterbank gespannt. Nicht Gott war mehr der Richter über Schuld und Unschuld, sondern der rohe, grinsende Folterknecht. — —

In keinem Zweige der Kultur oder Unkultur ist der Menschengeist, seine Würde vergessend, so erfinderisch gewesen, als in der Art, seine Nächsten zu foltern und zu quälen. Die Sammlungen von Raritäten vergangener Jahrhunderte sind reich an den Instrumenten, durch welche man den Beweis der Schuld aus seinen Mitmenschen herauspressen zu

können wähnte. Die gelindesten waren noch Peitschenhiebe bei ausgespanntem Körper, nebst Daumen- und Zehenschrauben. Es folgten die spanischen Stiefel oder Beinschrauben, das Ausrecken des Körpers mit rückwärts ausgestreckten Armen auf einer Bank oder Leiter, oder durch Hängen von Gewichten an die Füße, die pommer'sche Mütze, welche den Kopf zusammenpreßte, der gespickte Hase, eine Rolle mit stumpfen Spitzen, worüber der auf der Leiter ausgespannte Körper auf- und abgezogen wurde, der Halskragen, die Dornenkrone, das Ansetzen stechender Insekten oder hungriger Mäuse an den bloßen Leib, das Anfüllen von Nase und Mund mit ungelöschtem Kalk und Wasser, u. s. w. Es kamen auch Foltern mit Feuer auf manigfache Weise vor, während man in Rußland die Angeklagten mit kaltem Wasser begoß, das dann an ihnen gefror. Das scheußlichste Instrument von allen aber war ohne Zweifel die „Jungfrau", eigentlich mehr eine Art heimlicher Hinrichtung. Sie bestand in einer aus Eisen gebildeten weiblichen Gestalt, welche durch einen Mechanismus die Arme ausbreitete und den vor sie Geführten umarmte, worauf derselbe in einen hohlen Raum fiel, der von Messern und anderen Schneidewerkzeugen starrte, und endlich in's Wasser gelangte, das die Reste schweigend fortschwemmte. Es gab solcher „Jungfrauen" in allen bedeutenderen Orten Deutschlands, Italiens, Spaniens, wo sie die Gestalt der Jungfrau Maria hatten (Mater dolorosa!!) und noch in diesem Jahrhundert Anwendung fanden, sowie im Tower zu London.

Die Folterung fand in düsteren Kellerräumen oder in der Stube des Scharfrichters statt. Adelige und Geistliche waren in manchen Ländern, z. B. Österreich und Baiern, von ihr befreit!! Sonst wurde ihr Jeder unterworfen, der nicht gleich in den ersten Verhören bekannte. Die Ausführung leitete der Scharfrichter unter Aufsicht des Richters. Manchmal blieb es bei der bloßen Schreckung (Territion) durch Anblick der Marterwerkzeuge. Um den Gefolterten am Schreien und am Beißen auf die Zunge zu verhindern, legte man ihm eine metallene Birne auf den offenen Mund. Es wurde mit der Folterung fortgefahren, bis der Gequälte gestand und das Geständniß wahrscheinlich war. Gestand er durch alle Foltergrade nicht, so wurde er freigesprochen, jedoch oft noch eingesperrt oder verbannt. Während der Marter gemachte Geständnisse waren in der Regel ungültig; sie mußten nach ihrer Beendigung erfolgen. Erst wenn das Geständniß vor Gericht ohne Folter wiederholt wurde, erhielt es Beweiskraft.

Von der Folter und dem Strafurtheile sprach nicht einmal der Wahnsinn frei. Einem mit dieser Krankheit Behafteten zu Königsberg, welcher sich für „Gott den Vater" hielt, auf der Folter bekennen sollte, — daß er es nicht sei (!!!), aber bei seiner Meinung blieb, wurde 1636 die Zunge mit glühenden Zangen aus dem Halse gerissen und dann der Körper geviertheilt.

B. Das System der Strafen und die Menschenvertilgung.

Es giebt nicht leicht einen schärfern Kontrast, als zwischen dem System der Strafen des spätern Mittelalters und der Reformationszeit und dem heutigen. Gegenwärtig ist die häufigste Strafart das Gefängniß unter verschiedenen Benennungen, neben welcher die übrigen nach und nach verschwinden, — damals war dies gerade die seltenste, ja kam als Strafe fast nie vor, sondern in der Regel blos als Untersuchungshaft. Beim Eintritte in dieselbe fiel in England, und wol auch in anderen Ländern, Alles, was der Gefangene an sich trug, Kopfbedeckung, Oberkleid und selbst goldene Ketten, dem Gefängnißwärter anheim. Man hatte Kerker (meist Thürme) für verschiedene Gattungen wirklicher und angeblicher Verbrecher, so z. B. in Luzern einen Burgerthurm, Judenthurm, Ketzerthurm und Hexenthurm. Statt der Einsperrung wurden Verbrecher dagegen oft auf Galeeren gesandt, deren sich auch auf Binnenseen welche befanden.

Die älteste und häufigste Strafe im ältern deutschen Rechte war die Geltbuße. Bevor es Gesetzbücher gab, wurde der Verbrecher einfach friedlos erklärt und war der Gewalt oder Rache eines Jeden preisgegeben. Die bald nach der Völkerwanderung gegebenen deutschen Gesetzbücher aber erlaubten beinahe jedes Verbrechen, selbst den Mord, mit Zahlung einer Summe an die Verwandten des Getödteten, meist auch einer zweiten an den Staat, abzubüßen. An die Stelle des Geltes trat oft Vieh oder Getreide. Unter den Karolingern, welche den strengern Staat nach römischem Muster begründeten, traten auch andere, strengere Strafen auf, welche, nachdem das aufkeimende Faustrecht sie beseitigt, durch die Rechtsbücher des Sachsen- und Schwabenspiegels wieder eingeführt und verschärft, von der Carolina aber, soweit die Zeit es erlaubte, gemildert wurden, doch ohne daß in der Praxis wirkliche Milderung eintrat.

Die strengeren Strafen, welche dieses spätere deutsche Recht, vorzüglich in Folge der Einwirkung des römischen und kanonischen, gleichzeitig mit der Folter, in sich aufnahm, waren Ehren-, Körper- und Lebensstrafen.

Ehrenstrafen waren: Widerruf und Abbitte, oft indem der Beschimpfer eines Andern sich selbst öffentlich auf den Mund schlagen und dazu sagen mußte: „Mund, da du das Wort redetest, logst du," oft auch knieende; — eine auffallende Tracht, doch meist nur bei hinzurichtenden Verbrechern (rothe Mütze) und — ohne Verbrechen — bei den Juden, welche ein gelbes Abzeichen (Mütze, Tuchstreifen u. s. w.) tragen mußten; — Verbot des Waffentragens, bei Adeligen der Sporen; — Tragen entwürdigender Gegenstände, z. B. eines bloßen Schwertes bei Edeln, eines Hundes oder eines Sattels bei eben Solchen, welche den Landfrieden ge-

brochen, eines Pflugrades, eines Strickes um den Hals bei Leibeigenen, eines Steines am Halse bei Frauen, welche die Steinigung verdient u. s. w.; — öffentliches Reiten auf einem Esel, und zwar rückwärts, bei Frauen, die — ihre Männer geschlagen; — das jetzt noch in Nordamerika übliche mit Theer Bestreichen und mit Federn Bestreuen, der bis in unsere Zeit reichende Pranger oder Schandpfahl, an dessen Stelle bisweilen die komische Version trat, den Übelthäter, namentlich einen Urheber von Fälschungen der Lebensmittel, in einem Korbe in's Wasser zu tauchen, oder in einem solchen über einer Pfütze aufzuhängen, aus welcher Lage er sich durch Springen in das kothige Element retten mußte, wenn er seinen Hunger und Durst stillen wollte. Statt des Prangers wurde man auch wol in Käfigen aufgehängt, oder geprellt, oder verlor den Kirchenstuhl und mußte in einer Ecke stehend dem Gottesdienste beiwohnen. Nach dem Tode fand oft die Ehrenstrafe einer unehrlichen Beerdigung statt, besonders bei Hingerichteten, Selbstmördern und — Ketzern. Die Namen anderer Ehrenstrafen sind uns völlig unverständlich geworden.

Als Körperstrafen kamen vor: Abscheeren der Haare, bei Dieben zuweilen mit der Kopfhaut (Skalpiren), Geißeln und Stäupen, Abziehen der Haut (Schinden, doch wol nur in älterer Zeit, woher auch der Henker oft „Schinder“ hieß), Abhauen der Hände oder Füße, auch einzelner Finger, ebenso der Nase und der Ohren, Ausstechen der Augen (Blenden, oft bei Hochverräthern, bisweilen mittels glühender Eisen), Ausreißen der Zunge oder Annageln derselben an einen Pflock (bei „Gotteslästerern“), Entmannen (bei Knechten, welche sich mit Mägden vergingen u. s. w.), in Polen bei Ehebrechern und Hurern das schändliche Annageln der Geschlechtstheile an einen Pfahl (!) und Beilegen eines Scheermessers zur beliebigen Lösung (!) und endlich die noch unser Jahrhundert schändende Brandmarkung.

Alle diese Greuel aber, wie auch die Folter, wurden weit übertroffen von den Todesstrafen des spätern Mittelalters und der Reformationszeit.

Sie waren folgende*):

*) Wir stellen hier die während des sechszehnten und siebenzehnten Jahrhunderts in zwei Schweizerkantonen, einem katholischen (Luzern) und einem protestantischen (Zürich), verhängten Todesstrafen zusammen:

	16. Jahrh.						17. Jahrh.
	Enthauptet.	Verbrannt.	Gehängt.	Ertränkt.	Gerädert.	Summe.	
Luzern.	80	40	37	13	11	181	362.
Zürich.	379	61	73	6	5	524	336.

Im Städtchen Bremgarten sah das Jahr 1639 allein 236 Hinrichtungen!

1) Das Hängen wurde gewöhnlich durch Aufziehen mit einer Schlinge um den Hals am Galgen vollzogen und zwar vorzugsweise an Dieben, welche mehr als drei Schillinge (nach landläufiger Redensart: den Werth eines Strickes) gestohlen hatten. Die Urtheile empfahlen den Gehängten den Vögeln in der Luft, und oft war vorgeschrieben, er solle so hoch gehängt werden, daß ein Reiter mit aufrechtem Spieße unter ihm hindurch reiten könne!

2) Das Enthaupten geschah in Deutschland und anderen Ländern meist mit dem Schwerte, in England mit dem Beile, bisweilen mit „Bart und Schlegel", d. h. mit auf den Hals gehaltenem Beile und einem auf letzteres geführten Schlage. Es war die Strafe für Blutschande in weiteren als den allernächsten Graden der Verwandtschaft, für Entführung, Nothzucht, Ehebruch, Bigamie und andere Unkeuschheit, ferner für Todtschlag, einfachen Raub und Brand, widerrechtliche Gefangenhaltung und Landfriedensbruch; sie galt nicht für entehrend. Der Bigamist mußte auf dem Wege zur Hinrichtung in jedem Arme eine Puppe tragen und wurde bisweilen nach oder statt der Enthauptung der Länge nach in zwei Stücke gehauen, von welchen man — jeder seiner zwei Frauen — eines gab!! — Die Gesetze verlangten bei Enthauptungen in ihrer gräßlichen Genauigkeit, „daß aus dem Verurtheilten zwei Stücke gemacht würden, daß zwischen Haupt und Leib ein Wagenrad hindurchgehen möge."

3) Das Rädern, eine der scheußlichsten Ausgeburten mörderischer Phantasie, traf, im Gegensatze zur Enthauptung, der Strafe für Ausbrüche roher, ungebändigter Kraft, meist das „im Finstern schleichende Verbrechen", z. B. Mord, Mordbrand, Verrath, Diebstahl unbeschützter Gegenstände, wie in Kirchen, Mühlen, auf dem Felde u. s. w. und galt für schimpflich im höchsten Grade. Es bestand ursprünglich wol darin, daß die Räder eines Wagens über den Delinquenten fuhren, später aber darin, daß der Henker mit einem eisernen Rade oder Prügel dem Elenden ein Glied nach dem andern (Oberarm, Vorderarm, Oberschenkel und Unterschenkel) entzwei schlug und ihn dann, bisweilen nach einem Gnadenstoße in das Herz, auf ein größeres Rad flocht, das auf dem Richtplatze aufgestellt wurde. Man unterschied das „Rädern von oben herab" und „von unten hinauf". Des Anstandes wegen wurden weibliche Personen nicht gerädert, sondern anderswie getödtet.

4) Das Verbrennen im Feuer geschah auf einem Scheiterhaufen bei lebendigem Leibe, bisweilen mit absichtlicher Langsamkeit, nur ausnahmsweise aus besonderer Gnade nach vorheriger geheimer Erwürgung. Es war die eigenthümliche Strafe für Hexerei und Ketzerei, dann auch für Mordbrand, Kirchenraub, Grabschändung, Giftmord, Blutschande in den nächsten Graden und Sodomie. Die Urtelsformel lautete auf Verbrennen des Leibes mit Fleisch und Bein, Haut und Haar zu Pulver und Asche. Vorher ging oft Zwicken mit glühenden Zangen, bei Weibern sogar an

den Brüsten. Hie und da wurde dem Delinquenten ein Sack mit Schießpulver um den Hals gehängt, damit er durch dessen Explosion schneller sterbe. Abänderungen des Feuertodes waren das Sieden in Wasser oder Oel, letzteres namentlich für Elternmord, auch für Falschmünzung! Das Verbrennen kam auch nachträglich an Enthaupteten und Gehängten als „Verschärfung“ vor.

5) Das Ertränken im Wasser geschah vorzugsweise an Frauen, und zwar für Landesverrath, Kindesmord, Fruchtabtreibung, Rückfall in Diebstahl, ausnahmsweise auch für Hexerei. Meist wurde ihnen entweder ein Stein (Mühlstein) an den Hals gebunden oder sie in einen Sack genäht, in welchen man ihnen sonderbarer Weise, und zwar noch im achtzehnten Jahrhundert, Thiere mitgab, z. B. Schlangen, Hunde, Katzen, Hähne u. s. w., was wol einen mythologischen Ursprung hat. Der Herzog von Clarence wurde im englischen Kampfe der beiden Rosen im fünfzehnten Jahrhundert auf seinen Wunsch in einem Fasse Wein ertränkt.

6) Das Lebendigbegraben betraf ebenfalls meist Frauen, und zwar in der Regel statt des Hängens, dann aber auch für Ehebruch, Männer wegen Nothzucht. Eine Verschärfung trat oft ein, indem man dem Begrabenen noch einen spitzen Pfahl durch das Herz trieb, auf welchen die Genothzüchtigte die drei ersten Schläge führte. An die Stelle des Begrabens trat bisweilen das Einmauern, dessen Qual oft dadurch verlängert wurde, daß man durch eine offen gelassene Stelle dem Eingemauerten Speise reichte. Eine Mischung des Ertränkens und Begrabens war das Versenken in einen Sumpf, welches Männer für Feigheit traf. Dem Begrabenen oder Versenkten konnte es gleichgültig sein, daß man oft noch zur Vermehrung der Schmach Dornen auf sein Grab legte.

7) Das Pfählen kam auch ohne das Lebendigbegraben vor, namentlich bei Nothzüchtigern und Kindesmörderinnen.

8) Das Steinigen war seltener. Der Missethäter wurde entweder an einen Pfahl gebunden oder durch die Reihen des mit Steinen bewaffneten Volkes getrieben.

9) Das Ausdärmen, wol nur in älterer Zeit üblich, geschah, indem man dem Unglücklichen den Bauch aufschnitt und ihn dann um einen Pfahl oder Baum trieb, bis seine Gedärme um diesen herum gewickelt waren.

10) Das Viertheilen bestand darin, daß man die Arme und Beine an vier wilde Pferde befestigte und diese nach verschiedenen Seiten trieb. Noch die Carolina kennt diese Strafe für Landesverrath; bisweilen wurde der Verurtheilte vorher enthauptet, und dann in vier Theile zerschnitten, diese aber an verschiedenen Thoren oder Straßenecken aufgehängt. In Frankreich wurden die Königsmörder geviertheilt, gleichviel ob ihre That gelang oder nicht, und vorher noch mit glühenden Zangen gezwickt.

11) Das Letztere kam auch allein als Todesstrafe an Solchen vor,

welche zu abergläubischen Zwecken — schwangere Frauen aufschnitten (so 1568 in Augsburg!).

12) Auch das aus Shakespeare's Kaufmann von Venedig bekannte Fleischausschneiden aus dem Leibe zahlungsunfähiger Schuldner ist leider keine Fabel, kam aber wol selten vor. Nach gesetzlicher Bestimmung dagegen wurden Landesverräthern bei lebendem Leibe das Herz und die Eingeweide aus dem Leibe geschnitten.

War Jemand zum Tode verurtheilt, so wurde, nach Vorschrift der Carolina, in öffentlicher Sitzung des „hochnothpeinlichen Halsgerichts" ein Stab über ihm gebrochen und er dann dem Nachrichter übergeben. Dies Amt besorgte im frühern Mittelalter ein Richter oder Beamter selbst. Seit dem dreizehnten Jahrhundert jedoch nahm man dazu rohe und verdorbene Menschen, deren Haupt „Scharfrichter" hieß. Selbst besorgte dieser Letztere nichts als die Enthauptung; bei den übrigen Lebens- und Leibesstrafen, wie bei der Folter führte er nur die Aufsicht, — alles weitere Handeln war Sache seiner Gehülfen, der Henker und Henkersknechte. Alle diese Vollzieher der Körper- und Todesstrafen waren, seit sie ein Gewerbe geworden, vom Volke, dem ein gesunder Instinkt das Bewußtsein von der Verwerflichkeit solcher Strafen eingab, verachtet. Sie durften sich keines andern Trinkgefäßes bedienen, als desjenigen, das sie stets bei sich trugen, hatten im Wirthshause und in der Kirche ihren abgesonderten Platz und auf den Friedhöfen ihre abgelegene Begräbnißstätte*). Vor der Vollziehung der Todesstrafe wurde der Verurtheilte zur Beichte gelassen. Manchen Orts war es gebräuchlich, ihm am letzten Tage bessere Kost zu reichen (Henkermahl). Zur Verschärfung der Strafe diente oft, daß der „arme Sünder" auf einer Thierhaut zum Richtplatze geschleift wurde. Mancher Todesstrafe ging auch das Abhauen der rechten Hand voran, was ja jetzt noch der französische Code pénal den Vater- und Monarchenmördern androht. Einer der fürchterlichsten Richter, welche diese Mörderei mit empörender Konsequenz betrieben, war Benedikt Carpzov (geboren 1595 in Wittenberg, gestorben 1666 in Leipzig), kurfürstlich sächsischer Rath des obersten Appellationsgerichts zu Dresden und ordentlicher Professor der juristischen Fakultät zu Leipzig, Verfasser der „Practica nova imperialis saxonica rerum criminalium", eines nach dem römischen, kaiserlichen und sächsischen Rechte bearbeiteten kriminalrechtlichen Lehrbuchs (Frankfurt und Wittenberg 1658), in welchem er die härtesten Grundsätze aufstellte, die ein Jahrhundert nach ihm weit genauer befolgt wurden als die Carolina.

*) Ein schauerlicher Tarif bestimmte die Gebühren des Scharfrichters. In Zürich z. B. erhielt er für eine Enthauptung 6 Pfennige und 10 Schillinge, für Lebendigverbrennen 7 Pfennige und 10 Schillinge, für eine Hinrichtung durch den Strang 10 Pfennige, für das Rädern 20½ Pfennig u. s. w., in Luzern für das Halseisen (bei der Folter), Ruthenaushauen, Zungenschlitzen, Ohrenabhauen und Brandmarken je 10 Schillinge und — eine Maß Wein!

Es wurde ihm nachgerühmt, er habe über 20,000 Todesurtheile gefällt; er stillte seine Mordlust vorzüglich an den Hexen. Daneben war er ein höchst frommer Mann, las 53 mal die ganze Bibel durch und ging jeden Monat zum Abendmahl!

Dritter Abschnitt.

Hexen und Herolde des Aberglaubens.

A. Hexenwesen und Hexenprocesse.

Nicht nur die bereits erwähnten Ordalien, sondern noch weit furchtbarere und in neuere Zeit fallende Veranstaltungen brachten mit der Rechtspflege den Aberglauben in Zusammenhang.

Aller Aberglaube besteht in einer Herleitung von Wirkungen aus Ursachen, welche den Gesetzen der Natur und der Vernunft widerspricht. Er stammt entweder aus dem religiösen Glauben oder aus willkürlicher Erfindung; ersteres ist der eigentliche oder Volks-, letzteres der Kunstaberglaube oder die Magie. Der Volksaberglaube wird von der jeweilen herrschenden Kirche nur dann als Aberglaube betrachtet, wenn er aus einer andern, meist früher herrschend gewesenen Religion herrührt; der durch die herrschende Religion entstandene Aberglaube wird nur von den Gebildeten und Aufgeklärten als solcher erkannt. Es kann jedoch vorkommen, daß sich die Kirche letzterer Ansicht fügt, wenn sie nicht mehr anders kann, wie dies z. B. mit dem Hexenwesen der Fall ist, welches sie früher nicht als Aberglauben, sondern als Wahrheit ansah, jetzt aber als Aberglauben erkannt hat. So ist es auch bereits dahin gekommen, daß, wenigstens in der protestantischen Kirche, die katholischen, und in einem Theile derselben auch die evangelischen Wunder und Dogmen als Aberglaube erkannt werden. Der Glaube an Wirkungen des Weihwassers, der Wallfahrten, der Messe u. s. w., sowie an Verwandlung von Wasser in Wein, Auferstehung der Todten, Himmelfahrt Lebender und dergleichen ist wahrhaftig nicht weniger Aberglaube, als derjenige an die Astrologie, die Chiromantie, das Kartenlegen, das Alpdrücken, den Werwolf, den Kaffeesatz, den Zauberspiegel u. s. w.

Wie der Volksaberglaube in buntem Durcheinander das ganze Gebiet des menschlichen, göttlichen und teuflischen Lebens und Treibens in sich begreift, so erstreckt sich der Kunstaberglaube in unabsichtlicher philosophischer Systematik auf das Weltall und seine Körper (Astrologie), die Erde und ihre Stoffe (Alchemie), den Menschen und seine Körpertheile (Chiromantie

und Prosopomantie) und auf das Jenseits des Menschen (Nekromantie), sowie endlich auf die Zauberei (Magie) im Allgemeinen.

Die umfang- und folgenreichen Ereignisse, welche der Glaube an Hexerei und Zauberei in der von uns geschilderten Periode für die menschliche Kultur herbeigeführt hat, veranlassen uns, zuerst diese traurige Erscheinung, welche die Rechtsidee zum Aberglauben herabwürdigte und den Aberglauben zum Rechte hinaufschraubte, für sich, und sodann allen übrigen Aberglauben, welcher in der erwähnten Periode Aufsehen erregt hat oder in auffallender Weise getrieben worden ist, in Betrachtung zu ziehen.

Es könnte auf den ersten Anblick auffallend scheinen, daß der eigentliche Beginn der Hexenprocesse gerade an das Ende des „finstern" Mittelalters und an den Anfang der „hellen" Neuzeit fällt. Dieser Widerspruch ist jedoch nur scheinbar, und die auffallende Erscheinung wohl begründet. Der Glaube an Hexerei stammt nämlich schon aus dem Heidenthum und bürgerte sich im Christenthum langsam, aber sicher ein. Auch Hexenprocesse kamen lange vor Ende des Mittelalters vor; sie erhielten aber, wie wir sehen werden, deshalb um diese Zeit einen kräftigen Aufschwung und von da an große Verbreitung, weil es gerade damals einem Papste von sittenlosem und abergläubischem Charakter einfiel, durch eine Bulle ihre förmliche Einführung zu dekretiren. So wüteten die Hexenprocesse gerade im Reformationszeitalter am ärgsten, und es bedurfte der ganzen Kraft der spätern Aufklärung, dieser furchtbaren, die Menschheit schändenden Pest ein Ende zu machen.

Der Hexenglaube, so weit er Gegenstand der Hexenprocesse des ausgehenden Mittelalters und der Reformationszeit in Mittel- und Westeuropa war, erscheint als eine Vermischung von Elementen der altdeutschen Mythologie mit dem christlichen Teufelsglauben.

In der Sagenwelt des Nordens erscheinen uns, dessen düsterer, kalter Natur gemäß, die weiblichen Wesen auch ernst, finster, hart und unfreundlich, weit entfernt von der Grazie und Liebenswürdigkeit der griechischen Göttinnen. Sie sind eben dort nicht die Personifikationen der milden Zephyrlüfte, der sanft sich anschmiegenden Wogen des ägeischen Meeres und seiner Buchten, der Aloen und Tamarinden in den attischen Wäldern, sondern diejenigen der gewitterbergenden Wolken des nordischen Himmels, des in den engen Fjorden wild sich aufbäumenden und schäumenden Meeres, der phantastisch verzerrten Weidenbäume in den Sümpfen und der düstern, hohen Tannen in den germanischen Hainen. In der Frau Holle, dieser Metamorphose der Göttin Frigg, Wodans Gattin, die um die Winterszeit spinnend durch die Länder zieht und dann wieder in ihres Gatten wilder Jagd dahin fährt im brausenden Sturme, diese „Windsbraut", die artigen Kindern Kuchen bringt, den bösen eine Ruthe, die leidenschaftliche Brunhild der ergreifenden Niflungasaga, die furchtbaren, das menschliche Schick-

sal bestimmenden Nornen, die weiße, die schwarzweiße und die schwarze, deren Fäden im Spätherbst an den Büschen hängen, und deren letzte zur Todesgöttin Hel (Hölle) wird, dann die Waffen- und Kriegsjungfrauen, die Walkyriar, reitend mit Helm und Speer, deren Eine „Thrudr" heißt, — sind sie nicht Alle Vorbilder der von den christlichen Mönchen entstellten Hexen, und mahnt letzterer Name nicht an die Frau Harke, wie Frau Holle auch heißt? während die anderen Namen derselben Bedeutung, Unholden und Truden, deutlich an Hulda und Thrudr erinnern?

Und diese Entstellung der wol nicht anmutigen, aber würdevollen altnordischen Götterfrauen und Heldenjungfrauen zu der widerlichen Gestalt der Hexen fand statt in Folge Einwirkens des Teufelsglaubens. Der Teufel ist aber lediglich eine Fortsetzung des persischen Ahriman (s. Einleitung S. 99), welchen sich die Juden während der babylonischen Gefangenschaft aneigneten und zur Zeit der Entstehung des Christenthums diesem überließen, während er für sie wenig Bedeutung mehr behielt. Schon in den ersten Glaubensschriften der Christen spielt der Satan eine einflußreiche Rolle, und die damaligen Wahnsinnigen wurden als von ihm und seinen Heerscharen „besessen" angesehen. Nur war der Fürst der Finsterniß nicht mehr wie in Persien dem Fürsten des Lichts wie Gleich und Gleich gegenübergestellt, sondern ihm untergeordnet, ein von ihm abgefallener ursprünglicher Engel, was freilich, wenn ihn Gott mit Willen duldete, auf Dessen Allgütigkeit, und wenn dies wider seinen Willen geschah, auf seine Allmacht ein eigenthümliches Licht wirft. Sämmtliche heidnische Völker hatten und haben noch verschiedene Arten Zauberer oder Magier — Sterndeuter, Geisterbeschwörer, Schlangenbeschwörer, Bauchredner und dergleichen, deren Künste sämmtlich von den Christen dem Satan in die Schuhe geschüttet wurden. Gerade weil das Christenthum selbst nicht frei von Zauberei war, — nur daß es ihr den euphemistischen Namen des Wunders gab, konnte es keine Zauberei dulden, die nicht von seinen Organen ausging und ihm daher Konkurrenz machte. Die Kirchenväter erscheinen als wahre Virtuosen in der Ausmalung dieser Diabolopoesie; sie trugen kein Bedenken, die alten heidnischen Götter, als wirklich bestehende Wesen (!), in das Reich der Dämonen zu verweisen, welcher Ansicht auch das Concil von Liptines im Jahre 743 unter dem Vorsitze des heiligen Bonifacius huldigte. Alle Legenden füllten sich mit riesigen Kämpfen der Heiligen gegen den und die Teufel und deren Versuchungen unter mancherlei Gestalten. Die christlichen Geistlichen erhielten ein neues Feld ihrer Wirksamkeit im Exorcismus, durch welchen sie den Teufel aus den „Besessenen", ja am Ende sogar in der Taufe aus dem unschuldigen Kinde treiben mußten, in welches er nach der Dämonologie durch die Erbsünde gefahren war. Der heilige Augustin suchte sogar Teufel in den „Söhnen Gottes", deren Vermälungen mit den Töchtern der Menschen das Alte Testament erzählt, und erklärte die „Magier" als mit den Dämonen im

Bunde. Solche Magier (haruspices et mathematici) waren es, denen Kaiser Theodosius in seinen Gesetzen „das Fleisch mit eisernen Haken von den Knochen zu reißen" befahl. Ebenso finden wir bereits bei Augustin den Glauben, daß die Dämonen menschliche Weiber verlockten, sich mit ihnen Nachts versammelten und mit der Göttin Diana oder der Herodias (welche Zusammenstellung!), auch der Minerva und anderen Göttinnen durch die Luft ritten. Immer fester glaubte man an Bündnisse mit dem Bösen und seinen Schaaren und an die hierdurch verliehene Macht, Menschen in Thiere zu verwandeln oder unsichtbar zu machen. Die unreine Phantasie der Mönche, besonders der Bettelmönche war es endlich, welche den Teufeln die bekannte volksthümliche Uniform ausdachte: schwarze (zuerst sonderbarer Weise grüne, dann oft auch braune oder gelbe) Farbe, Hörner, feurige Augen, krumme Nasen, Hauerzähne, zottige Haare, Schwanz, bisweilen auch umgekehrte Füße, meist aber Pferde- oder Ziegenfüße (letzteres und manches Andere offenbar in Anlehnung an die Faune, Satyrn und Kentauren des Alterthums). Als Waffe kamen meist Ofengabeln und Schüreisen dazu. Hand in Hand ging diese phantastische Wesenschöpfung mit derjenigen fabelhafter Thiere, wie der Drachen, Werwölfe u. s. w. und nicht minder mit der Zunahme der Heiligen- und Reliquienverehrung. Mit dem Heere der Himmel vermehrte sich auch das Heer der Hölle und ihrer Verbündeten. Den Zauberern und Zauberinnen, welche man unter diese zählte, traute man besonders Einfluß auf das Wetter, ja sogar die Macht zu, solches zu verändern, und so auch die Früchte vom Felde weg und Ungeziefer in dasselbe hineinzuzaubern. Noch waren indessen weder die Kirche, noch die Justiz im achten bis elften Jahrhundert so korrupt, wie sie später im dreizehnten bis achtzehnten zur Schande der Menschheit waren. Sie bestraften bezeichnender Weise nicht die angeblichen Bundesgenossen des Teufels, sondern umgekehrt Diejenigen, welche Anderen vorwarfen, Hexer und Hexen zu sein. Ja, wir erfahren aus einem Beschlusse des Domkapitels von Paderborn, von 785, daß der Pöbel damals Solche, welche für Hexer und Hexen gehalten wurden, gewaltthätig verbrannte, beziehungsweise briet und ihr Fleisch fraß und zu fressen gab, welcher Greuel mit dem Tode bestraft wurde. Dieser Wahn war nicht zu unterdrücken. Umsonst bekämpfte in der Mitte des neunten Jahrhunderts Agobard, Erzbischof von Lyon, den Glauben an das „Land Magonia" und dessen zauberkundige Bewohner, deren Schiffe „in den Wolken landen", ebenso umsonst Ratherius, Bischof von Verona und Lüttich. Was konnten sie thun, wenn ein Rabanus Maurus, Erzbischof von Mainz, und ein Hinkmar, Erzbischof von Reims, wie auch andere tiefgelehrte Männer, mit dem ganzen Feuer ihrer Beredsamkeit den Aberglauben schützten? Schon im zehnten Jahrhundert bedrohten die Canones des Reginus und im elften die Dekrete des Bischofs Burkhart II. von Worms solche Weiber mit der Exkommunikation, welche behaupteten, auf

Thieren in nächtliche Versammlungen der Dämonen, welche in Weiber verwandelt und vom Volke „Hulden" genannt würden, geritten zu sein! Umsonst beschäftigten die Kreuzzüge die europäischen Völker mit anderweitigem Stoffe, umsonst stellten die während derselben auftauchenden komischen Volkspoesien, wie jene der Troubadours, die Teufel als dumme, betrogene Kerls dar, und suchten Abälard und andere ernste Forscher die Welt aufzuklären; — der Zauberwahn tauchte stets wieder neu auf, wie ein in's Wasser geworfener Ball oder Apfel.

Merkwürdig ist es indessen, daß im mittlern und südlichen Italien die Idee vom „Bunde mit dem Teufel" nie Platz griff, während demselben doch die Lombardei ebensosehr huldigte, wie die Länder nördlich der Alpen. In den letzteren galt das Thal Camonica am Fuße der Veltlineralpen als Hexenland, — in einer Höhle bei Nursia (Norcia) in Umbrien vermutete man wenigstens zusammen hausende Zauberinnen und Dämonen; im Übrigen aber waren diese beiden Klassen in Italien ohne Verbindung, und die Zauberinnen arbeiteten dort auf eigene Faust um Gelt, bereiteten als Buhlerinnen ihren Galanen Zaubertränke und gaben ihnen Todtenfleisch zu essen, während sie wieder die Konkurrenz von männlichen Zauberern aushalten mußten, welche als Wahrsager oft hart gestraft wurden, wenn, was sie wahrsagten, — nicht eintraf, auch oft zugleich Astrologen waren, aber vom fünfzehnten Jahrhundert an vor den Stralen des Humanismus spurlos verschwanden. Ebenso vorübergehend war in Italien der Glaube an Telesmata, d. h. an Gegenstände, an welchen das Wohl gewisser Orte hing, wie z. B. Bildsäulen, Tempel u. s. w. So finden wir zwar, daß Dante, zu dessen Zeit der Teufelsglaube bereits ausgebildet war, wol Scharen derselben in seiner Hölle schildert, in welcher auch den Zauberern als einer Gattung von Betrügern eine eigne „Bulge" in den untersten Regionen des Höllentrichters angewiesen ist; von Hexen aber und von deren Bunde mit dem Teufel weiß der große Florentiner nichts.

Dessenungeachtet verharrte das italienische Volk bis auf den heutigen Tag im krassesten Aberglauben, indem ihm das Hexenwesen reichlich durch die allgemeine Überzeugung vom Dasein zauberischer Mächte ersetzt wurde, wie die Furcht vor dem mal' occhio (bösen Blicke), gegen den man sich allgemein durch irgendwie angebrachte Hörner schützt, der Glaube an die Wirkung von Liebestränken u. s. w. beweisen.

Anders entwickelte sich der Aberglaube im Norden. Seit dem Ende des zwölften Jahrhunderts begann man hier den zugleich dummen und gehässigen Verdacht des Bundes mit dem Teufel ganz besonders auf das weibliche Geschlecht zu werfen, und zwar wird, historisch nachweisbar, von Richard Löwenherz die erste Äußerung der keineswegs löwenherzigen Meinung erzählt, daß die Weiber der Zauberei verdächtig und Hexen wären und daher an seiner Krönung sich nicht sehen lassen sollten. Gleich am Anfange des dreizehnten Jahrhunderts sprechen die beiden lichtscheuen

Wunderschriftsteller Gervasius von Tilbery und Cäsarius von Heisterbach jene scheußliche Steigerung des erwähnten Verdachtes aus, daß die Teufel ihr Geschlecht wechselten, um mit den Menschenkindern zu buhlen, als Incubi mit Mädchen, als Succubi mit Jünglingen sträflichen Umgang hätten (offenbar eine Entstellung der heidnischen Sagen von liebenden Vereinigungen zwischen Göttern und Menschen), und berichten alles Ernstes, daß die von den Dämonen verführten Weiber in die Hexenversammlung flögen, ja daß Solche es sogar selbst erzählt hätten. Dummheit und Fanatismus ruhten nicht, bis jene tollen Träume eine von den herrschenden Kreisen anerkannte Wahrheit waren. Bezeichnender Weise beginnt gerade mit der von uns (oben S. 218) erzählten Einführung der Inquisition am Anfange des dreizehnten Jahrhunderts und mit dem grausamen Vertilgungskriege gegen die Albigenser, Waldenser und Stedinger auch die Korruption der geistlichen und weltlichen Gerichte, ihre Umstimmung gegen die angeblichen Hexen, und damit auch die Verbrennung derselben. Zweierlei Inquisitionen wüteten nun neben einander, die der Ketzerrichter vorzüglich gegen die Männer, die der Hexenrichter mehr gegen die Frauen; denn das stärkere Geschlecht ist mehr dem grübelnden Verstande und damit dem Zweifel an den Dogmen, das schwächere mehr der schwärmerischen Phantasie und damit überwältigenden Illusionen ergeben. Beide fielen als Opfer trauriger Verblendung, nur die Ketzer für wirkliche, die Hexen für eingebildete Angriffe auf den Glauben, der über alle Angriffe erhaben sein sollte. Merkwürdiger Weise theilten sich auch beide Arten der Verfolgung nach der geographischen Lage. Der grübelnde Norden verfolgte mit Vorliebe die schwärmerischen Weiber (Hexen), der schwärmerische Süden die grübelnden Männer (Ketzer). Den ersten Hexen, wie es heißt 1230—1240 in Trier, wurde vorgeworfen, sich in Kröten verwandelt und gewissen Versammlungen beigewohnt zu haben. Ihr Loos ist unbekannt. — Zu Toulouse fand unter dem Richter Hugo von Beniol die erste sicher beglaubigte Verbrennung 1275 an einer sechzigjährigen Frau statt, welche mit dem Teufel Buhlschaft getrieben haben sollte. — War es ja so bequem, Ketzer und deren Familien unter dem Vorwande dieses neuerfundenen Verbrechens zu vertilgen, und die Personen, denen man keine Ketzerei nachweisen konnte, war man sicher, als Hexen unterzubringen! Gregor IX. sanktionirte diesen Wahn durch die Bulle von 1233, in welcher er von der Verwandlung des Teufels in Kröten, Gänse und Katzen faselte und den Ketzermeister Konrad von Marburg auch in Sachen der Hexerei bevollmächtigte, und da der Papst unfehlbar ist, so fand sich natürlich jeder gute Christ verpflichtet, für das neue Evangelium Propaganda zu machen, wie dies die Mönche Vincenz von Beauvais und Jakob von Boragine, beide Dominikaner, letzterer Ordensgeneral, thaten. Auch Papst Johann XXII. nährte in zwei Bullen, 1317 und 1327, den Teufels- und Hexenwahn auf das Eifrigste. So war auch im Processe gegen die

letzten **Tempelritter**, obschon sie Männer waren, die Zauberei ein bequemer Vorwand; sie zu verbrennen und ihre Besitzungen der Krone Frankreich und der Kirche in die Hände zu spielen. Bereits brachte man, namentlich nachdem Bartolo, ein berühmter Lehrer des römischen Rechts, 1350 sich für den Tod der Zauberer durch das Feuer ausgesprochen, unglückliche Weiber, theils durch die Folter, theils durch eifrige Verbreitung dieses Wahns, dahin, selbst zu bekennen, daß sie Nachts bei Versammlungen der Teufel und Hexen gewesen, mit Ersteren geschlechtlichen Umgang gepflogen, einen Bock angebetet und zum Zeichen der Ergebenheit dessen Rückseite geküßt, ja sogar daß sie vom Teufel Gelt empfangen hätten, das sich aber nachher in Laub, Nußschalen, Glasscherben u. s. w. verwandelt habe. Endlich kam es auch vor, daß Personen sich selbst für Zauberer hielten oder für solche ausgaben und unter Zaubersprüchen Gifttränke bereiteten.

Es half nichts, daß 1398 sogar die theologische Fakultät von Paris, die ketzerfeindliche Sorbonne, unter dem Vorsitze des berühmten Johann Gerson, sowol die Zauberei selbst, als den Glauben an Wirkungen derselben, in 28 Artikeln als Irrthümer, Aberglauben und Gotteslästerung verurtheilte, — die nämliche Fakultät fügte sich bald darauf dem grassirenden Unsinne und gab sich 1431 schmählicher Weise dazu her, auf Verlangen der Kirche und der Verräther und Feinde ihres Vaterlandes, jenes heldenmütige Mädchen, welches dies Vaterland gerettet hatte, Jeanne d'Arc, als der Hexerei schuldig zu erklären und so es den Engländern möglich zu machen, daß sie ihre gefährlichste Feindin unter einem schicklichen Vorwande verbrennen konnten. Überhaupt wurden damals bereits Weiber (Männer selten mehr) wegen Hexerei so häufig und mit solcher Eilfertigkeit verbraunt, daß man oft Verbrannte hintenher für unschuldig erklären und die Richter strafen mußte. So wurde im Jahre 1459 zu Arras in Artois aus mehreren Männern und Weibern herausgefoltert, daß sie mit dem Teufel einen Hexensabbath im „Lande Waldesien" gefeiert hätten; auf dem Scheiterhaufen aber widerriefen sie ihre Aussage, und das Parlament von Paris erklärte sie 1491 unschuldig, die Ankläger und Richter aber strafwürdig.

So blieb denn dem obengeschilderten Papste Innocenz VIII. nur noch übrig, die Hexenprocesse in ihrem ganzen, nun ausgebildeten Umfange, feierlich zu begründen und ihnen die letzte förmliche Genehmigung zu ertheilen, was durch die (S. 19) angeführte ekelhafte Bulle von 1484 geschah. In derselben befahl er drei Dominikanern, dem Heinrich Krämer, genannt Institor, Jakob Sprenger und Johann Gremper, in den deutschen Diöcesen das Laster der Zauberei auszurotten und verhängte über Jeden, der ihnen widerstände, Bann und Interdikt ohne alle Appellation. Und der wankelmütige Kaiser Maximilian I., den man zu Allem

bringen konnte, bestätigte bereitwillig das scheußliche Machwerk und nahm durch Diplom von 1486 die Hexenrichter sogar in seinen Schutz.

Die nächste Frucht dieses furchtbaren Auftrages war das von Sprenger, mit Beihülfe seiner Kollegen, verfaßte und 1489 erschienene Schaudbuch „der Hexenhammer" (Malleus maleficarum), diese Bibel des Teufels- und Zauberwahns, deren wahres Ziel aber vielmehr auf die Ketzerei losging, für welche die Hexerei blos ein Vorwand war; denn nicht nur die Hexerei selbst, sondern schon der Unglaube an dieselbe wurde als Ketzerei gebrandmarkt, so daß die Ketzerverbrennungen auf die bequemste Weise vermehrt werden konnten! Und zugleich war damit dem Hasse, dem Neide, der Rache unter den Menschen Thür und Thor geöffnet und der weiteste Spielraum offen gelassen. Man brauchte seine Feinde nur der Hexerei anzuklagen, und man wurde sie los!! Und zur Schande der sogenannten Gelehrsamkeit jener Zeit lieferten die Theologen den Juristen mit Wollust die armen Opfer in die Hände! Nichts schützte mehr vor diesen gierigen Krallen; alle möglichen Eigenschaften dienten als Verdachtsgründe. Schönheit und Reichthum waren Geschenke des Teufels, — Häßlichkeit und Armut zeichneten die Hexe als solche! Die Armen schaffte man sich mit ihren Klagen vom Leibe, — aus dem Nachlasse der Reichen füllten die Ungeheuer von Richtern ihre Beutel!

Der Hexenhammer, dessen Titel dem Ketzerhammer (Malleus haereticornm) des Thomas von Aquino nachgebildet sein muß, lateinisch geschrieben und nie übersetzt, zerfällt in drei Theile, in welchen erstens die Erforderniße des Hexenwesens, zweitens die Wirkungen desselben und drittens die Heilmittel gegen dasselbe behandelt werden. Die Quellen, auf welche er sich stützt, sind: die Bibel, die Kirchenväter, die Beschlüsse der Concilien, die Aussprüche der Päpste, die Scholastiker, das kanonische Recht, die Lebensbeschreibungen der Heiligen und — der Jude Rabbi Mose, sowie verschiedene Werke über Hexerei. Voran ist die Approbation der theologischen Fakultät zu Köln und die Bulle Innocenz VIII., sowie deren kaiserliche Bestätigung abgedruckt. Die Hexen definirt der Hexenhammer als „Leute, welche Gott verleugnen, ihm und seiner Gnade entsagen, mit dem Teufel einen Bund machen, sich ihm mit Leib und Seele ergeben, mit Teufeln Unzucht treiben, seine Zusammenkünfte und Sabbathe besuchen, von ihm Giftpulver und als seine Unterthanen und Verbündeten den Befehl erhalten, Menschen und Thiere zu quälen und umzubringen, und welche durch seine ihnen mitgetheilte Wunderkraft Gewitter machen, die Saaten, Wiesen, Bäume, Gartengewächse beschädigen und die Kräfte in der Natur verwirren!"

Es ist klar, daß diese Ansicht weder christlich noch jüdisch, sondern rein persisch ist. Das Juden- und Christenthum, so weit sie einen Teufel annehmen, hielten ihn doch für Gott untergeordnet, von ihm abhängig. Der Hexenhammer aber nimmt einen Gott entgegengesetzten Ahriman an, welcher

thut, was ihm beliebt und sogar die Schöpfung seines Widersachers zu verwirren im Stande ist.

Gleich im Anfange wird aus der Bibel, und zwar aus den Büchern Mose, bewiesen, daß man die Zauberer tödten müsse; — wer dies nicht glaube, sei ein Ketzer. Als Erfinder der Zauberei wird Zoroaster angegeben, der ein Sohn Hams und Enkel Noahs gewesen (!) und nach des heiligen Augustin Aussage bei seiner Geburt gelacht habe, was ohne Einwirkung des Teufels nicht möglich sei. Wie hiedurch der Hexenhammer seine historische Gelehrsamkeit, so beweist er seine sprachliche durch die Ableitung des Wortes Diabolus aus duo, zwei und bolus, Bissen, weil er auf einmal zwei Bissen, Körper und Geist, in Besitz nehme, sowie des Wortes Femina aus fe, abgekürzt von fides, Glaube, und minus, weniger, weil die Weiber weniger Glauben hätten als die Männer! Es wird dann zwischen bloßen Zauberinnen, welche „den Teufel im Leibe haben", und wirklichen Hexen, welche mit dem Teufel umgehen, unterschieden. Die letzteren seien nothwendige Werkzeuge, deren sich der Teufel bei seinen Thaten bediene. Ferner wird ernsthaft erörtert, ob Teufel mit Menschen Kinder zeugen können und mittels der obscönsten, nicht mittheilbaren Ausführungen bejaht. Hierauf wird nachgewiesen, daß drei Dinge im Guten und Bösen nicht Maß zu halten verständen, die Jungen, die Geistlichen und die Weiber. Gegen letztere wird auf die ungalanteste Weise zu Felde gezogen, von Eva's Erschaffung aus einer krummen Rippe die Anlage des Geschlechtes derselben zu Betrug bewiesen und die Ehelosigkeit empfohlen, worauf wieder die skandalösesten Stellen kommen. Es folgen die Nachweise, daß Menschen durch Hexen in Thiere verwandelt werden können, daß Wölfe, welche Kinder fressen, vom Teufel besessen seien, daß Gott die Hexerei zulasse, damit der Glaube der Gerechten offenbar würde, daß die Hexerei das größte aller Verbrechen sei, da sie zugleich Ketzerei und Apostasie enthalte, daß die Hexen schlimmer seien als der Teufel selbst u. s. w. Im zweiten Theile wird behauptet, daß die Hexen nichts anhaben können: den Richtern, den Geistlichen und den Heiligen, daß die Hexen vom Teufel angewiesen werden, während der Messe bei den Worten: Dominus vobiscum zu murmeln: Dreh' mir die Zung' im A . . . um, daß die Hexen Kinder fressen oder auch nur tödten, aus den Knochen und Gliedern neugeborener Kinder zauberische Salben und Getränke bereiten, Wetter machen, die Sinne bezaubern, Menschen und Thiere der Zeugungskraft berauben u. s. w. Bei dem Bündnisse mit dem Teufel gehe es folgendermaßen zu: die neuen Hexen versammeln sich an einem bestimmten Tage, um dem Teufel von ihren älteren Schwestern vorgestellt zu werden, geloben, der „dicken Frau", wie in der Hexensprache die heilige Jungfrau heißt, und den Sakramenten zu entsagen, dem Teufel aber Treue und Gehorsam, huldigen ihm, welcher in der Hexensprache der „kleine Magister" heißt, empfangen seinen Unterricht in ihren Künsten, bewirken in der Folge durch die erwähnte zauberische Salbe,

daß sie unter dem Ausrufe: „Oben aus und nirgends an!“ in die Luft gehoben und in dieser auf einer Ofengabel, einem Besenstiel oder einem Stücke Leinwand (nach anderen Angaben auf einem Bocke) fortgeführt werden, um den Hexenversammlungen beizuwohnen. Die männlichen Hexen, Hexenmeister genannt, schließen ebenfalls Bündnisse mit dem Teufel, beschäftigen sich aber anders als die Hexenweiber. Sie sind Schützen, die mit des Teufels Hülfe immer treffen, oder beschwören umgekehrt die Waffen Anderer, daß selbe nicht treffen oder nicht einmal losgehen. Dazwischen werden interessante Geschichten erzählt, welche die Hexenrichter selbst heraus inquirirt haben wollen: z. B. daß eine Hexe während einer Tanzbelustigung auf einen Berg geflohen sei, was Bauern selbst gesehen (!) und dort ein Wetter heraufbeschworen, das dann die Tanzenden auseinandergetrieben, wofür sie verbrannt worden sei, — daß ein Holzhauer im Walde von drei schwarzen Katzen überfallen worden, sie aber schwer verwundet habe, worauf er unter der Anklage, drei vornehme Damen mißhandelt zu haben, eingesperrt, aber auf seine Erzählung von den Katzen sofort wieder entlassen worden sei, — daß eine Nonne einst Salat gegessen, darauf Liebesregungen gespürt, die Bekanntschaft eines jungen Mannes gemacht und gepflogen, von ihm aber das Bekenntniß erhalten habe, er sei der Teufel und von ihr unter der Gestalt jenes Salates gegessen worden! Im dritten Theile endlich wird ausführlich das gerichtliche Verfahren gegen die Hexen gelehrt. Der Hexenhammer erlaubt, ohne Anklage, auf bloßes Gerücht hin, den Proceß einzuleiten; zwei oder drei Zeugen genügen zur Aussage; der Richter darf Zeugen durch einen Eid zwingen, die Wahrheit (d. h. was er dafür hält) zu sagen, und zu Zeugnissen selbst infame Personen, entlaufene liederliche Knechte, Mitschuldige und Exkommunicirte zulassen, ja sogar die Männer gegen ihre Frauen, die Kinder gegen ihre Mütter als Zeugen vernehmen, selbst Feinde, wenn sie dem Angeklagten nicht geradezu nach dem Leben getrachtet. Er beginnt damit, die Hexe zu fragen, ob es ihr bekannt, daß sie von den Leuten für eine Hexe gehalten werde, warum sie dieses und jenes gethan, warum ihre Kühe mehr Milch geben als andere, was sie bei Ausbruch eines Gewitters auf dem Felde zu thun gehabt; er darf sie emporheben lassen, damit sie sich nicht durch Berührung des Erdbodens retten könne; er darf ihr die Namen der Zeugen vorenthalten. Wenn der einer Hexe gestattete Vertheidiger etwas zu ihren Gunsten sagte, wurde er als Hexenpatron angeklagt. Es werden Kniffe gelehrt, um die Unglücklichen durch List zum Geständniß und Verderben zu bringen, so z. B. durch Entstellung der dem Vertheidiger mitzutheilenden Akten (!!). Gefoltert durften die Hexen ohne alle Nachsicht werden, und zwar ohne Unterbrechung mehrere Tage hintereinander. Man ließ sie, da die Hexen nach dem herrschenden Wahne nicht weinen konnten, durch Priester beschwören, während sie zur Folter ausgekleidet wurden (damit sich die geilen Richter und Pfaffen an ihren auffälligen Reizen weiden konnten!). Die Richter

wurden angewiesen, wie sie sich durch Bekreuzen, geweihte Kräuter und beschworenes Salz gegen den Blick der Hexen schützen konnten, um nicht von Mitleid gegen sie erregt zu werden, sollten auch wol Letztere rücklings vorführen lassen, um sie zu sehen, ehe sie von ihnen erblickt wurden. Den Hexen wurden alle Haare vom Leibe geschoren, ohne einen Körpertheil davon auszunehmen; denn sonst gestanden sie nichts, wie man glaubte. Sie wurden auch an allen Körpertheilen genau untersucht, ob sie keine Zaubermittel bei sich trügen. Dazu kamen noch andere Proben, so namentlich die zur Zeit der Ordalien üblich gewesenen Wasser- und Feuerproben. Sank die Hexe bei der Wasserprobe unter, was als Zeichen der Unschuld galt, so ließ man sie ruhig ertrinken; schwamm sie, so wurde sie verbrannt! Durch allerlei kasuistische Spitzfindigkeiten war überhaupt dafür gesorgt, daß Hexen beinahe in jedem Falle zum Tode verurtheilt und lebendig verbrannt werden konnten.

Der Verfasser des Hexenhammers und seine Gehülfen waren denn auch nicht lässig in Ausführung ihrer Grundsätze. In kurzer Zeit ließ Sprenger selbst in Konstanz und Ravensburg 48 Weiber verbrennen und sein Kollege Cumanus 1495 bei dem Wormserbade 41 Hexen am ganzen Leibe rasiren und dann verbrennen.

Das Merkwürdigste an den Hexenprocessen ist übrigens, daß Alles, ohne Ausnahme, was damals vom Hexenwesen geglaubt wurde, von Angeklagten selbst gestanden worden ist! Wie war dies möglich? Es wurde möglich einmal durch die Folter, dann durch verfängliche Fragen und durch Fälschung der Protokolle, wie sie der Hexenhammer selbst empfiehlt, und dazu kam endlich noch der herrschende Glaube selbst. Derselbe war nämlich so verbreitet, daß wol anzunehmen ist, es werde den Leuten oft von den Hexensabbathen, an die man so fest glaubte, geträumt und dieselben dann, was ja bei lebhaften Träumen oft vorkommt, den Traum für Wirklichkeit gehalten haben. Ebenso kann die Angst vor der Verfolgung und der Schrecken, den diese verbreitete, leicht nervöse Aufregungen und in deren Gefolge — den Wahnsinn herbeigeführt haben, und endlich ist man gezwungen anzunehmen, es haben gewissenlose Wüstlinge den herrschenden Wahnglauben fleißig zu Verführungen benützt und sich bei ihren Geliebten für den Teufel ausgegeben, wie denn der Letztere in den Aussagen der Hexen meist in der Gestalt eines Soldaten, Reiters oder Jägers erscheint.

All dies erleichterte die Ausübung des entsetzlichen Werkes der Hexenverfolgung. Da man zudem die Hexerei für ein ausgenommenes Verbrechen hielt, so galt dabei Alles für erlaubt; Späher, Richter und Henker durchsuchten alle Gegenden, um dem unersättlichen Rachen der Hexengerichte neues Futter zu liefern! Wie viel Menschenglück hierdurch zerstört wurde, ist nicht zu ermessen. Es kam häufig genug, ja meistens vor, daß die Unglücklichen, wenn die Folter ihnen Geständnisse ausgepreßt hatte, die ihrem Herzen ferne lagen, sich aus Verzweiflung selbst zu entleiben

suchten, in Raserei fielen und oft darin starben. All dies aber suchten die thierischen, verdummten Hexenrichter durch Einwirkung des Teufels zu erklären. Weder Lug noch Trug sparten diese Unmenschen, um ihre Zwecke zu erreichen; sie versprachen den Angeklagten, wenn sie geständen, ein neues Haus zu bauen, womit sie den Scheiterhaufen, oder das Leben zu schenken, womit sie das jenseitige Leben meinten. Es gab auch ein besonderes, aus allerlei ekelhaften Ingredienzien gebrautes Getränk, die Hexensuppe, durch welche man die armen Weiber zum Geständniß zu bringen suchte. Auch eine Hexenwage hatte man, weil man glaubte, daß Hexen darauf schwerer oder je nach Belieben der Richter auch leichter wären als man sie schätzte. Das Resultat des Wägens führte natürlich stets zum Scheiterhaufen! Um das sogenannte Hexenmal zu finden, von dem man diese Unglücklichen behaftet glaubte, und welches unempfindlich sein sollte, stach man sie mit Nadeln am ganzen Leibe. Fand man keines, so war auch dies wieder ein Beweis von Hexerei!!

Die Hexenprocesse dauerten bis in das aufgeklärte achtzehnte Jahrhundert und wurden sowol von den Katholiken, als seit der Reformation von den Protestanten mit gleichem Eifer betrieben. Die Ersteren beriefen sich auf die Bullen der Päpste, die Letzteren auf die fehlerhafte Bibelübersetzung Luthers, welcher selbst ein eifriger Teufelsbekenner und Hexereigläubiger war und eine Stelle im 2. Buch Mose XXII, 18 übersetzt hatte: die Zauberinnen sollst du nicht leben lassen, während dieselbe sich im hebräischen Original gar nicht auf etwas den Hexen irgendwie Ähnliches, sondern auf Heiden bezieht, welche durch Vorgabe zauberischer Künste die Juden von ihrem Glauben abwendig zu machen suchten, was als ein Verbrechen gegen Jehova und daher als todeswürdig erschien.

Beide Kirchen hatten aber auch Ursache, gegen das Hexenthum, wie es sich in der Phantasie der damaligen Menschen ausgebildet hatte, einzuschreiten. Dasselbe war nämlich ein vollkommen durchgeführtes Gegenbild des Christenthums. Der Teufel stand Gott ebenso mächtig gegenüber, wie Ahriman dem Ormuzd; die Hexen waren sein Volk, wie die Christen Gottes, sie mußten Gott und Christo abschwören, wie des Letztern Anhänger dem Teufel, und Diesen beteten die Hexen an, wie die Christen Gott. Sogar den sieben Sakramenten standen sieben Stufen des Hexenthums gegenüber. Die erste war die Verführung, indem der Teufel den Weibern als Mann, den Männern als Weib erschien, und zwar meist grün gekleidet, — die zweite die Begattung, die dritte der Abfall vom Christenthum, ausgedrückt durch die Hexentaufe, die mit Blut, Schwefel oder Salz vollzogen und mit Verleihung eines neuen Namens geschlossen wurde, — die vierte die Vermählung, deren Vollzieher ebenfalls ein Teufel war, verbunden mit der Anbringung des Hexenzeichens durch Schlagen, Beißen u. s. w., die fünfte der Hexentanz, als dessen Ort den Deutschen der Blocksberg und andere Berge, und so deren mehrere in

anderen Ländern, und als dessen Zeit die Walpurgisnacht galt. Auch nahm man deren drei im Jahre an: zu Pfingsten, vierzehn Tage nach Johannes dem Täufer und zu Advent oder Weihnachten. Die sechste Stufe war die Ausübung von Schaden gegen Menschen und Vieh, und die siebente das Verbot des fernern Beichtens und die Anbetung des Teufels.

Die Vermutung, daß das Hexenwesen auf Orgien einer wirklichen geheimen Gesellschaft beruhte, welche sich nächtlich versammelte und eine Art Kultus trieb, der als ein solcher des Teufels aufgefaßt werden konnte, — wie Mone (im Anzeiger für Kunde des Mittelalters, 1839, unseres Wissens sonst Niemand) meint, ist nicht als haltbar anzusehen; es fehlt ihr jede Spur einer Begründung. Die Hexenprocesse wüteten ja überall, hätte aber an allen Orten ihres Vorkommens ein Hexenbund existirt, wie hätte dessen Vorhandensein verheimlicht bleiben können? Für wahrscheinlicher halten wir eine Fortpflanzung von Traditionen über die nach der Einführung des Christenthums eine Zeit lang zur Nachtzeit fortdauernden Versammlungen der beharrlichen Heiden in der Weise des Bakchos-Kultus, und die Identificirung der alten Götter mit dem Teufel. Auch mögen verleumderische Berichte über die geheimen Versammlungen verschiedener Ketzersekten, wie der Albigenser und Waldenser, mitgewirkt haben.

Wir lassen nun einige statistische Notizen über die Menge und Lokalitäten der Hexenmorde folgen, die natürlich sehr unvollständig sind und nur einen kleinen Theil der gesammten Mörderei umfassen.

Zu Frankfurt am Main wurden 1446 mehrere Frauen und 1447 eine solche als Hexen verbrannt, und 1486 ein Gaukler als Hexenmeister in den Main geworfen.

Ein Bischof von Würzburg ließ, — in welcher Zeit ist uns nicht bekannt geworden, — 600 Hexen, Zauberer und Teufelsbanner verbrennen.

Im Jahre 1551 waren in der kleinen Stadt Zuckmantel in Schlesien acht Henker des Bischofs von Breslau reichlich beschäftigt.

Zu Rottweil in Schwaben wurden von 1561 bis 1648: 113, zu Nördlingen von 1590 bis 1593: 35, zu Offenburg in vier Jahren 60, zu Windheim im Jahre 1596 23, zu Freiburg im Breisgau 1579 bis 1611: 34, in der bairischen Grafschaft Werdenfels 1589 bis 92 an sieben Gerichtstagen 48, zu Ellingen 1590 in acht Monaten 65, am Anfange des siebenzehnten Jahrhunderts in der Grafschaft Henneberg 144, zu Thann im Elsaß 1572 bis 1620: 152, zu Schlettstadt 1629 bis 32: 72 Hexen verbrannt.

Ein einziger Ketzerrichter, Balthasar Voß zu Fulda, ließ in 19 Jahren 700 Hexen und Zauberer verbrennen, und hoffte stets, es noch auf tausend zu bringen; ein anderer Solcher, Remigius, Verfasser einer Daemonolatria, am Ende des sechszehnten Jahrhunderts in Lothringen in sechszehn Jahren achthundert Hexen, denen er am Ende selbst als Zauberer nachfolgte!

Am Ende des sechszehnten Jahrhunderts bildeten zu Braunschweig

die Brandpfähle der Hexenhinrichtungen, deren oft 10 bis 12 an einem Tage stattfanden, einen Wald vor dem Thore.

Zu Stettin wurde 1618 die Äbtissin des Klosters Marienfließ, Sidonia von Bork, einst verlassene Braut des Herzogs Ernst Ludwig von Wolgast, im achtzigsten Lebensjahre als Hexe angeklagt und enthauptet und ihre Leiche verbrannt.

Am schändlichsten wüteten die geistlichen Fürstenthümer, und zwar zu der Zeit, als die Jesuiten dort den größten Einfluß ausübten.

Das Bisthum Bamberg sah 1625 bis 1630 etwa 600, das Erzstift Trier in unbestimmter Zeit 6000, das Bisthum Straßburg von 1615 bis 1635 5000, das Stift Würzburg 1627 bis 1629 in 29 Bränden über 200 Hexen brennen, unter letzteren 17 höhere Geistliche und Kinder von acht bis zwölf Jahren. In Bonn wurden Professoren, Priester, Juristen, Beamte und Studenten als Hexenmeister verbrannt. Mit den Katholiken wetteiferte das calvinistische Genf, wo einst in drei Monaten 500 Hexen brannten. Büdingen in der Grafschaft Isenburg hatte 1633: 64 und 1634: 50 Hexenbrände, Dieburg im Bisthum Mainz 1627 deren 36; Neisse verbrannte 1651 42 Weiber in einem Ofen. Georgenthal in Sachsen-Gotha hatte 1670 bis 75 38 Hexenprocesse, Salzburg im Jahre 1678 einen solchen gegen 97 Personen, welche eine Rinderpest herbeigeführt haben sollten.

Zu Regensburg ließ man 1595 ein Mädchen verhungern, das angeklagt war, Mäuse zu machen, Frauen und Nonnen ihre Geliebten im Spiegel zu zeigen, Liebestränke zu bereiten u. s. w. Christoph von Ranzau, ein Konvertit vom protestantischen zum katholischen Glauben, ließ noch 1686 auf seinen holsteinischen Gütern 18 Hexen verbrennen.

Die erste schweizerische Hexe wurde um 1450 zu Urseren im Kanton Uri enthauptet und verbrannt, die erste Verbrennung bei lebendigem Leibe fand 1490 zu Luzern statt an einer Person, welche „Hagel gemacht" und sich dem Teufel ergeben haben sollte. Im sechszehnten Jahrhundert wurden im Kanton Zürich 37, im Kanton Luzern 23, im siebenzehnten in Zürich 24, in Luzern aber 121 Hexen verbrannt, darunter vier Kinder von sieben bis zwölf Jahren (!), im Städtchen Sursee überdies 34, zu Colombier im Fürstenthum Neuenburg 1619 und 1620 dreizehn, im bernischen Waatlande von 1591 bis 1666 jährlich durchschnittlich 50 (bis auf 75), zu Chillon allein in drei Monaten des Jahres 1613 ihrer 27, Zug sah 1660 in zwei Monaten 27 Weiber brennen und erlebte 1737 noch einen der scheußlichsten Hexenprocesse, in Folge dessen die Angeberin enthauptet, sechs Frauen verbrannt wurden, nachdem sie der Henker mit glühenden Zangen gerissen, und eine Frau starb im Kerker.

In Schottland wurden 1662 mehr als 150 Hexen angeklagt, 1664 in Leith deren neun und 1678 wieder neun verbrannt, 1576 in der englischen Grafschaft Essex 17. Maria Stuart und ihr Sohn Jakob I. waren

eifrige Hexenverfolger. Der Hexenjäger Matthias Hopkins brachte seit 1645 über 220 Weiber auf den Scheiterhaufen, bis ihn das Volk selbst als Hexenmeister umbrachte.

Zu Szegedin in Ungarn wurden 1728 dreizehn Hexen lebendig verbrannt, von denen eine auf der Hexenwage — ein Loth schwer gefunden worden war.

In der Diöcese Como gab es im sechszehnten Jahrhundert jährlich über hundert Hexenbrände. 1629 wurden in Bormio 34 Hexen hingerichtet.

Zu Carcassonne in Frankreich verurtheilte man schon 1320 bis 1350 über 400 Zauberer und verbrannte über die Hälfte davon. Unter Heinrich II. verbrannte man 1549 zu Nantes auf einmal sieben Hexenmeister.

In Spanien wütete die Inquisition gegen die angeblichen Hexen und Zauberer zu gleicher Zeit wie gegen die Ketzer. 1507 ließ sie zu Calahorra über dreißig Weiber verbrennen, in Navarra wurden 1527 deren 150 mit Kerker und 200 Peitschenhieben bestraft, weil sie auf Geheiß des Satans einige Personen vergiftet hätten, in Logroño 1507 über 30, 1527 noch 150 und 1610 neben 34 Ketzern wieder 18 Zauberer verbrannt, welche angeblich einer Sekte angehört hatten, welche den Teufel anbetete, und die von Diesem (!) gefeierte Messe (!) anhörte, wozu noch viel weiterer Unsinn kam, über welchen Llorente weitläufig berichtet.

In Schweden, wo die Hexenverfolgung zuletzt eindrang, wurden 1670 zu Mora 72 Weiber und 15 Kinder wegen Zauberei verbrannt.

Es ist bei diesen Angaben nicht zu übersehen, daß die Hexenverbrennungen stets in den Zeiten und an den Orten am ärgsten wüteten, wo die Leute die wenigste Beschäftigung hatten. So z. B. erscheinen in den Jahren der Reformationsstürme, und der ersten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts, wo man von wichtigen Ereignissen stark in Anspruch genommen war, beinahe keine Hexenbrände, ebenso wenig in fleißigen industriellen und handeltreibenden Gegenden, wie z. B. in der Republik Venedig, im schweizerischen Basel und St. Gallen, in Holland, England u. s. w.

Wie für die Ketzer, so hatte man damals auch für die Hexen besondere Thürme, in welchen sie verwahrt, untersucht und gerichtet wurden. Wir haben vor uns die Beschreibung eines solchen Hexenthurms, nämlich desjenigen zu Lindheim in der Wetterau, Großherzogthum Hessen, wo ein fleißiger Schriftsteller über das Hexenwesen, Georg Konrad Horst, welcher zwar die Hexenprocesse mit Wärme und Begeisterung verurtheilte, aber sich selbst nicht vom biblischen Glauben an den Teufel losmachen konnte, am Anfange unseres Jahrhunderts Pfarrer war*).

*) Horst, Dämonomagie oder Geschichte des Glaubens an Zauberei und

Der Hexenthurm zu Lindheim besteht aus einer vier und einen halben Fuß dicken, an mehreren Orten gegenwärtig sehr schadhaften, hier und dort mit Moos, und auf der ganzen südwestlichen Seite dicht mit dunkelm Immergrün bewachsenen Mauer. Seine Höhe beträgt noch jetzt, — denn es ist ein Theil des Gemäuers von oben bereits eingestürzt — 36, sein Durchmesser 17 rheinische Fuß. Die sehr enge Thüre ist 18 Fuß über der Erde erhaben und es führte früher eine äußere Treppe nach derselben. Im Innern beginnt 15 Fuß über dem Erdboden eine 2 Fuß breite und eben so tiefe, mit starken Steinen ausgemauerte viereckige dunkle Öffnung, welche bis zum Boden herunter reichte. Oben an derselben befanden sich früher zwei an kleinen, einen halben Fuß langen Ketten hängende, in starken ausgehauenen Sandsteinen befestigte enge Handeisen, an deren einem noch ein altes Schloß hing, womit es verschlossen war. Auf dem Boden der Öffnung aber bemerkte man noch um 1818 Feuerbrände und Holzstücke, und in der Thurmmauer, 4 Fuß über dem Boden, eine Art Zuglöcher, die rings um den Thurm herumlaufen, — so daß anzunehmen ist, es seien die Hexen, abweichend vom sonstigen Gebrauche, in dieser Höhle des Entsetzens selbst verbrannt worden. Vier Fuß über jener Öffnung aber befinden sich noch Reste der Kammern, in welchen die Hexen verwahrt und gefoltert wurden, und zu welchen man mittels einer schmalen hölzernen Treppe gelangte. Sie bestanden aus drei engen dunkeln Löchern, mit keiner andern Öffnung als einer zwei Zoll breiten Lücke zwischen den Steinen. Dagegen sind noch Reste dicker, hölzerner, mit Nägeln und Eisen beschlagener Thüren, sowie starker Ringe, Halseisen und Ketten erhalten und in einer Kammer überdies ein schwerer Stein mit einem starken eisernen Ringe daran. Unter dem Schutte der Umgebung des Thurms wurden, kaum einen Fuß unter dem Boden, eine Menge Menschengebeine und Schädelstücke mit deutlichen Brandmerkmalen gefunden. Nach den vorliegenden Akten wüteten in den Jahren 1650 und 1662 furchtbare Hexenprocesse in Lindheim, wo der Untersuchungsbeamte Geiß, ein roher Soldat aus dem dreißigjährigen Kriege, etwa 30 Personen, Männer und Weiber, (welche fast den zehnten Theil der Bevölkerung des Ortes bildeten) als Hexen verbrennen ließ. Auch Kinder waren in die Sache verwickelt, kamen aber mit dem Leben davon, weil die Universität Rinteln sie freisprach. Als der gewaltthätige Richter eben wegen Erpressungen entlassen worden war, stürzte er 1666 in Verfolgung einer entsprungenen Hexe mit dem Pferde in einen Graben und brach den Hals.

So tief eingefressen hatte sich die Pest des Hexenwahns in die euro-

---

dämonische Wunder, mit besonderer Berücksichtigung des Hexenprocesses. 2 Theile. Frankfurt a. M. 1818.

Horst, Zauberbibliothek oder von Zauberei, Theurgie und Mantik, Zauberern, Hexen und Hexenprocessen, Dämonen, Gespenstern und Geistererscheinungen. 6 Theile. Mainz 1821—1826.

päische Menschheit, daß es Jahrhunderte bedurfte, bis eine entschiedene Opposition nur auftreten durfte, und wieder Jahrhunderte, bis sie siegte. Seit der Bulle Innocenz VIII. war es ein italienischer Rechtsgelehrter, der zuerst gegen die Hexenprocesse auftrat, nämlich Ponzivibius in seiner 1515 erschienenen Schrift „De Lamiis". In Deutschland wagte es zuerst ein als Schwarzkünstler verrufener, aber sonst geistvoller Gelehrter, Agrippa von Nettesheim (s. unten), in noch größerem Maße aber sein Freund und Schüler, ein im Übrigen unbekannter Gelehrter, der aber eben dadurch merkwürdig ist, daß er es trotz unberühmten Namens unternahm, gegen den Strom seiner Zeit zu schwimmen. Johannes Wier oder Weier, so hieß er, lateinisch Piscinarius, ist geboren 1515 zu Grave in Brabant, 1550—1564 Leibarzt des Herzogs von Kleve, wo er nach der geistigen Erkrankung seines fürstlichen Beschützers als Hexenmeister fliehen mußte, gestorben 1588 zu Tecklenburg, wo er Arzt war und den Schutz des Fürsten von Bentheim genoß. Wier schrieb 1563 sein Werk „De praestigiis Daemonum", aus welchem unter dem Titel „De lamiis" ein Auszug erschien, und später folgte das drollige Buch „De pseudomonarchia daemonum". Er entrollte in dem letztern ein schaudererregendes Bild des Teufels- und Hexenwahns und beschrieb die Phantasien der Verblendeten, nach welchen das gesammte Heer der Hölle, unter zweiundsiebenzig mit Namen genannten Fürsten, 7,405,926 Teufel zählte. Auf die Überzeugung gestützt, daß all dies Irrwahn sei, läugnete er kräftig den Bund mit dem Teufel, die Fahrten, Versammlungen und bösen Thaten der Hexen, und bekämpfte daher die Hexenprocesse mit edler Entschiedenheit. Den Teufel selbst wagte er nicht zu leugnen, da ihn dies auf den Scheiterhaufen gebracht hätte. Sein Zeitgenosse Cornelius Loos, Geistlicher zu Mainz, wurde wegen der Behauptung, daß die Hexenprocesse ungerecht seien, zweimal eingekerkert, bis er schwieg. Leider war es nun der französische religiöse Freidenker Bodin, den wir als Staatsrechtslehrer kennen gelernt, der in seiner Eigenschaft als Richter nicht zugeben konnte, daß sein Stand insgesammt verblendet sei, und sich daher berufen fand, Weier selbst als Hexenmeister anklagen und ihn widerlegen zu wollen. Er versuchte dies in seinem Werke „de magorum daemonomania" (1581), das auch französisch erschien (Démonomanie des sorciers), und der sonst ebenfalls hellsinnige, aber im Hexenwahn befangene deutsche Dichter Johann Fischart gab sich dazu her, es in's Deutsche zu übersetzen *). Diese in dem dicksten, lichtfeindlichsten Zauber-

*) De magorum daemonomania. Vom Außgelaßnen Wütigen Teuffelsheer Allerhand Zauberern, Hexen vnnd Hexenmeistern, Vnholden, Teuffelsbeschwerern, Warsagern, Schwartzkünstlern, Vergifftern, Augenverblendern u. s. w. Wie die vermög aller Recht erkant, eingetrieben, gehindert, erkündigt, erforscht, Peinlich ersucht vnd gestraft werden sollen. Gegen des Herrn Doctor J. Wier Buch von den Geisterverführungen, durch den Edeln und Hochgelehrten Herrn Johann Bodin,

nebel des Mittelalters steckende und durch keinen Strahl der denkenden Vernunft erhellte Dämonomanie stellt in vier Büchern ganz in der Weise des Hexenhammers ein System des Zauberglaubens und der Hexenprocesse auf, nach deren Beendigung der Verfasser erst Weier's Werk de lamiis erhielt, den er nun in einem fünften Buche „auß keinem Neid noch vergonst", sondern „umb Handhabung Gottes Ehr", als einen Menschen bekämpft, der sich rühme, bewirkt zu haben, „daß man jetzunder anfange, die Zauberer vnd Vnholden gäntzlich ledig zu schlagen", und dagegen „die anderen Richter, so sie hinrichten, für Hencker vnd grewliche Blutvergießer schildt", welche „meynung entweders eines vnnverständigen, vnerfahrnen oder Heillosen Verruchten Menschen sein muß". Bodin wurde sekundirt von dem spanischen Ketzer- und Hexenverfolger Torreblanca, in dessen Werk „Magia" (1613), von dem blutgierigen Kriminalisten Carpzov (1648—50), ja noch 1700 von den tollen Engländern Joe Glanvil und John Bermont und 1760 von dem pfäffischen Belgier Foppens.

Es waren indessen blos sieben Jahre vergangen, bis Bodin widerlegt wurde, und zwar diesmal von einem bedeutenden Schriftsteller, der gleich Weier die dämonischen Überreste dunkler Zeiten kühn wegwarf. Es war der berühmte französische Moralphilosoph Michel de Montaigne (geboren 1533, gestorben 1592), der in seinem Werke Essays (III. Buch, 11. Kapitel) unter vielen anderen Gegenständen des Aberglaubens und der Beschränktheit auch das Hexenwesen angriff, das er durchweg von Träumen kranker Phantasie und von den Qualen der Folter ableitete. Es mochte dem wackern Manne noch so sehr an Tiefe und Originalität fehlen; an natürlichem Verstande und hellem Blicke hat er die gesammte Doktoren- und Professorenzunft seiner Zeit, welche tief im Teufelswahne stak, hinter sich gelassen.

Während ihm in Frankreich in gleichem Sinne Charron, La Bruyere, Bayle u. A. folgten und ihre Bemühungen noch im siebzehnten Jahrhundert durch das Verbot der Hexenprocesse von Seiten des Ministers Colbert (1672) gekrönt wurden, worauf nur noch wenige Verurtheilungen (die letzte 1731 zu Aix an einem Jesuiten und seiner Geliebten) stattfanden, vermochten während desselben Jahrhunderts in Deutschland blos zwei Gegner des traurigen Wahns sich hören zu lassen, und zwar merkwürdiger Weise zwei Jesuiten, die jedoch von Seite ihres sonst so eifrig Ketzer und Hexen verfolgenden Ordens keiner Unterstützung sich erfreuten. Der Eine war Adam Tanner (im Übrigen einer der berüchtigtsten Schriftsteller über Jesuitenmoral), gestorben 1632 in Tirol,

der Rechten D. vnd des Parlamens Rhats im Franckreich außgangen. Vnd nun erstmals durch den auch Ernvesten vnd Hochgelehrten H. Johann Fischart, der Rechten D. u. s. w. auß Frantzösischer sprach trewlich in Teutsche gebracht, vnd nun zum andern mahl an vilen enden vermehrt vnd erklärt. Mit Röm. Key. May. Freyheit auff zehen Jare Getruckt zu Straßburg bei Bernhart Gobin 1591.

wo man ihm ein christliches Begräbniß verweigerte, weil man in seiner Tasche einen „eingesperrten Teufel" gefunden hatte, der in Wahrheit ein Floh in einem Mikroskop war. Der Andere war der an der Jesuitenmoral nicht betheiligte gemüthvolle deutsche Dichter (Verfasser der „Trutz-Nachtigall") Friedrich von Spee (geboren 1592 zu Kaiserswerth, gestorben 1635 zu Trier). Beide predigten und schrieben mit Geist und Kraft gegen die Hexenprocesse, und der Letztere erklärte dem Kurfürsten Johann Philipp von Mainz, das graue Haar, das er im vierzigsten Jahre bereits trage, rühre vom Schmerze über die vielen unschuldigen Opfer jener Schmachprocesse her. Sie hatten wenig Erfolg. Glücklicher war der wackere Bekämpfer so manchen ekeln Wahns und Zopfs, der echt deutsche Mann Christian Thomasius, hundert Jahre nach Weiers Auftreten geboren. Sein Leben lang kämpfte er gegen Folter und Hexenprocesse, deren Ende er zwar nicht mehr sah, jedoch durch seinen hellen Geist und sein frankes Wort vorzüglich bewirken half. Im zweiten Bande werden wir Anlaß haben, seiner ausführlicher zu gedenken.

Das endliche Ende der Hexenbrände, dieses ewigen Schandflecks menschlicher Kultur, trat im deutschen Reiche 1749 ein, wo die Nonne Maria Renata aus dem Kloster Unterzell in Würzburg verbrannt wurde. Noch später fand in der Schweiz zu Glarus ein Hexenproceß gegen die Dienstmagd Anna Göldi statt, welche 1782 unter der Anklage, das Kind ihrer Herrschaft behext und ihm „Nadelsamen" eingegeben zu haben, in Folge dessen es Nadeln erbrechen mußte, — enthauptet wurde. Es wird dieser Fall allgemein als der letzte Hexenmord von Seite der Justiz betrachtet.

Unter dem Volke aber ist der Glaube an Hexen, ungeachtet des Aufhörens der Hexenprocesse, geblieben und äußerte sich noch in neuester Zeit durch förmliche Hexenmorde, freilich nicht von Seite der Justiz, sondern des Pöbels. Ja es spuken heutzutage noch deutliche Kundgebungen des Verdachtes der Hexerei gegenüber alten Weibern, und in unendlichen, das gesammte menschliche Leben und den Tod umfassenden Variationen fort, und ebenso der krasseste, mit Zauberei und Hexerei zusammenhängende, und sich um diese gruppirende Aberglaube, bezüglich dessen Inhalt wir auf das treffliche Werk „der deutsche Volksaberglaube der Gegenwart" von Dr. A. Wuttke, Professor der Theologie in Halle (Berlin 1869) verweisen, — wie nicht minder im Gehirne der sich für gebildet haltenden höheren Stände der schauerlichste Wirrwarr von thierischem Magnetismus, Kartenlegen, Tischrücken, Geisterklopfen u. s. w., ohne daß ein Ende dieser traurigen Erscheinungen abzusehen wäre.

Darum ist es auch kein Wunder, daß in damaliger Zeit noch außer dem Hexenglauben eine lange Reihe von Erscheinungen des thörichtsten Wahns spukte, von welchen die folgenden Zeilen berichten sollen.

B. Allerlei Aberglaube.

Die Astrologie oder Sterndeuterei war die zudringliche Begleiterin der Astronomie seit uralten Zeiten und daher eigentlich blos ein Überbleibsel des Mittelalters; ihre Betreibung reicht aber so weit in die von uns geschilderte Zeit herab, und steht mit dem in dieser getriebenen übrigen Aberglauben sowol, als mit der in derselben wieder erstandenen Astronomie in so engem Zusammenhange, daß sie uns noch beschäftigen muß.

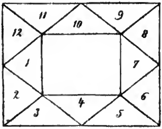
Die Astrologie scheint uns zwei Gestalten angenommen zu haben, eine populäre und eine gelehrt sein wollende. Die populäre Astrologie, die noch fortwährend in unseren Kalendern spukt, beschränkt sich, zu orakeln, welchen Charakters die Menschen seien, je nachdem sie in dem oder jenem der zwölf Zeichen des Thierkreises geboren, und was für Schicksale ihrer warten, auch zu welchen Krankheiten sie neigen. So wurden z. B. die im Stier Geborenen zum Gifttode oder einem andern Morde, die im Krebs Geborenen zur Schwindsucht u. s. w. verurtheilt. Die angeblich gelehrte Astrologie dagegen beruhte vor Allem auf dem Ptolemäischen Weltsystem, wie es verchristlicht ausgemalt wurde. Um die Erde stellte man sich zunächst die Sphäre des Wassers, dann der Luft, dann des Feuers vor; dann folgten die Bahn des Mondes, des Merkur, der Venus, der Sonne, des Mars, des Jupiter und des Saturn, hierauf das „Firmament“ mit den daran befestigten Fixsternen, über diesem der „Krystallhimmel“ und zu oberst der eigentliche Himmel mit der Dreieinigkeit, den Engeln, Heiligen, Seligen u. s. w. Das Firmament nun theilten die Astrologen nach den Zeichen des Thierkreises in zwölf sogenannte Häuser, jedes zu dreißig Graden und jedes Haus in drei „Angesichter“, jedes zu zehn Graden der Kreislinie des Horizontes. Das erste Haus, welches stets da angenommen wurde, wo das erste Thierkreiszeichen, der Widder stand, bestimmte die Schicksale des Menschen, die sich auf sein Leben, das zweite, das des Stiers, die, welche sich auf seine Güter bezogen; die übrigen betrafen die Geschwister, Eltern, Kinder, Mißgeschicke, Heiraten, den Tod, die Religion oder Reisen, die Macht, das Glück und die Gefangenschaft. Je nachdem nun zur Zeit der Geburt eines Menschen die Häuser, d. h. also die Zeichen des Thierkreises am Himmel gestellt, und die Planeten auf dieselben vertheilt waren, und wie letztere gegen einander standen, was man die „Nativität“ nannte, wurde durch allerlei Kombinationen und Regeln, nicht frei von Willkür, das Schicksal des Betreffenden bestimmt. Denn jedes Gestirn hatte seinen Einfluß auf das Temperament des Menschen, ja auf dessen einzelne Körpertheile und Krankheiten, auf die Pflanzen als Heilmittel derselben, auch auf die Thiere, und so auch jeder Planet den seinigen auf jedes der zwölf Häuser. Die Sonne in den

Zwillingen z. B. machte den Menschen schön, mitleidig, weise, aufrichtig, reiselustig und wenig um seine Güter besorgt. Regierte Saturn, so wurde der Neugeborene hochmütig, eigensinnig, boshaft; er aß wenig und trank viel, liebte seine Familie nicht sehr, fiel in Magerkeit, Bläſſe, bekam Lungenentzündung, Wassersucht oder Podagra u. s. w. Aber nicht nur bei der Geburt, sondern zu beliebigen Zeiten gestatteten sich die Astrologen, das Schicksal nicht nur einzelner Menschen, sondern ganzer Staaten, ja der Welt, nach dem Stande der Gestirne in den Häusern des Himmels zu bestimmen. Eine solche Bestimmung nannte man das Horoskop oder Prognostikon; auch glaubte man, Bilder verfertigen zu können, welche „die Einflüsse der Himmelskörper empfingen, und von denen man die geheimsten Dinge erfahren könne*)." Es gab hochgeborene, hochstehende und sogar weise und gelehrt sein wollende Menschen genug, welche in allem Ernste die Zahl und Gestaltung ihrer und der Welt künftiger Tage von den Horoskopen abhängig glaubten. Ja hochgebildete Astronomen sogar, wie ein Kepler, waren durch Nahrungssorgen gezwungen, die erlogene Astrologie neben ihrer wahren Wissenschaft beizubehalten, und auch Galilei verwarf sie noch nicht ganz. In keiner bedeutenden Stadt und an keinem Hofe des christlichen Europa fehlte ein Hof- oder Stadt-Astrolog, welche Würde oft mit derjenigen des Leib- oder Stadtarztes verbunden war. Durch ihre Horoskope verhinderten die Astrologen oft Schlachten, stifteten Heiraten und wirkten auf andere große Staatsaktionen, daher sie von nicht zu unterschätzendem Einflusse waren. Bei der Geburt von Kindern reicher und vornehmer, besonders fürstlicher Eltern wurde nie versäumt, die Nativität zu stellen.

Unter den einzelnen Astrologen gehört der von Dante in seine Hölle

---

*) Ein Horoskop stellte man in Form eines Quadrats, dessen Rand in die zwölf Häuser nach folgender Ordnung getheilt war:



In jedes derselben schrieb man dann die Zahl der Grade, in welchen das betreffende Zeichen am Himmel stand, und den Planeten, der sich eben in demselben befand, in die Mitte aber den Gegenstand (z. B. die Geburtsstunde), um dessen Prognostikon es sich handelte.

versetzte Guido Bonatti, den einst ein einfacher Bauer als Wetterprophet beschämte, noch in das eigentliche Mittelalter. Der eigentliche Gesetzgeber der Astrologie wurde Johannes von Hagen (lat. ab Indagine), Kartäusermönch zu Erfurt, gestorben 1475, der über 300 Bücher geschrieben haben soll, durch sein 1523, 1540 und in anderen Jahren erschienenes Werk über die fragliche Trugwissenschaft. In der neuern Zeit treffen wir Lukas Gauricus, 1476 im Neapolitanischen geboren. Johann Bentivoglio, Beherrscher Bologna's, ließ ihn, weil er ihn vor seinem Untergange warnte, in's Gefängniß werfen. Später befreit, erntete er für seine meist verfehlten Weissagungen vielen Spott, obschon ihn sogar Päpste ehrten, die seiner Schwindelei ergeben waren, und ihm 1545 das Bisthum Civitate zu Theil wurde. Er starb 1558 in Rom. Ein deutscher Astrolog war Stöfler (gestorben 1531), welcher im Jahre 1518 auf das Jahr 1524 eine zweite Sündflut prophezeite, worauf in demselben viele Meerküstenbewohner ihre Heimat verließen und der Präsident Aurial in Toulouse sich eine Arche bauen ließ. Als die Flut nicht kam, behaupteten die Theologen, die Thränen der Bußfertigen hätten sie verhindert. Stöfler starb, ohne es vorauszuahnen, durch Bücher, die von einem brechenden Gestelle auf ihn herabstürzten. Ein Anderer, Johannes Cario, geboren 1499 zu Bietigheim in Württemberg, war seit 1522 Hof-Astronom und Kalendermacher in Berlin. Der abergläubische Kurfürst Joachim von Brandenburg ließ sich selbst von ihm in der Astrologie unterrichten. Seine Prophezeiungen waren entweder in der Lage der Zeit von selbst begründet oder — trafen nicht ein. Merkwürdig indessen ist, daß er, der (als eifriger Katholik) Luthers Verbrennung verkündete und auf das Jahr 1693 den Antichrist verlegte, voraussagte, im Jahre 1789 werden „große und wunderbare Veränderungen und Zerstörungen vorfallen" (wir lesen dies in einem 1787 erschienenen Buche, dessen Verfasser sich über diese Weissagung lustig macht!). So können bisweilen Narren zufällig etwas errathen! Ebenso ungeschickt wie die Zukunft, beurtheilte er die Vergangenheit, indem er eine von Fehlern wimmelnde Chronik schrieb, zu deren Verbesserung sich sonderbarerweise — Melanchthon hergab. Den Dichter Hesiodos z. B. nennt er „einen Pfarrherrn des Tempels am Helikon", der hundert Jahre nach Homer gelebt habe. Seine Trunksucht brachte ihn schon mit vierzig Jahren in das Grab. Einen berühmtern Namen als die Genannten erlangte der französische Astrolog Michael Notre-Dame, genannt Nostradamus, 1503 in der Provence geboren, Sohn und Enkel von Sterndeutern, deren Vorfahren Juden gewesen. Seinen Beruf, den ärztlichen, vernachlässigte er zu Gunsten seines Aberglaubens, erregte jedoch mit letzterm selbst die Aufmerksamkeit des Königs Heinrich II., der ihn 1555 nach Paris kommen ließ. Selbst den kaiserlichen Prinzen Deutschlands mußte er die „Nativität" stellen. Er weissagte in möglichst dunkeln Ausdrücken, aus denen sich

Alles deuten ließ, und zwar meist in Versen. Ohne etwas Wirkliches errathen zu haben, starb er 1567 und vererbte seine Narrheit auf seinen Sohn Cäsar, welcher die Verbrennung einer Stadt weissagte und sie dann selbst anzündete, um recht zu haben, wofür er getödtet wurde.

Wie unzerstörbar die menschliche Thorheit ist, beweist der Umstand, daß sogar nach den Entdeckungen eines Kopernikus, und während derjenigen eines Kepler und Galilei, der Unsinn der Astrologie noch grassirte. David Herrlich, genannt Herlicius, geboren 1557 zu Zeitz, bald Arzt, bald Lehrer, gab seit 1584 astrologische Kalender heraus und wurde sogar Professor der Mathematik in Greifswald. Er prophezeite den Untergang der Türken, verlor aber das hauptsächlichste seiner 52 Werke durch einen Brand und starb 1636 in Stargard. Von dem noch spätern Sterndeuter Andreas Goldmeier aus Gunzenhausen, geboren 1603, der ohne alle wissenschaftliche Kenntnisse war, glaubte man während des dreißigjährigen Krieges in allem Ernste, daß er Gustav Adolfs Tod bei Lützen vorausgesagt habe, und Kaiser Ferdinand III. ernannte ihn zum kaiserlichen Pfalzgrafen und mehrere Reichsstädte zu ihrem Kalendermacher; trotzdem starb er 1664 arm im Spitale zu Nürnberg. Hinlänglich bekannt ist aus derselben Zeit die Hinneigung Wallensteins zur Astrologie und das Treiben seines mit 2000 Thalern jährlich besoldeten Sterndeuters Giovanni Battista Zenno, genannt Seno oder Seni, aus Genua. — Daß Papst Sixtus V. mit Bulle von 1586 die Astrologie verdammte, — nicht aus Aufklärung, sondern aus Furcht vor Begünstigung der Magie durch dieselbe, brachte keine Wirkung hervor. Mehr vermochte die Wissenschaft; denn unter den Gebildeten nahm nach der Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts, wol vorzüglich in Folge der Entdeckungen Newton's, der Glaube an die Astrologie ab, während hingegen die Ungebildeten noch lange in allen Ereignissen Erfüllungen der Orakel des Nostradamus zu finden wähnten, auf welche letzteren man so viel Gewicht legte, daß sie noch im Jahre 1781 vom Papste verdammt wurden, weil sie den Untergang des Papstthums verkündeten. — Zum Schlusse finden wir indessen, daß der Irrthum der Astrologie nicht darin bestand, einen Zusammenhang zwischen der Stellung der Gestirne und den Thaten der Menschen finden zu wollen; denn offenbar bestimmt jene das Klima der Erde und dies wieder größtentheils die menschlichen Neigungen und Leidenschaften, von denen unser Geschick abhängt. Ihr Irrthum war vielmehr der, diesen Zusammenhang durch willkürlich aufgestellte Regeln bestimmen zu wollen, denen jede logische Begründung und Nothwendigkeit fehlte.

Gleich der Astrologie reicht auch ihre noch unsinnigere und unedlere, weil blos auf materiellen Erwerb gerichtete Schwester, die Alchemie, in die grauesten Zeiten zurück; sie wurde jedoch später und langsamer ausgebildet als jene; denn die Aufmerksamkeit der Menschen richtete sich später auf die verborgenen Stoffe der Erde, als auf die offen strahlenden Gestirne

des Himmels. Während daher die von uns geschilderte Periode bereits den Verfall der Astrologie enthält, umfaßt sie gerade die Blütezeit der Alchemie. Die letztere war entschieden, wie wahrscheinlich auch die Astrologie, durch die Araber nach Europa gekommen, und zwar auf dem Wege über Spanien im zehnten und elften Jahrhundert. Es verbinden sich in ihr die Geheimnißsucht und die von dieser unterstützte Habgier und Selbstsucht. Man ging von der Ansicht aus, daß jede Substanz ihre eigenthümlichen Kräfte habe, und suchte daher solche, nicht ohne arge Willkür, in allen bekannten Mineralien, Pflanzen und Thierstoffen, die Exkremente nicht ausgenommen, daher auch sogenannte Dreckapotheken herausgegeben wurden, welche diese Ansicht ausspannen. Die Habsucht lenkte dann natürlich die größte Aufmerksamkeit auf die Metalle. Der Araber Abu Musa Dschafar al Sofi, genannt Geber, welcher um 800 zu Sevilla lebte, und nach ihm Albert der Große, der erste europäische Alchemist, wenn das Libellus alchymiae von ihm herrührt, behaupteten, natürlich ohne chemische Untersuchung, daß die Metalle, die jetzt als einfache Stoffe (Elemente) erkannt sind, sämmtlich aus Quecksilber und Schwefel (!) beständen und sich untereinander nur durch verschiedene Grade der Mischung dieser Stoffe unterschieden. Reiner rother Schwefel und Quecksilber sollten z. B. Gold, reiner weißer Schwefel und Quecksilber Silber, verdorbener rother Schwefel mit Quecksilber Kupfer, weißer Zinn und in fauler Erde Eisen, verdorbener schwarzer Schwefel mit Quecksilber Blei u. s. w. hervorbringen. Die Alchemisten traten auch insofern mit der Astrologie in Verbindung, als sie die sieben bekanntesten Metalle oft nach den sieben alten Planeten benannten und mit ihnen in Verbindung brachten. Das Gold entsprach der Sonne, das Silber dem Monde, das Quecksilber dem Merkur, das Kupfer der Venus, das Eisen dem Mars, das Zinn dem Jupiter und das Blei dem Saturn.

Das meiste Interesse unter den Metallen erregten aber von jeher das Gold und das Silber, und daher waren auch den Alchemisten die Mittel zur Herstellung dieser Stoffe, deren Einfachheit ihnen nicht bekannt war, die wichtigsten Aufgaben des Lebens. Den angeblichen Apparat, welcher Silber und andere Metalle in Gold verwandeln sollte, nannten sie „Rothen Löwen“, auch „großes Elixir“, „großes Magisterium“ oder „rothe Tinktur“. Was Silber herstellen sollte, hieß „Weißer Löwe“, „kleines Magisterium oder Elixir“ oder „weiße Tinktur“.

Da nun aber Gold und Silber dem Menschen nichts nützen ohne die Erforderniße zu ungestörtem Genusse desselben, nämlich Gesundheit und langes Leben, so blieb die Alchemie nicht bei dem Zwecke stehen, die beiden edelsten Metalle anzufertigen, sondern verlegte sich zugleich auf die Mittel, den Körper gesund und bei langem Leben zu erhalten. Hiezu sollte der „Rothe Löwe“ ebenso gut dienen, wie zum angegebenen Zwecke. Er sollte in aufgelöstem Zustande als Universalmedicin unter dem Namen

aurum potabile alle Krankheiten heilen, das Leben verlängern, ja sogar den Menschen verjüngen. Wenn er alle diese Aufgaben erfüllte, so hieß er der „Stein der Weisen“, und die nach ihm Strebenden, d. h. eben die Alchemisten, nannten sich „Adepten“. Indessen ist anzuerkennen, daß die Alchemie bei all' ihrer Thorheit, obschon wider Wissen und Willen der Adepten, zur später erfolgenden Ausbildung der heutigen Chemie sehr viele Anregung gegeben hat.

Viele Alchemisten, wie z. B. Raimund Lullus, der Anfangs des vierzehnten Jahrhunderts lebte, rühmten sich, wirklich große Quantitäten Quecksilbers in Gold verwandelt zu haben. Andere suchten ihre Afterwissenschaft noch zu erweitern, indem sie z. B. das Problem aufstellten, durch alchemistische Processe einen Menschen (homunculus) hervorzubringen! —

Wir wollen einige hervorragende Alchemisten und Goldmacher nennen. Der Pariser Spießbürger und Schreiber Nikolaus Flamel, welcher in der zweiten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts lebte und 1418 starb, gehört insofern hieher, als er dadurch, daß er mittels Sparsamkeit (er war kinderlos) zu einiger Wohlhabenheit gelangte, unschuldiger Weise in den Ruf der Goldmacherei und sogar der Autorschaft alchemistischer Werke, die er gleich anderen abschrieb, gerieth. — Ein fast ebenso unschuldiger Goldmacher erscheint uns in Aurelio Augurelli aus Rimini, geboren um 1454, Verfasser lateinischer Gedichte, deren eines, Chrysopoia, den Aberglauben feiert, dem er ergeben war, mit dem er es aber nirgendshin brachte. Bewegter als sein Leben war das des französischen Arztes und Alchemisten Nikolaus Barnaud oder Bernaud aus Quest in Dauphiné, geboren um 1535; er entging als Huguenot der Bartholomäusnacht durch die Flucht nach Genf und schrieb dort das scharfe Gedicht Reveil-Matin gegen den französischen Hof. Er war ein Freund des Socinus und starb in den Niederlanden. Seine Schriften behandeln Politik, Theologie und Alchemie. Ein offenbarer alchemistischer Betrüger war dagegen der Kapuziner Marco Bragadino aus Cypern, welcher im Jahre 1590 nach Venedig, der Herrin seines Landes kam, die Einladungen Heinrichs IV. von Frankreich und Papst Sixtus V. an ihre Höfe ausschlug und in Venedig blieb, wo er unter dem Namen des „Gottes Mammon“ sich im Goldmachen producirte. Endlich als Charlatan erkannt und vertrieben, wurde er 1591 in Baiern als Zauberer gehängt und verbrannt und mit ihm auch seine beiden Hunde, die man für verwandelte Teufel hielt.

In Verbindung mit dem Treiben der Alchemisten, obschon nicht selbst Goldmacher, stand der englische Charlatan Johann Dee, angeblicher Abkömmling der ehemaligen Fürsten von Wales, geboren 1527, gestorben 1607, welcher aus einem in seinem Besitze befindlichen runden Krystall, dem er eine Art Tempel und Kultus in seinem Hause widmete, das Schicksal der Menschen und allerlei Geheimnisse herauszulesen vorgab

und der sich, aber ohne Erfolg, erkühnte, die Königin Elisabeth, sowie die Kaiser Maximilian II. und Rudolf II. täuschen zu wollen, als besitze er den Stein der Weisen und gehe mit Geistern um. Auf seinen Reisen begleitete ihn der mit ihm in Betrügereien wetteifernde Alchemist Eduard Kelley, der frech untergeschobenes Gold für von ihm gemachtes ausgab. Auch Dee's Sohn Arthur, geboren 1579, gestorben 1651, von Jakob I. als Leibarzt an den russischen Zaren empfohlen, beschäftigte sich meist mit Alchemie.

Die Fürsten des fünfzehnten bis siebenzehnten Jahrhunderts waren fast sämmtlich eifrige Adepten und hielten Alchemisten an ihren Höfen, die das Ihrige redlich beitrugen, um den Schweiß der Unterthanen in vergeblichen Versuchen der Goldmacherkunst zum Rauchfang der phantastisch ausgeschmückten Laboratorien hinauszujagen. Kaiser Rudolf II. war einer der unverbesserlichsten Alchemisten und noch Astrolog dazu.

Doch ohne Anfechtung behaupteten die Alchemisten das Feld nicht. Es entstand seit dem Beginne des siebenzehnten Jahrhunderts gegen sie, wie gegen die gleichzeitigen Kabbalisten und andere Mystiker eine scharfe Opposition und es folgten sich mehrere einander heftig bekämpfende Schriften für und wider. Eine derselben, betitelt: Fama fraternitatis Roseae Crucis, schrieb im Jahre 1614 der lutherische Theolog Johann Valentin Andreä aus Tübingen (geboren 1586, gestorben 1654), jedoch anonym, und gab darin, um jene Mystiker mit ihren eigenen Waffen durch Verspottung zu schlagen, ironisch vor, es bestehe eine geheime Gesellschaft zum Zwecke dunkeln Treibens, welcher er nach seinem Familienpetschafte, einem Andreaskreuze mit vier Rosen an den Enden, den Namen der Rosenkreuzer gab.

Diese Schrift leitete die angebliche Gesellschaft von einem Mönche, Namens Christian Rosenkreuz ab, welcher im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert gelebt, sich nach dem heiligen Lande begeben, im Orient sich in geheimen Wissenschaften unterrichtet, zur Pflege derselben aus Mitbrüdern seines Klosters den nach ihm benannten Bund gestiftet habe und im Alter von 106 Jahren gestorben sei; 120 Jahre später habe man in seinem Grabe, das nach der Ordensregel geheim gehalten worden, aber in einem Gewölbe prachtvoll eingerichtet gewesen sei, auf seinem unversehrten Leichname ein pergamentenes Buch gefunden, welches die Verfassung und Geheimnisse des Ordens enthalten habe. Eine spätere, gleichfalls anonyme Schrift „Chymische Hochzeit Christiani Rosenkreuz" (1616), spann diese Fabel noch weiter aus. Nun war jene Zeit so verrannt in den alchemistischen Wahn, daß man das Erzählte für baare Münze hielt und daß nun eine wahre Flut von Schriften erschien, in welchen die Einen für, die Anderen gegen die angebliche Gesellschaft der Rosenkreuzer auftraten. Zu den Letzteren gehörten die Theologen, welche in derselben ketzerische Grundsätze, und die Mediciner, welche darin Gefahr für ihren Zunftzwang witterten,

während die Alchemisten, besonders die Anhänger des Paracelsus, von welchem wir später mehr sagen werden, mit Eifer die Rosenkreuzer aufsuchten und ihre Berechtigung vertheidigten. Auch fehlte es nicht an Versuchen, das Symbol des Rosenkreuzes mystisch zu deuten, indem man darin bald die Heiligkeit, verbunden mit der Verschwiegenheit, bald das von Christus am Kreuze vergossene rosenfarbene Blut finden wollte, in welchen Spielereien sich besonders der englische Arzt Robert Fludd (1574 bis 1637) hervorthat. Erstaunt über den von ihm wider Willen hervorgerufenen Kampf des Unsinns gegen die Beschränktheit, wollte nun Andreä das gestiftete Unheil wieder gut machen, indem er mittels der unter seinem Namen erschienenen Schriften „Mythologia Christiana" und „Turris Babel" der Welt bekannt machte: es sei Alles ein Scherz, die Brüderschaft sei erdichtet und existire nicht. Umsonst jedoch übergoß er die rosenkreuzerischen Schriftsteller mit der ganzen Lauge seines Spottes. Umsonst stiftete er, um die Gemüter auf andere Bahnen zu lenken, eine „christliche Brüderschaft", welche die Religion von Mißbräuchen reinigen und wahre Frömmigkeit pflanzen sollte. Betrüger und Schwärmer benützten die im Scherze verbreiteten Ideen und stifteten eine wirkliche geheime Gesellschaft der Rosenkreuzer, welche sich zuerst am Rhein, dann auch im übrigen Reiche und in Italien ausdehnte. Die Mitglieder reisten als Missionäre ihres Bundes, trugen geheime Abzeichen, gaben ihrem Oberhaupte den pompösen Titel eines Imperators und umhüllten sich nach Außen mit dem tiefsten Stillschweigen. Im achtzehnten Jahrhundert verschwanden sie jedoch nach und nach und vererbten ihren Namen und einen Theil ihrer Geheimnisse auf einen von uns im zweiten Bande zu erwähnenden Geheimbund.

An die mystische Benützung der Mineralien knüpft sich zunächst eine solche der Pflanzen. Es gehören hierher besonders die sogenannten Alrunen, Heckemännchen, Galgen-, Erd-, Gold- oder Glücksmännlein, — aus den Wurzeln der Pflanze Mandragora oder Mandragola, auch der Bryonia (Zaun- oder Hundsrübe) gefertigte, durch Zufall oder Kunst mehr oder weniger Ähnlichkeit mit einem zwerghaften menschlichen Körper darbietende Figuren, die man in den Häusern, bisweilen mit kostbaren seidenen Stoffen bekleidet, aufbewahrte, fleißig von Zeit zu Zeit badete und mit dem benützten warmen Wasser die Gegenstände besprengte, auf welche man eine Einwirkung erwartete. Man glaubte, daß die Alrunen Glück bringen, Schätze heben, Krankheiten heilen, das Gebären der Frauen befördern, das Absterben des Viehs und das Sauerwerden des Weins im Keller verhindern, Eintracht im Hause herstellen u. s. w. Dieser Glaube kam, nach einem Briefe von 1575, damals noch unter Bürgern gebildeter Städte, wie z. B. Leipzig und Riga, vor, während doch schon 1280 Petrus de Crescentiis ihn als Aberglauben bekämpft hatte. Bei den jüdischen Rabbinen herrschte er noch im achtzehnten Jahr-

hundert! Die thörichten Leute glaubten, daß die Alrunen unter den Galgen aus vergossenem Urin oder Sperma gehängter Diebe entstehen und in männliche und weibliche zu unterscheiden seien. Wahrsagerinnen benützten sie ebenfalls. Um sie wirksam zu machen, waren allerlei abergläubische Manipulationen erforderlich. Ein Jude zu Metz besaß eine Alrune in Gestalt eines Hahns mit einem Menschengesicht, welche nach seiner Aussage durch Mischung menschlichen Sperma's in ein Hühnerei entstanden sei und ihn reich gemacht habe.

Meist aus pflanzlichen Stoffen, doch mit Beimischung aller möglichen mineralischen und thierischen Ingredienzien, verfertigte man auch die Liebesmittel, wozu die Liebestränke, in denen das Blut eine große Rolle spielte, die Liebesäpfel, d. h. Äpfel, in welche man z. B. seine und der Geliebten Haare nebst Zaubersprüchen verschloß, und andere Thorheiten gehörten. Auch gab es derlei Mittel, Menschen impotent zu machen und dergleichen. Beide Zwecke hielt man auch für erreichbar durch das sogenannte Nestelknüpfen, durch das Leiten des Urins über gewisse Kräuter u. s. w. Gegen verlorene Manuheit wandte man dagegen meist thierische Stoffe an, z. B. Fische, Eier, Hirschruthen, Hirschbrunst (d. h. die Giftmorchel, phallus impudicus) und Anderes, aber auch Quecksilber. Räuber bedienten sich, um Nachts ungehindert in die Häuser eindringen zu können, der abgeschnittenen Hand eines Gehängten, in welche eine aus dem Fett eines Solchen gefertigte Kerze gesteckt wurde. Beim Anblick dieses schauerlichen Leuchters sollte Alles unbeweglich bleiben. Aus Quecksilber verfertigte man auch Ringe, welche unsichtbar machen sollten.

Weit lächerlicher aber erscheint die damals häufig auftauchende abergläubische Beschwörung der Thiere, auf welche wir bei Anlaß der Ursachen der Reformation (oben S. 107) bereits hindeuteten. Der Bischof von Lausanne, Benedikt von Montferrand, lud im Jahre 1479 auf Bitten der Stadt Bern die Engerlinge wegen Verwüstung der Feldfrüchte feierlich vor sein geistliches Gericht nach Avenches, machte ihnen förmlichen Proceß, wobei sie einen Advokaten als Vertheidiger erhielten, und belegte sie endlich im Namen der Dreieinigkeit mit dem Kirchenbanne. Ebenso verfluchte 1516 der Offizial des Bischofs von Troyes in Frankreich alle Würmer, welche die Feldfrüchte verdarben, so auch die Offiziale von Lyon, Macon und Autun. In Burgund wurden auch einst die Fliegen, welche die Weintrauben aussogen, vor Gericht geladen und in aller Form angeklagt, vertheidigt und mit dem Banne bestraft. Im Jahre 1520 wurden von den Richtern zu Glurns und Mals in Tirol die sogenannten Lutmäuse (Maulwürfe) von Stilfs wegen „Aufwühlung des Erdreichs" dazu verurtheilt, in vierzehn Tagen die Äcker und Wiesen von Stilfs zu räumen, hinweg zu ziehen und in ewigen Zeiten nie mehr zurückzukehren; „wo aber ains oder mehr der Thierlein schwanger wär, oder Jugendhalber nit hinkommen möcht, dieselben sollen der Zeit von jeder-

mann ain frey sichers Geleit haben vierzehn Tage lang; aber die so ziehen mögen, sollen in vierzehn Tagen wandern." — In der Provence faßte der Oberpräsident des Parlaments, Bartholomäus Chassanäus (geboren 1480, gestorben 1542) ein weitläufiges Gutachten ab, wie die damals grassirenden Heuschrecken vor Gericht geladen werden könnten, ob sie vor das weltliche oder geistliche Gericht gehörten und ob sie mit dem Banne belegt werden könnten, für welches Letztere er viele Gründe fand. — Auf Ansuchen des Rathes von Uri in der Schweiz mußte 1521 der Kirchenpfleger Magnus Murer von St. Gallen den hier aufbewahrten Arm des heiligen Magnus nach Altdorf bringen, um mit dessen Hülfe die Engerlinge von den Feldern zu vertreiben. — Im Jahre 1559 wurde der Pfarrherr Daniel Greyßer in der Kirche zum heiligen Kreuz in Dresden während seiner Predigten durch die Sperlinge gestört, welche arges Geschrei erhoben und „ärgerliche Unkeuschheit" trieben, that sie deshalb in den Bann und gab sie männiglich preis, worauf der Herzog und Kurfürst August von Sachsen seinen Sekretär Thomas Nebel beauftragte, die Ruhestörer einzufangen und damit „solcher ärgerlichen Vöglerei und hinterlistigem Getzschirpe und Geschrei im Hause Gottes" ein Ende zu machen. Endlich finden wir noch, daß im Jahre 1587 in der Gemeinde St. Julien bei Maurienne in Savoien den grünen Fliegen (Verpillons) der Proceß gemacht wurde. Es war jedoch nicht genug, daß man Thiere richtete und verurtheilte, — man fand auch Thiere mit wunderbaren Eigenschaften. So z. B. soll man 1587 an einem und demselben Tage in Dänemark und in Norwegen zwei Häringe gefangen haben, welche am Leibe merkwürdige Zeichen, und darunter die römischen Zahlen V.I.C.I trugen, und 1596 in Pommern einen Schwertfisch, der ähnlicher Zeichen sich erfreute. Diese Funde erregten in ganz Europa ungeheures Aufsehen, wurden abgebildet, und hirnverwirrte Prediger knüpften daran mystische, apokalyptische und kabbalistische Deutungen.

Wir wenden uns zu abergläubischen Meinungen in Bezug auf den Menschen.

Der Erfinder der Chiromantie, d. h. der angeblichen Kunst, aus den Linien der Hand zu wahrsagen, soll Antioco Tiberto aus Cesena gewesen sein. Schon früh wurde mit derselben die Physiognomik, oder Deutung aus den Gesichtszügen in Verbindung gebracht, und beide Arten des Schwindels brachte in Schwung der Abenteurer Bartolomeo della Rocca, genannt Bartholomäus Cocles, aus Bologna. Seine Künste verband er noch mit der Traumdeuterei, wie er auch die Schicksale Anderer selbst voraus träumte, und mit dem Allen der Astrologie keine geringe Konkurrenz machte. Die Prophezeiungen von Unglücksfällen zogen ihm jedoch solchen Haß zu, daß er nicht mehr ohne verborgenen Panzer und Waffen ausging; dennoch wurde er auf Befehl des Ermete Bentivoglio, aus der regierenden Familie zu Bologna, dem er seine Vertreibung vor-

hergesagt, 1504 in seinem Hause durch einen als Holzhacker verkleideten Banditen mit der Art erschlagen. Er schrieb ein Werk über seine verrückte Wissenschaft, das in seinem Todesjahre erschien. Dieselbe fand noch im nämlichen Jahrhundert auch in Deutschland Eingang. Wir haben zwei alte Büchlein, ein 1556 in Lyon gedrucktes in französischer Sprache (Übersetzung eines lateinischen Buches des Astrologen ab Indagine) und ein 1599 in Frankfurt gedrucktes deutsches vor uns, welche in ziemlich einander entsprechendem Inhalte die Astrologie, Physiognomik, Chiromantie und Traumdeuterei enthalten und mit zahlreichen rohen Holzschnitten verziert sind. In der Physiognomik deuten sie den Charakter der Menschen aus der Beschaffenheit ihrer Haare, Stirne, Augenbrauen, Augen, Nasenlöcher, Lippen, des Bartes, der Stimme, Brust, des Bauches, der Arme, Beine u. s. w.

In der am ausführlichsten und als völliges System behandelten Chiromantie wird eine eigentliche Geographie der menschlichen Hand gegeben und aus deren subtilsten Linien, Erhöhungen und Vertiefungen der Charakter, das Alter und die Schicksale der Menschen verkündet, doch stets in Verbindung mit der Astrologie und augenscheinlicher Abhängigkeit von derselben, indem z. B. die Finger und Erhöhungen der Hand nach den Planeten benannt sind. Recht kurzweilig und meist drollig ist der Abschnitt über Physiognomik. Wir theilen daraus folgende Proben mit, aus der französischen Bearbeitung: „Car si le nez est de couleur plombee, ou ronge, ou entrelacee de rouges veines, ou petit points, est signe dun bon beuveur, et yurongne (ivrogne), et qui ha tousiours soif, ayant le foye chaud, dedié à luxure, et malade de la morphée ..... Si le Cartilage qui est au bout du nez, se permet trencher et peult estre fendu avec le doigt, cest signe que lenfant est corrompu, et la fille aussi ..... La Langue est un petit membre, mais iactant et euantant grandes choses: estant mal incurable, pleine de venin mortel: et dautant plus pestilencieux, quil ne peult assez estre congnu par la Physiognomie, ny dailleurs. Aus der deutschen Bearbeitung: Groß auffgethan, starrende Augen bedeuten ein häßigen, unschamhafftigen, widerspännigen, trägen Menschen, sonderlich so sein bleych farb, zu zeiten keck, ungetrew, lügenhafft, grosses zorns, einer bösen gedächtnuß, und kleinen verstands, helt sich selber für weiser dann er ist. Breyte Augen, nach breyte deß Angesichts: Der ist ein boßhafftiger Schalck. Rote Augen: Der ist Mannlich starck, vermöglich und keck. Himmelfarbe Augen: Seynd böse Augen (!). Hin und wider schiessende Augen Bedeuten ein Menschen zu bösem geneigt. Groß bebend Augen bezeichnen ein Schlemmer, u. s. w. u. s. w.

Eine weitere, mit der vorigen verwandte Gattung des Aberglaubens, der Chiliasmus, d. h. die Verkündung eines tausendjährigen Reiches des Glückes und Friedens, hatte im sechszehnten Jahrhundert ihren Propheten in Wilhelm Postel aus der Normandie, geboren 1510. Er

wurde geistlich, lebte zu Paris als eine Art Gelehrter, trieb alle möglichen Fächer, begleitete einen französischen Gesandten nach dem Morgenlande, war dann Professor der Sprachen in Paris, was er aber bald aufgab, um sich ganz seinen Phantasien zu widmen, die auf eine Übertragung der Weltherrschaft auf den Papst und den König von Frankreich hinausliefen, weil der Letztere von Gomer, dem ältesten Sohne Japhet's abstamme. Er bereiste, um für dieses Ziel Anhänger zu gewinnen, Italien, wo ihm die Inquisition drohte, entdeckte zu Venedig in einer Betschwester die „neue Eva“, welche im Jahre 1556 das Menschengeschlecht von der Sinnlichkeit erlösen müsse, versuchte im Orient die Juden und Mohammedaner zu bekehren, starb aber, ohne daß etwas in Erfüllung ging, was er gewünscht, 1551 in einem Kloster zu Paris.

Der Glaube an die Möglichkeit eines Verkehrs zwischen der Menschheit und der Geisterwelt, die Nekromantie, oder Magie im engern Sinne, knüpft sich in der von uns dargestellten Zeit, soweit er aktive Zauberei und nicht blos das passive Hexenwesen betrifft, großentheils an die historische Person des vielgenannten und vielgezeichneten Doktor Faust, der sich nach der Volkssage des sechszehnten Jahrhunderts, dem damals spukenden Hexenglauben gemäß, dem Teufel verschrieb, mit dessen Hülfe üppig lebte und die tollsten Zauberthaten vollführte, aber nach Abfluß der ihm bestimmten Zeit vom Satan jämmerlich umgebracht wurde, — eine wahre Personifikation des damaligen Zauberglaubens, — dessen Geschichte jedoch für unsere Zeit nur noch in Bezug auf die durch ihn hervorgerufene poetische Literatur, von dem Volksbuche des Jahres 1588 an, bis auf Goethe's Titanenwerk und dessen Epigonen Interesse bietet. Die Klasse des Aberglaubens, welche mit seinem Namen verknüpft ist, der Geisterwahn, bezieht sich bezeichnender Weise in der diesen Band einnehmenden Periode, derjenigen des Hexenwesens, fast ausschließlich auf den Teufel und dessen Heer, und nur als Kontrast hiezu auf die guten Geister, — fast gar nicht aber auf die Geister Verstorbener (Gespenster) und noch gar nicht auf diejenigen Lebender (Doppelgänger), welche erst in der folgenden Periode spukten, nachdem das Reich des Satans und der Hexen seinen Kredit verloren hatte. Doch finden wir auch in unsrer Periode bisweilen spukende Todte, doch nicht sowol bestimmte Einzelne, als vielmehr ganze Heere; so soll z. B. Anfangs des 17. Jahrhunderts der protestantische Pfarrer Lützau zu Rathenau an der Havel Nachts in seiner Kirche eine gespenstige Gemeinde und einen ihr predigenden Mönch getroffen, denselben aber siegreich vertrieben haben.

Der Faustische Geisterwahn des sechszehnten und siebenzehnten Jahrhunderts ist in unzähligen gleichzeitigen Zauberschriften dargestellt und abgehandelt, welche zu bedeutendem Theile als „Dr. Faust's dreifacher Höllenzwang“, „der schwarze Rabe“, „Meergeist“ und dergleichen betitelt sind. Ein solches, die „schwarze Magie“, erschien unter dem Namen eines

Jesuiten Fr. Herpentil zu Salzburg 1505 (wo es jedoch noch keine Jesuiten gab), ein anderes ohne Jahrzahl als „Wahrhafter Jesuiten-Höllenzwang“ von dem Jesuiten Eberhard in Ingolstadt, ein drittes, „Magia Ordinis“, von dem Augustiner Johann Kornreuther 1515 ohne Druckort. — Diese Höllenzwänge befaßten sich durchweg mit Beschwörung der Geister. Die menschliche Verrücktheit hatte deren ganze Heere erdichtet. Es gab nach ihr neun Klassen der Engel und ebensoviele der Teufel, die wieder in eine Menge Unterabtheilungen zerfielen. Es gab Geister der Planeten, der zwölf Himmelszeichen, der vier Elemente, der vier Weltgegenden, der Jahreszeiten, Monate, Tage und Stunden. Selbst talentvolle Männer, wie ein Paracelsus, hatten sich förmliche Systeme der „Elementargeister“ geschaffen und glaubten an deren Existenz und Wirken.

Die Namen dieser Geister waren genau bekannt, jedoch in verschiedenen Schriften verschieden. Man benützte dazu die Namen der in der Bibel vorkommenden Engel und Teufel, sowie erdichtete und solche des klassischen Alterthums (wie die Geister der vier Höllenflüsse: Acheron, Styx, Phlegeton und Kocyt). Man hielt dafür, daß diese Geister die Kräfte zur „Geburt aller Stoffe der drei Reiche“ lieferten, und so führten dieselben wieder in die anderen abergläubischen Reiche, die Astrologie und Alchemie. Man phantasirte auch von Hütern der verborgenen Schätze, welche die Gestalt schwarzer Hunde oder Katzen, oder die von Kröten, Eulen u. s. w. besaßen. Diese Schätze waren die Hauptsache, die bei der Benutzung der Geister in Betracht kam. Um sie zu erlangen, beschwor man die Geister mit allerlei Formeln, die aus lateinischen, griechischen, hebräischen, wie aus ganz sinnlosen und unverständlichen Worten und Sätzen zusammengesetzt und in den Büchern mit phantastischen Figuren vermischt und verziert waren. Beim Aussprechen dieser Formeln bekreuzte man sich; auch waren dazu Zauberkreise mit allerlei Figuren, eine besondere Kleidung (Mütze und Talar von besonderer Form und mit Zeichen bemalt), Zauberspiegel, Zauberruthen, sowie namentlich auch Räucherwerk aus schwer zu bekommenden Ingredienzien erforderlich. Es fehlte auch nicht an Anleitungen, welche Tage und Stunden zur Geistercitation die tauglichsten seien*).

Jene Zeit war auch reich an Erscheinungen von Teufeln, die man auf dem Felde, in den Häusern, in den Kirchen und überall sah, bald in wirklicher Teufels-, bald in Pferde-, Hunde- und anderer Gestalt, ja selbst geboren werden ließ, so 1595 zu Bacherach, wo ein Trunkenbold zu seiner Frau sagte, sie habe den Teufel im Leibe, worauf sie auch wirklich ein drachenartiges Teufelswesen geboren, dieses aber seinen Vater sofort umgebracht habe. Als beliebter Schauplatz von Teufelsgeschichten

*) S. das Nähere in Scheible's Kloster, 20. Zelle und in Horst's Zauberbibliothek; 6 Bände, wo alle möglichen Zauberfiguren abgebildet sind.

wurde das „Zauberland" Spanien benützt, wo nach der Sage der Teufel zu Salamanca Vorträge über die „schwarze Kunst" hielt und sich die zuletzt hinausgehenden Studenten als Honorar ausgebeten hatte. Der Letzte hatte jedoch die Geistesgegenwart, den Teufel — auf seinen Schatten, als den wirklich Letzten zu verweisen, entbehrte aber von nun an des Schattens. Ja, in einer akademischen Abhandlung behauptete der Professor und Doktor der Medicin, Peter Lotichius zu Rinteln, in der ersten Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts, der Teufel sei im Jahre 1626 im Triumph zu Mailand eingezogen und habe dort als „Fürst von Mammon" regiert. Spricht da nicht das Tollhaus vom Katheder? Luther's fester Teufelsglaube ist uns bereits (s. oben S. 144) bekannt.

Ein noch intensiver religiöser, aus dem Mittelalter stammender Aberglaube war der angebliche Besitz der fünf Wunden Jesu bei überaus frommen Personen. Am Ende des fünfzehnten und Anfang des sechszehnten Jahrhunderts erregte eine solche Stigmatisirte in Mittelitalien großes Aufsehen. Lucia, so hieß sie, 1476 geboren, von großer Schönheit, war in Rom und Viterbo Dominikanernonne und erhielt, — wie? wissen wir natürlich nicht, — im Jahre 1496 die fünf Wundmale Christi. Der fromme, obschon leichtfertige und prunksüchtige Herzog Herkules I. lud sie nach Ferrara ein, worauf ihm zu Gefallen der Papst Alexander VI., sein Schwäher, 1501 ihre Übersiedelung dahin bewirkte, obschon Viterbo dies nicht dulden wollte. Herkules baute ihr zu Ehren ein neues Kloster und zeigte sie von da an jedem Fremden als eine Merkwürdigkeit; nach seinem Tode wurde sie jedoch mißachtet und starb 1544; an ihrer Leiche aber waren die vier Wunden der Extremitäten verschwunden und nur jene an der Seite noch sichtbar (?). Es gab noch mehrere angebliche Stigmatisirte in jener Zeit, deren Zustand nach unserer Meinung stets entweder auf Betrug oder Täuschung beruhte, und über welche des blindgläubigen Görres „christliche Mystik" nähere Auskunft ertheilen mag.

Zum Schlusse der widerwärtigen, dem Menschengeiste zur Schande gereichenden Reihe abergläubischer Erscheinungen gedenken wir noch jener psychologischen Räthsel, welche uns in der Gestalt von Personen entgegentreten, die der Aberglaube, vermischt mit krankhafter Sinnlichkeit, entweder zu wirklichen oder eingebildeten Mördern oder sonstigen Verbrechern machte. Es sind dies von den dunkelsten und unheimlichsten Blättern aus der Geschichte des Menschengeistes. Ein solcher entsetzlicher Verbrecher, von dem es wol stets unklar bleiben wird, ob er vom Aberglauben zu seinen scheußlichen Thaten getrieben war oder denselben blos als Deckmantel zur Verübung derselben benützte, war der französische Marschall Gilles de Laval-Montmorency, Baron von Raiz oder Retz, ein Held im Kriege gegen England, an der Seite der Jungfrau von Orleans. Er trieb nicht nur Alchemie und Teufelsbeschwörungen, um sein verlorenes Vermögen wieder zu ersetzen, sondern opferte dem Teufel, wie er glaubte

oder zu glauben vorgab, in Gesellschaft seines päderastischen Lieblings Prelati, förmlich Menschen. Er lockte vorzugsweise Knaben und Jünglinge an sich, mit denen er einen eigentlichen Teufelskultus aufführte, schändete und mordete sie zugleich mit thierischer Wollust und ausgesuchter Grausamkeit, im Ganzen angeblich 150. An den Qualen seiner Opfer weidete er sich mit höllischer Lust, während er sonderbarer Weise zu gleicher Zeit Wohlthätigkeit und Frömmigkeit an den Tag legte. Er wurde 1440 als Zauberer, Sodomit und Mörder bei Nantes erdrosselt und dann verbrannt. Ein sonderbares Gegenstück zu ihm bildete fast zwei Jahrhunderte später eine Nonne, welche, offenbar aus Mangel an Befriedigung des Geschlechtstriebes, in einen Zustand verfiel, in welchem sie Ähnliches zu verüben glaubte, wie der Marschall Retz wirklich verübte. Maria von Seins, so hieß sie, im Kloster Yssel (Niederlande) klagte sich 1611 selbst an, sie habe viele Kinder gemordet, theilweise lebend ausgeweidet, ihre Herzen zerrissen und verzehrt, theilweise lebendig gesotten oder gebraten, unter Pressen erdrückt, wilden Thieren vorgeworfen, dem „Heilande zur Schmach" gekreuzigt und andere Grausamkeiten mit ihnen getrieben, Alles in der Absicht, dem Teufel zu opfern, wie sie auch Hexenversammlungen besucht und in dieselben ihre Opfer gebracht habe. Alles war Einbildung; sie wurde eingekerkert; ihr Ende kennen wir nicht; ohne Zweifel war es das der Hexen. Es ist dies ohne Zweifel nur ein ausgeschmücktes Beispiel von der räthselhaften Erscheinung der Währwölfe. Dies waren Menschen beiderlei Geschlechtes, welche in die krankhafte Einbildung verfielen, daß sie zu gewissen Zeiten in Wölfe, beziehungsweise Wölfinnen verwandelt würden und in dieser Gestalt Menschen und Vieh zerrissen und sich — mit wirklichen Wölfen begatteten. Solche Personen aßen gern rohes Fleisch und gestanden, nach dem Fleische von Menschen des anderen Geschlechtes lüstern zu sein. In Wirklichkeit aber thaten sie Niemanden etwas zu Leide. Die Wolfsverwandlung spielt übrigens schon in den ältesten Sagen der Völker, namentlich der nordischen, eine große Rolle; der Wolf war in der Mythologie ein heiliges Thier. In den slawischen, walachischen und griechischen Ländern Südost-Europa's vertrat damals der Vampyrglaube die Rolle der deutschen Währwölfe. Man stellte sich unter den Vampyren, wie dort noch jetzt, verstorbene Menschen vor, die Nachts ihr Grab verließen, um Lebenden das Blut auszusaugen. Der Ursprung dieses Wahns ist wol im Alpdrücken zu suchen. Aber gegen Dummheit kämpfen Götter selbst vergebens! — ein Erfolg in diesem Kampfe ist nur der Naturwissenschaft möglich.

Sechstes Buch.

Die Männer der freien Forschung.

Erster Abschnitt.

Die Wissenschaft der Natur.

A. Die Natur der Erde.

Eine der hervorragendsten Eigenthümlichkeiten der „neuern Zeit", mit deren Kultur wir uns beschäftigen, ist das Erwachen und Aufblühen der Naturwissenschaft, von welcher das Mittelalter nur schwache, kindliche Ahnungen hatte. Dasselbe geht Schritt vor Schritt neben der Abnahme und dem allmäligen Verschwinden der von uns zuletzt geschilderten Verirrungen im Gebiete des Aberglaubens einher, gegen welche es in der That kein wirksameres Heilmittel giebt als die Naturwissenschaft. Je mehr letztere stufenweise sich hebt, desto mehr sinkt der Aberglaube, wie das Quecksilber im Thermometer steigt, wenn auf der andern Seite dicke, schwüle Luft einströmt. Voraus aber geht dem wissenschaftlichen Naturstudium, wie die liebliche Morgenröthe der blendenden und erwärmenden Sonne, — die Begeisterung für die Natur in Gedanken, Wort und Schrift. In keiner andern Periode der Geschichte war diese Geistesrichtung so allgemein und beherrschte die Konversation und Literatur, ja sogar größtentheils das Leben und Treiben der Menschen so sehr, wie dies in den drei oder vier letzten Jahrhunderten in stets zunehmendem Maße der Fall war. In keiner andern Zeit als der unsrigen reiste man den Reizen der Natur nach, um sie zu bewundern, wie die Armee der Touristen gegenwärtig thut; man kannte überhaupt sonst kein anderes Reisen als um bestimmter Zwecke willen, wie der religiösen Feste und Wallfahrten, der politischen Versammlungen, der Kriegführung, oder in Familienangelegen-

heiten, in kaufmännischen Geschäften, in solchen gelehrter Forschung u. s. w. Wol traten Gefühle für die Natur und Freude an derselben auch in früheren Zeiten auf, doch nicht in umfassender und maßgebender Weise. Die alten Völker verehrten die Natur, aber nicht um ihrer selbst willen, sondern im Zusammenhange mit der Gottheit; es waren daher mehr die Wirkungen der Naturvorgänge, als deren Ursachen, was Eindruck auf sie machte, und von einer unbefangenen Betrachtung größerer Komplexe von Naturdingen in ihrer Gesammtheit war daher keine Rede.

Die alte poetische Literatur Indiens besingt den Regen, die Winde, die Morgenröthe, die Sonne, die blaue reine Luft, den heiligen Ganges, die hohen Wipfel der Palmen in reizenden Tönen, welche naive Kindlichkeit und das Bestreben verrathen, in allen Naturdingen die Götter zu suchen und zu finden. Die hebräischen Dichtwerke huldigen, in großartig feierlichem Tone einherschreitend, in ihren Naturschilderungen dem Geiste Jehova's, welcher alle Dinge durchdringt, sie als Boten und Werkzeuge seines Willens benützt, und stärken sich an der Betrachtung der Natur zu ihrer ernsten, alle Grazie verschmähenden Ergebung in jenen Willen, der Alles schuf und wieder zerstören kann. Jehova spricht im Donner und sein Hauch weht in den Cedern des Libanon. Die arischen Inder freuen sich harmlos an der Natur, — die semitischen Juden erfüllt sie mit ehrfurchtvollem Schauer.

Den Griechen war, sagt Alexander von Humboldt in seinem unsterblichen Kosmos, „Beschreibung der Natur in ihrer gestaltenreichen Manigfaltigkeit, Naturdichtung als ein abgesonderter Zweig der Literatur, völlig fremd.“ Der Mensch war stets das hauptsächliche Objekt ihrer Beobachtungen, und nur in Bezug auf ihn wurde die Natur gefeiert, daher auch alle Naturerscheinungen in der hellenischen Phantasie Menschengestalt annehmen, wie z. B. der Sonnengott, die Mondgöttin, die rosenfingrige Eos, die Meergötter, Berg-, Baum- und Flußnymphen u. s. w. Besungen wurden daher fast nur Naturvorgänge, welche auf das Menschenleben bestimmend einwirken, wie der Wechsel der Tages- und Jahreszeiten, oder Erscheinungen, die ihm Nutzen bringen, wie wallende Fruchtfelder, weidende Heerden, das Schiffe tragende Meer u. s. w. Selten wurden an sich kolossale Naturwunder, und meist zur Verherrlichung mächtiger Menschen, in der Poesie erwähnt, wie z. B. der feuerspeiende Ätna, als Nachbar der sicilischen Tyrannen. Die Naturschilderungen der hellenischen Dichter bildeten stets nur den Hintergrund menschlicher Thaten und traten in größerer Menge erst auf, seit Euripides an die Stelle des erhabenen Stils der alten Tragiker einen sentimentalen setzte. Auch die Idylle indessen, in welcher dies sentimentale Element vorherrschte, sowie der später auftretende Roman, beschäftigte sich mehr mit dem Menschen, als mit der Landschaft. Wo die Naturbeschreibung aber in größerm Maße auftritt, wie in den didaktischen Gedichten, da hört sie auch auf, poetisch zu sein.

Weit weniger noch, als die heiteren Griechen, schwärmten die ernsten, kriegerischen und politischen Bestrebungen ergebenen Römer für die Natur. Im großen Naturgedichte des Lucretius geht die Naturschilderung vor philosophischer Spekulation beinahe unter. Herrliche Vergegenwärtigungen ergreifender Vorgänge und Zustände in der Natur finden wir in den epischen und lyrischen Dichtern Roms, wie auch bei Cicero und Plinius und in einigen Scenerien der Historiker, aber nicht in selbständiger und umfassender Weise. Die römischen Villen überboten in der Pracht ihrer Gebäude die Wirkung der sie umgebenden Naturschönheiten. In gar keiner Weise dagegen wirkte, so viel wir aus der römischen Literatur entnehmen können, die außeritalienische Landschaft auf die Schriftsteller dieses Volkes. Sie überschritten die Alpen und umschifften die Basaltsäulen Galliens und Britanniens, ohne deren Reize in ihren Werken zu erwähnen.

Das Christenthum an sich begünstigte die Freude an der Natur nicht, welche letztere dem mystischen Charakter dieser Religion eigentlich blos als ein Hinderniß des geistlichen Lebens erscheint. Die Evangelien und apostolischen Briefe enthalten keine Naturschilderungen. Dagegen begannen solche, veranlaßt durch das müßige Eremitenleben, bei den Kirchenvätern hervorzutreten, doch nicht zur Zufriedenheit der Kirchenhäupter, welche vielmehr auf verschiedenen Concilien das „sündhafte Lesen physikalischer Bücher" (z. B. des Aristoteles) verpönten und mit Strafe bedrohten. Diese giftige Stimmung der an der Spitze der Kirche Stehenden muß ihre Wirkungen lange bewahrt haben. Nur spärlich entfaltete sich bei den europäischen Völkern des Mittelalters der Sinn für die Reize der Natur. Die Minnesinger und Troubadours, die Verfasser der nationalen Epen besangen einzelne Gegenstände der Natur, wie z. B. die Blume, die Nachtigall, den Morgenstern, die Sonne; die Auffassung einer Landschaft aber war ihnen noch fremd; der Hintergrund fehlte ihnen, wie Burckhard richtig bemerkt. Gleich den Römern zogen die deutschen Heere auf ihren Wälschlandszügen gleichgültig oder scheu an den Gletschern der Alpen vorüber und ließen sich vom See Como's und vom Golfe Neapels weniger hinreißen, als von den Augen der dortigen Schönen; selbst die Kreuzzüge nach dem farbenreichen Orient hatten keine Schilderungen von Scenerien zur Folge.

Doch, die natürliche Empfänglichkeit des Menschen für seine Umgebung läßt sich nicht auf die Dauer unterdrücken. Mit der allmäligen Emancipation der Menschen vom kirchlichen Dogma und Regiment ging ihre allmälige Zurückführung zur Natur Hand in Hand. Wie der Humanismus, so erwachte auch die Naturfreude zuerst in Italien, wo schon zur Zeit der scholastischen Verhimmelung des Erdenlebens selbst fromme Gemüter, wie Franz von Assisi, sich nicht hatten nehmen lassen, ihre Freude an der Natur auszudrücken. Als den Vater der Empfindung landschaftlicher Wirkungen können wir Den nennen, der zugleich der Vater der

italienischen Literatur und des Humanismus war, — Dante. Er war der Erste, der auf den Gedanken fiel, Berge zu besteigen, auf denen nichts zu sehen war, als eine weite, entzückende Aussicht. Reich mit Scenerie der schönen Erde geschmückt sind die hundert Gesänge seiner idealen Reisen in die unter- und überirdischen Reiche der Hölle, des Reinigungsberges und des Paradieses, und wie sehr ihn der Anblick des Sternenzeltes ergriff, zeigen die Endworte („stelle") seiner drei gigantischen Gemälde. Wie in allen seinen übrigen geistigen Thaten, so folgte ihm auch hierin zunächst Petrarca. In seinen Briefen finden wir die erste Schilderung einer Bergbesteigung, der des Mont-Ventoux bei Avignon. Häufige Erforschungen landschaftlicher Bilder in dieser Weise treten in dem Werke „Dittamondo" des Fazio degli Uberti (1360) auf, welches verschiedene italienische Gegenden und Einrichtungen treffend charakterisirt; die ersten ausführlichen poetischen Beschreibungen solcher aber verdanken wir einem Papste, Pius II. (Äneas Silvius Piccolomini), der uns in seinen Commentarien in blühender Sprache ganze Panoramen, wie einzelne Quellen, Seeen, Berge und die Wirkung des Wechsels der Jahreszeiten schildert, worin ihm freilich kein weiterer heiliger Vater folgte, dagegen in reichem Maße die Humanisten und noch mehr die nach deren Verfalle blühenden nationalen Dichter des sechszehnten und der folgenden Jahrhunderte, worin sie mächtig unterstützt wurden durch die seit dem vierzehnten Jahrhundert aufgekommene, den frühern Goldgrund der Heiligenbilder ersetzende und belebende Landschaftmalerei.

Soweit, d. h. zum Fortschritte von der bloßen Freude an der Natur und von dem Grauen vor ihr bis zur vorurtheilslosen, denkenden und fühlenden Betrachtung derselben, mußten die Menschen gelangen, um die Wissenschaft der Natur, wie sie schon Aristoteles und Plinius geahnt hatten, nach ihrem tausendjährigen Schlafe im Mittelalter, nicht nur wieder herzustellen, sondern auch kritisch und fruchtbringend bearbeiten zu können. Diese Wiedergeburt der Naturwissenschaft folgte derjenigen der Sprach- und Alterthumswissenschaft auf dem Fuße und blickte mit gleicher Entschiedenheit in die Zukunft, wie jene in die Vergangenheit. Da sie sich naturgemäß aus dem bewußten Umblicke auf die Außendinge entwickelt hatte, so richtete sich ihre Aufmerksamkeit zunächst auf die Erde; die nähere Kenntniß der letztern lenkte auf die Erforschung ihrer Stellung in der Welt und die endlich gelungene Orientirung nach Außen gestattete, auch den Menschen selbst in genauere Betrachtung zu ziehen. So folgten sich nach einander die drei großen naturwissenschaftlichen Entdeckungen der beginnenden neuern Zeit, am Ende des fünfzehnten Jahrhunderts die der neuen Welt durch Colombo, am Anfange des sechszehnten die des Sonnensystems durch Koppernik und im siebenzehnten die des Blutumlaufs durch Harvey.

Die erste Entdeckung der neuen Welt, d. h. diejenige Winlands (der

nordamerikanischen Küste zwischen Boston und Neu-York) durch den normannischen Seefahrer Leif Erikssen von Island und Grönland aus, am Ende des ersten Jahrtausends unserer Zeitrechnung, war ohne Erfolg und fiel bald der Vergessenheit anheim, weil ihre Urheber einem noch uncivilisirten, staatlicher Ordnung entbehrenden und in einem kalten Klima lebenden Volksstamme angehörten und daher zur Kolonisation ungeeignet waren. Eine folgenreiche Entdeckung der neuen Welt konnte nur zu einer Zeit stattfinden, welche inhaltschwere Errungenschaften des menschlichen Geistes auftauchen gesehen, und nur durch Menschen, welche an diesen Errungenschaften theilgenommen hatten und von ihrer Bedeutung und Tragweite völlig durchdrungen waren. Als solche Errungenschaften müssen betrachtet werden:

1) die Zunahme der Kenntniß unseres Planeten und seiner Eigenschaften seit dem Zerfalle der blos im Geisterreiche schwebenden Scholastik im dreizehnten Jahrhundert, befördert besonders durch des deutschen Mönches Albert des Großen „kosmographisches Buch", des englischen Roger Bacon „großes Werk" und des französischen Vincenz von Beauvais „Naturspiegel", in welchen zwar keine tiefen Forschungen und Entdeckungen, wol aber merkwürdige Betrachtungen über Höhe und Temperatur der Orte, über Optik u. s. w. enthalten sind, —

2) die Reisen, welche seit den mongolischen Eroberungszügen im Innern Asiens christliche Missionäre, wie Ruisbroek (Rubruquis), Kaufleute wie Marco Polo und Abenteurer wie John Mandeville dorthin unternahmen, sowie im fünfzehnten Jahrhundert der portugiesische Gesandte Pedro de Covilham, der den sogenannten Priester Johannes in Äthiopien aufsuchen sollte, —

3) die von Flavio Gioja aus Amalfi (1302) nicht erfundene, sondern blos vervollkommnete und längst vorher aus China durch die Araber nach Europa gebrachte Benutzung der Magnetnadel als Kompaß, und die gleichzeitig aufgekommene Anwendung des zeitbestimmenden Astrolabiums und der wegmessenden Logleine, —

4) die von uns oben geschilderte Wiederherstellung der Kenntniß des klassischen Alterthums, wodurch der Horizont der Menschen erweitert und ihre Schreibart veredelt wurde, was Alles durch die Erfindung der Buchdruckerkunst eine wesentliche Vervollkommnung erfuhr, —

5) die ebenfalls geschilderte, in Italien gleichzeitig mit dem Humanismus aufgekommene Fähigkeit, Gegenden in ihrer Gesammtheit aufzufassen und denkend zu betrachten.

Die neue Welt nun, deren Entdeckung diese wichtigen Anregungen beförderten, beschränkt sich nicht nur auf den von Colombo entdeckten Erdtheil, und dies um so weniger, als es die Absicht dieses großen Mannes keineswegs war, einen neuen Erdtheil zu finden, sondern sie ist uns der Inbegriff dreier zum ersten Male von civilisirten Europäern mit Bewußtsein durchschiffter Oceane, welcher Seefahrten Zweck stets der war, das

östliche Asien, diese Quelle von Räthseln und Sagen der Christenheit, dieses geträumte Urheimatland der Menschheit, dieses Eldorado aller Geldgierigen, so schnell wie möglich zu erreichen. Dieses Streben führte die erste Durchschiffung des indischen Oceans durch Vasco de Gama, des atlantischen durch Colombo, und des großen Weltmeeres durch Magelhaens herbei.

Die Italiener können sich rühmen, in Europa nicht nur das Alterthum wieder erweckt, sondern auch, selbstschöpferisch, jene große Entdeckungen zuerst angeregt zu haben, welche im Beginne der Neuzeit die Welt und ihre Kultur umgestalteten. Ein Florentiner war es, Paolo Toscanelli, der 1468 in der Hauptkirche seiner Vaterstadt seinen großen Gnomon errichtete und den Entdecker der neuen Welt, Christoforo Colombo (lateinisch Columbus), den Genuesen, der ihm die Idee seiner Entdeckung 1474 nach Florenz mittheilte, in dem Unternehmen aufmunterte, den Seeweg nach Indien westwärts zu suchen und ihm 1477 eine Seekarte der Räume zwischen Europa und Asien sandte. Colombo (geboren 1435 oder 36 zu Genua oder einem andern Orte im Gebiete dieser Republik) befand sich damals in Portugal, wo er sich verheiratet hatte und sich mit Kartenzeichnen beschäftigte. Er lebte abwechselnd in Lissabon und auf der Insel Porto-Santo, deren Gouverneur sein Schwager war. Es war eine Zeit, in welcher die Erzählungen von den Entdeckungen der Portugiesen in den letzten hundert Jahren alle Gemüter erfüllten und aufregten und zu weiteren Thaten anspornten, wobei die Neigung zum Geheimnißvollen und Unbekannten und die Sehnsucht nach Abenteuern anfangs wol eine weit größere Rolle spielte, als der später mehr hervortretende Durst nach Gold und Silber und der fanatische Wunsch, dem Christenthum die ganze Erde, selbst wider deren Willen, zu unterwerfen. Man war begierig, Platons Atlantis oder des Aristoteles Antilla zu finden, und die Bewohner der kanarischen Inseln träumten von fernem Lande, das sie bei hellem Wetter von Zeit zu Zeit im Westen sähen. Columbus war natürlich weit entfernt, diese Phantasie zu theilen; aber er berechnete den Umfang der Erdkugel und die Entfernung des westlichen Europa vom östlichen Asien, wobei besonders das fruchtbare und reiche Indien und das von Marco Polo und Mandeville verführerisch geschilderte Cipango (Japan) und Kathai (China) in Betracht kamen.

Nachdem der kühne Genuese seinen Plan einmal gefaßt, folgten sich Schlag auf Schlag seine Schritte, ihn zu verwirklichen. Portugal jedoch fürchtete seinen Geist, und als es hinter seinem Rücken versuchte, das Räthsel des Westens zu lösen, verließ er es. Sein Vaterland Genua war durch die Unfälle im Osten entmutigt. Das aufstrebende Spanien, das so eben der maurischen Fremdherrschaft ein Ende zu machen im Begriffe war, wurde nun auserwählt, seine Fahnen zuerst nach dem zukunftsvollen Westen zu tragen. Es war aber das stolze Spanien, das den großen Mann lange hinhielt, und es war das inquisitorische, seit einigen Jahren (s. oben

S. 246 ff.) mit erneutem Eifer Ketzer bratende Spanien, das auch in diesem Falle, wenn auch nicht die Inquisition selbst, doch einen Rath von geistlichen Gelehrten und Nichtgelehrten nach Salamanca zusammenberief, um den Vorschlag des Seefahrers zu prüfen. Mit dünkelhaftem Hochmute blickten die Pfaffen auf ihn herab und vermaßen sich, ihn aus der Bibel und den Kirchenvätern zu widerlegen. Lactantius und Augustinus marschirten als Autoritäten für die Unmöglichkeit der Antipoden auf, weil, wie jene Kirchenlichter meinten, „Niemand mit in die Höhe gekehrten Beinen und herunterhängendem Kopfe gehen, die Bäume nicht abwärts wachsen und es nicht aufwärts regnen und schneien könne (!!) — auch unmöglich Völker existiren können, die in der Stammtafel Noahs nicht enthalten seien!“ Selbst Jene, welche diese Rohheit der Vorstellungen im Innern verlachten, betonten wenigstens die Schwierigkeit und Länge der Reise. Diese Jämmerlichkeiten und Bedenklichkeiten und der gleichzeitige Maurenkrieg verzögerten die Entdeckung der neuen Welt um sechs Jahre. Endlich bewirkte Isabella's edle und hochstrebende Seele das Schreiten zur That; dem Siege Spaniens zu Lande sollte auch jener zur See, der Eroberung des europäischen Festlandes die Erreichung des indischen (wie man glaubte) folgen. Sie begünstigte das Werk um des Ruhmes und der Wissenschaft willen, — ihr roher Gatte Ferdinand ließ sich durch die Habsucht, scheinbar auch durch den Glaubenseifer leiten.

Es ist bekannt, wie elend die Ausrüstung dieser ersten Expedition in den offenen Ocean war. Drei winzige Schiffe und blos eines davon bedeckt! Aber der Geist der Geschichte fuhr auf ihnen, und vom Steuern dieser kleinen Flotille hing ein großer Theil der künftigen Geschicke der Menschheit ab. Hätte nämlich Colombo fortgefahren nach Westen zu steuern, so wäre Virginien die Basis seiner Entdeckungen gewesen; die Macht Spaniens hätte in Nordamerika Fuß gefaßt, statt in Mittel- und Südamerika, und weder die rührige angelsächsische Einwanderung in Jenem, noch die Riesenrepublik der Vereinigten Staaten würden die Welt in Erstaunen gesetzt haben. Daß dies anders wurde, und so wenigstens der gesundeste und zu civilisatorischer Entwickelung geeignetste Theil der neuen Welt die Stagnation nicht theilte, welche die fanatischen und trägen Iberier über dieselbe verbreiteten, — ist dem rebellischen Eigensinn des Martin Alonso P i n z o n zu verdanken. Dieser Schiffer, der das Meiste zur Herbeischaffung der Fahrzeuge gethan, auf denen die Entdecker fuhren, glaubte im Südwesten Land zu entdecken, und nun steuerte man in dieser Richtung weiter, geleitet von einem Fluge von Papageien. Die Folge war die Entdeckung Westindiens am 11. und 12. Oktober 1492.

Eine neue Welt ging den Europäern auf, und erst jetzt, da nie Geahntes und nie Gesehenes die erstaunten Blicke blendete, steigerte sich die bereits erwachte Freude an den Schönheiten der Natur zur vollen Begeisterung für dieselben. Des Colombo Berichte sind reich an Ausdrücken

des Entzückens über den Himmel, die Pflanzen- und Thierwelt, die Palmen und Flamingos, die Berge, Wälder und Flüsse der Tropen, die Harmlosigkeit des aufgefundenen Menschenstammes.

Die weiteren Schicksale Colombo's sind allgemein bekannt. Die Resultate seiner ersten Reise (1492 bis März 1493) waren die Entdeckung der Bahama-Inseln und der großen Antillen Kuba und Haiti, der zweiten (25. September 1493 bis Juni 1496) die Auffindung der kleinen Antillen und Jamaika's und die Gründung der ersten europäischen Stadt in der neuen Welt, Isabella auf Haiti, der dritten (Mai 1498 bis 1500) die Entdeckung der Insel Trinidad und des Festlandes von Südamerika, der vierten (Mai 1502 bis Juni 1504) die Erforschung der Küste Central-Amerika's.

Ergreifender Wechsel des Schicksals! Von der ersten Reise kehrte er triumphirend als der größte Entdecker seiner Zeit, zurück, — von der zweiten, entmutigt durch die Intriguen gegen ihn und die Anmaßungen des Untersuchungskommissärs Juan Aguado, im Büßergewande des Franziskanerordens, — von der dritten, durch den schändlichen Don Francisco de Bobadilla verhaftet, — in, nicht ihn, sondern Spanien schändenden Ketten. Sie wurden ihm zwar ehrenvoll abgenommen und Bobadilla durch Ovando abgesetzt; Colombo schlug 1502, in den bleudenden Räumen Alhambra's weilend, die Eroberung des heiligen Grabes vor, um dem Ruhme im Westen den im Osten folgen zu lassen; aber bald wandte er sich wieder seiner Sphäre zu. Von seiner vierten Reise kehrte er als armer, gebrochener Greis zurück. Seit Isabellens Tode ohne Hoffnung, seine gekränkte Ehre wiederhergestellt zu sehen, da Ferdinand der Katholische lieber Ketzer brennen als einen Ehrenmann gerechtfertigt sah, — starb er am 20. Mai 1506, — in dem festen Glauben, das Festland Asiens, von dem er sogar Kuba noch für einen Theil hielt, entdeckt zu haben. — Für das Nähere seines bewegten Lebens, das jeden fühlenden Menschen begeistert und empört zugleich, verweisen wir auf Washington Irvings unsterbliches Werk.

Mit Colombo's Wirken war das dreier Männer verknüpft, welche seinen Ruhm nicht erreichten, gerade deshalb aber eingehend berücksichtigt werden müssen. Es sind Glieder dreier Nationen: ein Deutscher, Mann der Naturwissenschaft, ein Italiener, Mann der Geisteswissenschaft, und ein Spanier, Mann der socialen Wirksamkeit.

Der Deutsche Martin Behaim aus Nürnberg, geboren 1430, kam 1481 als Kaufmann nach Portugal, wurde Rath zur Verbesserung der Schifffahrtskunde, machte eine portugiesische Expedition nach Afrika mit, wo er am Kongoflusse zwei Säulen mit dem Wappen jenes Staates aufstellen half, verheiratete sich auf der Insel Fayal, wo er mit Colombo, kurz vor dessen Abreise bekannt wurde, machte noch mehrere Reisen, während welcher er englische und französische Gefangenschaft erlitt, und starb 1506 in Lissabon. Sein Freund, der praktische Italiener, hatte in der That die

andere Hälfte unseres Erdenlandes gefunden; er, der denkende Deutsche, verfertigte in demselben Jahre, während eines Aufenthaltes in seinem Vaterlande, den ersten bessern Erdglobus. Eine durch seine Reisen veranlaßte Sage schrieb ihm die Entdeckung Amerika's vor Colombo zu.

Der Italiener Peter Martyr, geboren 1455 zu Anghiera im Herzogthum Mailand, in Rom erzogen, kam 1487 nach Spanien, machte den Feldzug gegen die Mauren von Granada mit, während er zugleich den seinen Plan verfolgenden Colombo kennen lernte, wurde 1501 Gesandter nach Venedig und Ägypten, um bei dessen Sultan die Eroberung Granada's zu rechtfertigen, wirkte für Herstellung des heiligen Grabes und Verbesserung des Schicksals der Christen im Orient, stieg 1524 zum Beisitzer des Rathes von Indien, war der Vertraute aller Entdecker seiner Zeit, gab seine in elegantem Latein geschriebenen Briefe über seine interessanten Erlebnisse heraus, und starb 1526 in Valladolid.

Der Spanier Bartolome de las Casas, geboren 1474 zu Sevilla, Sohn eines Gefährten Colombo's, erhielt schon als Student einen aus Amerika gebrachten Indianer zum Sklaven, den er aber hergeben mußte, als Isabella die armen Rothen nach ihrer Heimat zurückzusenden befahl, und begeisterte sich von da an für das Loos jener Race, welche man ihre Nichtberücksichtigung in Noahs Stammbaum damals blutig büßen ließ, indem man sie mit Hunden hetzte, und in den Minen und unter den Peitschen arbeiten und sterben ließ, während in Mexiko durch Cortez und in Peru durch Pizarro (s. Einleitung S. 160) die hohe Kultur ihrer Stammesgenossen zerstört wurde, wie in den beiden trefflichen Werken Prescott's zu lesen ist. Las Casas war Zeuge dieser Greuel, als er 1502 mit Ovando nach Haiti fuhr, und wirkte für Abstellung derselben bis zu seinem Tode im Alter von 92 Jahren als Bischof von Chiapa in Mexiko. Nach seinem Zeugnisse haben die Spanier zu seiner Lebenszeit in Amerika über fünfzehn Millionen Indianer ausgerottet. Um diesem Morden zu steuern, ehe die ganze Race vernichtet war, verfiel er auf das verzweifelte Mittel, statt ihrer die stärkere und weniger edle afrikanische oder Negerrace, die übrigens schon vorher in kleineren Partieen nach Westindien eingeführt worden, zur dortigen Arbeit zu verwenden. Noch 1506 hatte die spanische Regierung, an deren Spitze der Kardinal Ximenes stand, — aus Furcht vor Aufständen der Sklaven, — den Negerhandel verboten und nur in Spanien geborene und getaufte Neger nach Westindien einzuführen gestattet; schon 1511 aber erlaubte Ferdinand der Katholische, Neger in Guinea zu kaufen! Und dies billigte Las Casas, nach einigem Schwanken, 1517 ausdrücklich. So wurde er aus den trefflichsten Motiven der Urheber einer der schändlichsten Institutionen, welche je die Erde befleckt haben. Als Schriftsteller schuf Las Casas eine immer noch ungedruckte „Geschichte Indiens" (d. h. Amerika's), an welcher er 32 Jahre arbeitete.

Die Entdeckung Colombo's gab einen mächtigen Anstoß zur weitern

Erforschung der von ihm gefundenen Länder. Man mußte in's Klare kommen, in welchem Zusammenhange sie mit dem ersehnten Indien standen; man ahnte noch nicht, welch' mächtiger Ocean dazwischen lag! Eine nordwestliche Durchfahrt suchend, entdeckten die Venetianer Johann Caboto und sein Sohn Sebastian in englischem Dienste 1495—97 Neufundland und Labrador. Der nach Ostindien segelnde Portugiese Pedro Alvarez Cabral fand, vom Winde westwärts getrieben, 1500 Brasilien, welches in demselben Jahre, einige Monate früher, ein Gefährte Colombo's, Vicente Pinzon, Martin Alonso's Bruder, am Kap St. Augustin erreicht hatte, dessen Ruhm jedoch vor jenem Cabrals weichen mußte. Im Jahre 1525 war bereits die gesammte Ostküste Amerika's bekannt, und erhielt ihren Schlußstein, als 1526 der Commendador Garcia de Loaysa noch das Kap Horn entdeckte.

Aber weder nach dem großen Colombo, noch nach einem der untergeordneten Entdecker wurde der neue Erdtheil benannt, nachdem man ihn seit Balboa's Durchdringen der Landenge von Panama (1513) und Erblicken des Großen Oceans als solchen erkannt hatte, sondern merkwürdiger Weise nach einem einfachen Seefahrer, wieder einem Italiener. Amerigo Vespucci, 1451 in Florenz geboren, kam in Dienste der Medici als Handelsreisender nach Spanien, unternahm seit 1495 Seefahrten, wurde mit Colombo in freundschaftlicher Weise bekannt, besuchte die von Diesem entdeckten Länder, sowie später Brasilien, schrieb mehrere Briefe an Lorenzo Medici und Andere über seine Fahrten, die durch eigenthümliche Zufälle bekannter wurden als die Berichte anderer Schiffer, wurde 1508 spanischer Oberpilote und starb 1512. Manche schrieben ihm die Entdeckung des Festlandes der neuen Welt zu, weil sich in einem seiner Briefe die Behauptung findet, selbes ein Jahr vor Colombo (1497) erreicht zu haben, — welche Stelle jedoch für eine Fälschung Anderer gehalten wird. Seinen Namen gab, ohne sein Wissen, der deutsche Buchhändler Martin Waldseemüller aus Freiburg im Breisgau, der Übersetzer von Berichten von seinen Reisen, 1520 in der Form „Amerika" dem neuen Erdtheile.

Die erste Durchschiffung des indischen Oceans erfolgte erst nach jener des atlantischen, obschon die Vorbereitungen zu jener den Entdeckungen Colombo's um Jahrzehnte vorausgegangen waren. Sie gingen aus von dem portugiesischen Infanten Heinrich dem Seefahrer (gestorben 1473), Sohn König Johanns I. und zielten auf die Umschiffung Afrika's.

Stufe für Stufe verfolgten die kühnen „Lusiaden" (Lusitaner), wie sie ihr Landsmann Camoens besingt, jenes Ziel. Langsam, aber sicher, wich ein Vorgebirg Afrika's um das andere vor ihnen. Das erste große Resultat war die Entdeckung des südlichsten Kaps durch Bartolomeo Diaz, (1487), der es Cabo tormentoso nannte, was aber der König Johann II. in „Cabo de la buena esperança" verbesserte. Und die „gute Hoffnung"

verwirklichte sich, als Vasco de Gama 1497 das stürmische Kap umschiffte und im folgenden Jahre glücklich Ostindien von Westen her erreichte, was Colombo von Osten her gehofft, aber nicht vermocht hatte.

Doch auch letzteres sollte gelingen, auch der dritte, größte Ocean, der Große genannt, den europäischen Kielen sich beugen. Seit Balboa ihn gesehen und in seine Fluten hineinwatend für Spanien in Besitz genommen, brannte der Abenteuertrieb nach seiner Durchschiffung. Der Portugiese Fernando de Magelhaens (spanisch Magellanes) betrat ihn durch die nach ihm benannte Straße zwischen Feuerland und Patagonien zu Schiffe 1520, durchfuhr ihn aber eigenthümlicher Weise auf so öder Strecke, daß er vor den Marianen, vor Hunger fast sterbend keine anderen Inseln als die zwei einsamen und winzigen Desventuradas fand. Aber schon auf der Mariane Zebu traf ihn der trotzigen Malaien Mordbeil (oder vielleicht der meuterischen Genossen Dolch?); sein Werk vollendete Sebastian del Cano, der 1522 in Spanien anlangte und zum Lohne das stolze Wappen eines Globus mit der Devise „Primus circumdedisti me" erhielt.

Auch der Eroberer Mexiko's, Fernando Cortez, interessirte sich für die Nutzbarmachung des größten Oceans, namentlich da Kaiser Karl V. auf die Entdeckung einer kürzern Durchfahrt drang. Er korrespondirte von Mexiko aus 1527 über den Ocean mit den malaiischen Königen von Zebu, wo Magellan gefallen, und von Tidor, der mit Cano ein Bündniß auf den Koran beschworen. Im Suchen nach der nordöstlichen Durchfahrt fand Cortez Kalifornien. In den Jahren 1526 und 1528 wurden durch Spanier Theile von Neu-Guinea und Neu-Holland, — im Jahre 1542 durch Gaetano die Sandwich-Inseln, 1595 von Mendaña die nach ihm, oder auch Marquesas-Inseln genannten Eilande und von seiner heldenmütigen Witwe weitere Inseln entdeckt, und bald war der „Stille Ocean" (Pacifico), wie ihn Magellan genannt, laut genug geworden. Aber er wurde nicht eine Domäne seiner Entdecker, auch nicht der in Ostindien herrschenden Portugiesen, — deren Geschichtschreiber Barros zuerst Polynesien als fünften Erdtheil zu betrachten vorschlug, sondern die germanischen Nationen machten ihn zu ihrem Erbgute, erst Holland, für welches Houtman 1595 die portugiesischen (damals spanischen) Molukken eroberte, und Heemskerk 1596 einen Seeweg im Norden Asiens suchte, und dann England, dessen Seeheld Francis Drake, der Überbringer der Kartoffeln nach Europa, seit 1567 bis zu seinem Tode 1595, Spanien in allen Meeren zittern machte, während Sir Walter Raleigh 1584 die Kolonisation Nordamerika's mit Virginien (dem Lande der „jungfräulichen Königin") begann, worauf er Drake's Thaten fortsetzte, seinen Ehrgeiz aber mit zwölfjährigem Kerker und 1618 mit dem Tode durch das Beil büßte.

So war im Laufe des sechszehnten Jahrhunderts die Erdoberfläche

bereits größtentheils bekannt, und es begannen Geographien aufzutauchen, welche die neuen Länderentdeckungen in sich aufzunehmen sich beeilten. Die erste solche, welche sich bedeutenden Ruf erwarb, war die unter dem Titel „Kosmographie" erschienene des Sebastian Münster*) (geboren 1489 zu Ingelheim in der Pfalz, 1505 Franziskaner in Heidelberg, um 1523 Protestant, 1529 Professor der hebräischen Sprache in Basel, ausgezeichnet als Hebraist und Schriftsteller über Sonnenuhren, wie als Geograph, gestorben 1552 an der Pest. Seine Kosmographie ist anziehend geschrieben, aber mit einer Menge Fabelwerk von erdichteten Thieren, Fischmenschen, Teufeln u. s. w. gemischt und mit rohen, aber für jene Zeit nicht schlechten Abbildungen und Karten in Holzschnitt verziert. Interessant ist darin u. A. die Abbildung Europas als einer Königin, deren Kopf Spanien, rechter Arm Italien (Reichsapfel Sicilien), linker Dänemark (Großbritannien blos ein am Scepter hängender Fetzen) ist.

Die Folge der Entdeckungen bisher unbekannter Erdräume war zunächst ein vermehrtes Interesse an den Produkten der Natur; denn die bereits erwachte Liebe zur Beobachtung von Gegenden und Fernsichten verband sich mit der Lust zur Zusammenstellung und Vergleichung in- und ausländischer Naturprodukte. Die am leichtesten zu bekommenden unter denselben sind die Pflanzen. Ihr Anbau in Gärten beschränkte sich während des Mittelalters auf das Nothwendigste, auf den Hausgebrauch, mit geringer daneben hergehender Rücksicht auf Pflege schöner Blumen um ihrer Farbe und ihres Wohlgeruches willen. Im fünfzehnten Jahrhundert erst, und zwar zuerst um die Villen des feinsinnigen Hauses der Medici, das wir in allem Schönen an der Spitze sehen, begann eine auf Pracht und Manigfaltigkeit ausgehende Gartenkultur. Im sechszehnten Jahrhundert finden wir bei den Villen römischer Kardinäle bereits Zusammenstellungen der Pflanzen nach ihren Gattungen, auf deren Vertretung durch zahlreiche Arten gesehen wurde.

Aufzüge und Kämpfe seltener wilder Thiere waren in Italien schon im fünfzehnten Jahrhundert häufig; schon früher hatten die wilden Despoten der italienischen Städte Löwengruben gehalten und den Insassen derselben ihre dem Tode geweihten Feinde vorgeworfen, und manche Fürsten benutzten Leoparden statt der Jagdhunde. Am Ende des Jahrhunderts traten an die Stelle dieser roheren Benützungen des Thierreichs harmlose Menagerien, wenn auch anfangs weniger zu wissenschaftlichen

*) Cosmographia, Das ist: Beschreibung der gantzen Welt, Darinnen Aller Monarchien, Keyserthumben, Königreichen 2c. Vrsprung, Regiment, Reichthumb 2c. So dann Aller Völcker in gemein Religion, Gesätz, Sitten, Nahrung, Kleidung und Vbungen, wie auch aller Ländern sonderbare Thier, Vögel, Fisch, Gewächs, Metall 2c. Mit schönen Landtaffeln, auch der fürnembsten Stätten und Gebäwen der gantzen Welt 2c. Durch Sebastianum Münsterum. Basel.......... 1541.

Zwecken, als um dem Luxus auf neue Weise zu fröhnen. In Rom und Neapel sah man von vorderasiatischen Sultanen und von Königen Portugals geschenkte Giraffen, Elephanten, Nashörner, Zebra's u. s. w. Rationelles Studium der Thiergattungen und ihrer Fortpflanzung wurde zuerst in Gestüten getrieben, deren erstes bekanntes die Gonzaga in Mantua einrichteten. Im sechszehnten Jahrhundert, als die Kunde von den neuentdeckten Ländern und ihren vorher unbekannten Menschenracen die Welt bewegte, legten italienische Sonderlinge sogar Menschensammlungen an. Der Kardinal Ippolito Medici hielt Neger, Tataren, Türken, Indier an seinem Hofe, benützte sie zur Jagd, und sein Tod (1535) wurde von ihnen in ihren heimischen Wehelauten betrauert.

Für diese Bereicherung der naturwissenschaftlichen Kenntnisse und Sammlungen Europa's sorgten weniger die Entdecker, oder, wie sie nach Eroberungen ferner Länder hießen, Conquistadores (immer Colombo selbst ausgenommen), als vielmehr die in ihrem Gefolge oder auch auf eigene Faust mit anderen Schiffern reisenden friedlichen Gelehrten, meist Geistliche und Ärzte. Hernandez, Leibarzt Philipps II. von Spanien, sammelte naturhistorische Erzeugnisse Mexiko's und alte mexikanische Gemälde naturhistorischer Gegenstände und wirkte für Erhaltung des altmexikanischen botanischen Gartens von Huaxtepek, in Bezug auf welchen zu bemerken ist, daß vor der Entdeckung Amerika's keine europäischen Fürsten botanische und zoologische Gärten von der Ausdehnung derjenigen des alten Mexiko und Peru besaßen. An der Stelle des jetzigen Bombay legte der portugiesische Arzt Garcia de Orta einen botanischen Garten an. In den Cordilleren Amerika's sammelte man eifrig Gebeine vorweltlicher Thiere.

Noch mehr Vortheil aber als der Naturgeschichte, brachten die Entdeckungen des sechszehnten Jahrhunderts der Physik, und wie wir später sehen werden, der Astronomie. Schon Colombo machte interessante, jedoch bei seiner mangelhaften naturwissenschaftlichen Bildung noch unbeholfene Beobachtungen über den Erdmagnetismus. Er nahm im Fahren von Spanien nach Amerika, oder, wie er es nannte, nach Indien, Veränderungen in der Bewegung der Gestirne, in der Temperatur der Luft, in der Beschaffenheit des Meeres wahr. Die Magnetnadel wandte sich auf einer bestimmten Linie von Nordosten nach Nordwesten, und jenseits dieser Linie war das Meer, das vorher sich stark bewegte, auf einmal ruhig und auf weiten Strecken mit Seetang überdeckt, (die große Fukus-Bank oder das Sargasso-Meer, welches Frankreich an Größe siebenmal übertrifft), wovon vorher keine Spur war. Jene Linie, hundert Meilen westlich von den Azoren, wurde dann vom Papste Alexander VI. (s. oben S. 22) als Demarkationslinie zwischen den Besitzungen Spaniens und Portugals angenommen. Diese Entdeckung einer magnetischen Linie ohne Abweichung, welche indessen schon in uralten Zeiten von den Chinesen und

in Europa schon auf einer italienischen Karte von 1436 geahnt wurde, hatte bedeutende Folgen für die Schifffahrtskunde. Eine Karte über die Veränderungen in der Richtung der Magnetnadel entwarf 1530 Alonso de Santa Cruz, einer der Lehrer Karls V. Der spanische Naturforscher Jose Acosta aus Medina del Campo nahm auf der ganzen Erde vier Linien ohne magnetische Abweichung an. Der Engländer Robert Norman erfand 1576 die Inklinations-Boussole, mit welcher Sir Humphrey Gilbert, Verfasser einer lateinischen „Physiologie des Magnets", in „dunkler, sternloser Nacht" den Ort des Schiffes zu bestimmen unternahm. Einen magnetischen Pol setzte schon eine Karte von 1508 in der Form eines Inselbergs nördlich von Grönland, spanische und italienische Geographen von 1545 und 1588 südlicher.

Nächst dem Magnetismus wurde zumeist die Wärme beobachtet. Peter Martyr von Anghiera erkannte zuerst 1510, daß ihre Veränderung durch die geographische Breite bestimmt werde, nachdem schon Colombo die Krümmung der Isothermen geahnt hatte, ohne jedoch ihre Ursache zu erkennen. Indessen bemerkte er bereits den Einfluß der Wälder auf die Feuchtigkeit des Klimas. Die Entdeckung ewigen Schnees auf den Gebirgen der Tropen brachte die Erhebung über dem Meere als zweiten Faktor der Wärmevertheilung zur Erkenntniß. Viel mit Meteorologie beschäftigte sich der große Maler Leonardo da Vinci, dessen Beobachtungen jedoch unbekannt blieben.

Die Meeresströmungen beobachtete zuerst Colombo in dem Äquatorialstrome, der von Osten nach Westen geht, und hielt die Inselbildung der Antillen für eine Wirkung desselben. Peter Martyr von Anghiera beschrieb zuerst den Golfstrom aus dem Busen von Mexiko bis nach Neufundland, und Gilbert beschrieb zwischen 1567 und 1576 die Bewegung der Gewässer des atlantischen Oceans vom Vorgebirge der guten Hoffnung bis nach Neufundland.

Aber auch im Innern der Kontinente erwachte die Lust nach tieferer Erforschung der Erde, die wir bewohnen. Ein Deutscher war es, der die Wissenschaft des festen Landes im Reformationszeitalter begründete, Georg Bauer, genannt Agricola, geboren 1490 zu Glauchau in Sachsen. Eigentlich Arzt, wandte er sich doch mit Vorliebe dem Bergbaue, den er zu Joachimsthal in Böhmen und zu Chemnitz zu befördern suchte, zu, an welch letzterm Orte er Bürgermeister wurde und 1555 starb. Er war Katholik geblieben und darum wollte man ihn zu Chemnitz nicht begraben. Trotz seines hellen Einblickes in die Natur des Erdbodens war er doch im herrschenden Aberglauben noch so sehr befangen, daß er steif und fest an die Existenz der Gnomen und anderer Berggeister glaubte. So verbanden sich noch stets Wahn und Wissenschaft auf das Sonderbarste.

B. Die Natur des Weltalls.

Der herrliche, ergreifende, imponirende und so viele Räthsel bergende Anblick des Sternhimmels in hellen Nächten hat seit den ältesten Zeiten die Menschen stets in so hohem Maße beschäftigt, daß sich hieran dreierlei geistige Thätigkeiten derselben knüpfen, eine solche abergläubischer Verirrung, — die Astrologie, von welcher wir bereits handelten, eine solche blos mechanischen Gedächtnisses, — die Astrognosie oder Kenntniß der Sternbilder, und eine solche wirklich wissenschaftlicher Thätigkeit, — die Astronomie oder Berechnung aller Erscheinungen im Reiche der Weltkörper. Die Astronomie ist Sache bevorzugter Geister, entwickelte sich aber naturgemäß aus der Astrognosie, welche jedem die Gestirne eifrig Betrachtenden, auch ohne naturwissenschaftliche Begabung, eigen sein kann. Alles, was bezüglich der Eigenschaften der Gestirne erforscht worden ist, beruht ursprünglich auf der Kenntniß und Unterscheidung der Stellungen, in welchen sich uns die Gestirne darbieten. Dieselben beschäftigten schon früh sogar die nur halbcivilisirten Völker, indem namentlich die Nomaden durch ihre Lebensweise dazu gebracht wurden, die Sterne in ihrer Lage zu beobachten. Eine vollständige Kenntniß des gestirnten Himmels war indessen den civilisirten Völkern des Alterthums und des Mittelalters unmöglich, weil dieselben vor den von uns vorhin erzählten Länderentdeckungen auf die nördliche gemäßigte Zone beschränkt waren. Denn die Lage der Erde im Weltall und die Bewegung dieses Planeten um seine Axe sind der Art, daß nur am Äquator das Jahr hindurch sämmtliche Fixsterne gesehen werden können. Je weiter man sich daher von jener Linie entfernt, desto mehr Sterne verschwinden dem Auge für immer. So viel Breitengrade vom Äquator man weilt, so viel Breitengrade des Sternhimmels im Umkreise um den entgegengesetzten Pol sind das ganze Jahr unsichtbar. Lebe ich z. B. unter dem fünfzigsten Grade nördlicher Breite, so werden mir fünfzig Grade im Umkreise des Südpols am Himmel stets unsichtbar bleiben. Am Nordpol der Erde würde man nicht einen Stern des südlichen, am Südpol nicht einen Stern des nördlichen Himmels erblicken können.

Als daher die Seefahrer der Grenzscheide des fünfzehnten und sechszehnten Jahrhunderts den Wendekreis des Krebses und dann den Äquator überschritten, ging ihnen, wie auf der Erde, so auch am Himmel eine neue Welt auf. Wenn auch die gerühmte Pracht des sternarmen Südhimmels derjenigen des sternreichen Nordhimmels gegenüber sicherlich nur auf dem Reize des Neuen, bisher nicht Gesehenen beruht, so mußte doch der erste Anblick der südlichen Gestirne, als man über die Bilder des Kentauren und des Argoschiffes hinaus kam, von den wichtigsten Folgen für die Astronomie sein. Amerigo Vespucci, Vicente Pinzon, Pigafetta (der mit Magellan

und Cano reiste) und Andere erwähnten dieser Sternbilder zuerst, die für sie und das damalige Europa neu waren, während ihre Voreltern in grauer Zeit sie noch erblickt hatten; denn der gesammte Fixsternhimmel befindet sich in für uns langsamer Bewegung (der Nordpol des Himmels befand sich ehedem im großen Bären; noch fünfhundert Jahre nach Erbauung der größten ägyptischen Pyramide sahen die Anwohner der Ostsee das südliche Kreuz, und gegenwärtig steuert unser Sonnensystem mit allen Planeten dem Sternbilde des Herkules zu).

Unter die wichtigsten Partieen des südlichen Himmels, welche den Seefahrern am Anfange des sechszehnten Jahrhunderts zuerst auffielen, gehörten außer den Sternbildern vorzüglich gewisse dunkle und helle Flecken, welche Peter Martyr von Anghiera 1510 und 1512 zuerst beschrieb. Die dunkeln Flecken, Kohlensäcke (engl. coalbags) genannt, Ende 1499 von Pinzon entdeckt, als er nach Brasilien fuhr (oben S. 375), von Amerigo als „schwarzer Kanopus" bezeichnet und von Acosta dem verfinsterten Theile der Mondscheibe verglichen, sah man in zwei oder drei auffallend dunkeln Stellen im südlichen Kreuz und in der Karls-Eiche, von denen jedoch gegenwärtig nur noch diejenige im Kreuze oder vielmehr östlich von demselben auffällt, doch wol in nichts besteht, als in Sternmangel, der mit den hellen Sternen rings umher stark kontrastirt. Die hellen Flecken des Südens, von Portugiesen entdeckt und die Kapwolken oder Magellanischen Wolken genannt (obwol schon vor der ersten Erdumsegelung bekannt, wahrscheinlich auch schon den Arabern, unter dem Namen des weißen Ochsen, el-bakar), sind Aggregate von Sternen, Nebelflecken und Sternhaufen, das eine größer, das andere kleiner, zu beiden Seiten der südlichen Schlange, und nähern sich unserm Horizont, von dem sich dagegen die dritte Erscheinung des südlichen Himmels, die den Seefahrern auffiel, das südliche Kreuz, stets weiter entfernt und schon von Dante in seinem Fegefeuer schmerzlich vermißt wurde, als

„non viste mai fuor ch'alla prima gente".

Es besteht aus vier sehr hellen Hauptsternen und gleicht mehr einem Viereck, als einem Kreuze, welch letzterer Name ihm 1517 zum ersten Male gegeben wurde und bedeutsame Beziehung auf die christlichen Missionen in den Südländern, bei weltlicheren Menschen aber als zuverlässige Himmelsuhr erhielt. Einen südlichen Polarstern dagegen, der nach ihrer vorgefaßten Meinung vorhanden sein sollte, suchten die Seefahrer vergebens. Erst im siebenzehnten Jahrhundert wurde der südliche Sternhimmel, soweit er nicht schon bekannt war, vorzüglich gestützt auf Beobachtungen der Holländer Emden und Houtman 1596—1599 auf Sumatra und Java, in Sternbilder eingetheilt und in die Himmelskarten eingetragen.

Kaum hatte Europa begonnen, mit der ihm bisher fremden Hälfte der Erde sowol als des Himmels bekannt zu werden, so folgten den

Männern, welche dies zu Stande gebracht, Solche, die dafür sorgten, daß der Stolz der scheinbar vergrößerten Erde sofort gedemütigt und ihr das Bewußtsein beigebracht wurde, nicht die Zwillingsschwester des Himmels zu sein, wie sie bisher nach den Worten der mosaischen Schöpfungssage geglaubt, sondern ein winziges Pünktchen im unendlichen All. Gleichzeitig mit Colombo, dem ersten großen Entdecker und mit Magellan, dem ersten Erdumsegler, lebte Koppernik, der erste große Astronom.

Bis auf seine Zeit (und theilweise noch nachher, besonders unter den Dunkelmännern) herrschte allein das Ptolemäische Weltsystem. Nach demselben bildete die Erde den Mittelpunkt der Welt und um sie bewegten sich in Zeit von vierundzwanzig Stunden sieben Planeten in folgender Ordnung: Mond, Merkur, Venus, Sonne, Mars, Jupiter und Saturn. Der Mann, der die erste Bresche in dasselbe schoß, von seinem Nachfolger Kepler „vir maximo ingenio et animo liber“ genannt, war Nikolaus Koppernik (lat. Copernicus), geboren 1472 oder 1473 zu Thorn, von seinem Oheim, dem Bischofe Lukas Waißelrode von Ermeland erzogen, auf der Universität Krakau gebildet. In Italien machte er sich mit der Astronomie noch in höherm Grade als bisher vertraut, wurde Arzt und Domherr zu Frauenburg und arbeitete fast sein ganzes Leben lang (1507 bis zu seinem Tode 1543) an seinem welthistorischen Werke „De revolutionibus orbium coelestium“ (von den Umdrehungen der Himmelskörper), welches erst wenige Tage vor seinem Tode erschien, als er nicht mehr seiner Sinne mächtig war; er hatte es dem Papste Paul III. gewidmet, dessen Nachfolger noch etwa ein Jahrhundert lang die darin aufgestellte Lehre verdammten *). Diese Lehre hatte der den Druck besorgende nürnberger Mathematiker Osiander, aus Furcht vor kirchlicher Verfolgung, in der Vorrede, und selbst auf dem Titel der ersten Ausgabe, als bloße Hypothese hingestellt, während von ihrer Wahrheit der Verfasser so tief durchdrungen war, daß er die Meinung von der Unbeweglichkeit der Erde „absurd“ und deren Verfechter „leere Schwätzer, der Mathematik unkundig und Verdreher der heiligen Schrift“ nannte, und dem Lactantius und den übrigen Kirchenvätern frank und frei die Berechtigung absprach, über mathematische Gegenstände ein Urtheil abzugeben. Bekannt wurde Koppernik's Lehre theilweise zuerst zwei Jahre vor seinem Tode und dem Erscheinen seines Werkes durch einen Brief des Astronomen Georg Joachim

*) Nicolai Copernici Torinensis de revolutionibus orbium coelestium libri VI. Habes in hoc opere iam recens nato & aedito, studiose lector, Motus stellarum, tam fixarum, quam erraticarum, cum ex veteribus, tum etiam ex recentibus observationibus restitutos: & nouis insuper ac admirabilibus hypothesibus ornatos. Habes etiam tabulas expeditissimas, ex quibus eosdem ad quoduis tempus quam facillime calculare poteris. Igitur eme, lege, fruere, Ἀγεωμέτρητος οὐδεὶς εἰσίτω. Norimbergae apud Joh. Petreium. Anno M.D.XLIII.

Rhätikus, der zwei Jahre vorher seine Stelle als Professor in Wittenberg niedergelegt hatte, um Koppernik's Schüler zu werden.

Nach dem Weltsysteme des Kopernikus bildet die „Weltleuchte" der Sonne den Mittelpunkt der Bahnen aller Planeten, unter deren Zahl nun auch die Erde herabsank, so daß es der Planeten nun nur noch sechs gab: Merkur, Venus, Erde, Mars, Jupiter und Saturn, und die Erde mit einem einzigen Trabanten, dem Monde, vorlieb nehmen mußte. Die Fortbewegung der Erde hatte zwar schon der Pythagoreer Philolaos gelehrt, zwar nicht um die Sonne, sondern mit ihr um ein „Centralfeuer"; dagegen hatte bereits Aristarchos von Samos im dritten Jahrhundert nach Christus die Umkreisung unseres Planeten um die Sonne gekannt. Daß Koppernik dessen nicht Erwähnung thut, ist auffallend, da er selbst ein Werk Plutarchs citirt, in welchem davon die Rede ist. Sei indessen dem, wie ihm wolle, — des Aristarchos Meinung war zur Zeit Koppernik's ebensowol vergessen, wie die Züge der Normannen nach Winland zur Zeit des Colombo, und er ist darum doch der Schöpfer des jetzt als richtig anerkannten Weltsystems, dessen erstes Bild im zehnten Kapitel des ersten Buches seines Werkes prangt, mit der wunderschönen und unsterblichen Beifügung: In medio vero omnium residet Sol. Quis enim in hoc pulcherrimo templo lampadem hanc in alio vel meliori loco poneret, quam unde totum simul possit illuminare?

Es ist eine eigenthümliche, weil unabsichtliche Ironie, daß Koppernik sein Buch dem Hersteller der allgemeinen römischen Inquisition, ein Jahr nach deren Einführung, widmete. Wir wissen nicht, wie die Widmung aufgenommen wurde; sicher aber befreite den Verfasser nur der rasche Tod von der Verfolgung durch das Glaubensgericht. Diese Ansicht werden wir durch das Verfahren gegen Galilei gerechtfertigt finden.

In der nächsten Zeit nach seinem Bekanntwerden scheint das kopernikanische Weltsystem wenig Aufsehen erregt und noch keine Umwälzung in den Ansichten verursacht zu haben, sonst wäre die Reaktion nicht möglich gewesen, welche des Urhebers nächster Nachfolger in der Astronomie versuchte. Der Däne Tycho de Brahe, zu Kundstrup in Schonen 1546 aus adeliger Familie geboren, studirte in Kopenhagen Rhetorik und Philosophie, wurde 1560 durch eine große Sonnenfinsterniß zur Astronomie hingezogen, der er sich, obschon ihn sein Oheim der Rechtswissenschaft bestimmt hatte, später ganz widmete, nahm in Deutschland astronomische Beobachtungen und chemische Studien vor und wurde endlich durch die Gunst eines zweiten Oheims erfreut, der ihm in der Heimat eine Sternwarte und ein chemisches Laboratorium errichtete. Es war am 11. November 1572, als er dort plötzlich im Sternbilde der Kassiopeia einen bisher nie gesehenen Stern von ungewöhnlichem Glanze erblickte, auf welchen gleichzeitig die deutschen Astronomen nur durch die Anzeigen gemeiner Leute, wie Fuhrleute, aufmerksam wurden. Nach den vorge-

nommenen Beobachtungen war er ein Fixstern, nahm jedoch schon im December desselben Jahres an Lichtstärke ab, machte im Laufe des nächsten Jahres stufenweise den Glanz der Sterne erster, zweiter und weiterer Größen und zugleich verschiedene Farbentöne durch und verschwand im März 1574, nachdem er siebenzehn Monate geleuchtet, spurlos für immer! Brahe versuchte diese Erscheinung in abenteuerlicher Weise durch Bildung kosmischer Nebel der Milchstraße (in welcher die Kassiopeia liegt) zu einem Sterne zu erklären. Die einzig mögliche Erklärung ist ein plötzliches Aufstrahlen und wieder Verglimmen sonst dunkler Körper, dessen Ursachen aber räthselhaft sind; übrigens ist die Erscheinung höchst selten; man kennt nur einundzwanzig Beispiele in zweitausend Jahren, davon aber sieben im sechszehnten und siebenzehnten Jahrhundert (sechs in der besonders fruchtbaren Zeit von 1572 bis 1609), seitdem aber blos eines bis heute! Zu gleicher Zeit fanden auch David Fabricius, Pfarrer in Ostfriesland (1596) und Johann Bayer in Augsburg (1603) den veränderlichen Stern am Halse des Walfisches, und 1612 Simon Marius den ersten Nebelfleck in der Andromeda. — Brahe machte viele Reisen und wurde mit mehreren gekrönten Häuptern bekannt; um ihn im Lande zu behalten, schenkte ihm sein König Friedrich II. die Insel Hven im Öresund, auf welcher Brahe mit königlicher Unterstützung ein Schloß mit einer Sternwarte und einer chemischen Werkstätte baute, das er Uranienborg nannte, — wol die schönste Behausung, die je ein Gelehrter gehabt. Es wurde eine ganze astronomische Kolonie daraus; für die Schüler kam die in Sternform gebaute „Sternenburg“, für die Instrumentenverfertiger weitere Wohnungen, eine Mühle, dann eine Buchdruckerei und manigfache Anlagen dazu. Hier lebte Brahe glücklich und erfand in seinem mühelosen Selbstgefühle, von Königen und Königinnen besucht, anderer Bevorzugten dieser Erde nicht zu gedenken, — im Jahre 1582 sein ephemeres abenteuerliches Weltsystem, nach welchem sich um die Erde erst der Mond und dann die Sonne, um letztere aber Merkur, Venus, Mars, Jupiter und Saturn bewegen sollten. Den Gedanken dazu scheinen ihm die ähnlichen, jedoch unausgearbeiteten Vorstellungen zweier obskurer Astronomen, des Martianus Mineus Capella und des Apollonius von Perga eingegeben zu haben.

Das Glück Brahe's war jedoch nicht von Dauer. Unter dem Nachfolger seines Gönners, Christian IV., rächte sich der Reichsrath Walkendorf, den einst auf Hven einer von Tycho's großen Hunden angefallen hatte, dadurch, daß er den Astronomen bei dem Könige anschwärzte und den Entzug seiner Vergünstigungen bewirkte, wozu namentlich beitrug, daß Brahe, als Gutsherr, die Kirchengebäude seiner Insel vernachlässigt hatte, woran seine aufgeklärten Ansichten nicht wenig schuld sein mochten, und daß der Adel ihn wegen seiner Verheiratung mit einer Bauerntochter haßte. Er mußte 1597 sein Eden verlassen und nach Deutschland ziehen,

dessen astrologischer Kaiser Rudolf II. ihn mit reichem Gehalte nach Prag berief, wo er im Vollgenusse des Glückes 1601 starb, weil er in einer Gesellschaft „aus Anstandsgefühl der Natur seines Körpers Gewalt angethan hatte." Er wurde prachtvoll bestattet; sein schönes Uranienburg aber zerfiel und verschwand spurlos. Er war nicht frei vom Wahne der Astrologie, und von Eitelkeit, aber sonst ein vortrefflicher Charakter, ein tüchtiger Chemiker und uneigennütziger Arzt. Auch seine astronomischen Verdienste sind, trotz seinem rückschreitenden Weltsysteme, nicht zu unterschätzen. Er stellte mehrere wichtige Beobachtungen an und ist in vielen Berechnungen von großer Tragweite als der Vorläufer der ihm folgenden Astronomen zu betrachten.

Unter diesen nimmt die erste Stelle ein sein Schüler, Johannes Kepler. Ein Jahr vor dem neuen Sterne in der Kassiopeia, aber auf längere Zeit leuchtend, ging derjenige seines Lebens in einer armen Hütte zu Weil in Württemberg auf (Ende 1571). Zum lutherischen Theologen bestimmt, aber freigesinnt und daher als untauglich zum „Dienste des Herrn erklärt", erkämpfte er seinen Unterhalt zuerst durch Kalendermachen. Man sandte ihn aus Tübingen, wo er den hochgelahrten Perücken im Wege war, durch Empfehlung 1593 nach Gratz, wo man eines Professors der Mathematik und — Moral bedurfte. Auch in dieser Stellung mußte er astrologische Kalender verfertigen, beschäftigte sich aber insgeheim mit der Astronomie und wandte sich aus vollem Herzen dem Systeme Koppernik's zu. Es wütete jedoch damals die Gegenreformation in Steiermark (s. oben S. 294), und unter anderen Protestanten sollte auch unser Astronom das Land verlassen, was jedoch in Betracht seiner Kenntnisse wieder zurückgenommen wurde. Selbst die Jesuiten an der Universität mußten seinen Geist schätzen lernen. Bald aber bewirkte eine Trostschrift, welche er an seine verfolgten Glaubensgenossen erließ, daß die früher eingestellte Vertreibung erneuert und diesmal (1600) auch ausgeführt wurde. Trotz seiner Heirat mit einem wohlhabenden Edelfräulein durch die plötzliche Flucht arm geworden, folgte er einem Rufe Kaiser Rudolfs, an Brahe's Seite in Prag zu arbeiten und wurde nach dessen Tode sein Nachfolger, doch blos mit der Hälfte des Gehaltes (1500 Gulden). Er fand hier, daß die Planeten nicht, wie Koppernik geglaubt hatte, in Kreisen, sondern in Ellipsen um die Sonne wandern, die sich in einem der Brennpunkte befindet.

Es war dies das erste seiner drei berühmten Gesetze, durch welche das kopernikanische System seinen Ausbau (die Vollendung erst durch Newton) erhielt. Das zweite stellte fest, daß die von der Sonne auf die Planetenbahn gezogene gerade Linie immer gleiche Sektoren in gleichen Zeiträumen abschneide, und das dritte: daß die Quadratzahlen der Umlaufszeiten der Planeten sich verhalten wie die Kubikzahlen ihrer mittleren Entfernungen von der Sonne. Es ist merkwürdig, daß auch ihm, gleich

seinem verdienstvollen Vorgänger und Lehrer Tycho de Brahe, einer der damaligen neuen Sterne leuchtete. Während er den im Jahre 1600 von Wilhelm Janson, einem Gehülfen Brahe's, entdeckten neuen Stern dritter Größe an der Brust des Schwans seit 1602 bis zu dessen Verschwinden 1621 beobachtete*), entdeckte sein Schüler Brunowski im Oktober 1604 einen neuen Stern im Bilde des Schlangenträgers (Ophiuchos), der ebenfalls stark, doch nicht so stark funkelte wie jener in der Kassiopeia, und ein prächtiges Farbenspiel zeigte. Ohne die Farbe periodisch zu wechseln, nahm er stufenweise an Stärke ab und verschwand schon zwischen Februar und März 1606. — Zugleich hatte die im Jahre 1600 erwartete und eingetroffene Sonnenfinsterniß Keplern auf die Beschäftigung mit der Optik geführt. Er machte 1604 seine Forschungen über die Theorie des Sehens und seine Entdeckung des Gesetzes der sieben Regenbogenfarben, und 1611 seine Erfindung des Teleskops mit zwei konvexen Gläsern bekannt, wodurch die in Holland durch Hans Lippershey, Brillenmacher in Middelburg, gemachte und 1608 bekannt gewordene Erfindung der Fernröhre wunderbar vervollkommnet wurde. Schon vorher hatte des Letztern Zeit- und Berufsgenosse und Mitbürger, Zacharias Jansen (1590) das Mikroskop erfunden.

Und bei diesen unsterblichen Erfolgen mußte der große Kepler astrologische Prognostika um schnödes Gelt schmieden, wenn er nicht hungern wollte; denn sein Gönner hatte selbst kein Gelt und bezahlte ihm nichts von seinem Gehalte. Seine geliebte Gattin starb, wahnsinnig vor Schrecken über die Greuel, die dem Beginne des dreißigjährigen Krieges vorangingen, und drei Kinder folgten ihr durch die Blattern. Nachdem Rudolf II. gestorben, während der darbende Kepler an den nach diesem Kaiser benannten rudolfinischen Sterntafeln arbeitete, boten ihm die Landstände von Oberösterreich in Linz 1611 Unterstützung zur Fortführung jener Tafeln und zur Fertigung einer österreichischen Landkarte an. Er verlebte dort wieder einige schönere Tage und verehelichte sich zum zweiten Male, was ihm aber durch die Scheußlichkeit verbittert wurde, daß zur selben Zeit seine heilkundige alte Mutter zu Leonberg in Württemberg als Hexe angeklagt, verhaftet, angekettet, gefoltert, aber endlich auf einflußreiche Verwendungen hin freigesprochen, doch bald durch den Tod von dem fortdauernden Vorurtheile des fanatisirten Pöbels befreit wurde.

Unter diesen und anderen Bekümmernissen, wozu noch 1626 die Belagerung von Linz durch 70,000 aufständische Bauern kam, — und während er wiederholt in Regensburg bei dem Reichstage um seinen rückständigen Gehalt und im genannten Jahre um ein Asyl für seine Familie bitten mußte, vollendete der ungebeugte Geist die rudolfinischen Tafeln und

*) Er erschien auf kurze Zeit 1655 und wieder 1665, blieb dann, sank 1677 zur sechsten Größe herab und ist in dieser noch vorhanden.

sein berühmtes Werk: Harmonia Mundi. Jener Bauernaufruhr aber führte auch in Oberösterreich, wie in Steiermark, zur Vertreibung der Protestanten, und Kepler mußte abermals um seines Glaubens willen den Wanderstab zur Hand nehmen. Mit seinen Ansprüchen endlich 1628 an die Einkünfte des fernen Mecklenburg gewiesen, das Wallenstein so eben erobert und als Herzogthum erhalten hatte, sollte der größte Gelehrte seiner Zeit zu dem größten Feldherrn derselben in Beziehungen treten, die der — Aberglaube der Astrologie knüpfte! Der arme aber selbstbewußte Entdecker der drei Weltgesetze hatte seinem neuen Herrn schon einmal die „Nativität" gestellt, aber mit solch' beißender Ironie auf Desselben Aberglauben, Hartherzigkeit, Mangel an Familienliebe, Ehrgeiz, Zanksucht mit Gelehrten und Aufruhr gegen seine Oberen, daß von Beiden Keiner Lust hatte, das schon bekannte Stroh nochmals zu dreschen. Kepler lehnte daher das ihm gebotene gleißende geistige Elend stolz ab, und ohne je zu seinem Rechte zu gelangen, starb er zu Regensburg am 15. November 1630, im 59. Altersjahre. Außer den rudolfinischen Tafeln und der Weltharmonie ist sein bedeutendstes Werk: Astronomia nova, seu de motu stellae Martis. Der Mars nämlich, der nächste äußere Planet für unsere Erde, hatte den Astronomen durch seine anscheinend unregelmäßige Bahn, welche nur durch Koppernik's System erklärt werden kann, stets viel Kopfzerbrechens verursacht. Kepler hatte seine hehre Wissenschaft stets mit poetischem Geiste durchdrungen und auch selbst begeisterte lateinische Verse geschrieben, so z. B. die Hymne an den Weltschöpfer —, deren Schluß-Distichon lautet:

„Herrscher der Welt, du ewige Macht, durch alle die Welten
Schwingt sich auf Flügeln des Lichts dein unermessener Glanz."

Während die Deutschen ihren größten Astronomen verhungern ließen, duldeten die Italiener, daß der ihrige, des Andern Gesinnungsgenosse und Korrespondent, in die Hände der Inquisition fiel.

Galileo Galilei war 1564 zu Pisa geboren, als Sohn des Musikers und Mathematikers Vincenzo Galilei (s. unten) von edler Familie aus Florenz. In letzterer Stadt erzogen, wurde er mit den verschiedensten Wissenschaften und Künsten bekannt, trat während seines Studiums der Medicin zu Pisa (seit 1581) energisch gegen die gefälschte Philosophie des Aristoteles auf, entdeckte bereits als Student an einer im Dome hängenden Lampe die gleiche Zeitdauer der Pendelschwingungen von ungleicher Größe, und wandte sich endlich ganz der Mathematik zu, trotz dem Widerstande seines Vaters. Er erfand darauf die hydrostatische Wage, sein Name wurde in Italien bekannt, und er wurde 1589 Professor der Mathematik in Pisa. Er bewies durch Versuche am bekannten schiefen Thurme dieser Stadt die Wahrheit der Behauptung seiner Landsleute Varchi und Benedetti, daß Körper von gleicher Dichtigkeit, wenn auch von verschiedenem Gewichte, aus gleicher Höhe mit gleicher Geschwindigkeit

fallen, und vervollständigte dies Gesetz durch seine Entdeckung, daß die Geschwindigkeit der fallenden Körper von Sekunde zu Sekunde wachse, und die Geschwindigkeit am Ende des Falles das Quadrat derjenigen am Anfange desselben ausmache. Seine Kühnheit in der wissenschaftlichen Forschung zog ihm aber schon früh Verfolgungen zu, die ihn veranlaßten, seine Professur niederzulegen. Er erhielt 1592 sofort eine neue in Padua, wo er mehrere Schriften über Mechanik verfaßte und einen Apparat zur Veranschaulichung der Wirkungen der Wärme, eine hydraulische Maschine und den Proportionalzirkel erfand. Mit Kepler und Brahe korrespondirend, zählte er herbeiströmende Ausländer der höchsten Stände zu seinen Schülern. Auch er beobachtete den neuen Stern von 1604 und erregte mit seinem Nachweise, daß es ein Fixstern sei, in Italien vielen Widerspruch. Auf die Nachricht von der Erfindung der Fernröhre in Holland, 1609, stellte Galilei sofort ebensalls solche her und legte sie dem Dogen von Venedig vor. Der Lohn war die Bestätigung in seinem Amte auf Lebenszeit. Das erste Beobachtungsziel seiner Gläser war der Mond, dessen Gebirge er entdeckte und deren Höhe maß. Es folgte die Entdeckung, daß die Milchstraße und die Nebelflecke aus lauter kleinen Sternen bestehen, dann 1610 diejenige der Trabanten des Jupiter, die er Mediceische Gestirne nannte und deren Bahnen und Umlaufszeiten erberechnete*), und darauf diejenige der Ringe des Saturn, die er zuerst für Vervielfältigungen dieses Planeten hielt (altissimum planetam tergeminum observavi), wie er auch bereits Sonnenflecken beobachtete, in deren Veröffentlichung ihm jedoch der Ostfriese Johann Fabricius (Davids Sohn) zuvorkam. Die späteren Beobachter Tarde (1620) und Malapertus (1633) schrieben dieselben hypothetischen „lichtraubenden Körpern" zu, welche sie in unbewußter Ironie „sidera Borbonia et Austriaca" nannten. Fabricius und Galilei dagegen erkannten, daß sie der Sonne selbst angehörten. Zu seinem Unglücke verließ er 1610 Padua, wo ihm die Freundschaft eines Sarpi (oben S. 301) und der mächtige Schutz Venedigs gegen die Inquisition geblüht hatte, und folgte einem Rufe als „Philosoph des Großherzogs" nach Florenz. Hier entdeckte er

*) Sidereus nuncius magna longeque admirabilia spectacula pandens, suspiciendaque proponens vnicuique, praesertim vero philosophis atque astronomis, quae a Galileo Galileo patricio florentino Patavini Gymnasii publico mathematico perspicilli nuper a se reperti beneficio sunt observata in lunae facie, fixis innumeris, lacteo circulo, stellis nebulosis, apprime vero in quatuor planetis circa Jovis stellam disparibus intervallis, atque periodis, celeritate mirabili circumvolutis; quos, nemini in hanc usque diem cognitos, novissime auctor deprehendit primus; atque medicea sidera nuncupandos decrevit. M.DC.X. Prostat Francof. in Paltheniano. — Joannis Kepleri Mathematici Caesarei dissertatio cum nuncio sidereo nuper ad mortales misso a Galilaeo Galilaeo Mathematico Patavino. Francofurti, apud D. Zachariam Palthenium. Anno M.DC.XI.

die Lichtphasen der Venus, die Veränderlichkeit des Mars, und erfand ein Mikroskop, ohne von der holländischen Erfindung desselben zu wissen, sowie er auch das Gesetz vom Schwimmen der Körper auffand. Schon diese Entdeckungen und Erfindungen hatten ihm manigfache Anfeindungen von Seite neiderfüllter Menschen zugezogen; seit 1613 aber begann die ernstere Anklage gegen ihn hervorzutreten, daß er das kopernikanische System vertheidige und verbreite und dadurch die Autorität der Bibel angreife. Umsonst berief sich Galilei in einem Schreiben von 1615 an die Großherzogin Mutter Christine (weil besonders der weibliche Theil des Hofes gegen ihn eingenommen worden) auf das Beispiel des Kopernikus, der nicht verfolgt worden, und auf einen in Spanien 1584, also zur Blütezeit der Inquisition erschienenen Kommentar zu Hiob, worin ein Gelehrter aus Salamanca das kopernikanische System aus der Bibel rechtfertigte (durch die Stelle Hiob IX, 6), und legte dar, daß die Bibel ihre Worte dem Verständnisse ihrer Zeitgenossen habe anpassen müssen, ihre astronomischen Stellen daher keine Dogmen seien *).

Schon hatte ein Dominikaner zu Florenz gegen ihn zu predigen begonnen, nach dem Texte: Viri Galilaei, quid statis adspicientes in coelum? — Galilei, der die Inquisition kannte, entschloß sich, selbst nach Rom zu reisen, um sich dort zu rechtfertigen, wo ihn der Papst und die Kardinäle freundlich empfingen, obschon sie gleichzeitig das kopernikanische System für ketzerisch erklärten. Er kehrte auf den Wunsch des wegen seiner Aufrichtigkeit für ihn fürchtenden Großherzogs zurück, ohne daß etwas geschehen wäre, und setzte seine Forschungen ruhig fort. Ein Federkampf mit dem Jesuiten Grassi über die Kometen, deren wahre Natur übrigens Keiner von Beiden erkannte (sondern erst Dörfel 1680), bei welchem Anlasse sich der neue Papst Urban VIII. für Galilei günstig aussprach, ermutigte Letztern, vom Papste die Erlaubniß zur freien Äußerung seiner Ansichten zu erbitten, worauf er ein Werk über dieselben schrieb, welches den anspruchlosen Titel eines Dialogs über die Weltsysteme führte und aus doppelter Censur, in Rom und in Florenz, unversehrt hervorging **). Aber wodurch wurde diese günstige Censur erkauft? Man weiß

*) Nov-antiqna sanctisslmornm patrnm et probatorum Theologorum doctrina, de sacrae scripturae testimoniis, in conclnsionibus mere naturalibus, quae sensata experientia, et necessariis demonstrationibus evinci possunt, temere non usurpandis: in Gratiam Serenissimac Christinae Lotharingae, Magnae Ducis Hetruriae, privatim ante complures annos, Italico idiomate conscripta a Galilaeo Galilaeo, nobili Florentino, Primario Serenitatis ejus Philosopho et Mathematico: nunc vero juris publici facta, cum Latina versione Italico textui simul adjuncta. Augustae Treboc. Impensis Elzeviriorum, Typis Davidis Hautti. M.DC.XXXVI.

**) Dialogns de systemate mundi, autore Galilaeo Galilaei Lynceo. Serenissimo Ferdinando II. Hetrur. Magno-Dnci dicatus (Abbildung des Aristoteles, Ptolemäus und Kopernikus in Disputation). Augnstae Treboc. impensis Bonaven-

nicht, soll man sich mehr über die Resignation Galilei's oder über die Dummheit seiner Gegner wundern. Er läßt nämlich in dem Dialoge zwei damals bereits gestorbene Astronomen, Sagredo und Salviati, Beide Anhänger des kopernikanischen Systems, siegreich gegen einen Peripatetiker, der den wenig schmeichelhaften Namen Simplicius trägt, und das ptolemäische System verficht, disputiren, am Ende aber — nachgeben. Auch in der Vorrede nennt Galilei die Verdammung des kopernikanischen Systems in anscheinendem Ernste ein heilsames Edikt (salutifero editto) und nimmt es gegen den Vorwurf in Schutz, als sei es aus Unkenntniß der Sache hervorgegangen, da sein Ursprung lediglich ein religiöser sei.

Die Wirkung des Buches war denn auch ganz nach Galilei's Erwartung. Allgemeiner Beifall der Gebildeten begrüßte das von ihm zu Gunsten des neuen Weltsystems Vorgebrachte, — Hohn überschüttete die „Parteigänger des Simplicius" und Wut bemächtigte sich der Letzteren. Auch Urban VIII. wurde von Zorn ergriffen, erklärte die Censur des Buches für erschlichen, und ließ Galilei nach Rom vor die Inquisition laden. Der kranke und bereits gebeugte Greis gehorchte (1633) und erhielt die Vergünstigung, einstweilen in der Villa des toscanischen Gesandten zu wohnen, doch ohne andere als die nöthigsten Besuche anzunehmen. Man gab fälschlich vor, es sei ihm 1616 verboten worden, über das kopernikanische System überhaupt sich zu äußern, während Galilei versicherte, es sei ihm blos verboten worden, es zu vertheidigen, was er ja auch nicht gethan habe! Man führte ihn am 13. April vor die Inquisition und behielt ihn nun im Gebäude derselben, doch in ordentlichen Zimmern und mit einer bei der Inquisition sonst unerhörten Freiheit der Bewegung. Nur schweigen mußte er über die ganze Sache. Es folgten sich mehrere Verhöre, bis er am 22. Juni ketzerischer Meinungen schuldig erklärt, jedoch unter der Bedingung, daß er dieselben abschwöre und „verfluche" (!), von der verdienten kanonischen Strafe freigesprochen wurde; doch habe er, wurde beschlossen, eine kurze Gefangenschaft auszuhalten und drei Jahre hindurch wöchentlich ein Mal die sieben Bußpsalmen zu recitiren (!); zudem solle sein Dialog verboten werden. Er mußte wirklich knieend abschwören und unterschreiben, „daß nicht wahr sei," was jetzt als wahr erwiesen ist. In dem Urtheile der Inquisition steht, er sei zum Zwecke der Abschwörung dem examen rigorosum unterworfen

turae et Abrahami Elzevir Bibliopolar. Leydens. Auch unter dem Titel: Systema cosmicum, Anthore Galilaeo Galilaei Lynceo, Academiae Pisanae Mathematico extraordinario, serenissimi Magni-Ducis Hetruriae philosopho et mathematico primario: in quo quatuor dialogis de duobus maximis mundi systematibus, Ptolemaico et Copernicano, utriusque rationibus Philosophicis ac naturalibus indefinite propositis, disseritur. Ex Italica Lingua Latine conversum. Augustae Treboc. impensis Elzeviriorum, typis Davidis Hautti. Anno 1635.

worden, worunter man damals nie etwas anderes als die Folter verstand; man ist jedoch gegenwärtig so gefällig gegen das Papstthum, diese Worte anders auszulegen. Wahr ist indessen, daß seine Haft nie streng war, und daß der Papst die vorbehaltene Gefängnißstrafe in eine milde Eingrenzung in der Gartenwohnung des toscanischen Gesandten verwandelte. Der moderne Katholizismus à tout prix thut sich viel zu gut auf diese Milde; aber die Schmach kann er niemals auslöschen, daß ein Forscher von einer sich „unfehlbar" nennenden Macht zur Abschwörung ausgemachter wissenschaftlicher Wahrheiten gezwungen wurde. — — Im Juli entließ man den Gelehrten bereits nach Siena, dann nach seiner Villa bei Florenz, untersagte ihm jedoch den Empfang von Gesellschaften und den Besuch der Stadt Florenz; ja sogar die Bitte um Aufhebung dieses Zwanges bedrohte man mit Strafe, und die Inquisition untersagte streng den Druck neuer, wie den Wiederabdruck älterer Werke des Astronomen. Schon längst stets kränklich, wurde er 1637 auch blind. Bald nachdem zu seiner Überraschung sein Werk: Discorsi e dimostrazioni matematiche (über Gegenstände der Mechanik, wie Fall und Stoß der Körper), das er in Rom dem französischen Gesandten Grafen von Noailles überreicht hatte, — in Leyden gedruckt worden, — starb er, ohne seine Freiheit je wieder vollständig erhalten zu haben, — am 8. Januar 1642. Eine Grabschrift durfte ihm erst 1674 errichtet werden.

So endete die Geschichte der Welterforschung im Reformationszeitalter mit doppeltem Martyrium des Hungers und des Zwanges, um erst in der folgenden Periode mit dem großen Briten Newton frei zu werden.

Indessen hatte die Astronomie schon in dem Zeitalter, welches wir schildern, einerseits sich mathematischer Entdeckungen zu freuen, welche ihr wohl zu Statten kamen, wie z. B. diejenige der Auflösung der gemischten Gleichungen des dritten Grades durch den Italiener Tartaglia, welche ihm der eitle und betrügerische Arzt Geronimo Cardano (geboren 1501 zu Pavia, gestorben 1576 als Pensionär des Papstes zu Rom), im Übrigen damals gefeierter Schriftsteller, — mit List ablockte und unter seinem Namen herausgab. Anderseits aber führte die Astronomie selbst zu weiteren Anwendungen der Mathematik, wozu vor Allem die Vervollkommnung der Uhren gehört, deren frühere Form ausschließlich die der Sonnen- oder Wasseruhren gewesen war, seit dem zwölften Jahrhundert auch die der Räderuhren.

Die erste laufende Stadtuhr von Ferrara, nach welcher die gesammte Stadt sich richtete, auf einem Thurme des Schlosses befindlich, wurde von einem Manne in Bewegung gesetzt, der hinter ihr stand, eine Sanduhr neben sich hatte und nach dieser die große Uhr zeigen und schlagen ließ. Hiefür waren mehrere Personen angestellt, die gut besoldet, aber für jede Nachlässigkeit auch streng bestraft wurden.

Nachdem um 1500 Peter Hele aus Nürnberg die Taschenuhren erfunden, wurde unter den Thurmuhren späterer Zeit diejenige berühmt, welche der Professor der Mathematik zu Straßburg, Konrad Dasypodius (ursprünglich Rauchfuß oder Hasenfuß aus Frauenfeld in der Schweiz, geboren 1531, gestorben 1600) für das dortige Münster zusammensetzen ließ. Dasselbe besaß schon seit dem vierzehnten Jahrhundert eine astronomische Uhr, welche den Sonnen- und Mondlauf und den Kalender wies, aber später zerfiel. Die Fertigung neuer astronomischer Uhren in Bern 1527 und in Zürich 1538 gab Anlaß, auch in Straßburg 1547 an das Werk zu gehen, das sich zwar bis 1571 verzögerte, aber 1574 bereits vollendet war. Die Uhr war so gestaltet, daß ein Pelikan auf dem Rücken einen Globus von drei Fuß Durchmesser trug, der sich täglich einmal umdrehte und so alle Erscheinungen an Sonne und Mond in allen Konstellationen des Fixsternhimmels zeigte. Dazu kommende Scheiben gaben die Finsternisse, die Sonntagsbuchstaben, die beweglichen Feste, die Mondphasen, die Stellung der Planeten u. s. w. an. Das Werk stockte merkwürdiger Weise im Jahre des Ausbruchs der französischen Revolution, 1789. Ein seltenes Originalgenie aus der Zeit des Dasypodius war Jost Bürgi (lat. Byrgius), 1552 zu Lichtensteig in der schweizerischen Grafschaft Toggenburg geboren; er kam 1579, ohne gelehrte Bildung genossen zu haben, als Hofuhrmacher in die Dienste des eifrig der Astronomie ergebenen Landgrafen Wilhelm IV. von Hessen-Kassel, der ihn seiner Geschicklichkeit wegen in einem Briefe an Tycho de Brahe einen „zweiten Archimedes“ nannte, und dem er astronomische Instrumente verfertigen mußte, so Sextanten, Himmelsgloben und andere, welche allgemein bewundert wurden. Bürgi erfand auch den Dreifußzirkel, das Triangularinstrument und gleichzeitig mit Galilei und ohne Wissen von Diesem, den Proportionalzirkel (derjenige Galilei's ist reichhaltiger an Theilungen, der Bürgi's praktisch brauchbarer). Er stellte auch zahlreiche astronomische Beobachtungen an, besonders nachdem er aus den Diensten des verstorbenen Landgrafen 1603 in jene des Kaisers Rudolf in Prag übergetreten war, wo er Keplern kennen lernte und von ihm geschätzt wurde. Er entdeckte 1612 einen veränderlichen Stern im Sternbilde des Adlers und Antinous und hatte den Mut, Waldstein gegenüber die Astrologie eine Absurdität zu nennen. Sein größtes Verdienst ist jedoch die Erfindung der Logarithmen, und zwar vor dem Engländer Neper, wie Kepler in den rudolfinischen Tafeln bezeugte; er machte sie jedoch erst später (Neper schon 1614) durch den Druck unter dem Titel „Arithmetische und geometrische Progreß-Tabul“ (1620 in Prag) bekannt. Bürgi berechnete indessen zu einer Logarithmenfolge erst die Zahlen, während Neper, Brigg und die Neueren umgekehrt aus einer bestimmten Zahlenfolge die Logarithmen zogen. Bürgi starb 1632, nachdem er Prag kurz zuvor verlassen, in Kassel.

C. Die organische Natur.

Wie die Astronomie aus den Fesseln der Astrologie, so mußte sich zur Zeit des allgemeinen Erwachens der Wissenschaften die Kenntniß der organischen Natur und der Heilung ihrer Krankheiten mühsam und stufenweise aus dem düstern Pfuhle der Alchemie, Magie und Kabbalistik herausreißen.

Die Ärzte des fünfzehnten Jahrhunderts waren durchweg Astrologen, Marktschreier und Quacksalber. Am Anfange des sechszehnten Jahrhunderts noch wurden in Ferrara die Pestkranken gepeitscht und ihnen dann zur Ader gelassen, oder man wandte — Skorpione und Vipern, die man eigens sammeln ließ, gegen die Pest an, oder beliebige Stoffe, die ein Charlatan empfohlen, und die, obschon Niemand sie untersucht, allgemein geschätzt waren. Ja sogar noch im Jahre 1642 prüfte der Magistrat derselben Stadt einen gewissen Generoso Marini auf folgende geniale Weise. Derselbe wollte ein von ihm angeblich erfundenes Geheimmittel erproben, ließ sich Kröten bringen, schnitt dieselben von einander, drückte ihre Säfte in ein Gefäß, trank dieses aus, stellte sich, als ob er vergiftet wäre, nahm dann von seinem Geheimmittel, — und war sofort ganz munter, über welches glänzende Resultat die ganze Stadt entzückt war. Dagegen wurde in Ferrara schon im fünfzehnten Jahrhundert mit Glück der graue Staar gestochen und im sechszehnten der Steinschnitt ausgeführt, sowie die Hasenscharte und der Bruch geheilt.

Bei einer Krankheit Lucrezia Borgia's stritten sich der ferraresische Leibarzt Lodovico Carri und der vom Papste dahin gesandte Leibarzt des Letztern, der Bischof von Venosa, über die beste Methode. Der Erste war für warmes Wasser und Aderlässe, der Letztere für eine kräftigende Behandlung; Herzog Alfons gab Diesem Recht, und die Kranke genas.

Die ersten deutschen Ärzte am Anfange des sechszehnten Jahrhunderts waren ebenfalls meist noch im Wunder- und Aberglauben tief befangen. Gerade die zwei berühmtesten unter ihnen zählen zugleich unter die berüchtigtsten Schwarzkünstler ihrer Zeit.

Der ältere von ihnen, Heinrich Cornelius Agrippa, genannt von Nettesheim, 1486 zu Köln am Rhein geboren, wurde 1509 Lehrer der Theologie zu Dole in Burgund, wo er sich vorzüglich mit Vertheidigung der durch Reuchlin (s. oben S. 81) in Aufnahme gebrachten Kabbala und mit Satiren gegen die Mönche befaßte, so daß er als Ketzer fliehen mußte. Er lebte dann in England, Deutschland und Italien als Alchemist und Soldat, Theolog, Arzt und Philosoph, war Syndikus zu Metz, erregte durch erfolgreiche Vertheidigung einer Hexe Aufsehen, wurde Leibarzt der Mutter Franz I. von Frankreich, aber wegen einer astrologischen Prophezeiung zu Gunsten des Connetable von Bourbon entlassen, in den

Niederlanden als Feind der Wissenschaften und Kabbalist eingekerkert, und starb 1535 im Hospitale zu Grenoble. Seine zwei Hauptwerke widersprechen einander auf die seltsamste Weise. Während er in der Abhandlung de vanitate scientiarum alle Wissenschaften, auch die mystischen der Astrologie, Alchemie und Kabbala, für überflüssig und eitel erklärt, erhebt er in der Schrift de philosophia occulta die letzteren wieder auf den Thron. Er war witzig und kenntnißreich, der lateinischen Sprache in seltenem Maße mächtig, aber unbeständig und leidenschaftlich, vom Triebe nach Wahrheit erfüllt, aber allem Wahn ergeben, ein Feind aller kirchlichen Übelstände, blieb aber Katholik, ein Freund der Bibel und ein Gegner der Hexenprocesse, aber ein Verehrer unbekannter, dämonischer Mächte.

Theophrastus (auch genannt Aureolus Bombastus) Paracelsus von Hohenheim, wahrscheinlich dem Geschlechte Höhener aus Gais im schweizerischen Kanton Appenzell entstammend, war 1493 zu Einsiedeln, dem berühmten Wallfahrtsorte, als Sohn eines Arztes geboren. Als Kind soll er durch den Biß eines Schweines entmannt und daher bartlos geblieben sein und stets Widerwillen gegen das weibliche Geschlecht gefühlt haben. Früh aber wurde er zum Arzte bestimmt, ging schon in seiner Jugend auf weite Reisen und wanderte, wie damals gebräuchlich war, von einer Schule zur andern. Er durchstreifte ganz Europa, wobei er sich mit Astrologie, Alchemie, Chiromantie, Magie u. s. w. abgab, auch überall nach der Anwendung der Arzneimittel forschte, aber oft ob der Unzuverlässigkeit seiner Kunst mutlos wurde und sie aufzugeben Lust hatte. Er machte auch mehrere Feldzüge als Wundarzt mit. Nach und nach hatte er jedoch Glück mit seinen Kuren und wurde 1526 auf den Rath des Reformators Ökolampadius Stadtarzt und Professor der Medicin zu Basel. Entgegen dem bisherigen Brauche lehrte er deutsch und trug nicht nach der alten Autorität des Galenos, sondern nach seinen eigenen Ansichten und Erfahrungen vor und erhob den bisher verachteten Hippokrates, den Gründer der natürlichen Heillehre, wodurch er sich die gelahrten Zöpfe zu Feinden machte, wie auch die neidischen Ärzte durch seine glücklichen Erfolge, und die Apotheker durch sein Verlangen amtlicher Untersuchung ihrer Gifthöhlen. Diese Feinde sparten nun kein Mittel, ihn zu verleumden und unmöglich zu machen, und ihr Wunsch, ihn los zu werden, wurde endlich nach zwei Jahren erfüllt. Ein Domherr hatte Dem, der ihn von seinen Magenbeschwerden heilen würde, hundert Gulden versprochen; Paracelsus heilte ihn mit drei Pillen (angeblich Laudanum), erhielt aber nichts, processirte und erlaubte sich, als das Gericht ihm blos sechs Gulden zusprach, arge Schmähungen gegen dasselbe, so daß er es gerathen fand, Basel schnell zu verlassen. Er zog nun wieder kreuz und quer in der Welt herum, diesmal jedoch meist nur in der Schweiz und in Deutschland. Es begleiteten ihn stets Schüler, die seine angebliche geheime Wissenschaft sich anzueignen wünschten und ihn dann anfeindeten, wenn sie keine solche

lernten. Bald wurde er hoch gefeiert, bald hart verfolgt. Karg lebte er nicht, sondern verschwendete, was er einnahm, in flottem Leben. Die Armen behandelte er unentgeltlich. Unbekannt ist die Veranlassung seines Todes, der am 24. September 1541 zu Salzburg eintrat, wo er auch auf Befehl des Erzbischofs beerdigt wurde, weil er als Katholik galt, von welchem Bekenntniß sonst sein Leben kein Zeugniß ablegte; katholische Mißbräuche hatte er gehaßt, Luther und Zwingli offen geehrt. Er hinterließ wenig Gelt, einige Bibeln und Arzneibücher.

Wie in Agrippa, so lebten auch in Paracelsus gewissermaßen zwei Seelen, die der Wahrheit und die des Wahns. Seine medicinischen Grundsätze wurzelten in dem in seinen Schriften enthaltenen Satze: „Die Natur hat ihren eigenen Arzt in ihr selber, der da heilet, was in ihr erkrankt. Also soll ein jeglicher Arzt wissen: im Leibe ist, der da heilet. So aber der Arzt meint, er sei, der da heilet, so verführt er sich selbst, und kennt seine eigene Kunst nicht.“ — Er war der Erste unter den Alchemisten, der als Zweck der Chemie nicht das Goldmachen, sondern die Bereitung von Arzneien angab und damit den Übergang zur wissenschaftlichen Chemie anbahnte. Er war der erste Arzt, welcher Quecksilber und andere Metalle, sowie Gifte anwandte; — nicht daß wir dies an sich als ein Verdienst und als etwas Zweckmäßiges ansehen möchten; aber es muß anerkannt werden, daß er sich auf Gründe und auf Erfahrungen stützte und nicht blind Anderen nachbetete, wie die damaligen Ärzte es sonst thaten. Statt der ganzen Pflanzen, wie die Letzteren, wandte er deren „Quintessenz“, d. h. ein Extrakt aus denselben an. Auch begann er, auf die Bereitung der Arzneien Sorgfalt und chemische Wissenschaft anzuwenden, was vorher unbekannt war, und wurde so der Begründer der Pharmacie. Er suchte die Veranlassungen der Krankheiten zu ergründen, wähnte aber, daß die Anatomie nur für die Chirurgie von Nutzen sei, — nicht für die Medicin. Er schrieb mehrere medicinische Bücher, deutsche und lateinische, auch eines über das Bad Pfävers. Seine Lehre ist übrigens ein Gemisch von Wahrem und Phantastischem, Sinn und Unsinn. — So war er denn auch allem Wahn seiner Zeit gründlich ergeben, wenn er auch die Ausübung desselben theilweise angriff und lächerlich machte, namentlich wenn sie in betrügerischer Absicht geschah, welche man ihm nicht vorwerfen kann. In vollem Ernste glaubte er an die Einwirkung der Kometen auf den Menschen. Auch machte er sich eine eigene Schöpfungstheorie zurecht, in welcher er übrigens manche Ideen der neuern Geologie anticipirte. Seine Phantasie schuf dazu noch ein Heer von Geistern der vier Elemente; die Sylphen in der Luft, die Salamander im Feuer, die Undinen im Wasser und die Kobolde in der Erde, während er dagegen von den Teufeln des Hexenglaubens nichts wissen wollte. So vermischte sich der ganze Hexenkessel der Magie mit einem aufrichtigen Streben nach reinem und verständigem Wissen.

Das Letztere von jenem häßlichen Beiwerke zu befreien, waren in-

dessen bereits die im sechszehnten Jahrhundert geborenen Ärzte entschlossen, in deren Hervorragenderen wir wirklich wissenschaftliche Köpfe, Colombo's und Koppernik's ihres Berufes kennen lernen.

Wie Agricola (s. oben S. 379) die Mineralogie, so begründete auch ein Arzt in neuerer Zeit die Botanik und Zoologie, und zwar ein Landsmann des Paracelsus, — der Zürcher Konrad Geßner, von armer Familie 1516 geboren. Sein erster Lehrer war Oswald Myconius (Geißhüsler aus Luzern) und dessen Gehülfe Thomas Plater aus Wallis. Zwingli verschaffte ihm ein Stipendium, kurz bevor er bei Kappel, an seiner Seite Geßners Vater, fiel. Der Waisenknabe wurde Famulus bei dem Prediger Capito in Straßburg, blieb es jedoch nicht lange, studirte dann in Bourges bei Wolmar die alten Sprachen und dann in Paris, bis ihn die religiösen Verfolgungen nach Hause trieben. Nachdem er ein armes Mädchen geheiratet, wurde er 1537 Professor der griechischen Sprache in Lausanne, widmete aber seine Mußestunden der Botanik. Um ganz dem Lieblingsfache leben zu können, setzte er das angefangene aber unterbrochene Studium der Medicin in Montpellier fort, wurde in Basel Doctor und 1541 zu Hause Arzt. Er beobachtete fleißig alle Erscheinungen in der Natur, so namentlich ein außerordentlich schönes Nordlicht, bestieg die Berge seines Vaterlandes, beschrieb deren Aussicht mit poetischem Gefühl, bereiste ohne Zagen die damals noch völlig unwegsamen Hochthäler und Päße der Alpen, sammelte Pflanzen und Thiere, so auch am Meere zu Venedig, wie an der Messe zu Frankfurt Bücher, als Stoff für seine Bibliotheca universalis, ein Riesenwerk, welchem er die große „Geschichte der Thiere in drei Foliobänden und fünf Büchern folgen ließ, die jedoch nicht das vollständige Werk enthielten; er starb vor dessen Beendigung 1565. Sein universeller Geist hatte überdies einen „Mithridates" (de differentiis linguarum) geschaffen, worin er das Vaterunser in 22 und Studien über 130 Sprachen aufnahm. Als Stadtarzt hatte er 30, als Ober-Stadtarzt 100 Gulden Besoldung nebst einigen Viktualien, welche Kargheit ihn zwang, sein Leben lang zu seinem Unterhalte Bücher zu schreiben. Erst kurz vor seinem Tode hatte ihm Zwingli's Nachfolger Bullinger eine Chorherrenpfründe verschafft. Seine persönlichen Eigenschaften waren über jeden Tadel erhaben. Er war der Gründer der Kenntniß der schweizerischen Alpen, der erste Alpenklubist, welche edle Beschäftigung nach ihm namentlich der bekannte Chronist Ägidius Tschudi von Glarus, Verfasser der „Alpischen Rhätia", mit Eifer fortsetzte.

Während Agricola und Geßner mehr als Naturforscher, denn als Ärzte hervorleuchteten, tauchte eine medicinische Schule aus dem Chaos der Zeit empor, welche nur dieser Wissenschaft lebte. Die Grundlage, auf welcher sie, wie noch die heutige Medicin, baute, war die Anatomie. Während des Mittelalters war diese Wissenschaft, ohne welche dem Menschen sein eigener Körper eine terra incognita bleibt, und welche auch das Alter-

thum bles in der spätern alexandrinischen Zeit getrieben hatte, durchaus unbekannt, den Arabern ebensosehr als den Christen. Der Professor Montini de' Luzzi in Bologna war (1306) der Erste, welcher einen menschlichen Leichnam öffentlich zergliederte und ein Lehrbuch der Anatomie schrieb. Trotzdem begnügte sich die lichtscheue medicinische Zunft noch Jahrhunderte hernach mit der blinden Anbetung der Autorität des Galenos, bis es endlich dem französischen Arzte André Vesal (Vesalius), geboren 1514 zu Brüssel aus einer von Wesel am Rhein stammenden Familie, gelang, der Anatomie Bahn zu brechen. Er lehrte sie seit 1540 zu Basel, Padua, Bologna und Pisa, ließ 1543 zu Basel seine „Corporis humani fabrica" erscheinen, wurde Karls V. erster Leibarzt und nach dessen Tode Philipps II., in dessen Staaten aber Neid und Fanatismus seine Wissenschaft verfolgten. Die Inquisition, welche in jeder Forschung Ketzerei sah und wahrscheinlich fürchtete, daß durch die Anatomie offenbar würde, wie der Mensch weder aus Erde, noch aus einer Rippe bestehe und dem Manne keine Rippe fehle, verurtheilte Vesal zum Tode (!), wandelte aber dies Urtheil aus Gnade in ein solches zu einer Pilgerfahrt nach dem heiligen Grabe um. Er vollführte diese; aber auf der Rückkehr wurde er bei einem Schiffbruche auf die Insel Zante verschlagen und starb dort 1564 vor Hunger.

Einer seiner Schüler zu Padua war Gabriel Falopia oder Fallopio, geboren 1523 zu Modena, wo er Kanonikus wurde. Dies genügte ihm jedoch nicht; er unternahm weite Reisen und lehrte Anatomie zu Ferrara, Pisa und Padua, secirte, was damals sehr viel war, jährlich bis gegen sieben Leichname, schrieb auch ein Lehrbuch seiner Wissenschaft, welches Vesal noch kurz vor seinem Tode recensirte, starb aber selbst vor seinem Lehrer in der Blüte seiner Jahre 1562. Nach ihm sind benannt: die Fallopische Röhre (Tuba Fallopiana), d. h. der Eileiter, der Fallopische Kanal, der den Nervus facialis in dessen Verlauf im Felsenbeine umschließt und vom Grunde des innern Gehörloches zum Foramen stylomastoideum führt, das Fallopische Band (Ligamentum), ein sehniger Theil des äußern schiefen Bauchmuskels, und die Dickdarmklappe (Valvula Fallopii).

Unter den Schülern Fallopio's befand sich ein dritter großer Anatom, Hieronymus Fabricius aus Aquapendente im Kirchenstaate, geboren 1537. Er wurde 1562 Nachfolger seines Lehrers in Padua und bewirkte dort die Errichtung eines anatomischen Theaters. Er starb 1619. Seine Verdienste bestehen in Entdeckung der Klappen in den meisten Venen der äußeren Gliedmaßen, in erster Abbildung des ovalen Loches im Herzen und des venösen und arteriösen Kanals, im Nachweise der Theilung der Aorta, in richtiger Ableitung der Sehnerven aus der Gegend der Vierhügel und zwischen den Schenkeln des verlängerten Rückenmarks.

Ein Fach- und Zeitgenosse der Obigen, Bartolommeo Eustachio, aus San-Severino in der Mark Ancona, war nicht Lehrer, sondern Arzt in

Rom, wo er in gedrückten Verhältnissen lebte und 1574 starb. Seinen eifrigen Forschungen zu Ehren sind nach ihm der Verbindungskanal zwischen dem innern Ohre und dem hinteren Mundtheile (Tuba Eustachii) und die Hohlader (Valvula Eustachii) benannt. Seine trefflich gezeichneten „Tabulae anatomicae" wurden 1552 vollendet, aber erst 1714 herausgegeben, seine Schriften 1707 und 1736 durch Boerhave in Holland.

Weiter und umfangreicher entwickelte sich die medicinische Wissenschaft im siebenzehnten Jahrhundert, wo der Anatomie bereits die Physiologie zur Seite trat und die größte Entdeckung der Zeit im Gebiete des innern Menschen Platz griff. Ihr Urheber war William Harvey, geboren 1578 zu Folkstone, 1598 bis 1602 Schüler des Fabricius zu Padua, wo er Doktor wurde, wie später nochmals zu Cambridge. In London als Arzt niedergelassen, erhielt er 1615 die Stelle eines Professors der Medicin und Chirurgie und darauf eines königlichen Leibarztes. Schon seit dem Beginn seiner Vorträge lehrte er seine Theorie vom großen Kreislaufe des Blutes, den kleinen hatte schon vor ihm Servet, Columb und Cäsalpin gekannt, die er aber erst 1628 nach hinlänglicher Prüfung durch Versuche in seinem Hauptwerke: de motu cordis et sanguinis bekannt machte. Der zweite Hauptgegenstand seiner Aufmerksamkeit, die Lehre von der Zeugung, verdankt ihm das Gesetz, daß jedes Thier aus einem Ei entstehe, was er in dem Buche: de generatione animalium (1651) zu beweisen versuchte und damit der Meinung von einer generatio aequivoca, d. h. Urzeugung von Organismen aus formlosem organischem Stoffe entgegentrat, welche Frage übrigens von ihm weniger gründlich behandelt wurde, als seine Hauptlehre, und auch noch jetzt nicht gelöst ist. Seit 1630 war Harvey Karls I. Leibarzt, lebte nach dem Sturze des Königthums ruhig in London und starb 1657 auf seinem Landgute zu Hampstead. Wie Galilei war auch er um seiner Entdeckungen willen verfolgt worden von neidischen und bornirten Menschen, deren Blut, während sie gegen ihn schrieen, nach seiner Theorie cirkulirte! Obschon er darüber den größten Theil seiner Praxis verloren hatte, erlebte er dennoch seine vollständige Rechtfertigung und die allgemeine Anerkennung seiner Lehre. Durch seine Entdeckungen war der medicinischen Wissenschaft der Weg gebahnt, auf dem sie ruhig und fruchtbringend weiter forschen konnte.

Zweiter Abschnitt.

Die Wissenschaft des Geistes.

Die freie Forschung im Gebiete der Körperwelt, des Weltalls sowol, wie der Erde und des organischen Individuums, mußte nothwendig auch zu Versuchen einer Ergründung der Bedingungen und Ursachen geistigen Seins und Strebens führen. Die Schwierigkeiten jedoch, welche das geistige Gebiet, dessen Zusammenhang mit der Körperwelt stets nur Sache der Vermutung bleiben wird, aller Forschung entgegensetzt, ließen diese zweite Hälfte vom Reiche des Wissens nur langsam und in unbehülflicher Weise sich entwickeln.

Wir haben bereits (Einleitung S. 144 und oben S. 63) gesehen, daß die geisteswissenschaftlichen Bestrebungen des Mittelalters in der Scholastik aufgingen, die ihrerseits, weit entfernt, dem freien und kühnen, wenn auch vielfach irrenden und schwankenden Fluge der altgriechischen Philosophie zu folgen, — eine gehorsame Magd der Theologie war. Mit dem allgemeinen Aufschwunge der Geister im fünfzehnten Jahrhundert vertrug sich ein Genügen hieran schlechterdings nicht mehr. Mit dem Aufkommen einer Opposition gegen die herrschende Theologie und mit dem gleichzeitigen Wiederaufleben des klassischen Alterthums war zugleich auch die Axt an den übrigens sonst schon verdorrenden Baum der Scholastik gelegt, der denn auch nach Kurzem fiel, als sich jenen Faktoren noch die Reformation zugesellte. Diese geistigen Kämpfe nahmen die europäische Menschheit so in Anspruch, daß sie weder Zeit noch Lust hatte, sich mit Spekulationen des reinen Denkens zu befassen, eine eigentlich philosophische Thätigkeit daher, seit dem Sturze der Scholastik, (welche freilich schlimmer war als aller Mangel an Philosophie) nicht existirte. Wie während des Mittelalters die Herrschaft der römischen Theologie, so absorbirte während der Reformationsbewegung der Kampf zwischen jener und der protestantischen Theologie alle Philosophie. Erst nachdem dieser Kampf von den Kathedern und Kanzeln auf die Schlachtfelder übergegangen und zu einem politischen geworden war, die Theologie aber in beiden Lagern verknöcherte und die Humanistik pedantisch und unfruchtbar erschien, da sah sich der nie rastende Menschengeist auf neue Gebiete angewiesen. Auf der einen Seite trieb ihn, wie erzählt worden, die Entdeckung neuer Länder zur Erforschung dieser und zugleich des Himmels; auf der andern aber, da der Dualismus des Körperlichen und Geistigen dem Menschen angeboren ist, und die einseitige Naturforschung eine Reaktion hervorrief, griff die Enträthselung der dunkeln Fragen des Seelenlebens Platz. Auch diese ideale Forschung gründete sich theilweise auf die reale, ging aber, ohne sich an irgendwelche

Regeln zu binden, über sie hinaus. Es war eine philosophische Übergangsperiode, gleichsam die Kindheit der neuern Philosophie. Sie hatte sich aus den Fesseln der Theologie losgerissen und bewegte sich auf völlig konfessionslosem Boden, tastete aber noch umsonst nach einem bestimmten Principe und nach Regeln des Denkens. Die Versuche, zu solchen zu gelangen, waren manigfach. In Italien drückte ihnen die Begeisterung für die Natur einen pantheistischen Stempel auf. Im monotonern, aber geistig innigern Deutschland nahm die Übergangsphilosophie den Charakter grübelnder, tiefsinniger Theosophie an. Im bewegten, praktischen England gründete sie sich auf Beobachtung und Erfahrung und vermied sowol Schwärmerei, als Grübelei. Frankreich verhielt sich noch passiv in dieser Periode und beschränkte sich in dem einzigen Denker, den es in derselben hervorbrachte, in Pierre de la Ramée oder Petrus Ramus, auf die Opposition gegen die aristotelisirende Scholastik. Ramus war 1515 geboren, trat seit 1543 in Wort und Schrift mit Feuereifer gegen die letztgenannte Richtung auf, wurde 1551 Professor der Dialektik und Rhetorik zu Paris, lebte ehelos und mäßig, wohlthätig und schaffend, mußte als Huguenot oft fliehen, bis ihn 1572 ein fanatischer Kollege (Charpentier hieß der Elende) verrieth und der Mordstahl der Bartholomäusnacht sein Leben endete.

Die italienische Übergangsperiode führt uns die Schwärmer Giordano Bruno, Tommaso Campanella und Lucilio Vanini, die deutsche den Grübler Jakob Böhme, die englische den Empiriker Sir Francis Bacon vor.

Die erste Spur selbständiger philosophischer Forschung seit dem klassischen Alterthum treffen wir in Giordano Bruno, geboren um 1550 zu Nola in Campanien. Von seiner Jugend ist nicht viel mehr bekannt, als daß er Dominikaner wurde, als welcher er der Wissenschaft leben zu können wähnte. Schon früh versuchte er sich in mystischen Schriften. Bald aber gerieth er durch seine schwärmerische Verehrung der Natur und seine glühende Sinnlichkeit in unlösbaren Widerspruch mit seiner Eigenschaft als Mönch. Um seine Leidenschaften selbst zu bezähmen, wandte er sich von der Poesie, der er zuerst geopfert, zur Philosophie und von dieser, durch die Scholastiker angeekelt, zur Naturwissenschaft. Mit Begeisterung ergriff er das kopernikanische System, — und es war um seine Gläubigkeit gethan; denn wo waren nach diesem System Himmel und Hölle? Er wurde Pantheist, sah Gott nur noch in der Natur, die er als unendlich und ewig — dem Raume und der Zeit nach — verehrte; — ihre Seele war Gott oder die ewige Vernunft, die Alles aus sich heraus schafft! Jetzt haßte er die Kirche, — den Glauben, — das Christenthum. Noch die Mönchskutte tragend, bezeigte er in seinen Schriften den Dienern der Kirche die tiefste Verachtung. Er überschüttete mit zermalmendem Hohne den Wunderglauben und sah nur im heitern, der Schönheit huldigenden

Griechenthum die wahre Erlösung. Er behielt seine heidnische Religiosität lange in seinem Innern, ehe er seinen Ordensbrüdern gegenüber nur gegen die krassesten christlichen Dogmen auftrat. Kaum aber war dies geschehen, so wurde er zur Unmöglichkeit im Kloster, entfloh demselben 1580 und wanderte nach Genf, wo Calvins Nachfolger Beza herrschte, — Beza, der Vertheidiger des Mordes an Servet! Da war seines Bleibens nicht! Er wandte sich nach Lyon, Toulouse, Paris, — überall regierte Das, was er tödtlich haßte. Er schlug eine Professur in der französischen Hauptstadt aus, weil sie ihn zum Besuche der Messe verpflichtet hätte. In England hoffte er einen günstigern Boden und begann in Oxford Vorträge zu halten, — die anglikanische Orthodoxie vertrieb ihn sofort. In London endlich war es ihm vergönnt, sich frei zu äußern und seine Gedanken durch die ihm bisher versagte Presse zu verbreiten, und zwar meist in seiner italienischen Muttersprache, die damals am englischen Hofe sehr beliebt war. Er schrieb: La cena delle ceneri (das Gastmal der Gebeine), dell' infinito universo e mondi (vom unendlichen All und den Welten), della causa, principio ed uno (vom Grunde, dem Princip und dem Einen), spaccio della bestia trionfante (die Vertreibung des triumphirenden Thieres), degli eroici furori (von der heroischen Liebeswut), Cabala del cavallo Pegaso (Geheimniß vom Pferde Pegasos). Lateinisch kamen von ihm heraus: explicatio triginta sigillorum, recens et completa ars reminiscendi und epistola ad universitatem Oxoniensem. In allen verkündete er ohne allen Rückhalt, aber auch mit großer Eitelkeit, seine glaubens- und christenfeindlichen Ansichten. Der Zufall wollte es, daß 1586 seine Gönner, der englische Hofbeamte Philipp Sidney und der französische Gesandte Mauvissier, London verließen; da wurde ihm durch Intriguen seiner Feinde der weitere Aufenthalt unmöglich gemacht. Nach kurzem Weilen in Paris zog er nach Deutschland. In Marburg wurde ihm aber das Lehren verweigert, nicht so in Wittenberg. Melanchthon, der Calvin über Servets Verbrennung beglückwünschte, ließ den viel ungläubigern Bruno sonderbarerweise Vorträge halten, — freilich nur über Rhetorik und Logik. Nach größerer Freiheit brennend, schien ihm in Braunschweig das Glück zu leuchten, zerschellte aber bald an der Exkommunikation, die ein lutherischer Pfaffe gegen ihn schleuderte. In Frankfurt veröffentlichte er einige lateinische Schriften über Metaphysik. Aber bald wandte er sich aus unbegreiflichen Gründen gegen Süden, über Zürich — nach Italien, aus dem er entflohen! Auf der Hochschule in Padua, — unter venetianischer Herrschaft, — ließ man ihn lehren, — so lange die Inquisition es nicht erfuhr. Aber ihr Auge wachte, und sie ließ den nach Venedig Geflohenen ergreifen. Des wackern S a r p i Einfluß verzögerte mehrere Jahre seine Auslieferung nach Rom, die aber endlich 1598, man sagt, in Sarpi's Abwesenheit, — dennoch stattfand. Er wurde in die Kerker der Inquisition geworfen und nach zwei Jahren Inquirirens und Schmachtens degradirt, exkommunicirt und

am 17. Februar 1600 auf dem Campo de' Fiori in Rom lebendig verbrannt. Ohne Zagen oder Seufzer rief er den Henkern zu: „Euch selbst macht euer Urtheil mehr zittern als mich." — Er hatte viele Fehler, es ist wahr, — aber es ist keine unehrenhafte oder unsittliche Handlung von ihm bekannt, und namentlich war ihm jede Heuchelei fremd. Aufrichtig bekannte er sich in finsterer Zeit als den Anhänger einer Richtung, welcher sich die Gebildeten unserer Gegenwart immer mehr nähern! Jetzt steht zu Neapel sein Standbild, und Anfangs 1865 verbrannten die Studenten vor demselben — die päpstliche Encyklika!

Tommaso Campanella war 1568 zu Stilo in Calabrien geboren. Er wurde im krassesten Aberglauben erzogen, und dies ging ihm noch lange nach. Im sechszehnten Jahre wurde er Dominikaner und bildete sich vorzüglich in der scholastischen Philosophie und in der lateinischen Poesie aus. In Cosenza sollte er Theologie studiren, fand jedoch keinen Geschmack daran und beschäftigte sich statt dessen mit einer Reform der Philosophie, da ihn der Pseudo-Aristoteles der Scholastiker mit Recht abstieß. Schon im zwanzigsten Jahre hielt er den Franziskanern gegenüber eine siegreiche Disputation, und zwei Jahre darauf unerkannt eine ebensolche in Neapel. Schnell berühmt geworden, trat er als Schriftsteller auf und entwickelte sein System, in welchem er eine den griechischen Philosophen nachgebildete Theorie der Weltschöpfung aufstellte. Er hielt die Wärme und die Kälte für die zwei von Gott, „der dem Sein nach Eins und Alles ist", geschaffenen Weltbildner, als deren Produkte er nach damaliger Weltanschauung den Himmel (der Wärme) und die Erde (der Kälte) betrachtete; aus der Einwirkung der ersten auf die zweite leitete er alle Dinge ab. Allen Körpern, selbst den unorganischen, schrieb er Sinne und Empfindung zu, und so auch der Welt im Ganzen, die er als ein großes Wesen auffaßte. Offenbar nährte sich seine Lehre mit platonischen Ideen, die er etwas verchristlichte, so daß er z. B. Wunder und Offenbarung — im Gegensatze zu Bruno! als wirklich vorhanden nachzuweisen suchte*). Bei aller Unreife seiner Ideen ist das Streben nach Wahrheit in ihm nicht zu verkennen. Was war aber natürlicher, als daß er, bei dem Mangel an aller rationellen Leitung und bei seiner Erziehung, in seinen Bestrebungen auf allerlei

*) Prodromus Philosophiae instaurandae, id est Dissertationis de natura rerum compendium secundum vera principia, ex scriptis Thomae Campanellae praemissum. Cum praefatione ad philosophos Germaniae. Francofurti excudebat Joannes Bringerus sumptibus Godefridi Tampachii. M.DC.XVII. — F. Thomae Campanellae de sensu rerum et magia, libri quatuor, pars mirabilis occultae philosophiae, ubi demonstratur, mundum esse Dei vivam statuam, beneque cognoscentem; omnesque illius partes, partiumque particulas sensu donatas esse, alias clariori, alias obscuriori, quantus sufficit ipsarum conservationi ac totius, in quo consentiunt; et fere omnium Naturae arcanorum rationes aperiuntur. Tobias Adami recensuit et nunc primum evulgavit, Francofurti apud Egenolphum Emmelium, impensis Godefridi Tampachii Anno M.DC.XX.

mystische, kabbalistische und andere Thorheiten fiel, die sein Ideal trübten, ohne es zu zerstören? Von den Aristotelikern bei der Inquisition der Zauberei angeklagt, entfliehend und sein phantastisches Evangelium predigend, durchwanderte er Italien; Rom und Florenz, Venedig, Padua und Bologna hörten ihn. Selbst schwärmend für eine allgemeine Bekehrung der Ketzer durch die Macht der Überzeugung, fiel er doch selbst, als Gegner der Scholastik und Anhänger heidnischer Philosophen, wiederholt in den Verdacht der Ketzerei. Endlich (1599) nach Neapel zurückgekehrt, wurde er sofort von seinen Feinden der Inquisition in die Hände geliefert, unter der falschen Anklage, er sei mit dem Gedanken umgegangen, die spanische Gewaltherrschaft über sein Vaterland zu stürzen und eine Republik an ihre Stelle zu setzen. Man inquirirte heraus, daß außer ihm noch viele Mönche hiefür gepredigt und eine Menge Städte und Dörfer sich damit einverstanden erklärt hätten; die Nonnen sollten befreit, die Jesuiten und übrigen feindlichen Mönche niedergemacht werden, ebenso: die Verschworenen hätten von den Türken Zusage von Hülfe erhalten und bereits Schritte hiefür gethan. Campanella und seine angeblichen Mitschuldigen wurden verhaftet und wiederholt gefoltert, der Philosoph aber, weil man ihn für verrückt ausgab, mit dem Tode verschont und auf Lebenszeit eingekerkert. In seinem harten Gefängnisse schrieb er sein Werk vom Sonnenstaate (Civitas solis), eine den modernen Socialismus voraus ahnende Art von Utopia, doch der des Morus nicht zu vergleichen, und mehrere politische, theologische, philosophische, astronomische und selbst medicinische Schriften, die nicht frei von Phantasmen und Hirngespinsten, aber auch reich an schönen Gedanken sind, — obschon die Inquisition ihm meist seine Schriften wegnahm, — und empfing die Besuche des deutschen Gelehrten Tobias Adami, welcher seine Lehre in Deutschland verbreitete. In der „Monarchia Hispanica“ suchte er den spanischen König für sich günstig zu stimmen, indem er bewies, daß ihm die — Weltherrschaft gebühre*)! Denn sein Charakter war vom politischen Wankelmute so wenig frei, wie von astrologischem Wahn, wie er denn auch bald gegen Machiavelli schrieb, bald wieder dessen Grundsätze in seinen eigenen Schriften zu verwirklichen Anleitung ertheilte. Um die geistliche Gerichtsbarkeit gegenüber der weltlichen zur Geltung zu bringen, verwendeten sich die Päpste für seine Freiheit, die ihm endlich nach 27 langen Jahren geschenkt wurde, doch eigentlich nur in einer Auslieferung nach Rom bestand. Nach drei Jahren schon gab ihm aber der Papst Urban VIII. volle Freiheit und bewilligte ihm

*) Thomas Campanella, von der Spannischen Monarchy, oder außführliches Bedencken, welcher massen, von dem König in Hispanien, der gantzen Weltbeherrschung ꝛc. Anstalt zu machen seyn möchte. Worinnen ꝛc. von den geheimbsten Mitteln ein Regiment zu erhalten oder auß zu breyten gehandelt wirdt. Nun erstlich auß dem Italiänischen in unser teutsche Sprach versetzt ꝛc. Getruckt Im Jahr 1623. (Ohne Ort.)

selbst einen Gehalt, wofür der Grund wol darin zu suchen ist, daß Campanella ihm den obersten Platz in seiner idealen (d. h. spanischen!) Weltmonarchie zugedacht hatte. Auch wurde in Rom sein „Atheismus triumphatus" gedruckt, eine Vertheidigung der christlichen Dogmen mit Hülfe platonischer Ideen, aber voll von Ungereimtheiten und von heftigen Ausfällen auf die Reformatoren. Da Campanella bei Spanien im Verdachte stand, in Rom in französischem Interesse gegen jene Macht zu agitiren, und demzufolge ihm von derselben nachgestellt wurde, floh er 1634 nach Frankreich, wo ihn der Kardinal Richelieu sehr auszeichnete, der seine abergläubischen Schwächen theilte. Er starb 1639 zu Paris in einem Kloster seines Ordens, und wenn man im Ungewissen sein sollte, ob er den Größen des Aberglaubens oder denen der Wissenschaft zuzutheilen sei, so ist für uns der Umstand entscheidend, daß er trotz aller Verirrungen in einem entschiedenen und beharrlichen Streben nach wissenschaftlichem Fortschritte begriffen war.

Lucilio Vanini, geboren zu Taurosano im Königreich Neapel, 1585, als Sohn eines Pächters des spanischen Vicekönigs, wurde schon in zarten Jahren nach Rom gesandt, um Philosophie und Theologie zu studiren, konnte jedoch beiden Wissenschaften, wie sie damals und dort betrieben wurden, keinen Geschmack abgewinnen, während er sich dagegen mit Begeisterung den Naturwissenschaften: Astronomie, Physik und Medicin, zuwandte. Indessen vollendete er seine Studien in Neapel, fügte ihnen auch dasjenige der Rechte bei, wurde Doktor derselben, ging dann nach Padua, wo er, mit bitterer Armut kämpfend, sich in seine Lieblingsschriftsteller: Aristoteles, Averrhoes, Pomponazzi (s. S. 28) und Cardano (s. S. 391 *) vertiefte, denen er entnahm, was er für vernünftig hielt, den Rest als veralteten Wahn liegen lassend. Sie bestärkten ihn namentlich in seiner Überzeugung von der Richtigkeit des Glaubens an die Unsterblichkeit der einzelnen Seelen und von der günstigen Einwirkung des Nichtglaubens an dieselbe auf die menschliche Moral. Man erzählt, er hätte sich mit dreizehn gleichgesinnten Freunden entschlossen, jene Überzeugung in der Welt zu verbreiten, und ihm sei die Aufgabe zugefallen, dies in Frankreich zu thun. Von da an nannte er sich nicht mehr Lucilio, sondern Julius Cäsar. Er machte sich also auf die Reise.

Unter manigfachen Schicksalen verfaßte er auf derselben mehrere Schriften, in denen er, den Zeitverhältnissen gemäß, genöthigt war, seine Ideen unter katholischer und ketzerfeindlicher Maske zu verbergen (wie Galilei die seinigen unter der des ptolemäischen Systems), wenn sie nicht sofort unterdrückt werden sollten. Er erhielt denn auch für dieselben die

*) Hieronymi Cardani Mediolanensis medici de rerum varietate libri XVII. Basileae, Anno M.D.LVII. Ein Sammelsurium alles möglichen Sinns und Unsinns: Astronomie, Naturgeschichte, Anthropologie, Feuerwerke, Schiffahrt, Baukunst, Schreibinstrumente, Visionen, Wunder, Zauberei, Sprachen u. s. w.

Censur der Sorbonne in Paris, welche in ihrer Weisheit seine Absicht nicht merkte, und unterwarf ihren Inhalt sogar dem Papste. Als man aber die wahre Tendenz der Bücher entdeckte, wurden sie von der nämlichen Sorbonne verdammt, und derselbe Mann, der 1614 bei einem Besuche in London als Katholik eingekerkert (doch bald wieder entlassen) worden, sah sich in Frankreich als Ketzer verfolgt, verhöhnt und mißhandelt. Es ist nicht zu verwundern, daß ihn dies erbitterte und zu manchen unklugen Äußerungen hinriß. So in Toulouse, wo er ein Asyl zu finden hoffte. Die Grundsätze aber, die er dort seinen Schülern einflößte, riefen die Inquisition gegen ihn wach. Er wurde im November 1618 verhaftet. Im Verhöre leugnete er, ein Atheist zu sein (was er als Pantheist in gewissem Sinne wol konnte) und behauptete in begeisterter Rede, daß ein Strohhalm, den er aufhob, das Dasein Gottes bewiese. Umsonst, — das Parlament verurtheilte ihn als Ketzer und Gotteslästerer zum Tode. Es wurde ihm die Zunge aus dem Munde gerissen und abgehauen und er darauf verbrannt und seine Asche in den Wind gestreut (1619.) Es ist schwerlich Jemand so empörend verleumdet worden wie er, daher es schwierig ist, das Wahre vom Falschen zu trennen. Selbst seine Feinde indessen konnten ihm Geist, Wissen und gewinnendes Benehmen nicht absprechen. Rücksichtlich seiner Grundsätze war er entschiedener Pantheist, verehrte die Natur als Gottheit, verwarf Dogmen, Wunder und Offenbarung und alle positive Religion. All' dies war seine tiefste, innigste Überzeugung, welcher er, — und schon das ist ein staunenswerther Zug, — sein ganzes Leben widmete und für welche er in schaudervollen Tod ging. Er war, ähnlich wie Bruno, ein feuriges, sinnliches Kind des warmen und schönen Italien und glühte für eine Reinigung der Welt von Dem, was er als Aberglauben erkannt hatte. Wer will ihn verurtheilen? Es konnten es nur Die, welche sich frecher Weise zu Anwälten eines liebenden Gottes aufgeworfen hatten und in seinem Namen mordeten! Vanini's hervorragende Werke waren das Amphitheatrum aeternae providentiae (Lyon 1615), und das Buch „de admirandis Naturae Reginae Deaeque Mortalium arcanis", welches aus Dialogen besteht und daher auch mit diesem Namen bezeichnet wird, wozu noch kleinere Werke naturwissenschaftlichen, philosophischen und theologischen Inhalts kamen. Seine Beweisführungen sind einerseits, wie schon bemerkt, unter orthodoxer Form versteckt, anderseits den älteren philosophischen Systemen entnommen, haben daher im Ganzen nichts Originelles. Es war der italienischen Philosophie blos vergönnt, Bahn zu brechen; — produktiv und fruchtbringend war sie nicht. —

Der deutsche Theosoph Jakob Böhm oder Böhme wurde von Bauersleuten bei Görlitz in Schlesien 1575 geboren. Nachdem er zu Hause das Vieh gehütet, erlernte er in Görlitz das Schuhmacherhandwerk. Mystische Anlagen und Fürwahrhalten von Träumen zeigten sich schon früh. Religiöse Skrupel plagten ihn auf der Wanderschaft und Visionen

suchten ihn heim. Heimgekehrt, wurde er 1594 Meister und heiratete eine Fleischerstochter. Erst seit 1600 kehrten die Visionen wieder und umgaben ihn mit „göttlichem Lichte“ und so 1610 wieder, was ihn endlich veranlaßte, seine imaginären Wahrnehmungen niederzuschreiben. 1612 verfaßte er sein erstes Werk: Aurora oder die Morgenröthe im Aufgang. Ein glaubenstoller Pastor, dem das Manuscript zu Gesichte kam, verdammte ihn als Irrlehrer, und der hochwohlweise Rath konfiscirte das Buch und untersagte dem Verfasser das Schreiben weiterer, aber auch dem Pfaffen sein Schimpfen. Der Erste gehorchte, der Zweite aber nicht; doch trieben Jenen das Zureden gebildeter Leute und sein Geist, dennoch wieder letzterm zu folgen, und so entstanden einundzwanzig weitere Werke, die in Abschriften so viel Anklang fanden, daß er sein Handwerk aufgeben konnte. Erst im Jahre seines Todes, 1624, erschien eine seiner Schriften und zwar die größte: der Weg zu Christo, im Drucke, worauf der wütende Pfaffe seine Vertreibung aus der Stadt bewirkte, die aber der Rath wieder zurücknahm, ihm jedoch, auf ein heftiges lateinisches Elaborat seines Gegners, den Rath ertheilte, die Stadt zu meiden, damit letztere nicht in Unannehmlichkeiten gerathe. Er ging nach Dresden, wo ihn hohe Kreise sehr feierten. Bald nach seiner Rückkehr starb sein Feind, und er folgte ihm in drei Monaten nach. Die Unduldsamkeit verweigerte ihm eine Leichenrede und schändete sogar sein Grab. Böhme war ein unscheinbares, schmächtiges Männchen, aber von edelm, musterhaftem Charakter und Lebenswandel. — Er war der erste protestantische Mystiker. Der Grundzug seines Wesens und seiner Werke ist Sehnsucht nach Erkenntniß des Göttlichen in Christus, der Natur und dem Menschen. Darauf baut sich sein weiteres Bestreben: den Geist des Christenthums in seiner Reinheit zu erkennen und lebendig darzustellen, namentlich das Dasein und Wirken Gottes auf das Tiefste nachzuweisen, auch selbst in Gott zu leben und Gottes Geist in sich leben zu lassen und daher alle Selbstsucht, weil sie sich von Gott losreißt, zu vermeiden. In diesen ächt mystischen, namentlich an Thomas von Kempen erinnernden Principien mußten sich natürlich auch Verirrungen einschleichen, die, dem Charakter der Zeit gemäß, nicht nur auf gezwungene Deutelei göttlicher Dinge (Theosophie), sondern auch auf Alchemie und Magie hinausliefen, besonders aber auf Kabbalistik, wie denn große Theile seiner Werke sich mit Buchstabenklauberei über heilige Worte befassen. Es fehlt daher auch seinen Werken, wie an höherer Bildung und Stilistik, so auch an Zusammenhang und Konsequenz. In auffallender Weise erscheint er oft als Pantheist, womit dann wieder seine anderweitige Betonung des christlichen Glaubensinhaltes schlecht zusammenstimmt. —

Böhme's sämmtliche Werke wurden zum ersten Male (die einzelnen schon früher) 1682 in Amsterdam durch den Schwärmer Johann Georg Gichtel in zehn Bänden herausgegeben; schon früher wurden sie nieder-

ländisch übersetzt. Eine glänzende Genugthuung für Böhme war es, daß der Sohn seines Peinigers Richter einen Auszug aus seinem Werke auf eigene Kosten in Thorn herausgab. Es bildete sich eine eigene Schule seiner Anhänger und Bewunderer, welche bis in das achtzehnte Jahrhundert hinein einen lebhaften Federkampf für seine Grundsätze gegen Angriffe auf dieselben führte. Die letzteren gingen durchweg von der lutherisch-orthodoxen Richtung aus; die Pietisten mit Spener an der Spitze näherten sich dagegen Böhme in Manchem, während ihn die Aufklärung eben als ein Kind seiner Zeit mit Unbefangenheit und ohne Leidenschaft auffassen kann.

Die bisherigen Forscher der philosophischen Übergangsperiode können als hinsichtlich vieler Punkte noch in den mittelalterlichen Anschauungen der Mystik und Scholastik befangen betrachtet werden, von welchen sie sich zwar loszureißen suchten, ohne daß es ihnen jedoch vollständig gelang. Ganz verschieden von ihnen erscheint der erste eigentliche Vorläufer der neuern Philosophie, zu welcher er jedoch noch nicht zu zählen ist, — Sir Francis Bacon. Als Sohn des Großsiegelbewahrers der Königin Elisabeth, Nikolaus Bacon oder Baco, 1561 geboren, studirte er in Cambridge, wo noch Reste der alten Scholastik wucherten, doch neben der Humanistik ein armseliges Dasein führten. Er beschloß, sein Leben der Befreiung der Wissenschaften von allem Zwang, ihrer Idealisirung und Verallgemeinerung zu Gunsten der Menschheit zu widmen. Auch als er durch die Verhältnisse gezwungen war, das Studium der Rechte zu betreiben, ließ er jenes Gelübde nicht aus den Augen und wandte es auch mit solchem Erfolge auf sein Fachstudium an, daß er als Rechtsgelehrter großen Ruf erntete und 1688 zum Rathe der Königin Elisabeth in außerordentlichen Rechtssachen emporstieg. Dabei blieb es jedoch vor der Hand, da die Gunst des Grafen Essex ihn dessen Gegnern am Hofe verhaßt machte. Zum Danke ließ sich Baco, und dies ist wahrlich ein Schandfleck für sein ganzes Leben, als Werkzeug zum Sturze jenes Günstlings benutzen. Das Glück lachte ihm erst nach Elisabeths Tode, unter Jakob I., dem Bacons Bruder (ein treuer Anhänger des gemordeten Essex, dessen Ende ihm das Herz brach) wesentliche Dienste geleistet hatte. Francis Bacon wurde Prokurator des Königs, General-Sollicitor, 1617 Kanzler, dann Großkanzler, 1620 Baron von Verulam (wie er oft genannt wird) und Vicegraf von St. Alban. Diese Ehren verblendeten ihn und nahmen ihm jeden moralischen Halt. Während er dem königlichen Günstling Buckingham schmeichelte, ließ er sich als Richter bestechen, und vertheidigte alle Mißbräuche, die am Hofe herrschten, bis diese endlich zu schreiend wurden und ihn, als er, zu spät, dagegen auftrat, die verdiente Strafe erreichte. Er wurde seiner Ämter entsetzt und zu Geltbuße und Kerker verurtheilt, welche ihm jedoch — der König aus Gnade theilweise erließ. Er gelangte zwar verhältnißmäßig wieder zu Ehren, doch nicht mehr zu

Einfluß, und starb, mit Schulden beladen, 1626. Er war ein Zeitgenosse Shakespeare's, ohne des Letztern in seinen Werken je Erwähnung zu thun. Wenn indessen Bacon auch Lichtseiten hatte, so liegen diese in seinen literarischen Werken. Er beabsichtigte zuerst, den erwähnten Plan, den er in seiner Jugend gefaßt, durch ein großes Werk in sechs Theilen unter dem Titel „Instauratio magna“ zu verwirklichen.

Der erste Theil sollte alles menschliche Wissen encyklopädisch umfassen; er veröffentlichte ihn als besonderes Werk „de dignitate et augmentis scientiarum“. Ebenso verfuhr er mit dem zweiten Theile, den er „Novum Organum sive Judicia vera de interpretatione naturae“ nannte. Der Rest, welcher naturwissenschaftliche Thatsachen und des Verfassers philosophische Grundsätze enthalten sollte, blieb unvollendet.

Bacon ging von dem Grundsatze aus, daß sich die Menschen von der Natur ab- und einseitig den Büchern und Menschensatzungen zugewandt hätten, woher es rühre, daß über die Natur die abenteuerlichsten Märchen und Fabeln, wie z. B. von Drachen, Meermenschen, wunderkräftigen Pflanzen und Steinen und dergleichen verbreitet und geglaubt werden. Er unternahm es, die Menschen vom blinden Nachbeten der Schriftsteller zu befreien, indem er sie zu unmittelbarer Beobachtung der Natur aufforderte, welche zugleich zu erkennen und zu beherrschen ihr Ziel sei. Er eiferte dagegen, daß man ein Traumbild der Phantasie für das Abbild der Welt ausgebe; man solle vielmehr, verlangte er, die Dinge nur so wie sie sind betrachten. Als Grundlagen der Wissenschaft erklärte er Geschichte und Erfahrung, auf diesen ruhe die Physik mit der Mechanik, auf der Physik die Metaphysik mit der — Magie. Unter der letztern verstand Bacon freilich nicht den zu seiner Zeit herrschenden Blödsinn, den man mit diesem Namen bezeichnete; derselbe widersprach ja geradezu seinen Grundsätzen! Er meinte damit vielmehr das dem Menschen thatsächlich Verborgene, seiner Erkenntniß Unzugängliche, das Geheimniß des Jenseits und Gottes. Er verwarf demzufolge mit Recht die philosophischen Versuche der verschiedenen Zeiten, jenes Verborgene, Magische zu ergründen. Daher suchte er sich auf einen unparteiischen Standpunkt zu stellen und verschmähte die unbedingte Verehrung des Alterthums, dessen philosophischen Wortstreit er verurtheilte, was bei den Philologen vieles Ärgerniß hervorgerufen hat. Er nannte die Alten die „wahren Jungen“ der Welt, und dagegen seine Zeitgenossen die „wahren Alten“. Mangelhafte Kenntniß der naturwissenschaftlichen Erfolge des Alterthums führte ihn dazu, diese völlig zu unterschätzen, wie er auch das kopernikanische System nicht begriff. Des nämlichen Fehlers machte er sich gegen die Wiederhersteller des Alterthums, die Humanisten, schuldig. Noch schlimmer freilich kamen die Scholastiker weg, gegen welche und deren gefälschten Aristoteles schon über dreihundert Jahre vorher sein berühmter Namensvetter, der Franzis-

kanermönch Roger Bacon (1214—1294) geeifert hatte, — dem er an Wissen voran-, an Redlichkeit aber weit nachstand.

Es muß einleuchten, daß Bacon, trotz aller seiner Fehler, der erste Philosoph war, der alle geistigen Thaten der Menschheit mit umfassendem und im Ganzen ungetrübtem Blicke betrachtete und mit aller romantischen Schwärmerei des Mittelalters gründlich brach. Auf seinen noch etwas formlosen Pionier-Arbeiten beruhten die Erfolge der geistigen Pflüger, welche nach ihm das Feld der Gedanken umwühlten.

Dritter Abschnitt.

Die Wissenschaft der Erziehung.

Die Wissenschaft der Natur und die Wissenschaft des Geistes bilden zusammen den Inhalt des menschlichen Wissens. Damit aber letzteres fruchtbar werde, muß es fortgepflanzt und verbreitet, — es müssen die Menschen zu seiner Anwendung und Übung angehalten werden, und so kommt ein dritter Theil der menschlichen Erkenntniß hinzu, welcher die Erziehung der Menschen zu seinem Gegenstande hat. Es giebt eine doppelte Erziehung, diejenige des werdenden Menschen durch die Schule und die Familie und diejenige des gewordenen durch das Leben und die Welt. Die Wissenschaft von der ersten ist die Pädagogik, welche uns in diesem Abschnitte beschäftigt, die von der zweiten die Politik, welche wir in ihrem theoretischen Theile an die Erscheinungen des Rechtslebens knüpften, während ihr praktischer Theil im Wesentlichen nicht in das Gebiet der Kulturgeschichte gehört.

Das Mittelalter kannte blos die Ausübung der Pädagogik zu bestimmten Lebenszwecken, — Grundsätze derselben waren ihm unbekannt. Die erwachende Humanistik hatte an den Folgen dieser Zustände, wie wir bereits (s. oben S. 99) sahen, schwer zu tragen und zu leiden. Es gehört unter die vielen, nicht genug zu schätzenden Verdienste der von uns geschilderten Zeit, daß in ihr auch bestimmte, die Erziehung der Jugend regelnde Principien erwachten.

Der erste Anstoß hiezu ist Luther zu verdanken. Im Jahre 1524 erließ er ein Schreiben an die Rathsherren aller deutschen Städte, in welchem er dieselben ermahnte, christliche Schulen aufzurichten und zu erhalten; denn er sah ein, daß sein Werk ohne Unterstützung durch die Schule nicht bestehen könne. Nicht genug konnte er auch in seinen Werken und Reden darauf aufmerksam machen, wie nothwendig eine gute Kinderzucht im Hause sei. In der Familie sah er das Vorbild des Staates, der ja aus Familien besteht, und nur dann könne letzterer auf Gehorsam seiner

Angehörigen rechnen, wenn selbe schon im Hause dazu erzogen werden. Freilich gründete er dann die Kinderzucht weiter auf seinen religiösen Standpunkt und blieb daher von Einseitigkeiten nicht frei. In Erinnerung an sein eigenes Mönchthum, das er aus der Kirche entfernen geholfen, verfocht er dagegen die Ansicht, daß die heranwachsenden Jünglinge nicht wie Mönche von der Welt abgesondert, vielmehr angehalten werden sollen, unter die Leute zu gehen und mit ihnen in Ehren fröhlich zu sein. Viel hielt er darauf, den Kindern hinsichtlich des sittlichen Betragens ein gutes Beispiel und ja kein Ärgerniß zu geben, und ertheilte denselben das Recht, pflichtwidrigen Eltern den Gehorsam aufzukünden. Ebensoviel wie auf die religiös-moralische Erziehung in der Familie hielt er auch auf die wissenschaftliche in der Schule, wie sein erwähntes Schreiben zeigt. Besonders empfahl er das Studium der Sprachen, wenn auch vorzugsweise (was ihm wieder die Rücksicht auf die Bibel eingab) der hebräischen und griechischen. Neben den Sprachen hielt er auch die Geschichte, Mathematik, Naturgeschichte, Musik und Gymnastik für höchst nützlich. Damit aber Alles besser hafte und Frucht bringe, bevorwortete er eifrig die Errichtung und Vermehrung von Bibliotheken, in welchen neben der Bibel (in Original und Übersetzung) auch die alten Klassiker und Werke über Rechts- und Arzneiwissenschaft aufgestellt werden sollten. Er ermahnte die Eltern, deren Söhne Anlage zum Studiren zeigten, sie auch studiren zu lassen und nicht ungelehrten Berufsarten zu widmen. Die Regierungen sollten nach seiner Ansicht den Schulbesuch verbindlich erklären. Hinsichtlich der Universitäten sprach er sich für eine Reform derselben aus, namentlich für Beseitigung der scholastischen Behandlung des Aristoteles.

Luthers Nachfolger Melanchthon zeigt sich uns, dem deutschen Sinne Jenes gegenüber, als Verfechter gelehrten Zopfes. Er wollte, daß in den untern Schulen blos Lateinisch gelehrt werde, nicht Deutsch, Griechisch oder Hebräisch. Für die höheren Schulen schrieb er selbst eine griechische Grammatik, eine Dialektik, Rhetorik, Physik und Ethik, und ließ durch seinen Schüler, den Astrologen Cario eine (gänzlich mißlungene) Chronik abfassen (s. oben S. 353). Seine Vorliebe für die alten Sprachen scheint indessen vorzüglich dazu beigetragen zu haben, daß trotz Luthers kräftigem Vorgange das Studium der deutschen Sprache von da an zwei Jahrhunderte hindurch vernachlässigt, ja ganz unterlassen wurde.

Ein weiterer verdienter Schulmann war Melanchthons Freund Valentin Trotzendorf, geboren 1490 im gleichnamigen Dorfe bei Görlitz, nach Bekleidung verschiedener Schulstellen seit 1531 Rektor der Schule zu Goldberg in Schlesien, welche er in origineller Weise einrichtete. Er gab seinen Schülern Ämter (Ökonomen, Ephoren, Quästoren) zu Verwaltung der Schule, Aufrechthaltung der Hausordnung, der Disciplin u. s. w., setzte einen Magistrat von Schülern ein, der aus einem Konsul, zwölf Senatoren und zwei Censoren bestand und über Vergehen der Schüler

richten mußte. Alles wurde lateinisch verhandelt, auch die Schulgesetze waren in dieser Sprache geschrieben. Die Schüler mußten die Kirchengebräuche beobachten, und sich sowol des Fluchens, Schwörens und unanständigen Sprechens, als der Magie und des Aberglaubens enthalten. Sie wurden auf sämmtliche Fakultäten der Universitäten vorbereitet. Zum Lateinischen kam noch das Griechische; die arme deutsche Sprache aber war streng verpönt. Die Disciplin und Lehrgabe Trotzendorfs war musterhaft. In seinem Alter aber mußte er noch das Gräßliche erleben, daß von dreien seiner Schüler, welche beim Weine vom Nachtwächter überrascht worden und ihm einen leeren Becher an den Kopf geworfen hatten, wovon er eine unbedeutende Wunde erhielt, zwei auf Geheiß des barbarischen Herzogs Friedrich III. von Liegnitz — enthauptet wurden. Dazu kam 1553 die Pest und 1554 die Einäscherung Goldbergs und des Schulgebäudes. Der gebeugte Lehrer zog sich mit seiner Schule nach Liegnitz zurück, wo ihn 1556 während des Lehrens über den trostvollen 23. Psalm der Schlag rührte. Sein Denkmal ließen 1699 die Jesuiten — zerstören.

Wie der Letzte ein Freund, so war Michael Neumann, griechisch Neander, ein Schützling Melanchthons. 1525 zu Sorau geboren, kam er 1542 auf die Hochschule Wittenbergs, hörte Luther, wurde 1550 Rektor der Klosterschule zu Ilfeld am Harz, welche einige Jahre vorher protestantisch geworden, und blieb es bis zu seinem Tode 1595 mit ausgezeichnetem Erfolge, obschon er stets allein, ohne Gehülfen, lehren mußte. Er schrieb eine Menge Schulbücher über Grammatik, Physik, Geschichte (Compendium Chronicorum), Geographie (in deren mathematischem Theil er jedoch das kopernikanische System noch nicht adoptirte) und war auch in der Kräuterkunde und Heilkunde nicht unerfahren.

Während Diese im Norden, wirkte im Süden für klassische Schulbildung der Scholarch zu Straßburg, Johannes Sturm, welcher, nachdem auf Luthers Mahnung bessere Schulen errichtet worden, 1538 jene Stelle am neuerrichteten Gymnasium erhielt. 1507 zu Schleiden in der Eifel geboren, lernte er zu Lüttich bei den Hieronymianern, war nachher Lehrer und Buchdrucker zu Löwen, studirte Medicin und lehrte in Paris, bis er nach Straßburg kam. In den Streitigkeiten zwischen Lutheranern und Calvinisten, welche diese Stadt beunruhigten, sprach er sich, obwol entschiedener Calvinist, gegen alles religiöse Verdammen, als eine „papistische Gewaltmaßregel“ aus und stritt darüber mit einem Pfaffen, der bezeichnender Weise Pappus hieß. 1581 wegen vorgerückten Alters entlassen, starb der erblindete Sturm 1589 ruhig. Er war als Lehrer durch fast ganz Europa berühmt und erweckte das Interesse für seine Methode besonders durch seinen auf uns gekommenen Schulplan, welcher in seiner einseitigen Bevorzugung der alten Sprachen und gänzlicher Abwesenheit der Geschichte, Geographie, Naturwissenschaft und deutschen

Sprachlehre, sowie in seinem Prunken mit philologischer Fertigkeit das nicht zu verkennende Vorbild der — Jesuitenschulen geworden ist. Nach demselben kam der Knabe im sechsten oder siebenten Jahre in die Schule, im sechszehnten auf die Universität. Das Gymnasium hatte neun Klassen. In den sieben unteren lernte man die lateinische Sprache, in den zwei oberen übte man sich in der sprachlichen Eleganz. Später kam noch eine zehnte Klasse dazu. Jede Klasse hatte ihren Lehrer. In der zehnten oder untersten Klasse lernte man lesen und schreiben, in der neunten dekliniren und konjugiren, in der achten Wörterbücher anlegen, in der siebenten die Syntax und Stilübungen, in der sechsten aus den römischen Klassikern übersetzen und den Anfang des Griechischen, in der fünften lateinische Metrik und griechische Grammatik; in den vier oberen vervollständigte man das Gelernte, führte lateinische Dramen auf, interpretirte die Klassiker und das Neue Testament, trieb Dialektik und Rhetorik, Mathematik und Astronomie u. s. w. Seit 1569 leitete Sturm auch die neue Akademie zu Straßburg, an welcher vier Lektoren Theologie, drei Jurisprudenz, zwei Medicin und Physik, einer Geschichte (d. h. Erklärung antiker Historiker!), einer Ethik, einer Organik (d. h. Logik), einer Mathematik, vier Sprachen lehrten, — ein sehr unvollständiges und ärmliches Schattenbild einer Universität.

Das waren die Früchte der undeutschen Pädagogik des sich seines deutschen Namens schämenden Melanchthon, — es waren die Folgen des Abfalles von Luthers deutschem Vorgange, und es waren die vollkommenen Grundlagen für das antireformatorische und lichtfeindliche Schulsystem der Jesuiten (s. oben S. 287)!

Und diese undeutschen Musterschulen der Trotzendorf, Neander und Sturm wurden im sechszehnten Jahrhundert allgemein in Deutschland nachgeahmt. In Württemberg beschränkte man die Gerechtigkeit gegen das deutsche Element auf die unterste Schulstufe, die Elementarschule, die man wegwerfend „deutsche Schule" nannte. Wer mehr lernen wollte, besuchte die höhere, lateinische Schule, welche sechs Klassen zählte. Schon in der dritten von unten auf wurde Cicero gelesen, dagegen nirgends eine Spur von deutscher Sprachlehre und Realfächern! Aus dem Vermögen der aufgehobenen Klöster stiftete Herzog Christoph 1556 die Klosterschulen, welche die tüchtigsten Schüler der lateinischen Schulen mit der Verpflichtung aufnahmen, sich dem Kirchendienste des Landes zu widmen. Im zwölften bis vierzehnten Jahre trat man ein, bildete sich in der Philologie weiter aus und erlernte das ABC der Theologie. Im sechs- oder siebenzehnten Jahre trat man an die Universität über, wo die nach einer Prüfung als die besten ausgewiesenen Klosterschüler in das Tübinger Stift aufgenommen wurden, wo sie freie Kost und Wohnung erhielten. Außer der Theologie trieben sie Hebräisch, Griechisch und Lateinisch, — Dialektik, Rhetorik und Mathematik, — sonst nichts!

Ähnlich wurde es in Sachsen gehalten. Auch dort waren blos die Elementarschulen deutsche. Die lateinischen Schulen hießen hier „Partikularschulen"; außer den alten Sprachen lehrten sie in fünf Klassen Mathematik und Musik. Über ihnen standen die drei Fürstenschulen in Meißen, Grimma und Schulpforta, jede mit drei Klassen, aber auf sechs Jahre berechnet. Auch hier war die unpädagogische Anordnung der Aufführung von Komödien des Plautus und Terentius durch die Schüler getroffen.

In der Schweiz bestanden dieselben Verhältnisse. Das Gymnasium von Basel (1588 durch Vereinigung zweier lateinischer Schulen gegründet) hatte sechs Klassen, an welchen weder deutsch, noch Arithmetik, Geographie und Geschichte gelehrt wurde; ja es durfte nicht einmal deutsch gesprochen werden! In einem Zimmer saßen oft bis auf 200 Schüler beisammen. Am Donnerstag und Samstag Nachmittags war stets frei, sowie an sechs Montag-Nachmittagen in den Hundstagen und an mehreren anderen bestimmten Tagen. Täglich wurde von acht bis zehn, eins bis zwei und drei bis vier Uhr unterrichtet. Jede Klasse hatte einen ihr nicht bekannten Aufseher unter den Schülern. Nach Hause mußten sich Diese ebenfalls unter Aufsicht begeben, nach Quartieren geordnet, und jährlich im Sommer gemeinsam in den Wald ziehen und sich selbst die Ruthen brechen, mit denen sie das Jahr hindurch gezüchtigt wurden!

Wie war es nun aber möglich, wird man sich fragen, daß bei diesem gänzlichen Mangel der Realfächer an den Gymnasien die Universitäten, — diese „Gesammtheiten" der Wissenschaft, bestehen konnten, ja daß sogar deren immer fort neue in's Leben traten? Es wurden nämlich im sechszehnten Jahrhundert, seit der Reformation (s. oben S. 73), gegründet: Marburg 1527, Straßburg 1538, Königsberg 1544, Dillingen 1549, Jena 1558, Olmütz 1567, Helmstädt 1576, Altdorf 1578, Herborn 1584 und Gratz 1586, — — mehr als in jedem andern Jahrhundert. Auch waren die Universitäten sehr stark besucht. Zu Basel z. B. wurden 1532 bis 1560 blos Ausländer 1313 eingeschrieben, die Schweizer nicht gerechnet, im Jahre 1580 allein 175 Studirende. Es befanden sich damals Solche aus allen Ländern Europas, selbst aus Rußland, sowie Armenier dort, unter den Deutschen Grafen und Freiherren die Menge, sowie Gelehrte (Hofräthe, Leibärzte u. A.), die um des Glaubens willen dahin geflohen waren. — Das Geheimniß dieser mit dem Zustande der unteren Lehranstalten kontrastirenden Erscheinung liegt in dem eigenthümlichen, von der übrigen Welt geschiedenen Charakter der Universitäten, in ihrer eigenen Gerichtsbarkeit, ihren eigenen Gesetzen und ihren oft sonderbaren Privilegien. Die akademischen Gesetze richteten sich, wiewol oft ohne Erfolg, gegen Unfleiß, Polizeivergehen, Schuldenmachen, Spielen, Unsittlichkeit der Studirenden, was damals Alles an der Tagesordnung war. Auch betheiligten sich die Studenten an allem Skandal, der in den Universitätsstädten vorfiel, erregten bewaffnete Tumulte und

sogar Aufstände, wenn etwas geschah, was ihnen mißfiel, oder auch ohne Gründe, was durch ihr beständiges Waffentragen begünstigt wurde. Solche Emeuten kamen 1510 in Erfurt, 1512 in Wittenberg; 1521 in Leipzig vor, 1565 verwüsteten die Studenten die Weinberge in Wittenberg, und 1567 wurde ein Student zu Leipzig wegen Raubes und Erpressung hingerichtet und ein anderer auf 90 Jahre relegirt. Damals kamen auch die Duelle unter den Studirenden auf, welche ihnen eine noch schärfer abgeschlossene Stellung verschafften. Es wurden dagegen Mandate erlassen, das erste 1570 in Wittenberg, doch umsonst. Damit ging unmäßiges, doch dabei oft fröhliches und poesiereiches Trinken Hand in Hand. Daß dabei der Fleiß nicht groß sein konnte, ist natürlich, und so bürgerten sich manche Studenten lebenslänglich auf den Hochschulen ein, ohne etwas zu lernen und zu werden. 1638 starb in Leipzig der Student Heinrich Del im Alter von hundert Jahren, und im sechszehnten Jahrhundert gab es oft verheiratete und mit Kindern gesegnete Studenten, die aber darum nicht weniger tranken und rumorten als die Ledigen! Zu Herborn wurden 1609 die Studentenehen verboten. Auch die Kleidung der Studenten war auszeichnend, meist grell und bunt, und mit besonderer Übertreibung der herrschenden Mode, z. B. der Pluderhosen. Die **Privilegien** der Universitäten bestanden z. B. in Befreiung von Zöllen und Steuern, im „freien Geleit", in niederen Miethzinsen, im Jagd- und Fischrechte u. s. w.

Ein anderer Umstand, welcher das Fortbestehen der Universitäten bei dem mangelhaften Zustande der Wissenschaften erklärt, ist der, daß die Universitäten eben gar keine Gesammtheiten der Wissenschaft waren, sondern einfach Das fortspannen, was die Gymnasien eingefädelt hatten. In der philosophischen Fakultät wog die Philologie bei weitem vor; neben ihr erschien wieder Das, was die Gymnasien aus den alten Klosterschulen beibehalten hatten: Rhetorik, Dialektik, Mathematik u. s. w. Wittenberg besaß im Jahre 1545 vier theologische, sieben juristische, zwei (!) medicinische und zehn philosophische, unter diesen aber sechs philologische, drei mathematische und physikalische Professoren und einen für Dialektik und Rhetorik. Im Jahr 1572 kam als Neuigkeit ein Lehrstuhl der französischen (!) Sprache hinzu. Die **deutsche** hatte noch keinen, ebenso wenig die Geschichte und Naturgeschichte. Der damalige Professor der Astronomie in Wittenberg hatte den Mut, sich an Koppernik anzuschließen; aber er erfreute sich sehr weniger Zuhörer. Auch Melanchthon klagte oft über schlechten Besuch seiner Vorträge. Wissenschaftliche Sammlungen kamen sehr spät auf. Vorträge über Anatomie begann in Wittenberg ein Theolog! Sektionen nahm seit 1526 der Mediciner Schurf vor; in Tübingen durften solche seit 1482 mit Erlaubniß des Papstes Sixtus IV. (!) alle drei bis vier Jahre (!) stattfinden. Erst um 1550 aber begann man das anatomische Theater regelmäßig zu benützen und 1569 wurde gestattet, Hingerichtete zu secieren. Einen botanischen Garten erhielt Königsberg

1551, Leipzig 1580, Breslau 1587, Heidelberg 1597, Tübingen 1652, Wittenberg, wo man seit 1624 botanisirte, 1668. Naturaliensammlungen und Sternwarten fehlten in unserer Periode noch gänzlich.

Indessen wurde die Beseitigung der waltenden Übelstände bereits in derselben vorbereitet, — doch bezeichnender Weise in keinem der Länder, welche die Blüte des Humanismus prangen gesehen hatten (denn dieser war ja gerade die Wurzel des antinationalen und realer Bildung feindlichen Schulwesens), also weder in Italien, noch in Deutschland, sondern gerade dort, wo der Humanismus spät eingedrungen war und geringe Früchte getragen hatte, — in England und Frankreich.

Auf den britischen Inseln war es der bereits als Philosoph erwähnte Sir Francis Bacon, der im Gebiete der Erziehung durch seinen Grundsatz der Nothwendigkeit einer Anlehnung an die Natur und einer Emancipation von der blinden Anbetung literarischer Autoritäten Bahn brach. Er war der erste, welcher dem bloßen verbalen Realismus seiner Zeit, der die Realfächer, besonders die Naturwissenschaft mit bloßen Worten lehren zu können wähnte, den realen Realismus, d. h. die bis dahin verpönte Unterstützung des Unterrichts durch Anschauung entgegenstellte und so zuerst Das anregte, was sich, wie oben gezeigt, auf den deutschen Universitäten so langsam einbürgern konnte, — Sternwarten, botanische Gärten, Naturalienkabinette u. s. w. Freilich war die Methode, die er empfahl, noch schwerfällig und hemmte rasch fassende, schnell vorwärtsstrebende Geister, daher ihn Karl von Raumer beschuldigt: eine Fahrstraße für Frachtwägen auf dem Helikon anlegen zu wollen, deren „geflügelte Geister" nicht bedürfen. Dieser fanatische Methodismus allein erklärt es, daß ein Geist wie Bacon sich von den Schulen der Jesuiten blenden ließ und sie für die besten erklärte, während sie doch nur die Konsequenz dessen waren, was er selbst bekämpfte. nämlich der einseitigen sprachlichen Abrichtung und der systematischen Heuchelei. So empfahl er auch das Aufführen von Schauspielen durch die Jugend, und begründete diese Empfehlung durch den Hinweis auf einen von Tacitus erwähnten Soldaten Vibulenus, der durch geschickte, aber lügenhafte Ausmalung des Todes seines Bruders (während er doch keinen solchen hatte) seine Legion zum Aufstande brachte! Im Grunde entsprach also Bacon's Erziehungsmethode durchaus nicht seinen Erziehungsgrundsätzen. Er hatte die Menschheit seiner Zeit ermahnt, sich von der Vergangenheit ab- und der Gegenwart zuzuwenden, und sank nun selbst in die Vergangenheit zurück.

Wie Bacon in England auf eine Reform der wissenschaftlichen Erziehung oder des Unterrichts, so arbeitete gleichzeitig in Frankreich ein Mann auf die Reform der moralischen Erziehung hin, den wir bereits als Opponenten gegen den Aberglauben (oben S. 349) kennen gelernt. Michel de Montaigne gehört weder unter die Dichter, noch unter die Philosophen der französischen Nation, indem er weder die Phantasie, noch

den prüfenden Verstand vorwalten ließ, sondern sich in echt französischen Causeries über alle möglichen Gegenstände des menschlichen Thuns und Treibens erging. Sein Standpunkt war durchaus derjenige der Humanisten, doch ohne einseitige Vertiefung in das antike Heidenthum, in das er sich aus Ekel über die Religionskriege seiner Zeit und seines Vaterlandes gerettet hatte. Er verstand indessen das Griechenthum so wenig, wie dessen Sprache; er kannte und verehrte nur den römischen Horizont und dessen spätgriechische Zeitgenossen, wie Plutarch, der ihm durch Amyot's französische Übersetzung zugänglich geworden. In seiner Jugend schon Gerichts-, dann Hofbeamter, in späteren Jahren Maire von Bordeaux, machte er ein bewegtes Leben durch und lernte seine Zeit mit ihren Licht- und Schattenseiten gründlich kennen. Durch sein epochemachendes, weil vom Geiste des Zweifels am hergebrachten Reiche der Autorität erfülltes Buch, betitelt: „Essays" (von Bode übersetzt unter dem Titel: Gedanken und Meinungen), wurde Montaigne, nicht vermöge der darin enthaltenen theilweisen Frivolität und Seichtigkeit, aber vermöge seines gebildeten, angenehmen Prosastils und der von ihm gelieferten Anregung zum Denken und Urtheilen, zu einem der ersten Erzieher Frankreichs, und so setzen wir ihn auch unter die Pädagogen, namentlich da er ein eigenes Kapitel (das fünfundzwanzigste des ersten Buches) der Kinderzucht widmet (wie das vorhergehende der Pedanterie). Nicht etwa, daß er sie systematisch behandelte, — dies ist Montaigne's Sache nicht. Er eiferte gegen die Überhäufung der Kinder mit Wissen, während man mehr ihren Verstand und ihre Sitten bilden sollte. Dem Erzieher empfiehlt er, dem Zöglinge viele Freiheit zu lassen, in Bewegung und Äußerungen, und ihn abzuhärten. Freilich nimmt er hierbei nur auf Kinder, welche sich besonderer „Hofmeister" erfreuen, Rücksicht, also auf reiche und vornehme. Um eine Erziehung des Volkes kümmert er sich nicht. Dagegen ist seine realistische Weltanschauung ein Zeichen der Zeit und geht Hand in Hand mit Bacon. Die Kinder sollen in's Leben hinaus geführt werden, mit allen Ständen umgehen, die Verhältnisse aller Staaten und deren Fürsten kennen lernen. Man solle ihnen mehr von den Charakteren großer Männer, als von deren Erlebnissen und den Daten derselben erzählen. Dieser moralischen Erziehung solle der Unterricht in den Wissenschaften erst nachfolgen. Er solle jedoch nicht in Überladung mit Regeln, sondern in praktischen Kenntnissen bestehen. Energisch eifert er, wie gegen die Verweichlichung, so auch gegen die körperlichen Züchtigungen. Montaigne, welcher in seiner Jugend von einem deutschen Hofmeister, der nicht französisch konnte, ganz lateinisch erzogen worden war und seine Landessprache erst später gelernt hatte, empfiehlt, gegenüber der gelehrten Mode seiner Zeit, die Kinder vor Allem mit der Muttersprache bekannt zu machen. Die alten Sprachen solle man spielend lernen, — ohne Grammatik, Ruthe und Thränen.

So wurde Montaigne mit seinem epikuräischen Realismus der Ver-

läufer und Vater der aufklärerischen Pädagogik der folgenden Periode. Im Übrigen waren seine „Essays“ eine Proklamation der Gewissensfreiheit; wie gegen die Verfolgung der Hexen, trat er auch gegen diejenige der Ketzer auf; er verfocht die Unabhängigkeit der Moralität vom Glauben, — und so ging er auch in diesen ewig wahren Grundsätzen den Himmelsstürmern des achtzehnten Jahrhunderts voran.

Die Letzteren wirkten vor Allem durch die **nationale**, namentlich durch die sogenannte **schöne Literatur**, welche mit der **Wissenschaft** die Mittheilung durch die **Sprache**, mit der bildenden **Kunst** den Zweck der Darstellung der Idee des **Schönen** gemein hat, und eines der wirksamsten Mittel zur **geistigen Erziehung** des Menschen bildet. Daher wollen wir nun auch die Männer kennen lernen, welche jenen Titanen in diesem Gebiete der Vertiefung in die Reize der Natur und in die Geheimnisse des Seelenlebens voranschritten und so die Triumphe der von aller Autorität entfesselten Phantasie vorbereiten halfen.

Siebentes Buch.

Die Klänge der Dichtung.

Erster Abschnitt.

Die deutsche Poesie.

A. Die Nachklänge des Mittelalters.

Im eigentlichen Mittelalter befand sich, nachdem die Blüte der Klöster mit dem zwölften Jahrhundert aufgehört, die deutsche Literatur in den Händen des Ritterthums, das indessen lauter dem Charakter des eigenen Volkes keineswegs entsprechende Stoffe, ohne alle innere Begeisterung und Naturwahrheit, nach durchweg ausländischen Mustern bearbeitete, und dessen Triumphe daher nur erkünstelte und vorübergehende sein konnten. Eine Kulturgeschichte des Mittelalters würde dies näher nachzuweisen und zu begründen haben. Erst die Volkspoesie, dieses aus halbtausendjährigem Schlummer allmälig erwachende Dornröschen, machte die erlogenen, weil aller Empfänglichkeit für Naturschönheit baren Minne- und Lenz-Empfindeleien der Minnesinger verstummen, unter denen der einzige selbständig Fühlende und männlich Denkende, Walther von der Vogelweide, wie ein Fremder dasteht, daher auch mit dem eigenthümlichen, frischen und kühnen Spruchdichter Vrigedank zusammengestellt werden darf. — Die Volkspoesie, die schon in diesen herrlichen Sprüchen eingewirkt hatte, untergrub ferner die verschwommenen, mystischen Artus- und Graldichtungen, die in Wolframs von Eschenbach Parcival ihren vielbewunderten und gedankenvollen, aber unklaren und ungesunden Gipfel erreichten, indem sie vorerst in dessen Gegenpol, in Gottfrieds von Straßburg Tristan und Isolde, durch verklärte Sinnlichkeit schalkhaft hindurchguckte, darauf aber mit der gesunden, volksthümlichen Kost der Nibelunge-Not das künstliche Gebäude über den

Haufen warf. Diese volltönende deutsche Ilias ist es, die mit Gudrun ein an die Epen Homers erinnerndes Zweigestirn bildet, welchem die späteren kleineren Heldenlieder, wie Dietrichs Ahnen und Flucht, die Ravennaschlacht, Otnit und Wolfdietrich, Ecken Ausfahrt, der Rosengarten u. s. w. nicht von ferne vergleichbar sind. So erstand nach und nach eine deutsche Nationalliteratur, in deren wohnlichem, schlichtem Hause neben Anderen auch der auf Frigedank's Schultern stehende Fabeldichter Ulrich Boner sich heimisch einrichten konnte. Die Poesie war nun zwar in den Schoos des Volkes zurückgekehrt; allein die trostlosen politischen Zustände Deutschlands, die Verdorbenheit der Kirche, die Unwissenheit des Adels und die Versunkenheit des Bürgerthums in das Jagen nach materiellem Erwerb, zwangen die Dichtkunst, nach jenem heldenhaften Anlaufe bald wieder in ein beschränkt bürgerliches, mehr praktisches als ideales Gewand zurückzukehren, und zwar gerade zu der Zeit, wo sie jenseits der Alpen in dem glorreichen toscanischen Trifolium des vierzehnten Jahrhunderts ihre Glanzzeit feierte. Die Periode des Humanismus, welche sogar diese Triumphe der italienischen Literatur unterbrechen konnte, mußte um so mehr in Deutschland, dessen Sprache den Gelehrten als eine barbarische galt, das einheimische Element niederdrücken, dessen literarische Äußerungen sich daher nach den verschiedenen Volks-Dialekten zersplitterten.

Die Kultur der deutschen Sprache machte somit in dem Zeitalter, in welchem unsere Darstellung beginnt, wesentliche Rückschritte. Die prosaische Form überwog in der Literatur, und selbst was Poesie sein wollte oder zu sein vorgab, lag im prosaischen Gedankenkreise befangen. Die städtische Bevölkerung, das Bürgerthum, hatte die Erbschaft des Ritterthums übernommen; den Dichtern aber, welche dieser Kreis lieferte, kam es blos auf die Form an, — wurde diese gewahrt, so fragte Niemand nach dem poetischen Genius. Die poetische Sprache der ritterlichen Sänger, so unwahr nnd affektirt sie sein mochte, war doch fein, ja oft reizend und liebenswürdig gewesen; diejenige der dichterischen Handwerker und Krämer wurde, in Folge der rauhen und einförmigen Beschäftigung derselben, unbeholfen und plump, und so konnte sich auch die gezierte und verkünstelte Form, in welche man die alltäglichsten Gedanken brachte, nicht erhalten, sondern wurde selbst immer roher und gemeiner.

Die Träger der deutschen Dichtkunst in dieser ihrer Verfallzeit waren entweder Dichter von Gewerbe, auch „Gehrende" genannt, oder Meistersänger, — Erstere das eigentlich poetische, leichtlebige und vagabundirende, Letztere das seßhafte, solide, prosaische Element. Die Meistersänger, eigentlich mehr Sänger als Dichter, denen daher die Poesie mehr der Musik wegen als um ihrer selbst willen da war, suchten die Stifter ihrer Kunst unter den ritterlichen Minnesingern und sind als die bürgerliche Fortsetzung dieser adeligen Zunft zu betrachten. Mit ächt

spießbürgerlicher, man könnte beinahe sagen chinesischer Gewissenhaftigkeit lebten sie ihrer „Kunst“ nach gewissen Regeln, deren Inbegriff man die „Tabulatur“ nannte und deren Befolgung ihre Vorsteher oder „Merker“ strenge beobachteten. Die Meistersänger bildeten in den verschiedenen Städten Schulen, hatten gleich den Zünften ihre Herbergen, wo sie sich versammelten, hielten „Festschulen“ in den Kirchen ab und zerfielen in die fünf Grade der Schüler, Schulfreunde, Singer, Dichter und Meister. Ihre Melodien erhielten die barokſten und lächerlichſten Namen, z. B. die überkurtz Abend-Rötweis, die abgeschiedene Vielfraß-Weis, die geblümte Paradißweis, die fette Dachsweis u. s. w., und wer sich in den eng gezogenen Grenzen ihrer Tabulatur nicht wohl fühlte, erhielt den Abschied. Es war eine geschmacklose Einpferchung der Kunst, und das höchste Ziel bestand in schulgerechter Reimerei. Indessen hatte der Meistergesang auch seine guten Seiten. Konnte doch der deutsche Handwerker, wenn er die Woche hindurch gearbeitet und Samstag Abends sein Schurzfell abgelegt, am Ruhetage mit seinem reichern Mitbürger als Gleichberechtigter in der Gesellschaft der „Liebhaber des deutschen Meistergesanges“ zusammentreten, die geistigen Hobel- und Feilspäne von sich schütteln und sich als Sänger fühlen. Es war doch wenigstens der Versuch einer idealen Erhebung über das Alltägliche und bewahrte die theilnehmenden Jünglinge und Männer vor entehrenden Verirrungen.

In der deutschen Literatur des Reformationszeitalters ist vor Allem zwischen der Volks- und der Kunstdichtung zu unterscheiden. Die Freiheit in der Wahl des Stoffes hatte die natürliche Folge, daß erstere an Gehalt und Schwung die letztere bei Weitem überragte; denn sie war nicht, wie die Dichtungen der Meistersänger, an religiöse und christlich-moralische Gegenstände gebunden, noch wie jene der „Gehrenden“ vom Wohlgefallen der Großen abhängig; frei besang sie die Liebe und die Natur, und aus ihren vom Zopfthum der zünftischen Poesie geächteten Werken ging später eine neue Blütezeit deutschen Singens und Sagens hervor.

Die einfachsten und ältesten Bestandtheile der Volksdichtung sind die Volkslieder. Leider ist uns nur ein kleiner Theil derselben aufbewahrt; das Vorhandene läßt aber auf den Reichthum und die Manigfaltigkeit des Ganzen schließen. Die Volkslieder blieben nicht, gleich den Minneliedern, bei einem und demselben ermüdenden Gegenstande stehen, sondern verbreiteten sich in unendlicher Vielseitigkeit über das ganze Gebiet menschlichen Thuns und Treibens. So trat denn neben der Liebe zum Weibe auch jene zum erquickenden Rebensafte, zum „edlen Waidwerk“, zur schönen Natur hervor. Als treffliches Beispiel geben wir einige Strophen aus damaligen Volkstrinkliedern (wie sie Fischart in seiner „Geschichtsklitterung“ mittheilt):

Den liebsten Bulen, den ich hab,
der liegt beim Wirt im Keller;
er hat ein hölzins Röcklin an
und heißt der Muscateller.
Er hat mich nechten trunken g'macht,
und frölich diesen Tag vollbracht,
Drumb geb ich im ein gute Nacht.

Von diesem Bulen, den ich mein,
will ich dir bald eins bringen;
es ist der allerbeste Wein,
macht mich lustig zu singen,
frischt mir das Blut, gibt freien Mut,
als durch sein Krafft und Eigenschafft;
nun grüß' ich dich, mein Rebensafft.

Wer hie mit mir will frölich sein,
das Glaß will ich im pringen;
wer trincken will den guten Wein,
der muß auch mit mir singen:
so trincken wir Alle
diesen Wein mit schalle.

Dieser Wein vor alle Wein
ist aller Wein ein Fürsten:
Trinck mein liebes Brüderlein,
so wird dich nimmer dürsten!

Wer aber nicht will frölich sein,
der soll nicht bei uns bleiben;
wir trincken drumb den guten Wein,
die sorgen zu vertreiben.
Drumb Bruder mein, ich bring dir das,
so vil vom Wein ist inn dem Glaß.

Je nach ihrem Inhalte oder nach dem Stande, von dessen Angehörigen sie gesungen wurden, gab es Vaterlands-, Liebes-, Natur-, Wander-, Trinklieder, — Handwerks-, Jäger-, Soldaten-, Reiter-, Studenten- und sogar Bettlerlieder, endlich außer den rein lyrischen Dichtungen auch Lieder, welche Begebenheiten besangen, theils aus dem Volksleben, theils aus der Geschichte. Es sind dies die Vorläufer der späteren Balladen und Romanzen, und unter ihnen, den wahren Goldkörnern der deutschen Dichtung, nehmen die Schlacht- und Heldenlieder der beiden äußersten Vorposten des deutschen Volkes im Süden und Norden, der Schweizer und der Ditmarsen, einen hervorragenden Rang ein. Einen komischen Anhang bilden die sogenannten Lügenmärchen. Es spricht aus den Volksliedern eine Wahrheit und eine Kraft, eine Frische und eine Innigkeit, die jetzt noch erquickt und labt und stets unübertroffen dastehen wird. Das ist denn auch der Grund, warum sie noch immer im Volke fortleben, und für einen Kunstdichter gibt es keinen schönern Lorbeer, als wenn seine Lieder,

wie z. B. so manche Uhlands, in das Eigenthum des Volkes übergehen und zu eigentlichen Volksliedern werden.

Wie das Volk seine Gefühle in die Volkslieder, so brachte es seine Gedanken, meist ebenfalls in poetischer Form, in die unter ihm so beliebten Sprüche und Reden, deren einfachste Form, die Sprichwörter und Bauernregeln, in Jedermanns Munde sind. Brigedanks kühnes Salz fand noch immer seine Nachahmer, und die tiefsten moralischen Wahrheiten, wie die kühnsten Kritiken der herrschenden politischen und religiösen Zustände und damit verbundene volksthümliche Reformationsgedanken finden sich in den Volkssprüchen hingeworfen, besonders in der vollendetern Form der Präambeln (verdorben Priameln), welche nach einer Reihe treffender Bilder aus dem Leben eine praktische Nutzanwendung kurz andeuten und bald voll schalkhaften Mutwillens, bald voll beißender Kritik sind, wie z. B. das folgende Stück:

Welcher priester ist zu krank und zu alt,
der nicht het pabsts oder bischofs gwalt,
der selten in den büechern liest,
und allweg gerne trunken ist,
und in der schrift ist übel gelert,
und an seinen sinnen ganz verkert,
und nie kein predigt het gethan,
und dazu war in des pabstes bann,
und an der beichte säß und schlief,
so man im beicht von sünden tief,
und nicht wüßt, was ein todsünde wer,
der wer nicht ein guter beichtiger.

Bewegte sich das Volk selbständig und eigenthümlich, ja schöpferisch, in Dichtungsformen, welche ein unmittelbarer Ausdruck von Gefühlen und Gedanken sind und von ihrem Stoffe nicht abhangen, so konnte es sich dagegen nicht zu selbstthätiger Schöpfung solcher Werke erheben, in welchen der leitende Gedanke in einer Reihe zusammenhängender Begebenheiten abgehandelt und kunstvoll ausgesponnen wird. Das Volk lebt von einem Tag auf den andern, es arbeitet nicht für die Zukunft, schafft nicht Werke für kommende Generationen oder denkt wenigstens nicht daran, daß seine Lieder und Sprüche sich einer dauernden Existenz erfreuen könnten. Lyrische und didaktische Dichtungen kann daher das Volk hervorbringen, nicht aber epische und dramatische, weil solche Zeit und Kenntnisse voraussetzen, die dem Volke nicht vergönnt sind. Dagegen ist das Volk geneigt, solche größere, durchdachte Dichtungen, wenn sie ihm mundgerecht und verständlich bearbeitet werden, aufzunehmen und mit Liebe zu pflegen, sie sich ganz zu eigen zu machen, und daraus entstehen die Volksbücher und die Volksspiele, — Werke, welche den Volkston getroffen haben und in ihrer ganzen Art aus dem Volke zu stammen scheinen, ja oft mit den Volksliedern und Volkssprüchen das gemein haben, daß ihre Verfasser un-

bekannt sind. Gegenstand solcher Volksbücher und Volksspiele sind denn naturgemäß oft Sagen und Geschichten, die sich im Volke aus nicht selten halb vergessenen Ereignissen durch Kombination und Ausschmückung gebildet und erhalten haben und von irgend welchen gewandten Händen zusammengefügt werden.

Den ersten Anstoß zur Volksbücherliteratur gab die deutsche Heldensage, welche aus der Vermälung der deutschen Götter- und Heroenmythe mit den Stürmen der Völkerwanderung, dieser „Götternacht" des Heidenthums, hervorgegangen ist. In den späteren Dichtungen, welche als schwache Epigonen des Nibelungenliedes erscheinen, ist es denn auch der sie durchdringende Volksliederton, der ihnen einigen Werth verleiht, wie im fünfzehnten Jahrhundert das Lied vom hörnenen Siegfried und das Hildebrandslied beweisen, ersteres eine kürzere, von christlichen Zuthaten wieder befreite Wiederholung der Nibelunge-Not, letzteres eine Wiedergeburt jenes „ältesten Denkmales deutscher Poesie", des altniederländischen Liedes von Hiltibraht und Hadhubrant. Eine bloße rohe und geistlose Kompilation, ja Kastration, ist Kaspar von der Roens sogenanntes kleines Heldenbuch, das in die zweite Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts fällt.

Die mythisch-historische Heldensage hatte sich nach und nach überlebt und vermochte der Nation kein Interesse mehr abzugewinnen, — war ja doch kein Genius mehr vorhanden, der sie in neue Bahnen weisen, ihr mit Begeisterung erwecken konnte. Es mußte zu neuen Stoffen gegriffen werden. Ein alter Gegenstand der unmittelbaren und unwillkürlichen Volksdichtung, unzweifelhaft noch älter als die Heldensage, war die Thiersage, ein Hauptmoment der ältesten Mythologie. Durch die deutschen Franken nach Gallien mitgebracht und dort mit Zügen der griechisch-römischen äsopischen Fabel vermischt, in Folge dessen der alte deutsche Bär sein Thierkönigthum an den fremden Löwen abtreten mußte, — fand sie erst lateinische, dann altfranzösische und zuletzt niederländische Bearbeitungen, letztere in freiester Weise durch Willem de Matoc, — und erhielt zugleich satirische Nutzanwendungen auf die Schwächen und Thorheiten der Menschen. Die erste deutsche Bearbeitung (nach einer französischen) lieferte im dreizehnten Jahrhundert Heinrich der Glichezäre oder Glichsenäre, unter dem an die Nibelungen, die ihm bekannt waren, erinnernden Titel: Isengrines (des Wolfes) Not, später aber allgemein genannt: Reinhart Fuchs (althochdeutsch Reginhart, französisch Renard), indem dieser schlaue Geselle die Hauptrolle spielt und durch seine ränkevollen Streiche das ganze Thierreich in grenzenlose Verwirrung stürzt. Der zur Zeit der „höfischen Dichtung" der Gral- und Minnesänger ganz vergessene Stoff lebt erst wieder am Ende des fünfzehnten Jahrhunderts auf, wo sich ja auf allen Gebieten menschlicher Bildung ein freierer und selbständigerer Geist zu regen begann. Wie der Glichezäre

eine französische, so führte zu jener spätern Zeit der jülich'sche Hofmann Nikolaus Baumann, um sich für erlittene Hofintriguen zu rächen, die erwähnte niederländische Bearbeitung in Deutschland ein, und zwar in niederdeutscher Sprache unter dem Titel: Reineke Vos, wobei er großes poetisches Talent, sowie „geläuterten Geschmack und gesundes Urtheil" an den Tag legte. Reineke ist „die bitterste Satire gegen die Geistlichkeit, gegen die von ihr anempfohlenen Werke der Scheinheiligkeit, gegen den Mißbrauch der wichtigsten Satzungen der Kirche, sowie zugleich gegen die Fürsten und die Nichtswürdigkeit der Höfe." Es ist ein in jeder Beziehung weit vorgeschrittenes Werk im Vergleich zu dem des Glichezäre und eine der ersten oppositionellen Schriften, welche dem kirchlich-politischen Sturme am Anfange des sechszehnten Jahrhunderts vorangegangen sind. Der Inhalt ist durch Goethe allbekannt geworden.

Der bloßen Unterhaltung, ohne irgend welche Tendenz, diente eine Legion weiterer Volksbücher, welche meist aus dem Französischen oder aus anderen romanischen Sprachen übertragen sind, so z. B. der hörnerne Siegfried, der Herzog Ernst, die vier Haimonskinder, die schöne Melusina, Fortunatus, Salomon und Markolf, Äsops Fabeln, Hug Schapler (d. h. Hugo Capet), Griseldis, die schöne Magelone, Kaiser Octavianus, die geduldige Helena, Hirlande aus Britannien, Genoveva. Indischen Ursprungs sind „die sieben weisen Meister", mittellateinischen Salomon und Markolf und die Gesta Romanorum. Alle aber, namentlich deshalb bemerkenswerth, weil sie, gegenüber der standesstolzen höfischen Dichtung, die Gleichberechtigung der Stände zur Schau tragen, — werden an Bedeutsamkeit und an ächt deutschem Charakter und Ursprung weit übertroffen durch zwei Bücher, deren Stoffe die beiden Seiten des deutschen Volkscharakters, den grübelnden und den schalkhaften, trefflich illustriren, nämlich die Geschichte vom tragischen Volkshelden Faust, und diejenige vom komischen Volkshelden Eulenspiegel, sowie durch einige andere, sich unwillkürlich um die genannten gruppirende Tendenzschriften.

Tyll Eulenspiegel war eine wirkliche Person, ein Bauernsohn aus dem Lande Braunschweig, welcher im vierzehnten Jahrhundert als geistreicher Vagabund sein Wesen trieb. Seine Lebensgeschichte, nach und nach zusammengetragen, nicht ohne andere Werke theilweise zu plündern, und zuerst 1519 von Thomas Murner herausgegeben, ist eine Encyklopädie des Humors, dessen Hauptpointe darin besteht, daß der Held alles ihm Aufgetragene nach dem bloßen Wortlaute verrichtet und demzufolge verpfuscht. Es ist daher eine Persifflage des Buchstabenkultus und zeigt Denen, die nicht blind sind, wie einfältig, ja toll es ist, Aussprüche, die dem gesunden Menschenverstand bildlich erscheinen, wörtlich zu verstehen, wie wenn sich z. B. Jemand „den Sohn Gottes" oder ein Brot „seinen Leib", Wein „sein Blut" nennt. Eulenspiegel ist das erste deutsche Buch,

welches den damals so verachteten Bauernstand, gegenüber den bevorzugten Edeln und Städtern, zur Geltung bringt, und ihn die Lauge seines Spottes über seine Dränger ohne Unterschied des Standes ausgießen, Recht, Sitte, Religion, Wissenschaft und Alles, was sonst herrschte, erbarmungslos verhöhnen läßt. Mit beißendem Humor trat der Bauer auf, mit eisernem und feurigem verhängte er wenige Jahre nach dem ersten Erscheinen des Buches Blut und Brand über das deutsche Reich und ging nach einer neuern Nibelungennot in neuer Knechtschaft unter.

Gleich Eulenspiegel war auch Doktor Faust, der Held des zuerst 1588 zu Frankfurt erschienenen Volksbuches, eine wirkliche Person, ein in mehreren gleichzeitigen Schriften erwähnter Nekromant, Chiromant und Astrolog, mit dem Vornamen Georg (in der Volkssage Johann, vielfach mit dem Buchdrucker Fust verwechselt, s. oben S. 79), dessen hauptsächlichstes Treiben in den Beginn des sechszehnten Jahrhunderts fällt, und der das gelehrte Vagantenthum, das „fahrende Schülerthum“ repräsentirt, wie sein Antipode Eulenspiegel das volksthümliche. Dem Humor des Letztern gegenüber, der sich über die ganze Welt lustig macht, dem kein Grübeln über schwierige Fragen schwere Stunden und schlaflose Nächte verursacht, diesem unverwüstlichen Realismus gegenüber stellt Faust den ganzen schmerz- und leidvollen Idealismus des deutschen Wesens dar, das rastlose Streben nach Erkenntniß der Ursachen des Seins, das kein Opfer scheut, das „verschleierte Bild“ zu enthüllen und eher sich selbst zum Opfer bringt, eher sich mit seinem Blute dem bösen Geiste verschreibt, um zu erreichen, was ihm die guten Geister nicht bieten können, — als daß er sich bequemte, ferner einer ungewissen Zukunft entgegen zu vegetiren. An dem in diesem Unternehmen liegenden Widerspruche, an der Unmöglichkeit, Gutes durch schlechte Mittel zu erzielen, Wahres vom Geiste der Lüge zu erfahren, geht denn natürlich der Idealist zu Grunde, und die in ihm betrogene Menschheit — weiß so wenig wie zuvor. Die Faustsage aber ist ein Problem der deutschen Dichter und Denker geblieben und hat, besonders in neuester Zeit, den Tiefsinnigsten derselben Veranlassung zu den herrlichsten Blüten des Gedankens geboten und Werke in's Leben gerufen, welche nicht ermangelten, den tiefgreifendsten Einfluß auf das ganze Leben und Treiben der Gegenwart auszuüben.

Diese beiden deutschen Charakterbücher haben auch ihre, wenn auch unabsichtlichen, Gegenstücke erhalten. In denselben Zeiten der größten politisch-social-religiösen Erregung Deutschlands erschien neben Eulenspiegel, dem Buche des aktiven Humors, jenes des passiven: die Schildbürger, und neben Faust, dem Ausdrucke des aktiven Ringens nach Wahrheit, jenes des passiven Duldens um der Wahrheit willen: der ewige Jude.

Die „Schildbürger“ sind eine Sammlung aller aus ganz Deutschland bekannten Züge eines gefoppten Spießbürgerthums; sie persiffliren

die politische Zerrissenheit des Landes, die „Kleinstaaterei", wie Eulenspiegel den Buchstabenglauben. Aller Hohn der Satire ist über den beschränkten und egoistischen Partikularismus ausgegossen, wie er sich damals, namentlich in den Reichsstädten, breit machte und kein anderes Vaterland kannte, als das, welches außerhalb der Mauern und Gräben von Schöppenstädt oder Krähwinkel aufhörte. Treffend und sinnvoll ist die Erzählung vom Untergange Schilda's und von der Zerstreuung seiner Bürger, die ihre Thorheit dann über das ganze Land verbreiten. Und wahrlich, — noch heute erzählt das Volk, bis in die höchsten Alpenthäler der Schweiz hinauf, von den Bewohnern gewisser hinter der Civilisation zurückgebliebener Städtchen und Dörfer ganz ähnliche Züge, wie von den Schildbürgern; namentlich spielt die Geschichte von dem Ochsen, den man an einem Stricke auf die Mauern hinauf zog, um das dort wachsende Gras abzufressen, ihn aber dabei erwürgte, — überall eine hervorragende Rolle.

Der „Ewige Jude", von dessen Erscheinen in der nächsten Zeit nach Einführung der neuen Kirchenlehre zuerst Erzählungen auftauchten, stellt den Menschen dar, der ohne eigenen Antrieb, durch äußere Nothwendigkeit rastlos nach Erkenntniß streben muß; er stellt die Pein dar, keine Ruhe zu finden, sondern leben zu müssen, bis das Ziel des menschlichen Ringens und Strebens (nach apokalyptischer Phantasie durch die Wiederkunft Christi) erfüllt ist. Der Gedanke ist großartig und bildet das Widerspiel zu Faust, indem die Nichtigkeit und für den Menschen selbst mit der Zeit zur Qual werdende Fruchtlosigkeit seines Ringens in erschütternder Weise anschaulich gemacht wird.

Eine wunderliche und sich selbst verspottende Zusammenwerfung von Eulenspiegel, Faust und Ahasver und mittels übertriebener Phantastereien eine zermalmende Kritik des Wunderglaubens und der Romantik bietet zum Schlusse das Lügenmärchen des „Finkenritters", dieses Vorgängers des spätern Münchhausen. Sammlungen unter sich nicht zusammenhängender Volkserzählungen, nach Art der italienischen Novellisten, brachten der „Rollwagen", der „Wend-Unmut" und andere.

Das deutsche Theater hatte vor dem Reformationszeitalter noch keine zuverlässig nachgewiesene selbständige Existenz; es war noch mit der Kirche verwachsen, einzig in deren Festen und Ceremonien vertreten, die sich zu „Mysterien", d. h. dramatischen Darstellungen von Glaubensgeheimnissen gestalteten. In den Passionsspielen, diesen noch jetzt, z. B. im bairischen Oberammergau, vorkommenden ältesten Volks-Schaustücken, zeigt sich diese frühere Vereinigung von Kirche und Bühne deutlich genug. Was jedoch den dramatischen Charakter ausmacht, nach den Begriffen der Alten und den unsrigen, würde in diesen ältesten christlichen Schaustellungen umsonst gesucht werden. Sie unterschieden sich weder in der Form noch im Inhalte von epischen, erzählenden Gedichten, sofern solche wesentlich aus Gesprächen bestehen. Je mehr die Kirche sich verweltlichte, je laxer der

Glaube und je bunter die Formen, desto selbständiger wurden die dramatischen Aufführungen, und zwar namentlich einerseits durch die Einschiebung und stetsfortige Vermehrung komischer und satirischer Scenen, anderseits durch den zunehmenden Gebrauch der deutschen Sprache bei solchen Gelegenheiten. Es entstanden von den kirchlichen Gebräuchen unabhängige Oster- und Passionsspiele und diese wurden ein Zufluchtsort der volksthümlichen Dichtung und eine Quelle der Opposition sowol gegen die unvolksthümliche höfische Poesie, als gegen die einer Reformation bedürftigen Kirchenzustände. Die geistlichen Schauspiele nahmen immer riesenhaftere Dimensionen an, und indem sie aus der Kirche herauswuchsen und das Freie in Anspruch nahmen, verlängerten sie sich auch so enorm, daß sie oft mehrerer Tage zur Darstellung bedurften. Der Mangel an Geschicklichkeit verhinderte die Veränderungen der Scene und führte die Nothwendigkeit herbei, die verschiedenen Schauplätze des Stückes neben- und übereinander aufzuthürmen.

Ob nun schon während oder gar vor der Entstehung der geistlichen Schauspiele weltliche solche existirt haben, ist eine Frage, welche wol kaum mehr entschieden werden kann. Jedenfalls sind uns keine Stücke dieser Art bekannt geworden, welche vor der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts entstanden, während auf der andern Seite die rohe, ungebildete Form, in welcher sie erscheinen, nicht dafür spricht, daß sie sich aus den bereits ausgebildeten geistlichen Schaustücken entwickelt hätten. Sie heißen zu dieser Zeit „Fastnachtspiele", bewegen sich meistens im Kreise des gewöhnlichsten, alltäglichsten Lebens und gefallen sich sehr häufig in den unanständigsten und gemeinsten Redensarten. Das erwähnenswertheste unter ihnen ist das Spiel vom K a i s e r und vom A b t, welches den Stoff zur gleich betitelten Romanze Bürgers geliefert hat. Von ihnen unterscheiden sich vortheilhaft die direkter Weise aus dem geistlichen Schauspiele entstandenen N e u j a h r s s t ü c k e, von denen wir jedoch blos eines kennen, den „klugen Knecht", der einer französischen Komödie nachgebildet ist.

Als die humanistische Bewegung überhand nahm, begannen die Gelehrten dramatische Werke des klassischen Alterthums herauszugeben und zu übersetzen, auch nach deren Muster selbst deutsche Dramen zu schreiben. Die hiedurch verbreitete Bekanntschaft mit den ewig jungen Alten vermochte jedoch auf das Volksspiel nicht viel einzuwirken, welches demzufolge in seinem Inhalte und seiner Sprache wesentlich gleich roh blieb, sich auch durch die fast durchweg aus der Bibel geschöpften Stücke der Gelehrten nicht verdrängen ließ, vielmehr, namentlich in Folge der Wirksamkeit eines Hans Sachs, denselben während des sechszehnten Jahrhunderts den Rang ablief. Es entnahm seine Stoffe theils ebenfalls der Bibel, theils der Geschichte, theils den Volksbüchern. Auch ein Fortschritt blieb in der Entwickelung des Volksspieles nicht aus; doch offenbarte er sich erst gegen Ende des Jahrhunderts, als an die Stelle der bisher in den dramatischen

Spielen auftretenden Bürger jedes Standes, eigentliche berufsmäßige Schauspieler traten, die man erst „niederländische“ und dann „englische Komödianten“ nannte, weil sie vorzugsweise Stücke englischen Ursprungs darstellten, d. h. Stücke aus dem Lande, wo sich eben die dramatische Poesie und Mimik in ächt nationalem und zugleich künstlerischem Geiste zu entwickeln begann; auch unter den Schauspielern befanden sich wirkliche Landsleute Shakespeare's. Es ist bezeichnend, daß das stammverwandte englische Schauspiel auf das deutsche ungleich stärker und günstiger einwirkte, als das fremdartigere klassische. Die deutschen Stücke wurden gehaltvoller, ihre Entwickelung leidenschaftlicher und weniger steif und roh, die Charakteristik treffender, das Spiel lebhafter. Freilich begegnet uns unter den erhaltenen, von den „englischen Komödianten“ gespielten oder ihnen nachgeahmten Stücken keines der klassischen Shakespeare's, sondern nur dessen senecaisches Schauer- und Blut-Spektakel „Titus Andronicus“.

Das Talent der bei dieser Entwickelung des Dramas mitwirkenden Personen war jedoch ein so untergeordnetes, daß sich die darstellende Kunst Deutschlands zu keiner Blüte entwickeln konnte, wie im Vaterlande der „englischen Komödianten“, mithin, trotz manigfacher Verbesserungen, im Ganzen auf derselben rohen Stufe stehen blieb, auf der sie sich bis dahin befunden. Der Hauptgewinn aus den englischen Vorbildern war, bei diesem Mangel an leitenden Talenten und bei der fortdauernden Rohheit, die Entwickelung der sogenannten lustigen Person, des englischen Clown, den wir auch bei den Italienern als Arlequino kennen lernen werden, und der nun bei den Deutschen den nationalen Namen Hans Wurst erhielt. Seine Rolle wurde in den Stücken biblischen und kirchlichen Inhalts, dem Volkshumor gemäß, durch die — Teufel übernommen; welche, ferne davon, dem gesunden Sinne des Volkes Furcht einzuflößen, vielmehr als gefoppte Dolmetscher seiner witzigen Laune dienen mußten. Diese fortdauernde Befangenheit des deutschen Dramas in Bildungslosigkeit und Plumpheit ließ denn auch dasselbe in der Folge eine Beute fremden verdorbenen Geschmackes werden und schob die Blüte desselben in ferne Jahrhunderte hinaus.

Nach dieser Übersicht der Volksdichtung wenden wir uns zur Kunstdichtung und betrachten in chronologischer Reihenfolge deren hervorragendste Träger.

Zu derselben Zeit, da jenseits der Alpen ein Petrarca und Boccaccio ihre vernichtende Kritik am Papstthum und an dessen damaliger Zerrissenheit und Verworfenheit (während des avignonischen Schisma) übten, trug auch die deutsche Erde scharfe und ernste Tadler sittlicher Flecken der Zeit. Unter denselben treten im vierzehnten Jahrhundert hervor die beiden einander eng befreundeten Österreicher Heinrich der Teichner und Peter der Suchenwirt, Letzterer, der Jüngere, von seiner vagirenden Lebens-

weise so genannt. Ihre Gedichte bestanden in moralisirenden Sprüchen, welche besonders deshalb wichtig sind, weil in denselben die Unsitten und Schwächen ihrer Zeit, namentlich des Junkerthums und der Geistlichkeit, gegeißelt werden. Wir erfahren daraus, wie grundverdorben diese beiden damals die Welt beherrschenden Stände waren. Die Ritter werden verspottet um der in ihren Gedichten zur Schau getragenen falschen Anschauung von der Liebe willen, sowie daß sie, statt den Armen und Unterdrückten beizustehen, wie ihre Pflicht wäre, stechen und turnieren und in der Ferne, bei den Heiden in Preußen, nach unnützen Lorbeeren streben; ihre Söhne wachsen, sagen die genannten Dichter, ohne Erziehung und Bildung auf und suchen in reichen Ehen bloße Befriedigung ihrer Habsucht; Heuchelei sind bei ihnen Tapferkeit, Redlichkeit, Bescheidenheit, Achtung der Frauen; von Allem üben sie das Gegentheil. An die Fürsten, und zwar gerade an seine heimatlichen Herzoge, fügt Suchenwirt die offenherzige und furchtlose Ermahnung bei, gute Rathgeber zu wählen und das Volk nicht mit Steuern zu drücken, sondern altes Recht und Herkommen zu achten. Beide Dichter schildern den Klerus in grauenhafter Weise. Es wird ihm vorgehalten, daß die „Pfaffen“ beide Schwerter handhaben wollen, das geistliche, wie das weltliche, wie sie dabei spielen und sich raufen, „ludern“ und schwören. Der Unterschied der beiden Sänger liegt namentlich darin, daß der Teichner an einer Verbesserung des Ritterthums verzweifelt, der Suchenwirt aber, der als fahrender „Wappendichter“ von den Junkern abhängiger war, stets noch an einen neuen Aufschwung des von ihm als Stand hochgehaltenen Adels glaubte. Im fünfzehnten Jahrhundert schloß sich ihnen Hans Vintler an, der in seinem „Buche der Tugend“ seine Pfeile besonders gegen den Luxus in der Kleidung, sowie gegen den grassirenden Aberglauben aller Art, Zauberei, Wahrsagerei, Traumdeuterei u. s. w. richtet.

Unter den gleichzeitigen Liederdichtern, welche den Übergang von der Minnesingerei zum Meistergesange anbahnten, finden wir als erste sogenannte „Gehrende“ den „Suchensinn“ und den „Muscatblüt“, ohne Zweifel Dichternamen, deren Träger uns unbekannt sind. Noch stecken sie innerhalb des Schwulstes der Minnesinger, übertreffen jedoch Diese, der Erste durch seine würdigere Beurtheilung der Frauen, nach ihrer Tugend, statt blos nach ihren Reizen, der Zweite durch seine Freude an der Natur, ob welcher seine wahren Gesinnungen ungeschminkt hervorbrechen. Den Angriffen der bürgerlichen Dichter auf die höfische Poesie gegenüber suchten adelige Sänger, wie Hugo von Montfort und Oswald von Wolkenstein, die letztere wieder zu beleben, zwar nicht ohne Talent, aber mit geringem Erfolge. Als geistlicher Dichter ragte Heinrich von Laufenberg hervor. Eine eigenthümliche Erscheinung bietet in der reformationslustigen Zeit der die Fürsten hündisch umwedelnde und anschmeichelnde, daher allem Fortschritte und aller Volks-

freiheit abgeneigte und dabei überdies talent- und geschmacklose Dichter Michael Behaim.

Ein dichterisches Universalgenie begegnet uns im fünfzehnten Jahrhundert in dem vielseitigen Meistersänger Hans Rosenplüt, genannt der Schnepperer (Schwätzer?). Als lyrischer Dichter that er sich hervor durch seine Trinklieder. Als Epiker geißelte er in seinen poetischen Erzählungen vom bürgerlichen Standpunkte die Hoffart und Tyrannei der Fürsten, die Entartung des Adels, die Sittenlosigkeit der Geistlichen, unter denen er nicht einmal den Papst schont, und besang die Freiheit und die Vorzüge seiner reichsfreien Vaterstadt Nürnberg, und ihre mit Hülfe der Schweizer erfochtenen Siege über das gegen sie verbündete Fürstenheer. Endlich bethätigte er sich auch als Dramatiker und übte in seinen Fastnachtspielen und Schwänken eine ebenso vernichtende, ja oft noch kühnere Kritik der jene Zeit befleckenden Übelstände in Staat und Kirche, wobei die vielfach gebrauchte unanständige und leichtfertige Redeweise nicht im Stande ist, sein warmes Gefühl für Recht, Freiheit und Wahrheit zu übertäuben; seine Werke stempeln daher Rosenplüt zu einem der bedeutendsten Vorkämpfer der Reformation.

Rosenplüts Kriegslieder erinnern uns an die ihn weit übertreffenden schweizerischen Schlachtliederdichter, von welchen Hans Ower die Schlacht bei Ragaz, Hans Viol diejenigen bei Grandson, Murten und Giornico und Hans Halbsuter nach einem ältern kürzern Liede in einem ausführlichern die Schlacht vor Sempach besang, — die älteste Schrift, in welcher Winkelrieds That unter dessen Namen erzählt ist. Alle drei waren Luzerner. In der Wahl seiner Stoffe ihnen verwandt war Veit Weber, gebürtig aus Freiburg im Breisgau, aber durch Lebensart und Gesinnung Schweizer; er focht die Schlachten des Burgunderkrieges mit und errichtete in seinen Liedern namentlich jener bei Murten ein unsterbliches Denkmal.

Ein unter den Erzeugnissen und bei dem herrschenden Geschmacke der Zeit ganz ungewöhnliches Produkt ist das mit ächt poetischer Reinheit und Wahrheit in's Leben gerufene Gedicht von dem „Ritter von Staufenberg", dessen Liebe zu einem räthselhaften Frauenbilde und durch seine erzwungene Untreue hervorgerufener früher Tod geschildert werden. Leider ist der Verfasser unbekannt geblieben. Nicht viel mehr, nämlich den bloßen Namen (Philipp Frankfurter) wissen wir von dem Dichter des „Pfaffen von Kalenberg", der Lebensgeschichte eines unwürdigen, gewissenlosen und lasterhaften Geistlichen, poetisch ohne Werth, aber von kulturgeschichtlicher Bedeutung. Als besserer epischer Dichter, wenn auch den Ritter von Staufenberg und den Reineke Vos nicht erreichend, erscheint Hans vom Bühel oder der Büheler, dessen „Königstochter aus Frankreich" einen märchenhaften Charakter trägt, während seine poetische Bearbeitung des Volksbuches von den sieben weisen Meistern seinen Namen berühmter

machte. Ein weit bedeutenderes episches Talent verrieth indessen Heinrich Wittenweiler, der es aber in dem komischen Gedichte „der Ring“ (lebensvolle Schilderung einer Bauernhochzeit und ihrer Folgen) zu ganz unbilliger und leidenschaftlicher Verhöhnung des Bauernstandes mißbrauchte. Der Glanzpunkt desselben ist die Darstellung eines Krieges zwischen den Bewohnern zweier feindlicher Dörfer.

Die genannten Dichter bilden den Übergang aus der Ritterzeit des Mittelalters in die Periode der Reformation; theils enthalten sie Nachklänge jener, theils Vorahnungen und Vorbereitungen dieser. Während sie indessen dem von ihnen gewählten Stoffe mehr Aufmerksamkeit widmeten als der von ihnen oft vernachlässigten Form, — erwarben sich desto mehr Verdienste um die Kultur der deutschen Sprache die damaligen Übersetzer prosaischer Stücke aus dem Griechischen, Lateinischen und Italienischen, der Schweizer Niklas von Wyle aus Bremgarten und der Schwabe Heinrich Steinhöwel aus Weil, Letzterer besonders durch seine vielverbreiteten und zum Volksbuche gewordenen Fabeln Äsops.

Den Schlußstein aller Nachklänge der Ritterpoesie bildet endlich jenes Gedicht, welches den sogenannten „letzten Ritter“ zum Helden hat, den Mann, der, bereits rings von den Stürmen einer neuen Zeit, einer Auflösung des bestehenden Systems der Vorrechte umbraust, umsonst diesen zu widerstehen und das zerfallende alte Reich mit unzulänglichen Kräften und ungeeigneten Mitteln zu stützen, ja den Schatten desselben mit den Flittern alter Herrlichkeit auszustatten strebte und in diesen Versuchen tragisch scheiterte. Die Gestalt dieses Helden erweckt um so mehr Interesse, als er selbst der Verfasser, wenn auch nicht der Ausarbeiter, des Gedichtes zu sein scheint, welches die Scheidewand zweier Zeitalter der Politik und der Kultur, der Religion und der Literatur bildet. Wir sprechen vom Kaiser Maximilian I., welcher in dem zu Nürnberg, in demselben Jahre, als Luther seine Thesen anschlug (1517), in damals ungewohnter Prachtausgabe mit Holzschnitten eines Schülers des großen Albrecht Dürer erschienenen epischen Gedichte „Theuerdank“ in allegorischer Form sein eigenes Leben schilderte und so durch das Gewicht seiner Persönlichkeit einem an sich ganz werthlosen Werke eine vorübergehende große Bedeutung zu verleihen vermochte. Das von des Kaisers Geheimschreiber Melchior Pfinzing ausgearbeitete Gedicht ist eben so langweilig und einförmig, wie die Perspektive in den Abbildungen schauderhaft, — und das Nämliche gilt von dem ihm vorangehenden „Weißkunig“ (1514), den ebenfalls Max entwarf, aber sein Geheimschreiber Marx Treizsauerwein ausführte; das Buch enthält die Geschichte des Kaisers und seines Vaters, wurde jedoch erst 1795 gedruckt.

B. Die Dichtung der Reformationszeit.

Aller Rückblick in alte, unwiderbringlich verlorene und für den Fortschritt der Bildung nutzlos dahingegangene Zeiten war endlich glücklich überwunden; es begann ein Kampf um die Geltendmachung neuer Ideen, ein Kampf, in welchem sich von beiden Seiten tüchtige Kräfte maßen, von Seite der bestehenden Einrichtungen in Staat und Kirche und von Seite neuer, an die Stelle derselben zu setzender Zustände. In diesem Kampfe spielte nun, wie jede menschliche Geistesthätigkeit, so auch die Literatur ihre bedeutende Rolle und erregte bald solches Aufsehen, daß sich der für die Autorität seines Thrones so sehr besorgte Kaiser Karl V. im Jahre 1530 am Reichstage zu Augsburg veranlaßt fand, zu verordnen, daß alle Fürsten und Stände des Reiches in allen Druckereien mit „ernstem Fleiß Fürsehung thuen" sollten, daß „hinfürter nichts Neues und sonderlich Schmähschriften, Gemälde, weder öffentlich oder heimlich gedichtet, gedruckt oder feilgehabt werden, es sei denn zuvor durch geistliche oder weltliche Obrigkeit ꝛc. besichtigt, des Druckers Namen und der Druckort beigesetzt, und im Falle des Ermangelns solle der Druck und Verkauf nicht gestattet werden, bei Strafe an Leib und Gut." Das war die erste deutsche Preßknebelung! — Der Natur der Sache gemäß mußte die in dem Kampfe zwischen Autorität und Forschung in's Feld geführte Literatur, da es sich um Belehrung für und wider handelte, wesentlich eine didaktische sein; da aber die Zustände der Kirche vor dem Beginn der Bewegung, wie bereits vielfach nachgewiesen, solche waren, die durch keinerlei irgend stichhaltige Gründe gerechtfertigt oder auch nur entschuldigt werden konnten, so treffen wir unter den Trägern der angedeuteten Literatur keinen Einzigen, der es gewagt hätte, jenen unhaltbaren alten Schlendrian, so wie er war, zu vertheidigen und seine Fortdauer zu verfechten. Die Kämpfer beider Seiten sind vielmehr von vorne herein Opponenten gegen das alte System; nur ließen sich die Einen, gleich dem großen Erasmus, durch den Verlauf der Bewegung von ihrer Opposition, die nur einen reformatorischen, das Bestehende verbessernden, keinen revolutionären, es trennenden Zweck gehabt hatte, zurückschrecken und traten daher Jenen entgegen, welche sich kühn in den Strom hineinwarfen, wo er am tiefsten war, und mit ihm schwammen.

Unter den Kämpfern der ersten Art, welche selbst durch ihre Befehdung der vorhandenen Mißbräuche die Ereignisse herbeiführen halfen, die ihnen nachher ein Greuel waren, treffen wir gleich zwei geistvolle Satiriker, Sebastian Brant und Thomas Murner.

Sebastian Brant (1458—1521), ein Rechtsgelehrter zu Straßburg und Stadtschreiber seiner Vaterstadt, auch Kaiser Maximilians Rath und Pfalzgraf, ließ sich durch den Humanismus, dem er mit Leib und Seele

ergeben war, ungleich so vielen anderen Vertretern desselben, nicht abhalten, der Literatur des Vaterlandes seine Dienste zu weihen. Sein Hauptwerk ist das Narrenschiff, auch der Narrenspiegel genannt, das als deutsch-poetisches Seitenstück zum lateinisch-prosaischen Lobe der Narrheit des Erasmus dieselben Dinge, welche letzteres Werk ironisch pries, ehrlich und offen angriff; es erschien zuerst 1494, erlebte bis 1512 zehn Auflagen, wurde bald in das Lateinische und mehrere lebende Sprachen Europa's übersetzt und erfreute sich solchen Einflusses, daß es selbst den Gegenstand der berühmtesten Predigten des großen Kanzelredners Geiler von Kaisersberg aus Schaffhausen (1450—1510) ausmachte. Der sehr zusammenhangslose und im Ganzen auch unpoetische Inhalt besteht aus einer Schilderung von „Narren" verschiedener Gattungen und ist vorzüglich gegen den Unglauben und Aberglauben gerichtet, welche sich damals in die Herrschaft der Kirche theilten. Die Tendenz des Buches ist daher eine ascetisch-reformatorische. Brant zieht gegen die in der Kirche eingerissenen Übelstände schonungslos zu Felde, will aber jene in ihrer Macht und Herrlichkeit erhalten und in ihrem alten Glanze herstellen. Die religiösen Abschnitte sind aber nicht die einzigen; auch der Moral wird ein wesentlicher Platz eingeräumt und durch alle Lebensverhältnisse hindurch, sowie in allen Ständen, den verschiedenen Thorheiten der Menschen die wahre Weisheit entgegengestellt. Besondere Erwähnung verdienen die Stellen, welche von der Kindererziehung und von der Armut handeln, welch' letztere hoch gepriesen wird, während der Reichthum schlecht wegkommt. Daß der Dichter mit den bekämpften Mißbräuchen auch den Fortschritt zusammenwirft und sogar die Buchdruckerkunst und die Schulen verunglimpft, lehrt ihn als eine jener unentschiedenen Seelen kennen, welche wol überall Krankheiten entdecken, aber kein Heilmittel dafür anzugeben im Stande sind, und diese Unfähigkeit, den Fortschritt zu begreifen, schmerzt um so mehr, als Brant keineswegs in blinder Anbetung dogmatischer Autorität befangen war, sondern seine Kritik der menschlichen Schwächen rein auf die Vernunft gründete. Guter Wille und humane Denkweise zeichnen das Buch mehr aus, als Eleganz der Sprache und Kunst der Anordnung des Stoffes, die ihm ganz fehlen. Der Verfasser hat auch seines Vorbildes Vrigedank Sprüche neu bearbeitet und herausgegeben, doch mit wenig Geschick. Die Ereignisse der Reformation brachen ihm das Herz.

Ein rüstigerer, aber von bedeutend weniger gutem Willen und desto mehr Bosheit erfüllter Kämpfer ist Brants Mitbürger und jüngerer Zeitgenosse Thomas Murner (1475 — circa 1537), dessen wir bereits einmal bei anderer Gelegenheit (oben S. 147) zu erwähnen und sein fleckenreiches Leben zu zeichnen hatten. Über die Gelehrsamkeit dieses deutschen Aretino sagte ein Zeitgenosse: er wisse von Vielem etwas, im Ganzen nichts, und seine zügellose Zunge setzte ihn als Prediger dem Haß und Spott der Menge aus. — Sein erstes deutsches Gedicht, offenbar durch

Brants Narrenschiff veranlaßt, war die Narrenbeschwörung (1512 erschienen), die zwar in künstlerischer Beziehung über jenem Werke steht, von demselben aber höchst unvortheilhaft dadurch absticht, daß an die Stelle von Brants tiefem Schmerze über die herrschende Verdorbenheit und seiner milden Kampfesweise gegen dieselbe ein rücksichtloser, derber Hohn und ein zwar volksthümlicher, aber oft in's Gemeine spielender kecker Übermut tritt. Brant griff nur die Laster im Allgemeinen an; Murner zieht die ihnen ergebenen Menschen in den Koth und schont keines Standes, er sei noch so hoch. Mit ganz besonderer Vorliebe geißelt er, — (ein gewiß unverdächtiger Zeuge!) — das Leben und Treiben der Geistlichkeit und läßt in Schilderung desselben die kräftigsten Stellen eines Teichner, Suchenwirt und Rosenplüt weiter hinter sich. Nicht besser wird indessen der Adel behandelt und dessen Räubereien an den verdienten Pranger gestellt. Eine Nachahmung des so eben erwähnten Gedichtes ist sein zweites, die Schelmenzunft, dessen Inhalt im Ganzen ein ähnlicher ist, nur daß in den die Geistlichkeit verhöhnenden Theilen auch die kirchlichen Einrichtungen selbst kritisirt werden, z. B. der Gebrauch der lateinischen Sprache. Es folgten die Gäuchmatt (Gauch = Buhler) und die „geistliche Badenfahrt“, deren Werth ein untergeordneter ist. Nach seiner Parteinahme gegen die Reformation warf er der letztern in seinem neuen und bedeutendsten Gedichte: „von dem großen Lutherischen Narren, wie ihn Dr. Murner beschworen hat“ (1522) eine gewichtige Bombe entgegen und ließ mit seltenem Geschicke keine Blöße unbenützt, welche die Vorkämpfer der neuen Lehre sich gaben. Auch in diesem Buche, so derb es auftritt, hält er seinen Standpunkt fest, die Übel der Kirche zu bekämpfen ohne letztere zu zerstören, und es kann nicht geläugnet werden, daß dieser Gedanke mit Geist und Glück durchgeführt wird. Das Gedicht hat wahren poetischen Gehalt, es behandelt den Kampf der wahren Kirche, um der falschen die von ihr geraubten Banner des Evangeliums, der Freiheit und der Wahrheit wieder abzunehmen, und es liegt so viel ideale Überzeugung darin, daß zu beklagen ist, wie der Verfasser sich zu einem so anstands- und witzlosen Produkte, wie der Ketzerkalender, herabwürdigen konnte. Murner ist, wie Erasmus, eine merkwürdige Erscheinung seiner Zeit; wie Jener stand er über den Parteien derselben; nur daß sein mutvolleres Naturell ihn zwang, schließlich eine derselben zu ergreifen. Freilich konnte er auch in dieser sein Ideal nicht finden; nur ist uns nicht aufbewahrt, wie er sich in diese Enttäuschung gefügt habe, die der unglückliche Hutten auf der von ihm ergriffenen entgegengesetzten Seite glücklicher Weise nicht mehr erlebt hat.

Den literarischen Verfechtern der Glaubenseinheit stehen die Schriftsteller gegenüber, welche bei der Unbelehrbarkeit des alten Kirchensystems und der Unzugänglichkeit der Vertreter desselben für jede, auch die bescheidenste Reform, sich gezwungen sahen, eine Trennung der Kirche zu befördern, so wenig dieser Nothbehelf ihrer ursprünglichen Neigung ent-

sprach. In der Zahl dieser Schriftsteller unterscheiden wir zwei Gruppen: Jene, welche in die mit der Kirchentrennung verbundenen Ereignisse unmittelbar thätig eingriffen und in denselben eine große Rolle spielten, deren literarisches Fach die rhetorische Prosa und die lyrische Poesie war, die wir auch bereits näher kennen gelernt haben (Luther, Zwingli, Hutten), — und Jene, deren öffentliche Rolle eine bescheidenere und deren bedeutsamster Wirkungskreis im tendentiösen Drama bestand (Nikolaus Manuel und Hans Sachs). Merkwürdiger Weise begegnen wir unter den Männern der Reformation keinem eigentlichen Satiriker, wie Sebastian Brant und Thomas Murner, die reformatorischen Kämpfer der Glaubenseinheit, waren.

In der lyrischen Poesie tritt uns zwischen den beiden großen deutschen Reformatoren, dem des Südens und dem des Nordens, gleich der auffallende Unterschied entgegen, daß der Demokrat Zwingli, so reich an poetischem Gefühle seine Lieder sind (wie z. B. sein Gesang während der Pest), den veralteten Formen der Minne- und Meistersänger folgte, während Luther, der erbitterte Bekämpfer politischer Bestrebungen des Volkes, sich mit Kraft und Entschiedenheit dem Volksliede zuwandte, dasselbe mit seinen unsterblichen Kirchenliedern bereicherte und der Chorführer einer langen Reihe theilweise ausgezeichneter Kirchenliederdichter wurde. Der Grund dieses psychologischen Räthsels mag darin liegen, daß die Landsleute Zwinglis in übertriebenem Glaubenseifer sich zu einem völligen Vandalismus gegen alle Kunst hinreißen ließen, ihr Führer daher unwillkürlich seine poetischen Gaben vor der Welt verbarg und sich im stillen Kämmerlein der Kunstpoesie widmete, während unter den Lutheranern die ikonoklastische Richtung nicht die Oberhand gewann, der Kunst mithin die Tempel geöffnet blieben, so auch der Kirchengesang seine Weihe behielt und nicht in eintöniges Psalmenkrächzen ausartete. Huttens gleichzeitige Poesie, die jedoch das reformatorisch-politische Feld betrat, hatten wir bereits zu betrachten Anlaß, ebenso auch zu erwähnen, wie aus dieser Gruppe von Rittern des Gedankens das Werk hervorging, welches der deutschen Sprache bis auf den heutigen Tag ihr charakteristisches Gepräge verliehen hat, — Luthers unübertroffene Bibelübersetzung, welche im wahrsten Sinne die Hauptwerke der hebräischen Literatur und die ältesten Urkunden des Christenthums zum Eigenthum des deutschen Sprachschatzes gemacht hat.

Uns zu den Dichtern wendend, welche auf dem Felde der Kunst mehr geleistet, als auf jenem der Politik und Religion, tritt uns zuerst ein Mann entgegen, welchen wir mit Rücksicht auf seine persönliche Unerschrockenheit, sein frühreifes Talent und die Vielseitigkeit seiner Bildung den schweizerischen Ulrich von Hutten nennen könnten. Es ist der Berner Nikolaus Manuel, genannt Deutsch (1484—1530), als Staatsmann, Krieger, Reformator, Dichter und Maler ausgezeichnet. Außer einem Kriegsliede, mit welchem er ein während der schweizerischen Kriegszüge in Italien und

ihres unglücklichen Ausganges abgefaßtes Spottgedicht der deutschen Landsknechte auf die Schweizer erwiederte, wandte er sich im Reiche der Literatur mit Vorliebe dem Fastnachtspiele zu, mittels dessen er für seine reformatorischen Ideen am besten wirken konnte, und worin es ihm demzufolge auch mehr auf diese Wirksamkeit, als auf die künstlerische Form ankam. Charakterschilderung, Humor und Witz sind daher seine stärkste Seite, die Anordnung seine schwächste. In seinem ersten und bedeutendsten Fastnachtspiele, dem „Todtenfresser", geißelt er die Todtenmessen als Einnahmsquelle der Geistlichkeit, weist an den einzelnen Würdenträgern der Kirche, vom Papste herab bis zum Bettelmönche, die Verdorbenheit des Treibens derselben nach und schildert in grellen Zügen die völlige Verweltlichung des Papstthums, dessen Söldner und den Unwillen, welchen Petrus und Paulus über den von ihnen beobachteten „Statthalter Christi" empfinden. Ein kleineres Fastnachtspiel führt zwei Bauern auf die Scene, welche zwischen dem auf der einen Seite zu Esel einherreitenden Christus, begleitet von den armen Jüngern, von Blinden und Lahmen, und dem auf der andern Seite in Pracht und Glanz, hoch zu Roß dahinstolzierenden Papste, gefolgt vom Hofstaate der Bischöfe und Kardinäle, ihre Vergleichungen aufstellen. Mehr dramatisches Leben entwickelt das, obschon nicht für die Bühne bestimmte, Gespräch vom „Testament der Messe". Eine treffliche Leistung im Geiste der Sprüche Vrigedanks sind seine kurzen Überschriften zu seinem Todtentanze, auf den wir zurückkommen werden.

An den kühnen berner Maler reiht sich in würdiger Weise der verdienstvolle nürnberger Schuster und Meistersänger Hans Sachs (1494—1576). Durch persönliches Zusammentreffen mit Luther für die Sache der Reformation gewonnen, äußerte er seine Überzeugung zum ersten Male entschieden durch sein wirksames Gedicht „die Wittenbergisch Nachtigall", das in allegorischer Einkleidung die Entstehung der Reformation schildert. Und dies hinderte später den ehrlichen Mann nicht, den unter den Protestanten einreißenden Glaubenszank und Glaubenszwang mit offenem Freimute zu geißeln. Seine außerordentliche poetische Fruchtbarkeit schuf über sechstausend Gedichte, welche vierunddreißig Foliobände seiner Handschrift füllten, — wobei ihn seine umfassende Kenntniß der Literatur und Geschichte unterstützte. Originell waren seine Schöpfungen zwar nicht, aber reich an tiefem Gefühl und ergreifender Kraft, dabei freilich auch nicht frei von langen ermüdenden Reimereien, und seine Sprache oft rauh und unbeholfen. In seinen Lehrgedichten benutzte er seine reichen Lebenserfahrungen zur Darlegung des menschlichen Lebens, wie es würdiger Weise sein sollte, in seinen poetischen Erzählungen seine große Belesenheit zur unerschöpflichen Unterhaltung seiner Zeitgenossen; kostbarer Humor spricht aus seinen komischen Gedichten, wie z. B. dem „Schlauraffenland", dem Legendenschwank „St. Peter mit der Geiß", dem „Müller mit dem Studenten", worin die Rechtsverdrehungen der dama-

ligen Juristen gezüchtigt sind u. s. w. Mehr aber als in dem Angedeuteten ragt er im Drama hervor, dessen Literatur er mit über zweihundert Stücken bereicherte. Er war der erste deutsche Theaterdichter, „der über das Hergebrachte hinausging und sich nicht mehr einerseits auf biblische Gemälde, anderseits auf Darstellung der gewöhnlichsten Lebensverhältnisse beschränkte." Die Stücke mit biblischem Stoffe sind vielmehr in der Regel gerade seine schwächsten, weil er sich der Überlieferung allzu ängstlich fügte. Mehr Freiheit erlaubte er sich und errang deshalb auch mehr Erfolg in seinen historischen Dramen; er schöpfte solche aus der ganzen seiner Zeit vorangegangenen Weltgeschichte. Das Beste aber leistete er, wo seine Phantasie am freiesten walten konnte, nämlich in den nach Novellen, z. B. Boccaccio's, bearbeiteten und in den der Sittengeschichte seiner Zeit entnommenen Schauspielstoffen. Außer der Erweiterung des dramatischen Stoffes sind ihm noch mancherlei Verbesserungen in der Behandlung desselben zu verdanken, z. B. die Vermeidung allzu großer Weitschweifigkeit und Ausdehnung, die Motivirung des Auftretens einzelner bedeutender Personen u. s. w. Dessenungeachtet aber blieb er im Ganzen auf dem Standpunkte seiner Zeit stehen und war noch weit entfernt von innerer Entwickelung, künstlerischer Anordnung und Eintheilung der Handlung. Daß die Personen nicht nach Zeit und Ort gefärbt, sondern sammt und sonders gute Nürnberger sind, — diesen Fehler theilt er sogar mit dem großen Shakespeare. Unter seinen Tragödien zeichnet sich die Lisabeta, unter seinen Fastnachtspielen „die kuplet Schwieger mit dem alten Kaufmann" aus. — Hans Sachs starb in hohem Alter, großer Achtung und glücklichen Lebensverhältnissen, obschon ihm alle seine Kinder vorausgegangen waren. Dem Meistergesange blieb er bis an sein Lebensende ergeben, weil er dessen gute Seiten zu würdigen wußte, — obschon seine Kunst von der Einseitigkeit desselben längst emancipirt war.

Hans Sachs war auch Fabeldichter; doch wird er in diesem Fache von Anderen weit übertroffen. Es sind dies der Kirchenliederdichter Erasmus Alberus aus Frankfurt († 1553) und Burkard Waldis aus Hessen († nach 1555). Der Erste benutzte seine Fabeln zur Darlegung seiner eifrigen lutherischen Gesinnung und zur Verspottung der Katholiken und Zwinglianer, der Zweite, welcher durch priesterliche Mißhandlungen aus einem eifrigen Mönch ein glühender Reformator wurde, in viel vollendeterer Weise als Alberus, nicht nur zum Kampfe gegen das Papstthum, sondern auch gegen jede Tyrannei, Schmeichelei und Heuchelei, komme sie vor wo sie wolle. Doch bieten auch die übrigen poetischen Erzählungen von Waldis viele Schönheiten dar.

Nach den literarischen Anhängern der katholischen und jenen der protestantischen Kirche haben uns noch die Schriftsteller zu beschäftigen, welche weder der einen anhänglich blieben, noch sich der andern bleibend anschlossen, — zugleich aber durch ihre Bearbeitung der deutschen Sprichwörter

den unmittelbar vorangehenden Fabeldichtern nahe verwandt sind. Wir meinen den schwankenden Johann Agricola und den beharrlichen Sebastian Franck.

Johann Schnitter oder Schneider, latinisirt Agricola, aus Eisleben (1492—1566), war ein Schüler und anfangs eifriger Anhänger Luthers, mit dem er jedoch über den dogmatischen Begriff der Buße in Zwist gerieth. In Berlin fand er bei dem Kurfürsten von Brandenburg ein Asyl und hohe kirchliche Ehrenstellen, widerrief zwar seine antilutherischen Ansichten, überwarf sich aber neuerdings wieder mit seinem alten Lehrer. Verdienstvoller als seine theologischen Streitschriften ist sein eifriges Sammeln deutscher Sprichwörter, deren er über tausend herausgab, und zwar zu nationalen, gegen die Annahme fremder Sitten und Institutionen gerichteten Zwecken, und denen er das Verdienst beigesellte, der Erste zu sein, der Erklärungen darüber schrieb, die er dann zu Ausfällen gegen Fürsten und Papstthum benutzte. Allein diese Polemik sowol, als seine anfängliche Parteinahme für den Bauernkrieg, nahm der wankelmütige Mann später theilweise wieder zurück und es wurde ihm um die Mitte des Jahrhunderts von seinen Zeitgenossen vorgeworfen, daß er sich vom Kaiser um Gelt habe erkaufen lassen, die Protestanten für das ihnen ungünstige „Augsburger Interim" zu gewinnen.

Ein in literarischer Beziehung ebenbürtiges, in grundsätzlicher aber weit erfreulicheres Bild bietet sein Zeitgenosse, der Buchdrucker Sebastian Franck aus Donauwörth (1500 — ca. 1545) dar. Seinen Aufenthalt oft wechselnd (in Nürnberg, Straßburg, Ulm und Basel), hatte er den Mut, keiner von beiden Parteien der Reformationszeit sich anzuschließen, ohne jedoch zu zagen und zu schwanken wie Erasmus. Vielmehr offenbarte er ungescheut seine Überzeugung, die in einem mystischen Pantheismus bestand, und ließ sich durch keine Verfolgung irre machen. In ähnlicher Weise wie Agricola sammelte er, und zwar gleich ihm von Begeisterung für deutsche Sprache und Sitte geleitet, eine noch größere Anzahl Sprichwörter und sprichwörtliche Redensarten und erläuterte sie theils durch Darlegung seiner religiösen Ansichten, theils durch Anführung von Fabeln, Parabeln und Erzählungen. Sein religiöses System legte er in einem besondern Werke „Paradoxa oder Wunderreden" dar, welches die Ehre genoß, von den (1540) in Schmalkalden versammelten lutherischen Theologen verdammt zu werden. Seine zugleich volksthümliche und reine, wohllautende Sprache zeichnet ihn, gleich seiner Überzeugungstreue, unter seinen Zeitgenossen vortheilhaft aus.

In der ersten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts war der Kampf um den kirchlichen Glauben in ernster Weise entbrannt, auf dem Papier, wie auf dem Schlachtfelde; man hatte Alles daran gewendet, seiner Sache den Sieg zu verschaffen, dort dem Glauben selbst, hier der Herrschaft desselben. In der zweiten Hälfte aber erschlafften die Grundsätze; man

wußte bereits, daß nunmehr nichts entschied, weß Glaubens Jemand sein solle, als die Konvenienz der Regierungen; es gab im großen Ganzen, in den Staaten als solchen und in der Masse des Volkes keine Überzeugung mehr. Deshalb war die Zeit ganz dazu angethan, der Satire und Komik die Schleußen zu öffnen. So konnten damals in allen Ländern des civilisirten Europa große Satiriker und Komiker erstehen, welche sich über die Heuchelei links und rechts lustig machten und dem Humor, nach so langer Absorption der Welt durch ernsthafte Fragen, wieder sein Recht erkämpften, — ein Rabelais in Frankreich, ein Fischart in Deutschland, ein Cervantes in Spanien, ein Shakespeare in England, ein Tassoni in Italien.

Der deutsche Satiriker dieser heitern Gesellschaft ist eine epochemachende Erscheinung. Um ihn und sein Wirken, wie den Charakter der satirischen Dichtung seiner Zeit richtig zu würdigen, muß indessen noch vorausgeschickt werden, wie selbe in Deutschland ihren Anfang nahm. In der Mitte des sechszehnten Jahrhunderts erschien ein Gedicht in lateinischer Sprache, der „Grobianus" von Fr. Dedekind, welches Kaspar Scheidt u. A. in's Deutsche übersetzten. Es geht in satirischer Weise von der aus Beobachtungen der Menschen geschöpften Regel aus, daß diese stets das Gebotene nicht thun, das Verbotene aber wol, und lehrt daher in einer musterhaft groben Sprache, wie man sich höchst unanständig und roh aufführen solle, — damit man das Gegentheil davon thue. Dieses Buch nun hat die in der nächsten Zeit in der Lesewelt die Hauptrolle spielende „grobianische Literatur" hervorgerufen, welche sowol wirklich rohe, als feiner organisirte, doch derb sprechende Geister zu ihren Vertretern hatte. Unter den Letzteren tritt nun keiner in so ausgezeichneter Weise hervor, wie des genannten Scheidt Schüler, Johannes Fischart. Er ist der erste deutsche Dichter, welcher die Anschauungen älterer Zeit völlig überwunden und die moderne Dichtung begründet hat, und zwar gerade in ihrem charakterischen Merkmal, dem Roman. Es ist bezeichnend, daß eine neu auftretende religiöse Richtung niemals Satiriker hervorgebracht hat, wol aber die durch diese neue Richtung zunächst bedrohte. So hatten die ersten Christen keine Satiriker, wol aber die Heiden, die Reformatoren nicht, wol aber ihre katholischen Zeitgenossen, die katholischen Restauratoren oder Gegenreformatoren der zweiten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts wieder nicht, wol aber die ihnen widerstrebenden Protestanten. Die Anhänger einer neuen religiösen Richtung sind stets ernste Eiferer, ihre Gegner aber sind Satiriker, so steht Luther und Zwingli gegenüber ein Thomas Murner, so den Männern der Gegenreformation, Loyola, Borromeo u. A. gegenüber ein Fischart. Was Thomas Murner der Reformation, das war Fischart der Gegenreformation; Fischart war die protestantische Nemesis für Murner. Seine „Schwalbenhatz" und sein „Spatzenkrieg" haben des Letztern „Lutherischen Narren" todtgeschlagen.

Während die Deutschen den Geburtstag Dschingis-Khan's genau

wissen, ist ihnen von Fischart, wie leider von so vielen älteren deutschen Dichtern, aus unverzeihlicher Nachlässigkeit und Undankbarkeit der Zeitgenossen, weder der Ort noch das Jahr seiner Geburt und seines Todes bekannt. Viel spricht dafür, daß er aus Mainz stammte; den größten Theil seines Lebens brachte er in Straßburg, später in Speier und Forbach zu, und zwar als Rechtsgelehrter, und seine hauptsächlichste literarische Thätigkeit fällt in die siebenziger und achtziger Jahre des sechszehnten Jahrhunderts, dessen letztes Jahrzehnt ihn jedenfalls nicht mehr unter den Lebenden sah. Er ragte in den meisten Beziehungen über seine Zeit weit hervor; jede Wissenschaft fand in ihm ihren Meister, manche alte und neue Sprache ihren Kenner, und es gereicht ihm daher zu um so größerer Ehre, daß er auf die damalige Weise, literarischen Ruhm zu erwerben, verzichtete und sein Wissen nicht in gelehrten Scharteken vergrub, sondern damit unter das Volk hervortrat, was in seiner Zeit, wo die Gelehrten so vornehm auf letzteres herabblickten, seine schnelle Vergessenheit zur Folge hatte, wofür er aber in unseren Tagen, die dem literarischen Kastengeist ein glückliches Ende gemacht, mit um so größerer Bewunderung aller Freunde der Wahrheit und des Fortschrittes gefeiert und endlich in seine Rechte als größter Humorist der Deutschen eingesetzt worden ist. Seine Überzeugung war mit glühender Begeisterung dem Fortschritte zugethan, und er war eben so hoch über sklavischer Bewunderung des Erfolges, als über beschränkter Befangenheit im Dienste des Buchstabens einer Konfession erhaben. Wenn er trotzdem in religiösen Streitigkeiten auf Seite des Calvinismus sowol gegen das Luther- als gegen das Papstthum kämpfte, so hat dies seinen Grund darin, daß er eben, weit entfernt den Glaubenszwang des Hauptes jener Richtung zu billigen, die in Straßburg, wo er lebte, eine weit freiere Gestalt annahm als in Genf, — sich für verpflichtet hielt, nicht nur im Reiche des Gedankens, sondern auch im praktischen Leben, jeder Reaktion entgegenzutreten, wie sie damals einerseits das Lutherthum mit der freiheitfeindlichen Concordienformel, anderseits Rom mit seiner Gegenreformation und dem Jesuitenorden durchzuführen versuchte. Es erscheint nur als Konsequenz seiner Handlungsweise, wenn er dagegen der lutherischen Richtung gegen papistische Angriffe auch wieder an der Seite stand und so, entfernt von konfessioneller Engherzigkeit, unter zwei sich befeindenden Richtungen immer für die freiere als Kämpe auftrat.

Fischart erscheint uns daher als ein Tendenzschriftsteller der Gegenreformationszeit, und seine Tendenz bestand in der Liebe zur Freiheit, zu seinem Vaterlande und zu seinem Volke. Überall trat er für die Freiheit auf, wo er ihre göttliche Spur zu erkennen glaubte und war ihr von den Zeitgenossen unverstandener, ihnen um Jahrhunderte vorauseilender Prophet. In einem einzigen Punkte machte er eine bedauernswerthe Ausnahme, nämlich in seinem Glauben an Hexen; doch was für einen Unsinn giebt es nicht, an dem nicht heutzutage noch irgend welche übrigens

verdienstvolle Männer festhalten zu müssen glauben? Ganz vorurtheils- und fleckenlos ist eben kein Sterblicher! Des Vaterlandes Zerrissenheit und die grassirende Manie für das Fremde schmerzte ihn hinwieder tief und das Treiben der unzähligen Fürsten war ihm ein Greuel. Dem Volke dagegen gab er sich ganz hin, hegte und pflegte dessen Sprache, und bereicherte sie in wirklich genialer Weise, indem er deutsche Wörter in Menge schuf, von denen freilich wieder der größte Theil in unserer gründlichern Zeit unbrauchbar geworden ist, weil sie auf die Abstammung keine Rücksicht nehmen und in ihrer Bildung selbst schon eine Tendenz zur Verspottung der damit bezeichneten Gegenstände liegt, z. B. Jesuwider statt Jesuit, Notnar statt Notar, Betrugdick statt Praktik, Pfotengram statt Podagra, maulhenkolisch statt melancholisch u. s. w. In ähnlicher Weise sprang er auch mit seinem Namen um, den er auf den Titeln seiner verschiedenen Werke bald übersetzte, bald zergliederte, bald anagrammatisirte.

Fischart hat zwar nichts Unbedeutendes geschrieben; die geringste Bedeutung für die Nachwelt haben indessen unter seinen Werken die lyrischen Gedichte, so vorzüglich sie an sich sein mögen. Großartig und erschütternd sind die in deutschen Versen von ihm wiedergegebenen Psalmen, anmutig sein „Tanz-Liedlin", von rührender Häuslichkeit durchdrungen seine Sprüche über Mann und Weib und seine „Anmanung zu christlicher Kinderzucht"; edle Vaterlandsliebe zürnt und donnert in seiner „Ermanung an die lieben Teutschen", Begeisterung für Religionsfreiheit in seinen Sonetten gegen Katharina von Medici.

Seine epischen Gedichte sind sehr verschiedener Art: satirischer, komischer und ernster. — Die satirischen Erzählungen sind lauter Bomben gegen den sein Haupt drohend erhebenden Jesuitismus. Die erste Veranlassung dazu boten die Schmähschriften des frühern Schneiders, dann Franziskaners Johann Naß in Ingolstadt. Fischart schrieb gegen diesen Zeloten die sogenannte „Schwalbenhatz", in welcher er die Franziskaner und Dominikaner, deren Feindschaft geschildert wird, und die Mönche überhaupt moralisch vernichtete. Wie in diesem Werke gegen die alten Mönchsorden, so wandte er sich in dem ebenso bittern, aber poetisch gelungenern „Jesuiterhütlein" gegen den neuen Orden der Jesuiten, dessen unheilvolle Wirksamkeit in späterer Zeit er, trotz der Neuheit der Gesellschaft, schon damals ahnte.

Zu den komischen Erzählungen Fischarts gehört seine jugendliche Bearbeitung des Volksbuches „Eulenspiegel" in Versen, die aber von dem selbständigern und originellen Werke der „Flöhhatz-Weibertratz" weit überragt wird, worin der Dichter mit unübertrefflichem Humor einen vor Jupiter geführten Streit der Flöhe und der Weiber schildert, ohne daß die mutwilligste Schalkheit je zur Gemeinheit herabsänke.

Ernster Natur ist dagegen das „Glückhafft Schiff von Zürich", worin die bekannte Schützenfahrt der Zürcher mit dem warmen Breitopfe nach

dem verbündeten Straßburg erzählt und des Dichters feurige Vorliebe für erhebende vaterländische Thaten beurkundet wird.

Nicht nur in Versen, — auch in ungebundener Sprache sprühte Fischarts heller Geist, ja hier ist er am schöpferischsten, indem er der deutschen Literatur die neue Gattung des Romans schuf. Dieselbe wird eröffnet durch Fischarts Hauptwerk „Affentheurlich Naupengeheurliche Geschichtklitterung von Thaten und Rahten der vor langen und je weilen vollenwolbeschreiten Helden und Herren Grandgoschier Gorgellantua und Pantagruel, Königen in Utopien und Nienenreich" 2c. Es ist eine Übersetzung in damaligem Geschmacke, d. h. eine Bearbeitung mit Ausschmückungen und Zusätzen, der von dem Franzosen Rabelais verfaßten Geschichte jener in dem Titel genannten Helden. In keinem Werke sprudeln Fischarts Laune und Witz so reich wie in diesem; in keinem aber thürmen sich auch seine abenteuerlichen Wort- und Satzbildungen so in's Groteske und Riesenhafte empor, wie hier. Er übertrifft und verfeinert bei aller Derbheit den von ihm bearbeiteten Schriftsteller bei weitem, und macht die in dessen Buche herrschende theilweise Rohheit erst genießbar. Rabelais hatte sich indessen das Verdienst erworben, einer der Ersten gewesen zu sein, welche die Grundsatz- und Charakterlosigkeit der Rittergedichte und Ritterromane des ausgehenden Mittelalters witzig und treffend persifflirten und der übertriebenen Sentimentalität eine übertriebene Trivialität entgegenstellten. Das Extrem hatte dem Extrem gerufen. Die Heldengestalten, welche er und die übrigen zeitgenössischen Volksromandichter Frankreichs und Spaniens hervorzauberten, und welche nach ihrem Beispiele Fischart in Deutschland einbürgerte, sind lauter rohe Lebemänner und Materialisten, wahre Ungeheuer von Lebenslust und Leistungsfähigkeit des Magens, oder, um uns einiger bezeichnenden Figuren zu bedienen, lauter Sancho Pansa's und Falstaff's. Es war dem einzig dastehenden Genie eines Cervantes, den schwere Leiden in Krieg und Gefangenschaft zur Gerechtigkeit gegen manigfaltige Charaktereigenthümlichkeiten gestimmt, vorbehalten, eine Gestalt zu schaffen, in welcher er den Absichten des Ritterthums, welche gute waren und nur falsche Wege wählten, um sich zu äußern, daher auch mit der verkannten Wirklichkeit empfindlich zusammenstießen, — gerecht wurde. Es wird bei Gelegenheit unserer Erwähnung der spanischen Literatur am Orte sein, die Bedeutung des Don Quijote näher zu würdigen.

Was nun Fischarts Geschichtklitterung oder seine Bearbeitung des Rabelais'schen Gargantua und Pantagruel betrifft, so läßt der Dichter auch hier keine Gelegenheit vorübergehen, ohne seine fortschrittlichen Ideen und Grundsätze geltend zu machen. Er begnügt sich eben nicht mit Rabelais' tollen Abenteuern, sondern streut immer seine Nutzanwendungen dazwischen. Auch beschränkt er sich nicht auf Opposition gegen die herrschenden Zustände oder Negation der herrschenden Ideen, sondern versucht sich auch im Aufbauen

und Begründen neuer. So zieht er gegen den Wunderglauben, gegen die einseitige unfruchtbare Gelahrtheit, gegen die Verdorbenheit der Geistlichen, gegen die gefräßige Füllerei und die Modethorheiten der Zeit zu Felde, stellt aber dafür ein erquickendes Idealbild besserer Erziehung auf, in welcher er mit Recht die Grundbedingung einer erfreulichern und fruchtbringendern Zukunft erblickt.

In einer ebenfalls nach Rabelais bearbeiteten prosaischen Schrift „Aller Praktik Großmutter" zeichnet Fischart mit vernichtender Kraft die Mißbräuche des damaligen Kalenderwesens (welche leider heute noch nicht ganz geschwunden sind) und geißelt die Astrologen (Astrolugen, wie er in seiner eigenthümlichen Sprache sagt) und Alchemisten, ohne jedoch, wie in seiner erwähnten Polemik gegen bestimmte Lästerer, wie jene Mönche, aus der ihm eigenen Gutmütigkeit herauszufallen. Ein wahrer Schatz sind, wie die in der Geschichtklitterung eingestreuten Volkslieder, so hier die zahlreichen Volkssprichwörter.

Weniger derb erscheint er in seinem „Podagrammischen Trostbüchlein", in welchem er der damaligen Mode huldigte, in halb ernster, halb launiger Weise Krankheiten abzuhandeln, und bei diesem Anlasse die Laster geißelte, welche das Podagra herbeizuführen pflegen. Es ist aus der Bearbeitung zweier lateinischer Schriften hervorgegangen, deren eine von dem kriegerischen Humanisten Pirkheimer ausging. Ähnlich verhält es sich mit dem aus dem Griechischen des Plutarch und des Erasmus übertragenen „Philosophischen Ehezuchtbüchlein", welches in der von Fischart selbst verfaßten Einleitung Anlaß giebt, dieses Schriftstellers tiefgefühlte, reine und würdige Auffassung der Ehe kennen zu lernen. Zu seinen antikatholischen Streitschriften endlich kehrte er zurück in dem nach dem Holländischen des Phil. Marnix bearbeiteten „Bienenkorb des heyligen römischen Immenschwarms, seiner Hummelszellen (oder Himmelszellen), Hurnaußnäster, Brämengeschwürm und Wäspengetöß, sammt läuterung der heil. Röm. Kirchen Honigwaben: Einweyhung und Beräuchung oder Fegfewrung der Immenstöck und Erlesung der Bullenblumen, der Dekretenkräuter, deß Heydnischen Klosterhysops, der Suiter (Jesuiter) Sawdisteln, der Saurbonischen (Sorbonne'schen) Sawbonen, des Magisnostrischen Liripipifenchels und deß Immenplats der Platimmen, auch deß Meßthawes und H. Saffts von Wunderbäwmen", — eine der geistreichsten und beißendsten Satiren gegen das Papstthum und dessen Anhang.

Noch mehrere kleinere Schriften rühren von Fischart her, die jedoch neben den genannten als unbedeutend verschwinden. Ähnlich verhält es sich auch mit dem größten Theile seiner Zeitgenossen, von welchen wir nur Wenige als über den großen Haufen der zu Dichtern sich berufen Glaubenden hervorragend zu nennen haben. Unter den Lehrdichtern zeichnen sich aus: Bartholomäus Ringwaldt (1530—1598), Geistlicher in der Neumark, dessen Buch „die lauter Wahrheit" sich moralisirend über

alle Lebensverhältnisse verbreitet, während die Fortsetzung desselben „Christliche Warnung des trewen Eckarts" in dante'scher Art eine Reise durch Himmel und Hölle und den Zustand der Verdammten und Seligen schildert; — Valentin Andreä (1586—1654), Geistlicher in Württemberg, der gleich Ringwaldt (Beide dichteten auch Kirchenlieder) im „guten Leben eines rechtschaffenen Dieners Gottes" die Gegenstände der Sittenlehre theoretisch, in der „Christenburg" aber, einem der seit Thomas More in Gebrauch gekommenen utopischen Gemälde, die Anwendung jener Lehre allegorisch abhandelt; — und endlich der letzte Repräsentant der ältern deutschen Dichtung, der deshalb im sechszehnten Jahrhundert unter den von der Volksmäßigkeit abgefallenen modernen Kunstpoeten vereinzelt dastehende Georg Rudolf Weckherlin (1584—1651?), Rechtsgelehrter und Beamter in Württemberg und später in England, der neben talentvollen und oft tiefgefühlten geistlichen und weltlichen Liedern, theilweise von neu eingeführter metrischer Form, die ihn aber zum Abfalle von der Volksdichtung verleitete, im didaktischen Fache den Übergang von der volksthümlichen Präambel zum künstlichen Epigramme vertritt.

Im epischen Gedichte schließt sich an Fischart dessen Zeitgenosse Georg Rollenhagen (1542—1609), Lehrer und Prediger in Sachsen. Derselbe tritt nämlich in die Fußtapfen der „Flöhhatz" des Erstern in seinem „Froschmeuseler", einer deutschen Bearbeitung des ähnlich betitelten, dem Homeros zugeschriebenen komischen Epos (*Βατραχομυομαχία*), welches durch reiche Benutzung der Volkspoesie, auf der Grundlage des Reineke Vos, bedeutsam, in künstlerischer Beziehung aber ohne großen Werth ist. Ähnlich ist der Thierfabel-Inhalt und die moralische Tendenz des „Gans-Königs", eines von dem sonst unbekannten Wolfhart Spangenberg verfaßten Gedichtes, in welchem aber jene Dichtart so zu sagen erstirbt und sich in ihrem matten Ausgange selbst verleugnet. Eine Nachlese des Schatzes der Zeit von Erzählungen, Fabeln, Sprichwörtern u. s. w., legte der sächsische Geistliche Eucharius Eyering an.

Im Drama endlich, zu welchem wir wieder zurückkehren, wurde seit Hans Sachs das volksthümliche Spiel von den Dichtern vernachlässigt und seine Nachfolger schlossen ihre Muse in gelehrter Einseitigkeit ab. Unter ihnen tritt uns zuerst ein Mann entgegen, welcher mit einem Fuße noch im Lager der Humanisten steht, deren verspäteter Epigone er genannt werden kann, mit dem andern aber im Reiche der emporstrebenden deutschen Dichter. Es ist Nikodemus Frischlin (1547—1590) aus Balingen in Württemberg, dessen Voreltern Schweizer gewesen und Fröschlin geheißen. Er studirte in Tübingen, wo er schon 1568 Professor der Dichtkunst mit einem Gehalte von sechszig Gulden wurde und als solcher die griechischen und römischen Dichter, unter welchen Vergil sein Liebling war, sowie nebenbei auch den Julius Cäsar erklärte und sich dabei besonders durch Ausfälle gegen den Katholizismus hervorthat. Schon früh schrieb er Komödien und

verschiedene Gedichte in lateinischer Sprache, denen er seit 1579 auch deutsche folgen ließ (wie „Wendelgard“), welche mit ihrer Originalität und schlichten Sprache gegen die eleganten, aber an Plagiaten reichen in der Sprache Roms abstechen. Die Gunst, welche ihm der württembergische und kaiserliche Hof um seiner Poesie willen erwiesen, erweckte ihm Neider in Tübingen und seine Freimütigkeit und Liebe zum Bauernstande Feinde unter dem Adel, den er darauf in Luthers Weise angriff, und dessen Rache er daher auch nicht entging, nachdem er die Stelle eines Rektors der Landesschule zu Laibach in Krain 1582—1584 bekleidet hatte. Wegen eines längst verjährten Jugendvergehens wurde er verbannt und lebte an verschiedenen Orten seinen Studien, verderbte sich aber seine Laufbahn durch seine Heftigkeit. Endlich wurde er wegen eines derben Schreibens in Privatangelegenheiten an die Kanzlei seiner Heimat in Mainz verhaftet, nach Württemberg ausgeliefert und in dortigen Burgen verwahrt, bis er bei einem Fluchtversuche auf Hohenurach todt fiel. Während seines ganzen Lebens hatte er für eine Neugestaltung der griechischen und lateinischen Grammatik gegen die veraltete Methode seines Lehrers Crusius gekämpft, der ihn dafür noch im Grabe anfeindete.

Paul Rebhun aus Berlin, ein Schüler und Günstling Luthers, Lehrer und Prediger in Sachsen, suchte seinen Ruhm in ohnmächtiger Nachahmung der Alten, meistens in künstlicher Pflege der Metra und Einführung des Chores in seinen der Bibel entnommenen ungeschickten Schaustücken. Jakob Ayrer aus Franken (gest. 1605) lehnte sich weit mehr, als Jener, an Hans Sachs, entlehnte seine Stoffe nicht nur der Bibel, sondern auch der deutschen Heldensage und ließ in seinen Lustspielen Einwirkungen der „englischen Komödianten“, sogar shakespearischer Stoffe durchblicken; das Originellste darin ist die Benützung des Narren. Bei fortgeschrittener dramatischer Entwickelung fehlt es jedoch dem Dichter an Erfindungsgabe. Den Reigen unserer deutschen Dichter des Reformationszeitalters schließt endlich ein Fürst. Herzog Heinrich Julius von Braunschweig (geb. 1564, reg. 1589, gest. 1613) steht ganz auf den Schultern der „englischen Komödianten“; er errichtete zwar das erste stehende Hoftheater in Deutschland; aber seine Stücke überschreiten, einige treffende Stellen abgerechnet, keineswegs das Maß des Gewöhnlichen und sogar Gemeinen. Eigenthümlichkeiten seiner Muse sind das Sprechen ländlicher und komischer Personen in Volksdialekten und die Einführung von — Teufeln, die allzu stark daran erinnern, daß der dichtende Herzog eine Menge — Hexen hat verbrennen lassen.

So war die volksthümliche Poesie, ungeachtet der Bemühungen eines Fischart und Anderer, aus Mangel an fortdauernder Bethätigung hervorragender Geister zu ihren Gunsten, ihrem Untergange entgegengeeilt, um im nächsten Jahrhundert gänzlich einer medischen Kunstdichtung geopfert zu werden.

Hand in Hand mit der Volkspoesie, und keineswegs, wie in Italien, mit dem Humanismus der Gelehrten, ging in Deutschland die populäre Geschichtschreibung. Erst im vierzehnten Jahrhundert machte die früher in der Aufzeichnung von Begebenheiten allein angewendete lateinische Sprache der deutschen Platz und den Reigen der in der Muttersprache verfaßten Chroniken eröffnet Christians des Küchenmeisters Zeitbuch des Klosters St. Gallen im dreizehnten und im Beginne des vierzehnten Jahrhunderts. Mit der Zeit nahm die anfänglich blos in annalistischer Form geordnete Chronik, namentlich in Folge der durch die Humanisten herbeigeführten Bekanntschaft mit den Historikern des Alterthums, eine immer kunstvollere Gestalt an, ohne sich jedoch bis zu kritischer Sichtung und Behandlung der Ereignisse zu erheben. Unter den einzelnen Werken des Reformationszeitalters erwähnen wir: das Leben der Heiligen von Hermann von Fritzlar, einem vielgereisten Gelehrten des vierzehnten Jahrhunderts, — die straßburgische Chronik des Fritsche Closener, eines Geistlichen derselben Zeit, — die Chronik des Jakob Twinger von Königshofen aus Straßburg (1346—1420), — die Limburger-Chronik des fünfzehnten Jahrhunderts, deren Verfasser unbekannt ist, die aber namentlich werthvolle Beiträge zur Sittengeschichte ihrer Zeit bringt, — die Berner-Chronik des dortigen Stadtschreibers Konrad Justinger (gest. 1426), — die thüringische Chronik des Mönches Johannes Rothe aus Luxemburg (gest. 1434), — die Geschichte der Stadt Breslau von dem dortigen Stadtschreiber Peter Eschenloer aus Nürnberg (gest. 1481), welche beide letztgenannten Werke schon keine bloßen Chroniken mehr sind, sondern bereits die wichtigeren Ereignisse zusammenhängend und ausführlicher erzählen, die unbedeutenderen nur nebenbei erwähnen, — die Geschichte des berner Twingherrenstreites von dem dortigen Stadtschreiber Thüring Fricker (oder Frickard), von klassischer Darstellungsweise, — die Schweizerchronik des Melchior Ruß aus Luzern (kräftig, aber kunstlos), — die Geschichte des Burgunderkriegs von Diebold Schilling aus Solothurn, Gerichtsschreiber in Bern (gest. 1485), welche einen bedeutenden Fortschritt in historisch-pragmatischer Darstellung beurkundet, — die am Ende des fünfzehnten Jahrhunderts in niederdeutscher Mundart erschienene Kölner-Chronik eines unbekannten Verfassers, in welcher Aberglauben und Versuche von Kritik seltsam gemischt sind, — die eidgenössischen Chroniken der Luzerner Stadtschreiber Petermann Etterlin und Diebold Schilling und des Berner Stadtarztes Valerius Anshelm, gebürtig aus Rottweil in Schwaben, eines thätigen Beförderers der Reformation und für das Vaterland begeisterten Geschichtkenners, — die Bairische Chronik des durch seine Opposition gegen das römische Kirchenthum zum Martyrer gewordenen bairischen Prinzenerziehers Johannes Thurmayr, genannt Aventinus (1477—1534), in Sprache, Styl, sorgfältigem Quellenstudium und edler Gesinnung musterhaft, — das

„Zeitbuch", d. h. der erste Versuch einer förmlichen Weltgeschichte von dem uns bereits als Sprichwörtersammler bekannten Sebastian Franck, dem Ursprung nach eine Kompilation, in der Darstellung aber ausgezeichnet, — die kraft- und lebensvolle pommersche Chronik des Thomas Kantzow aus Stralsund, herzoglichen Geheimschreibers (gest. 1542), — die Selbstbiographie des Ritters Götz von Berlichingen mit der eisernen Hand (1480—1562), dessen wechselvolles Leben interessanter ist, als sein Werk gelungen, — die Werke des Staatsmannes Ägidius (Gilg) Tschudi aus Glarus (1505—1572), eines eifrigen Gegners der Reformation, nämlich seine „Alpische Rhetia" (auf emsigen Forschungen beruhende Geschichte und Beschreibung der Alpenländer), und sein „Chronicon Helveticum", die anerkannt trefflichste Schweizerchronik, in welcher die Forschung so gewissenhaft (wenn auch nicht kritisch) ist, wie die Darstellung anziehend und die Gesinnung rein vaterländisch. Aus der immer größern Flut von historischen Werken der späteren Jahre des sechszehnten und der ersten des siebenzehnten Jahrhunderts ragen noch hervor: des Holländers Matthis Quad (1559 bis 1609?), der aber in der Pfalz lebte, „Teutscher Nation Herrlichkeit", eine erschöpfende und vorzügliche Schilderung Deutschlands, — des Deutschböhmen Zacharias Theobald (1584—1627) tiefgefühlte und unparteiische „Geschichte des Hussitenkrieges", — des Lausitzers Christoph Lehmann (1568—1638), Lehrers in Speier, schätzbare „Speier'sche Chronik" und des Johann Adolf Köster, genannt Neocorus (gestorben circa 1630), Lehrers und Predigers in Holstein, „Dithmarsche Geschichte", ausgezeichnet durch die Darstellung der Heldenkämpfe dieses kleinen Landes.

Zweiter Abschnitt.

Die französische Poesie.

A. Die volksthümliche Dichtung.

Der Anbruch einer neuen Zeit in der französischen Nationalliteratur charakterisirt sich durch den Untergang einer abgesonderten provençalischen Dichterwelt, die während des Mittelalters den Süden Frankreichs belebt und beherrscht hatte (s. Einleitung S. 140) und durch ihr Aufgehen in den literarischen Bestrebungen Nordfrankreichs. In ihrer Getrenntheit

hatten beide Landes- und Volkstheile, die nördliche Langue d'oil und die südliche Langue d'oc, der mittelalterlichen Romantik gehuldigt, welche hier sich nicht abhalten ließ, gegen die verdorbene Kirche funkelnde Blitze zu schleudern, dort aber, nachdem sie der höfischen Poesie Deutschlands die Stoffe zu ihren Parcivals und Tristans geliefert, den Gipfelpunkt der Unnatur in dem phantastisch-verworrenen, beinahe indischen Gedicht-Ungeheuer des Roman de la Rose (dreizehntes Jahrhundert) erreichte.

Mit der Vereinigung ganz Frankreichs in ein einziges literarisches Gebiet ging das Erwachen des Humanismus in diesem Lande zu gleicher Zeit vor sich. So erhalten wir in dem von uns geschilderten Zeitalter zwei verschiedene Seiten der französischen Poesie; auf der einen Seite steht die nationale Dichtung, die sich der Romantik entwindet, auf der andern der Beginn der dem Volke fremd gegenüberstehenden Hof- und Gelehrtendichtung, — der Embryo der spätern Pseudo-Klassicität. Der ersten dieser beiden Seiten war aber nur kurzes Leben beschieden; mit einem glänzenden Meteor, dessen Name „Rabelais" hieß, und welches einzig in seiner Art unter den Berühmtheiten der Weltliteratur dasteht, blitzte sie auf, um dann für immer unterzugehen, während der andern Seite, einer blendend ausstaffirten, wattirten und geschminkten Lüge, oder der Perücke auf dem usurpirten Kothurn, ein nur zu langes Dasein blühen sollte. Doch, — greifen wir nicht vor. —

Der französische Volkshumor war schon seit dem Mittelalter ein unbändiger, loser Geselle, der sich über die sentimentalen Jeremiaden in den ritterlich-dogmatischen Dichtungen der höfischen Romantik lustig hüpfend hinwegsetzte. Es ist sprechend, daß er, was ihm in keinem Lande sonst gelang, sogar das Reich der Kirche mit ihren pompösen Ceremonien beherrschte. Frankreich war das Heimatland der Esels- und Narrenfeste. Die ersteren wurden dem Esel zu Ehren gefeiert, auf welchem Jesus in Jerusalem eingezogen war; ein Esel wurde dabei in geistlichem Gewande (welche Ironie!) vor den Altar geführt und wohnte der Messe bei! Die aus den heidnischen Saturnalien in die christliche Kirche übergegangenen Narrenfeste wurden in den Kirchen durch Geistliche und Weltliche mit den markerschütterndsten Thorheiten gefeiert und dabei der Kultus der katholischen Kirche auf eine Weise von deren treuen Söhnen verspottet, wie es Ketzer sich niemals erlaubt hätten. Diese Narrenfeste gebaren auch das Volksdrama, welches in Frankreich in die Abarten der Mystères (Darstellungen aus der biblischen Geschichte), der Moralités (allegorische Schauspiele), der Farces (komische Scenen aus dem Volksleben) und der Sotties oder Sottises (Possen mit satirischer Tendenz) zerfiel. Diese Gattungen wurden von der Derbheit des Volkshumors zu solchen Anstößigkeiten und nicht nur Frivolitäten, sondern sogar Blasphemien fortgerissen, daß die Päpste sie verbieten mußten, freilich ohne Erfolg. Es wurde darin offen über die Jungfrauschaft Maria's gespottet, Heilige in

den entwürdigendsten Situationen vorgeführt und sogar Gott Vater als altersschwacher Greis dargestellt, welcher schlief, während sein Sohn auf Erden gekreuzigt wurde.

Ebenso verband auch die lyrische Volkspoesie oft in einem und demselben Dichter die frömmsten und die ausgelassensten Produkte, so in Thibaut, Grafen von Champagne im dreizehnten Jahrhundert. Berühmt wurden die Volkslieder des Olivier Basselin im vierzehnten Jahrhundert, welche von seiner Heimat Val de Vire durch Korruption den Namen Vaudevilles erhielten, der später auf dramatische Stücke überging, in denen Couplets gesungen wurden. Im fünfzehnten Jahrhundert glänzte als nationaler Dichter Franz Villon (geb. 1431, gest.? —), ein wahrer Sohn des Volkes, im Leben und in der Sprache. Er war ein leichter, lärmender, ja liederlicher Geselle, stets im Kriege mit der Polizei, und schrieb im Volksdialekte. Ein volksthümliches Gedicht, eine Schelmen-Iliade, die Repues franches, schildert seine Abenteuer. Für, wir wissen nicht welches Vergehen (es bedurfte damals nicht viel) zum Galgen verurtheilt, rettete er sich unter dessen Balken durch Improvisation eines zugleich schalkhaften und rührenden Gedichtes. Darauf verbannt, aber aus Hunger wieder zum Diebe geworden, begnadigte ihn Ludwig XI. Villons Gedichte besingen das Leben und die Erinnerungen des Volkes, die Liebe und alle poetischen Gefühle. Er beklagt selbst sein Vagantenleben in ergreifender Weise:

Hè Dieu! Si j'eusse estudié
Au temps de ma jennesse folle,
Et à bonnes moeurs dedié!
J'eusse maison et couche molle.
Mais quoy? Je fuyois l'escole
Comme fait le mauvais enfant;
En escrivant cette parolle,
A peu que le coeur ne me fend.

Es ist Feuer, Kraft und Lebensweisheit in seinen Versen, und er war der erste französische Dichter, der nicht mehr den Roman de la Rose nachahmte, sondern seine Stoffe aus dem Leben selbst schöpfte. — Im sechzehnten und siebenzehnten Jahrhundert wurden die Liebeslieder des populärsten der französischen Könige, Heinrich IV., wahre Volkslieder.

Die Volksspiele sind indessen vergessen, — die Volkslieder größtentheils verklungen, und ein einziger Volksdichter, — ein wahrer Gegensatz zur Romantik, — hatte das Glück, unsterblich zu werden im Gedächtnisse der Nachwelt durch seinen überwältigenden und doch gewisse Schranken der Kunst beobachtenden Humor. Es ist der satirische Romandichter Franz Rabelais.

Zu Chinon im Jahre 1483 als Sohn eines Schenkwirthes geboren, ein ächtes Kind des Volkes, — wurde Rabelais im Benediktinerkloster

Seuillé erzogen oder vielmehr aufgefüttert, stieg im Franziskanerkloster Fontenay le Comte zum Novizen und 1511 zum Priester. Durch einen seiner Mitmönche, den gebildeten Humanisten Pierre Amy, wurde er Korrespondent Budé's, des Beschützers der Wissenschaften in Frankreich und Freundes des großen Erasmus, und die Beiden studirten heimlich griechisch, was ihnen bei den bigotten und dummen Klosterherren den Verdacht der Ketzerei und die Konfiskation ihrer Klassiker zuzog. Die ernste Beschäftigung scheint indessen nicht auf die Dauer nach dem Geschmacke unseres angehenden Satirikers gewesen zu sein; denn bald finden wir ihn mit Amy entzweit und von Budé mit Vorwürfen bedacht, später aber — im unterirdischen Verließe des Klosters eingesperrt, wovon die Gründe verschieden angegeben werden; sie stimmen aber darin überein, daß er sich arge Verhöhnungen des kirchlichen Kultus zu Schulden kommen ließ. Einflußreiche Freunde verschafften ihm die Freiheit und Papst Clemens VII. erlaubte ihm den Übertritt in den Benediktinerorden. Er machte indessen nur vom ersten Theile dieser Dispense Gebrauch, nämlich von dem Rechte, den Franziskanerorden zu verlassen, — ohne dem andern beizutreten, wurde aber trotzdem in weltgeistlichem Gewande Sekretär des Bischofs von Maillezais. Er verbrachte seine Zeit mit satirischen und skeptischen Gedichten, wies aber die Zumutungen, welche ihm der damals in Poitou weilende Calvin machte, eine Säule seiner neuen Kirche zu werden, mit Ironie zurück. Ohne bisher viel gethan zu haben, bezog der alte Knabe mit zweiundvierzig Jahren die Universität Montpellier, um sich der Heilkunde zu widmen, und seine Schalkheit hinderte ihn nicht an fleißigem Studiren. Nach zwei Jahren war er bereits Prosektor zu Lyon und übte die neu aufkeimende Wissenschaft der Anatomie. Endlich aber wurde ein komischer Vorfall die Veranlassung dazu, daß der unbekannte Arzt zum berühmten Dichter wurde. Der Verleger seiner medicinischen Schriften beklagte sich über deren geringen Absatz. Um ihn zu entschädigen, begann Rabelais seine gewaltige Riesenchronik, von welcher, wie er selbst sagt, in zwei Monaten mehr Exemplare verkauft wurden, als von der Bibel in zehn Jahren! Es ist bezeichnend, daß der Bischof von Paris, Jean du Bellay, ihn nach dem Erscheinen des ersten Theils (jetzt des zweiten) seines so gar nicht frommen Buches zu seinem Sekretär wählte und mit sich nach Rom nahm. Die Legende, welcher sich nicht nur Heilige, sondern selbst solche Kinder der Welt erfreuen, erzählt manchen drolligen Zug von seinem dortigen Aufenthalte. Zurückgekehrt, setzte er seinen komischen Roman fort. In demselben wußte sich seine mit so viel Schalkheit verbundene Klugheit wol gegen die Anklage als Ketzer zu schützen. Er sparte zwar keine Geißel gegen die Schwächen der Geistlichkeit; aber er hütete sich, ein Dogma anzugreifen; er vertheidigte das päpstliche System nicht, ebenso wenig aber die Reformation. Sein Standpunkt war in religiösen Dingen unbefangen, ähnlich etwa wie jener eines Erasmus und Pirk-

heimer; daher sympathisirten die Freunde der Wissenschaften, die vor Religionsstreit Ruhe haben wollten, mit ihm; aber auch die Dunkelmänner konnten ihm nichts anhaben, und daher gelang es einflußreichen Freunden, ihm für seine Vergehen gegen die geistliche Disciplin eine päpstliche Dispense, ja sogar eine unentgeltliche (!) auszuwirken, und damit unerhörter Weise die Erlaubniß, die Arzneikunde auszuüben, bis zum Schneiden und Brennen, — nur ohne Belohnung! Auch der König Franz I. erwies sich dem ungezogenen Liebling der Franzosen jener Zeit gnädig, und erlaubte ihm die Fortsetzung seiner Riesenchronik, — gegen welche die Sorbonne umsonst eiferte. Sie konnte nichts bewirken; denn in demselben Buche zog Rabelais auch über die Engherzigkeit Calvins und der damaligen Diesem unterthänigen Genfer, dieser Schreckbilder jedes guten Katholiken, los! Er brachte seine späteren Jahre als Pfarrer zu Meudon zu, wo er wohlthätig wirkte, als Vater der Armen und Lehrer der Unwissenden die Religion der „guten Leute" übte; und 1553 starb (im gleichen Jahre wie Servet, — der ernste Forscher auf dem Scheiterhaufen, — der Schalk im Bette!), während die Welt sich um seine wahren Gesinnungen stritt, er aber — sie auslachte!

Rabelais konnte es zwar nicht verbergen, daß er ein Zögling der Humanisten war; sein Stil und seine Darstellungsweise, wo sie geordnet und ernst sind, verrathen deutlich seine Bildung durch die Klassiker, und selbst seine Satire ist nicht ohne Anklänge an seinen Lieblingsschriftsteller Lucian. Der Geist aber, der durch seine Werke weht, ist ein selbständiger, es ist der Geist des französischen Volkshumors, — und dieser Geist machte Rabelais zum ersten Opponenten gegen die höfische Ritterromantik, zum ersten Vorläufer des Cervantes. Sein schriftstellerischer Zweck war die Verspottung und Verhöhnung aller Thorheiten seiner Zeit und alles Desjenigen, was er für Thorheit hielt. Die Theologen, die Juristen, die Staatsmänner, die Ärzte, die Philosophen, — Alle müssen herhalten, wie die Verherrlicher eines erlogenen Ritterthums. Und dies geschah in seinem einzigen Werke, welches wir oben als „Riesenchronik" bezeichneten, und in welchem er der Verweichlichung, Verschlechterung und Unnatur seiner Zeit eine naturwüchsige, derbsinnliche, aber den Nagel auf den Kopf treffende Riesenwelt entgegensetzte. Die Riesenchronik besteht aus fünf Büchern, von welchen das erste die „Thaten und Reden" des Riesen G a r g a n t u a, die vier übrigen diejenigen seines Sohnes P a n t a g r u e l enthalten*). Das zweite Buch erschien zuerst (1532), pseudonym unter dem Namen „Alkofribas"**),

*) Oeuvres de Maitre François Rabelais, publiées sous le titre de Faits et dits du géant Gargantua et de son fils Pantagruel etc. 6 tomes. Amsterdam chez Henri Bordesius MDCCXXV.

**) Pantagruel roi des Dipsodes, restitué à son naturel; avec ses faits et prouesses épouvantables, composé par feu Mr. A., abstracteur de quintessence.

dann das erste, als Ergänzung (1535)*), und darauf die übrigen, mit königlicher Erlaubniß, unter seinem wahren Namen. Sie sind eine geniale Zusammenstellung der buntesten Abenteuer, wie sie nur eine originale, geistsprudelnde Phantasie erfinden kann. Für uns weniger mehr genießbar ist die groteske Schilderung des Lebens der Riesen unter sich, als diejenige ihres Zusammentreffens mit den gewöhnlichen Menschen. Die ergötzlichste Partie ist die Ankunft Gargantua's in Paris und seine Thaten bei der einfältigen entarteten Bevölkerung dieser Hauptstadt (peuple sot, badault et tant inepte de nature, qu'ung mulet avecque ses cymbales etc. assemblera plus de gents, que ne feroit ung bon prescheur Evangélicque). Gargantua ruht, ermüdet von dem Nachlaufen der Pariser, aus, indem er sich auf die Notredame-Kirche setzt und seinen Unmut dadurch an den Tag legt, daß er die Neugierigen durch eine That, die wir nicht näher bezeichnen wollen, in die Tausende an Zahl, ersäuft. Dann nimmt er die Glocken aus dem Münsterthurme und hängt sie seinem Pferde um den Hals, worauf die Pariser Universität ihr gelehrtestes Mitglied an der Spitze einer Deputation zu ihm sendet, um in einer die Scholastik und ihr schlechtes Latein trefflich persifflirenden Rede die Rückgabe der Glocken zu fordern. Der Riese wird durch dieselbe so gerührt, daß er nicht nur die Glocken herausgiebt, sondern auch in Paris zu studiren beginnt, welche Beschäftigung indessen sehr vor derjenigen des Essens, Trinkens und Spielens zurücktritt. Durch einen Krieg seines Vaters Grandgousier wird er nach Hause gerufen und macht, während er den Sieg erficht, die Bekanntschaft eines originellen Mönches (einer treffenden Personifikation des mittelalterlichen Mönchthums in seiner komischen Derbheit), der ihm Beistand leistet, wofür ihm der Riese, da Jener es verschmäht, Abt zu werden, aus Dankbarkeit das Kloster Thelema baut; während die alten Klöster nur „schielende, hinkende, bucklige, häßliche, krüppelhafte, verrückte, verbrecherische Männer oder Frauen" enthielten, soll das neue die besten und schönsten Menschen beider Geschlechter aufnehmen. Gelübde werden nicht gefordert; man kann ein- und austreten, wann man will, lebt der Freude, Liebe, Kunst und Wissenschaft. Eine herrliche Bibliothek krönt das Werk, — eine Kirche aber fehlt und die Klosterregel heißt: „Fay ce que vouldras!" So verliert sich der Satiriker, seine Schalkheit vergessend, mit sichtlicher Vorliebe, von feuriger Phantasie und glühendem Herzen hingerissen, in ein verschwenderisch ausgemaltes Utopien, welches sich in seiner Vorurtheilslosigkeit weit besser zu einem prophetischen Bilde der Zukunft eignet, als dasjenige des noch in manchem dumpfen Wahne befangenen Thomas More. Dies der Inhalt des interessantern Gargantua; Pantagruel ist zwar nicht arm an treffenden und

*) La vie inestimable du grand Gargantua, père de Pantagruel, jadis composée par l'abstracteur de quintessence.

geistreichen Stellen, besonders gegen die kirchliche Hierarchie, ohne den Papst selbst zu schonen; allein sein Hauptinhalt sind die Münchhauseniaden Panurg's, des gewandten Begleiters jenes Riesensohnes, der sich bei ihm durch das Sprechen aller dem Verfasser bekannten Sprachen einführt und mit ihm die tollsten Abenteuer besteht, die mit der humoristischen Wallfahrt zum „Orakel der göttlichen Flasche" (Dive bouteille) schließen, und mit den geheimnißvollen Offenbarungen ihrer Priesterin Bacbuc, welche die Gläubigen zu dithyrambischen Dichtungen begeistern, welcher Ausgang höchst bezeichnend ist für den Dichter, der diesem Orakel leidenschaftlich ergeben war und viele beinahe unverständliche Stellen seines Werkes im Dienste desselben geschrieben zu haben scheint. — In Pantagruel sehen wir, was die Hauptcharaktere der Riesenchronik betrifft, die Personifikation des hochgeborenen, zufriedenen, in Panurg diejenige des um seine Existenz kämpfenden, sich emporschwingenden Menschen. Es ist eine jener allegorischen Zusammenstellungen, wie sie sich im leichtlebigen französischen Volksgeiste bildete, der sich weder zu dem tief psychologischen Gegensatze eines Don Quijote und Sancho Pansa, noch zu dem ethisch-religiösen eines Faust und Mephistopheles zu erheben vermochte.

In seinem Werke ließ Rabelais so ausschließlich die Phantasie walten, daß er oft die riesenhafte Größe seiner Helden vergaß und sie mit gewöhnlichen Menschenkindern zu einer und derselben Thüre eintreten ließ. Die superkluge Kritik deutungssüchtiger Gelehrten hat sich trotzdem Mühe gegeben, aus dieser Riesenchronik, deren Schöpfung so wenig mit dem berechnenden Verstande zu schaffen hat, allerlei Interpretationen herauszudifteln. Man stritt sich, ob unter Gargantua König Franz I., unter Pantagruel sein Sohn Heinrich II. oder andere bedeutende Männer jener Zeit verstanden seien, und suchte die kleinsten Einzelheiten durch Thaten derselben zu erklären und darin einen angeblich verborgenen Sinn zu entdecken. Die Mühe ist vergeblich, und der gute Rabelais hätte sicher mitleidig gelächelt, wenn man sie sich zur Zeit seines Lebens genommen hätte. Sein Zweck war einzig, wie er in einigen der zahlreichen eingestreuten Verse sagt:

Qu'il m'est advis que voy ung Democrite
Riant les faicts de nostre vie humaine.
Or persevere, et si n'en as merite
En ces bas lieux: l'auras en hault dommaine!

So wurde in Rabelais die mutwilligste Komik stets durch einen trostvollen Blick auf die höchsten Interessen der Menschheit verklärt. Treffend stellt ein französischer Literarhistoriker, Nisard, die drei berühmtesten Schriftsteller seiner Nation im Reformationszeitalter in der Weise nebeneinander, daß er ungefähr sagt, Rabelais habe sich von der Phantasie, Calvin aber von der theologischen Polemik hinreißen lassen, Montaigne dagegen ruhig und unbefangen das Treiben der Menschen beobachtet. Calvin

opferte den Menschen dem orthodoxen Himmel, Rabelais einer selbstgemachten Ideenwelt, Montaigne dem irdischen Leben. Der Erste, ein Tragiker, lebte in der Vergangenheit, der Zweite, ein Komiker, in der Zukunft, der Dritte, ein Indifferenter, in der Gegenwart. —

Rabelais hat ungefähr in der Weise wie sein deutscher Übersetzer Fischart (s. oben S. 442) schöpferisch auf die Sprache seines Volkes eingewirkt. Und wenn er auch, wie Fischart selbstgemachte deutsche Wortungeheuer, so griechische und lateinische solche in dieselbe einführte, so hat die spätere Sprachentwickelung, wie im Deutschen, so auch im Französischen, jene Extravaganzen von selbst beseitigt und blos das Gute aus der unabsichtlichen Reform des Satirikers beibehalten. Der Geist der humoristischen Volksliteratur aber schwand mit Rabelais' Tode dahin und machte auf Jahrhunderte hinaus einer literarischen Hegemonie der „Gebildeten" Platz. Der Geist des Antiken, der für den Dichter der populären Riesenchronik blos Hülfsmittel gewesen, wurde für seine Zeitgenossen und Nachfolger in der französischen Literatur beinahe Selbstzweck, wenn auch in verdorbener und mißverstandener Art und Weise.

B. Die Hof- und Gelehrtendichtung.

Den Anstoß zu dieser Entwickelung der französischen Poesie gab die Wiederherstellung der Wissenschaften oder die „Renaissance", wie die Franzosen diese Epoche der Weltgeschichte schlechtweg nennen. Dieser Name ist wirklich bezeichnend für Frankreich; in Deutschland, Italien, England und Spanien war es nur der Geist des Alterthums selbst, der wiederhergestellt wurde; auf die Nationalliteratur hatte die Erweckung desselben keinen oder wenig Einfluß; die nationale Dichtung entwickelte sich in jenen Ländern selbständig und ohne sich auf gelehrte Forschungen zu stützen. In Frankreich dagegen wurde die Dichtung des sechszehnten bis achtzehnten Jahrhunderts schlechterdings ein Kind der Wiedergeburt des klassischen Alterthums, ohne dessen Einwirkung auch Rabelais, der sich noch die meiste Unabhängigkeit bewahrte, — wol schwerlich zum Dichter geworden wäre. Da nun aber der Geist einer frühern Zeit, bei den veränderten socialen, politischen und religiösen Verhältnissen, niemals ganz in eine spätere übergetragen werden kann, so wurde auch die Nachahmung der klassischen Literatur durch die Franzosen eine in sich hohle und unwahre Erscheinung. In ihrer Eitelkeit als „große Nation" betrachteten sich die Franzosen als die Nachfolger der Römer, als die rechtmäßigen Erben der Macht und des Ruhmes der Letzteren, und daher auch ihrer Bildung und Wissenschaft. Zur Anlehnung an den geistigen Horizont des Volkes und zu dessen Erhebung, Erweiterung und Veredlung waren die Gelehrten und Vornehmen zu hochmütig, und in ihrem Dünkel glaubten sie sich daher

zu Fortsetzern der römischen und der von dieser in sich aufgenommenen griechischen Geistesthätigkeit berufen.

Dies ist indessen nicht so zu verstehen, als ob seit dem sechszehnten Jahrhundert alle französischen Dichter, außer Rabelais, absichtlich die alten Klassiker, und blos diese, nachgeahmt hätten. Diese Nachahmung wuchs allmälig und theilweise unabsichtlich, aus dem poetischen Bedürfnisse hervor, welches der herrschende Zeitgeist modelte; aber sie war von Anfang an erkennbar und beherrschte die Poesie um so mehr, als deren Träger selbst, ohne Rücksicht auf Alter und Geschlecht, eifrige Studirende der alten Sprachen waren.

So war gleich die erste dichterische Kraft dieser Richtung eine Dame, — Margarethe von Valois, die ältere Schwester König Franz I., geboren 1492, mit siebenzehn Jahren Gattin des Herzogs von Alençon, später Heinrichs von Albret, Königs von Navarra, gestorben 1549. Sie las die griechischen und lateinischen Klassiker und des Erasmus Werke in der Ursprache und lernte hebräisch, korrespondirte mit den Gelehrten ihrer Zeit und beschützte Dieselben, wenn sie der Reformation zugeneigt waren, gegen die Ketzergerichte, Kerker und Scheiterhaufen ihres Bruders, oder verhalf ihnen zur Flucht. Ihre Gefühle waren religiös, aber tolerant, — sie gehörte zur Kirche der Erasmus und Rabelais, deren Wahlspruch ist: leben und leben lassen, weßhalb sie auch von der ketzersüchtigen Sorbonne in Untersuchung gezogen, doch ihres Standes wegen freigesprochen wurde. Ihr Hauptwerk ist „l'Heptameron ou l'histoire des Amants fortunés." Es ist eine dem Decamerone des Boccaccio nachgeahmte Novellensammlung, deren einzelne Stücke von Badegästen in den Pyrenäen, die sich vor einer Überschwemmung in ein Kloster geflüchtet haben, erzählt und denen noch Gespräche der Gesellschaft über ihren Inhalt beigefügt werden. Das Buch ist zart und anmutig geschrieben, von eleganter Sprache, die sich von der heutigen wenig mehr unterscheidet, und der erste Herausgeber desselben, das erst nach dem Tode der Verfasserin erschien, charakterisirt es durch den Ausspruch, daß Margarethe „se joue sur les actes de la vie humaine."

In Margarethens Dienste trat 1518, auf Veranlassung ihres königlichen Bruders, der Dichter Clement Marot, geboren 1495, gestorben 1544, und begann mit ihr einen geistigen Verkehr, den die geschäftige Fama zum Liebesverhältniß gestempelt hat. Marot führte außer der Leier auch das Schwert und wurde in der Schlacht bei Pavia mit seinem Könige gefangen. Aber er war Anhänger der neuen Lehre und wurde dafür als Ketzer in Chartres eingesperrt, nach seiner Freilassung trotz des Schutzes, den ihm der König angedeihen ließ, verfolgt und in die Verbannung getrieben, endlich aber aus Sehnsucht nach der Heimat 1536 in Lyon dazu gebracht, seinen Glauben abzuschwören und den alleinseligmachenden anzunehmen. Um seine Ketzerei abzubüßen, übersetzte er die

Psalmen, deren Widmung der König annahm, die er aber auf Andringen der Sorbonne-Pfaffen bald verbot, worauf sie — von Marot in Genf vollendet, zum Kriegsgesange der Hugenoten wurden. Marots Leben und Dichtung haben viel Ähnliches mit denen Villons; auch er war ein Sohn des Volkes, oft gefangen und verfolgt, unverzagt im Unglück und trotzig den Bedrückern gegenüber; aber glänzendere Verhältnisse machten ihn zum Hofdichter. Er übersetzte Vergil und Ovid, ahmte Martial nach (das Griechische war ihm fremd), schrieb feurige Jugendgedichte, seit seiner Betheiligung an den Religionskämpfen aber nur noch schwache, von der „Blässe des Gedankens angekränkelte“ Verse, in denen er die Reformation in verunglückter Weise besang. Seine Sprache ist gebildet, fein und maßvoll; sorgfältig hütet sie sich vor starken Ausbrüchen der Leidenschaft. Das Beste leistete er in der Satire, doch war auch diese ohne Bitterkeit und wurde aufgewogen durch seine ebenso von Kriecherei sich fernhaltende Schmeichelei gegen den König.

Marot war das Vorbild der nach seinem Tode auftretenden französischen Hofdichter. Unter ihnen ist zu nennen: Mellin de Saint-Gelais, der verweichlichte Almosenier des Königs Heinrich II., guter Katholik, aber Feind des Mönchswesens und der Allmacht Roms. Er war des Griechischen mächtig, ahmte die Alten, aber auch die Italiener nach und führte das Sonett mit seinen süßlichen Galanterien in Frankreich ein. Diesen letztern Zug betrachteten andere Dichter als einen Abfall vom Princip der Renaissance, und traten, an ihrer Spitze Joachim du Bellay (1524 bis 1560), unter dem Namen der Brigade, später selbstgefällig der „Plejade“, zusammen. Sie verdammten sowol das Dichten in den alten Sprachen selbst, als dasjenige nach anderen Mustern als den Alten. Dies war das förmliche Programm der französischen sogenannten Klassik, die von da an ihren Aufschwung nahm, nachdem sie bisher blos vorbereitet worden. Du Bellay's Worte fielen auf fruchttragenden Grund. Die Dichter rissen sich von da an um die Reste des klassischen Alterthums. Man besang mit Vorliebe römische Ruinen und gefiel sich in der Gesellschaft der olympischen Götter. Der hervorragendste unter ihnen wurde der schnell berühmte Pierre Ronsard (1524—1585), den sein Jahrhundert grauenvoll verhätschelte, mit schmeichelhaften Sagen umgab, mit Königen in Verwandtschaft brachte, dessen schon hundert Jahre später nicht mehr genießbare, ja „pitoyable“ gefundene Verse es in den Himmel erhob! Er schrieb Oden nach Pindar und Horaz, in denen er u. A. den Mörder Karl IX. ansang, und deren Verständniß er Denen absprach, welche die alten Sprachen nicht kannten, wie in den miserabeln Zeilen:

Les Français qui mes vers liront
S'ils ne sont et Grecs et Romains,
Au lieu de ce livre il' n'auront
Qu'un pesant faix entre les mains.

Wir denken, diese Probe genüge! Saint-Gelais nannte Ronsard einen Pedanten, Rabelais machte sich über sein „Pindarisiren" lustig, dessen er sich als „der Erste in Frankreich" gerühmt hatte. Ronsard ging so weit, nach Analogie der griechischen Sprache neue französische Wörter bilden zu wollen, wie eauer von eau, fouer von feu, nourrit-vigne als Beiwort von Bacchus u. s. w. Er empfahl bezeichnender Weise in den Gedichten „une grande sonnerie et batterie" und den öftern Gebrauch des Buchstabens R! Sein Hauptwerk war die „Françiade", wie Scherr sagt: das erste „jener epischen Pfuscherwerke, welche eine so gähnende Langeweile ausdünsten."

Nach Ronsard gingen seine Schüler Philipp Desportes (aus Chartres, 1546—1606) und Jean Bertaut (aus Caen, 1552—1611) rasch auf der Bühne der französischen Poesie vorbei, und ein etwas besserer Geschmack, auch mit Geist verbunden, jedoch derselben Schule wie die Obigen huldigend, wurde herrschend in Franz von Malherbe (1566 bis 1628), der sich vor Allem hütete, in die Einseitigkeiten und Extravaganzen der Ronsardianer zu verfallen. Er trat als Reformator der entarteten französischen Poesie auf, und seine Verse sind wenigstens noch lesbar, was unter Anderm daher kommt, daß er die Nachahmung der Alten auf den Stoff beschränkte und diejenige der Form, die Ronsard in's Aschgraue getrieben hatte, verwarf. Jetzt erst wurden die Verse wieder französisch, statt gallo-griechisch, wie die Plejade gewollt hatte. Malherbe strebte nach Einheit der französischen Sprache im ganzen Reiche, indem er, in allzu großer Pedanterie, das Idiom, welches auf dem Platze Saint-Jean in Paris gesprochen wurde, als solches von ganz Frankreich empfahl, weil es dort den Veränderungen durch einströmende Einwanderung am wenigsten ausgesetzt war. Auch gab er der Poesie seines Volkes ein einheitliches Versmaß, das zwar schon vor ihm angewandt worden, aber nicht allgemein, von da an jedoch für die Franzosen charakteristisch wurde, den steifen und schleppenden Alexandriner.

Unter Malherbe's Nachfolgern, welche größtentheils der Erwähnung nicht werth sind, da sie keine Spur von Originalität oder Genie verrathen, ragt allein der Reformator der französischen Satire, Mathurin Regnier (1573—1613) hervor, dessen Versen es nicht an „scharfer Beobachtungsgabe und schlagendem Witze" fehlt, und der den damaligen Pseudoklassikern darum viel zu natürlich und zu wenig pedantisch war. Während diese Satire, wie z. B. namentlich die Satire Menippée, welche Pierre Pithou und mehrere andere Dichter gegen die katholische Ligue richteten (1594) und welche nicht wenig zum Siege Heinrichs IV. beitrug, — frisch in das faule Fleisch der damaligen socialen und politischen Zustände einschnitt, flüchtete sich dagegen vor deren Unannehmlichkeiten die Idylle, indem sie sich zum matten Hirtengedichte abschwächte, in die geträumten Reiche einer niemals dagewesenen ideellen Welt und in eine durchaus unnatürliche sogenannte Natur. Unter ihren Pflegern war der bedeutendste

Honoré d'Urfé (1567—1625), aus dessen Roman „Astrée" blos der Name seines Helden Seladon, als sprichwörtliche Bezeichnung schmachtender Liebhaber, unsterblich geworden, der Rest aber — vergessen ist. Es war eine Verirrung des Geschmacks, wurzelnd in der Einbildung, daß verkleidete Herren und Damen des Hofes und der Salons Hirten und Hirtinnen vorstellen konnten, welcher Blödsinn damals nicht nur in Frankreich, sondern schon vorher in Italien und Spanien und später auch in Deutschland und England grassirte.

Dies waren die Vorläufer der eigentlichen Blütezeit französischer Pseudoklassik, welche in die zweite Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts fiel.

Mit der Hofschriftstellerei, und leider nicht mit jener des Volkes, ging auch die französische Geschicht- oder vielmehr Chronikschreibung Hand in Hand, welche indessen, abweichend von den Chroniken anderer Länder, welche rein objektiv das Vorgefallene Jahr für Jahr ohne Zusammenhang notirten, einen entschieden subjektiven, scharf beobachtenden Charakter darbietet und somit die Vorschule der spätern französischen Memoirenliteratur bildet. In diesem Sinne hatten schon die mittelalterlichen Ritter Villehardouin im zwölften und Joinville im dreizehnten, sowie der populärere, plastische und auch schon verhältnißmäßig kritische Jean Froissart im vierzehnten Jahrhundert geschrieben. Weit entfernte sich von ihrer reizenden Naivetät der charakterlose, kriecherische, berechnende Diplomat Philipp von Comines (1445—1509), erst burgundischer, dann, nach dem Sturze dieses Reiches, als schmählicher Überläufer, französischer Höfling, für seinen Verrath von Ludwig XI. hoch geehrt, unter Karl VIII. aber in scheußliche Kerker geworfen. In seiner Chronik zeigt er sich indessen unparteiisch und anspruchlos; seine Sprache ist rein von unfranzösischen Zuthaten, gebildet, ideenreich und das Muster der späteren Geschichtschreiber des Landes.

Zu Comines' Nachfolgern gehören der Skandalchronist Peter von Bourdeilles, genannt Brantome (1526—1614), der Herzog Heinrich von Rohan (1579—1639) mit seinen Denkwürdigkeiten über die Hugenottenkriege, der Memoirenverfasser Marschall von Bassompierre (1579—1646), dann d'Aubigny (1551—1616) und de Thou (1553 bis 1617) als Verfasser allgemeiner Geschichten ihrer Zeit, der Letzte jedoch in lateinischer Sprache. Bei allen war indessen von einer philosophisch durchdachten pragmatischen Darstellung noch kaum der Versuch vorhanden.

Dritter Abschnitt.

Die italienische Poesie.

Keine europäische Literatur zeigt zwischen ihrer mittelalterlichen und modernen Periode eine solche Kluft, wie die italienische. Es war die humanistische Bewegung, die einseitige Verehrung des klassischen Alterthums, welche sich zwischen beide genannten Perioden drängte und sie auseinanderhielt. Dante, der Gründer der italienischen Sprache und Literatur, der seinem ganzen Ideenkreise nach zum Mittelalter gehört, steht ohnehin bezüglich der von ihm bearbeiteten Stoffe allein, nicht nur in der heimischen, sondern in der Weltliteratur, da die Höllen- und Himmelsscenerien bei ihm Selbstzweck, bei Milton und Klopstock blos Ausschmückung eines andern poetischen Stoffes sind. Petrarca und Boccaccio stehen ganz auf seinen Schultern, und selbst ihre Opposition gegen das mittelalterliche Kirchenthum ist noch ganz mittelalterlich. Mit ihnen ist eine für sich bestehende literarische Periode abgeschlossen, die schon in der zweiten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts durch die Humanisten abgelöst wurde. Erst als das Streben der Letzteren in Verfall gerieth, erhob sich von Neuem, aus hundertjährigem Schlummer, die italienische Volkssprache und Volksdichtung wieder zu erneuerter Thätigkeit. Ihr erster Beförderer in dem von den unpoetischen Philologen beherrschten fünfzehnten Jahrhundert war Lorenzo de' Medici, welcher bei aller Hinneignng zu den klassischen Bestrebungen keineswegs geneigt war, nach dem Sinne der einseitigen Manuscriptenmänner das eigenthümliche Volksleben seines Vaterlandes zu Grunde gehen zu lassen. Er selbst war Dichter, und seine Lieder wurden bei den glänzenden Carnevalszügen des lebhaften florentiner Volks, wo dem Humor und der Satire der volle Zügel überlassen wurde, mit Begeisterung gesungen. Bis auf seine Zeit hatte die italienische Poesie lediglich aus der Erbschaft Petrarca's und Boccaccio's gezehrt; vergessene Nachahmungen der Sonette und Canzonen des Erstern oder Novellen des Letzteren fristeten neben volksthümlichen Satiren, z. B. des burlesken Florentiner Barbiers Burchiello (gestorben 1448), und neben dem Lärm, den die gelehrten Griechen und Lateiner erregten, ein kümmerliches Leben, wenn auch aus jenen Novellen ein Shakespeare den Stoff zu mehreren seiner wundervollen Werke geschöpft hat (wir erinnern nur an Romeo und Julia, Othello, den Kaufmann von Venedig, die beiden Veronesen, Ende gut Alles gut, Viel Lärm um Nichts u. s. w.). Unter Lorenzo dagegen entwickelten sich, schüchtern, aber originell, die ersten Keime neuer poetischer Früchte im wundervollen Garten Hesperiens, der beinahe als entblättert hätte gelten können, und zwar nicht mehr im gelehrten Stile eines Dante oder im kalten eines Petrarca, sondern mehr im lebensvollen Tone,

den Boccaccio angestimmt hatte, wie denn der Letztere die italienische Sprache erst zur vollkommenen Ausbildung gebracht und auf ihre Literatur einen Einfluß geübt hat, dessen sich außer seinem „Decamerone" kein anderes Buch rühmen kann. Ja dieser Einfluß kann europäisch genannt werden, wie das französische „Heptameron" (oben S. 455) und Chaucers „Canterbury tales" beweisen.

Ein von Lorenzo und seinem Bruder Giuliano nebst sechszehn anderen edeln Florentinern in ihrer Jugend bestandenes Turnier gegen fremde Fürsten und Edle war die erste Veranlassung, seit Petrarca's Tod, zur Wiederaufnahme eigenthümlich italienischer Dichtung in gebundener Sprache. Luca Pulci und der uns schon als Gelehrter bekannte Angelo Poliziano wetteiferten in kunstvoller Darstellung jenes Scheinkampfes um den Lorbeer. Der Tod einer schönen florentinischen Jungfrau, Simoneta, der Geliebten des ermordeten Giuliano, deren Bild der Maler Botticelli reizend hinwarf und um welche ganz Florenz trauerte, führte einen neuen poetischen Wettstreit herbei, an welchem sich auch Lorenzo durch ein Sonett betheiligte. Er versuchte sich nach und nach in allen Formen der Dichtkunst, sowol in italienischer Schriftsprache, wie im toskanischen Volksdialekte. Merkwürdig ist es, daß er der Verfasser der ersten Parodie war, und zwar einer solchen auf Dante's Hölle. In dem Gedichte il Simposio (das Gastmahl) oder i Beoni (die Trinker) läßt er sich von einem Cicerone in einen Weinkeller führen und unterhält sich mit ihm über die Persönlichkeiten der dort befindlichen Zecher, Alles in einer der Dante'schen nachgeahmten Ausdrucksweise. Es ist eine Ironie des Schicksals, daß der größte Monarch von Florenz den größten Republikaner dieser Stadt, der größte Mäcen Italiens den größten Dichter dieses Landes parodiren mußte! Auch in dem bukolischen Gedichte „Nencia" tritt Lorenzo's satirische Ader deutlich hervor.

So entstand denn auch damals das italienische Drama. Wie in anderen Ländern des christlichen Kulturkreises aus den „Mysterien" der Kirche hervorgegangen, entwickelte es sich in doppelter Weise: unter dem Volke als Komödie, unter den gebildeten Ständen als Tragödie, die indessen bei dem musikalischen Hange des Volkes sich bald in die Oper verwandelte. Die volksthümliche Komödie nahm aus dem römischen Alterthum die Manier herüber, ihre handelnden Personen an gewisse feststehende Typen zu binden. Es sind dies die sogenannten vier Masken: der gutmütige und stets betrogene venetianische Kaufmann (Pantalone), der pedantische bolognesische Advokat (Gratiano) und die beiden Lustigmacher: der schlaue und gewandte Brighella aus Ferrara und der spitzbübische, plumpe Arlechino oder Policinello aus Bergamo, welchen sich in der Folge noch weitere Typen beigesellten, wie z. B. Arlechino's Geliebte Colombina, der römische Stutzer Gelsomino, der mailändische Querkopf Beltrame, der prahlende Hauptmann Scaramuzzo, der stotternde Tartaglia u. s. w. Mit

dieser Volkskomödie, Commedia dell' arte genannt, konkurrirte die durch Ariosto oder den Kardinal Bibbiena eingeführte Commedia erudita, welche sich ganz nach den Mustern des Plautus und Terentius, theilweise sogar in lateinischer Sprache, bewegte. Zu ihrer Pflege wurden Bühnen errichtet, zuerst von Lorenzo de' Medici in Florenz, dann von Pomponio Leto in Rom, der das altrömische Theater zu erneuern suchte und damit zur Verkümmerung der nationalen Bühne beitrug, von den Gonzaga in Mantua, den Este in Ferrara, und so auch in anderen Städten von warmen Freunden der Kunst, — jedoch ohne daß das Streben erfreuliche Früchte getragen hätte; denn die Commedia erudita gefiel sich in den unsittlichsten, männliche Würde und weibliche Ehre mit Füßen tretenden Situationen, wovon unter anderen Machiavelli's erwähntes schmutziges Lustspiel „La Mandragola" Zeugniß ablegt, sowie der Umstand, daß der schändliche Aretino einer der gefeiertsten italienischen Lustspieldichter jener Zeit war.

Neben der Komödie suchte sich auch die Tragödie geltend zu machen; der erste Versuch einer solchen in italienischer Sprache, zugleich auch wahrscheinlich das erste in fünf Akte eingetheilte Stück überhaupt, war der „Orfeo" des Poliziano, eine ganz formlose Jugendarbeit. Seine Nachfolger ahmten, nicht etwa die herrlichen Athener, sondern die gräßlichen römischen Mord- und Unzuchtsspektakel nach, welche den Namen Seneca's entehren, so z. B. Giovanni Rucellai (1475—1525).

Eine bedeutendere Rolle, als all' diese Dichtungsformen spielte in der wiederauflebenden italienischen Literatur das romantische Heldengedicht. Wie die italische Lyrik aus der provençalischen, die Dramatik aus der antiken und aus der Kirche hervorging, so hat auch das Epos Italiens keinen nationalen Boden; es verdankt seinen Ursprung der Benützung französischer Ritterromane und Fabelchroniken aus dem sagenhaften Heldenkreise Karls des Großen und seines Neffen Roland, und fand seine ersten Vertreter in Improvisatoren aus dem Volke, welche jene in Prosa abgefaßten Quellen in ottave rime verwandelten. Nach der ersten schriftlichen Bearbeitung dieses Stoffes, dem unbehülflichen Riesenromane „I reali di Francia" aus dem vierzehnten Jahrhundert, aber erst 1491 gedruckt*), schrieb der erste wirkliche Dichter Italiens, der sich im Epos versuchte, Luigi Pulci (1432—1487), Luca's Bruder, ein Freund Lorenzo's und Poliziano's, auf den Wunsch der Mutter seines Mäcens, den „Morgante maggiore", das größte Gedicht seit Dante's Divina commedia. Jeder der 28 Gesänge beginnt in alterthümlicher Weise mit einem Gebete, die erste Stanze mit den Anfangsworten des Evangeliums Johannis. Das Gedicht, nach einem mit viel Humor gezeichneten Riesen benannt, den Roland besiegt, bekehrt, in seinen Dienst nimmt und mit dem er viele

*) S. ihre Inhaltsangabe in Scherr's Geschichte der Literatur, 3. Aufl., I. S. 315 ff.

Abenteuer besteht, entbehrt künstlerischen Zusammenhanges und vollendeter Formschönheit. Es wimmelt darin von wilden Thieren, Drachen, Riesen, Sarazenen, Mönchen, Bekehrungen, Ränken, Kriegen und Liebesgeschichten; christliche Frömmigkeit ist mit heidnischer Sinnlichkeit auf die abenteuerlichste Weise verquickt; für unsere Zeit aber ist das Gedicht eine unnütze Reliquie geworden. Nur als das erste Beispiel einer Manier, welche feierliche Gegenstände, und zwar ohne Schonung der tiefsinnigsten Dogmen, mit der derbsten und naivsten, die Rechtgläubigkeit durch absichtliche Übertreibung lächerlich machenden, aber keineswegs fein berechneten, Komik behandelt, hat es eine bleibende Bedeutung. Phantasie, Witz und Eleganz der Sprache hat Pulci an den Tag gelegt, Originalität nicht.

Der Fortgang der romantisch-epischen Poesie führt uns vom mediceischen „Hofe" an einen zweiten, der damals mit demselben in Pflege der Kunst und Literatur zu wetteifern begann und ihm diesen Zweig der Dichtkunst geradezu abnahm. Es ist dies das in Ferrara regierende Haus Este, welches sich so große Verdienste erwarb, daß die ihm benachbarten und manigfach mit ihm verschwägerten Häuser Gonzaga in Mantua und Montefeltro in Urbino, die ebenfalls nach diesem Ruhme geizten, trotz alles Aufwandes in Kunstsammlungen und Bibliotheken, neben den Este nicht aufkommen konnten. Letztere, in deren Staate die ersten durchgreifenden Experimente moderner Polizeiregiererei auftauchen, sind die Begründer des neuen aufgeklärten Despotismus geworden. Ohne das in Ferrara entstandene konfuse Epos des blinden Francesco Bello (genannt Cieco) über die Haimonskinder zu berücksichtigen, nennen wir als ersten ferrarischen Dichter und Zeitgenossen Pulci's den Matteo Maria Bojardo, Grafen von Scandiano (gestorben 1494), einflußreichen Hofbeamten des Herzogs Borso, der unter diesem Titel seinem Bruder, dem Markgrafen Lionello nachfolgte, und Vertrauten des spätern Herzogs Ercole I. Auch er war ein Verehrer der Alten; er übersetzte Herodot und Apulejus in's Italienische; größern Ruhm hat ihm aber sein Epos „Orlando innamorato" eingetragen. Bojardo hat dieses Riesengedicht auf 69 Gesänge gebracht, wurde jedoch an der Vollendung, wie er sagt, durch Karls VIII. von Frankreich Zug nach Italien verhindert, welchem Ereignisse übrigens noch in demselben Jahre sein eigener Tod folgte. Der Gegenstand des Dichtwerkes ist die Liebe Rolands und Angelika's und ihre Reise aus China nach Frankreich. Der Held, bei Pulci ein wackerer Ehemann, wird hier zum sentimentalen und doch tapfern Jüngling. Pulci und Bojardo verhalten sich wie die naive und die sentimentale Richtung. Ein Hauptbestreben des etwas eiteln Dichters des „verliebten Roland" soll die Erfindung vollklingender Namen für seine Helden gewesen sein; jedenfalls ist einer dieser Namen „Rodomonte" durch den Ausdruck „Rodomontaden" unsterblich geworden. Wie im Stoffe, so gleicht Bojardo's Werk demjenigen Pulci's auch im Mangel an Einheit, in der Überladung

mit Abenteuern, in phantastischer Verworrenheit, weicht von ihm dagegen ab in der Enthaltsamkeit von aller Komik, in der Bewahrung feierlicher Würde, in der Verklärung des von Jenem gering geachteten weiblichen Geschlechtes und in dem ernsthaften Bestreben einer Wiederherstellung mittelalterlich-ritterlicher Gesinnung. Bojardo ist ein dichterischer Don Quijote und kann gegenwärtig kaum mehr Anspruch darauf machen, gelesen zu werden.

Der Höhepunkt und zugleich das Ende des romantischen Epos wurde erreicht durch den dritten Bearbeiter der Roland-Sage, den Dichterfürsten Lodovico Ariosto. Seine Vorgänger, wenn auch der neuen Richtung nationaler italienischer Poesie huldigend, standen dennoch mit ihrer Anschauung noch ganz im Mittelalter. In Ariosto zeigt uns, wie sein Porträt den ersten bärtigen, so sein Werk den ersten modernen, den ersten von der Ironie der neuen Zeit angesteckten, „von des Gedankens Blässe angekränkelten" Dichter. Geboren 1474 in Reggio, bald aber nach Ferrara übergesiedelt, befand er sich noch in zartem Jugendalter, als Pulci und Bojardo starben. Seine erste Beschäftigung war ein strenger Dienst bei dem Kardinal Ippolito von Este, dem Bruder des Herzogs Alfonso von Ferrara. Während bei den Medici die Familienskandale erst begonnen hatten, als dieses Haus aufhörte, die Kunst zu pflegen, fielen bei den Este merkwürdigerweise Licht und Schatten zusammen. Alfonso war durch seine Gemahlin Lucrezia Borgia der Schwiegersohn Alexanders VI. und der Schwager Cäsars, Ippolito versuchte seinen unehelichen Bruder Giulio aus Eifersucht wegen einer von Beiden geliebten Dame — blenden zu lassen, was aber nicht gelang, — wofür ihn Verbannung und seine Werkzeuge der Galgen traf, — und als sich der Unglückliche, von einem dritten Bruder, Ferdinando verleitet, in eine Verschwörung einließ, wurden beide zum Tode verurtheilt, aber zu lebenslänglichem Gefängniß begnadigt, in welchem Ferdinando starb, Giulio aber nach 54 (!) Jahren eine späte Freiheit erhielt, die er kaum mehr wünschen mochte. Was indessen Lucrezia betrifft, so ist es erwiesen, daß sie sich in Ferrara eines ausgezeichneten Wandels befliß und daher, wenn auch in Rom Flecken auf sie gefallen sein sollten, was nicht erwiesen ist, diese völlig wieder gut machte, und daß sie die schwärmerische Liebe, welche der Dichter und Kardinal Pietro Bembo ihr widmete, nur im Geiste erwiederte, auch nach Kräften, dem Gebrauche ihrer nunmehrigen Familie getreu, Kunst und Wissenschaft und deren Träger begünstigte und von Letzteren sehr hoch geachtet wurde. Dazu kam, daß sie bei aller christlichen Frömmigkeit höchst tolerant war und die Juden gegen Verfolgungen schützte. An ihrem Hofe trafen sich der freisinnige Bembo, der phantasiereiche Ariosto, der Humanist Aldo Manuzio, eine der Zierden der Buchdruckerkunst, der gelehrte Dichter Trissino, die gefeierten Maler Tizian, Giorgione, Fra Bartolomeo, während Rafael wenigstens für Alfonso malte. Lucrezia starb am

22. Juni 1519 an der Geburt eines todten Kindes und wurde allgemein tief betrauert. Merkwürdig ist die damalige Haltung des Hofes von Ferrara, welcher, mit dem Papste Julius II. in Kriege verwickelt, dem Papstthume und selbst dem katholischen Glauben abgeneigt war und wo die huguenotische Gattin des spätern Herzogs Ercole II., Renata von Anjou, alle des Glaubens wegen Verfolgten, so z. B. auch Calvin, zuvorkommend aufnahm.

Ariosto, der Lucrezia ebenfalls hoch verehrte, fand indessen seine Dienststellung seiner Muse nicht günstig. In den inneren Wirren Italiens oft als Gesandter an Julius II. abgeordnet, während Dieser in seinem höchsten kriegerischen Eifer brannte und einst den Dichter in den Tiber werfen zu lassen Lust gehabt haben soll, benützte er daher den ersten besten Anlaß, sich von diesen Fesseln zu befreien, sah sich aber bitter enttäuscht, als er hoffte, von dem ihn freundlich empfangenden Papste Leo X. nach seinen Talenten gewürdigt zu werden und mit einer — Umarmung abgespeist wurde. Dieses Unrecht des Mediceers machte Herzog Alfonso, der Estenser, gut, indem er den Dichter zum Statthalter der Landschaft Garfagnana in rauher Apenninengegend ernannte, wo er mit Räubern und Aufrührern zu kämpfen hatte. Nach Ferrara zurückgekehrt, leitete er im Auftrage des Herzogs den Bau eines prachtvollen Theaters, in welchem seine eigenen Komödien, sowie von ihm übersetzte des Plautus und Terentius aufgeführt wurden. Er starb im Genusse hohen Ruhmes 1533. Verheiratet war er nie, trotzdem hinterließ er zwei Söhne, was in der damaligen Zeit bei Dichtern, Fürsten und Prälaten ein gar oft vorkommender Fall war.

Sein berühmtestes Werk ist der herrliche „Orlando furioso". Es beginnt da, wo Bojardo abgebrochen hat und führt in 46 Gesängen, denen noch das Fragment eines weitern Epos in fünf solchen folgt, die Rolandssage in's Unendliche. Ist Bojardo der Don Quijote unter den italienischen Dichtern, so kann man Ariosto den Cervantes unter denselben nennen. Nicht daß er seinen Vorgänger persönlich lächerlich gemacht hätte; aber er behandelt das mit Ironie, was Jener mit feierlichem Ernste besungen. Er nähert sich also einigermaßen dem Pulci, nur daß er dessen kindlich-naive, unbewußte Komik in eine männlich-gereifte, tendenziöse verwandelt. So repräsentiren die drei italienischen Rolands-Dichter die drei ästhetischen Richtungen der Naivetät, Sentimentalität und Ironie. Die Frauen, von Pulci verachtet, von Bojardo mittelalterlich verhimmelt, sind bei Ariosto plastische Gestalten des hellenischen Alterthums. Den Inhalt des Gedichtes zu kennen, in welchem der Halbsaracene Ruggiero, fabelhafter Stammvater des Hauses Este, und seine Geliebte Bradamante, die Schwester der Haimonskinder, eine größere Rolle spielen als Roland selbst, — hat ohne die geniale Einkleidung Ariosto's für uns keinen Werth; es dreht sich wesentlich um die Kriege zwischen Karl dem Großen und den spanischen

Mauren. Die Sprache des „rasenden Roland“ zeichnet sich durch ungewöhnliche Vollendung und Anmut aus; sie ist so einfach und natürlich, daß man glauben möchte, der Dichter habe mit großer Leichtigkeit gearbeitet, seine Gedanken nur so hingeworfen, während er in Wahrheit mehr Zeit auf die unablässige Korrektur seiner Verse verwandte, als auf diese selbst. Ariosto wird von dem geistreichen Ästhetiker und Sprachkenner Wilhelm von Humboldt einer ehrenden Vergleichung mit Homer gewürdigt und Goethe windet ihm in seinem Tasso einen beneidenswerthen Kranz. Selbst der ernste Mathematiker Galilei hat ihn über alle Dichter gestellt und eingestanden, er verdanke ihm die Klarheit seiner Darstellung. Weniger enthusiastisch urtheilen, bei dem fortgeschrittenen Bewußtsein der Zeit, die neuesten Kritiker. Vischer vermißt in unserm Dichter die epische Ruhe, Ruth die Originalität und die sittliche Haltung seiner Helden, Scherr eine leitende Idee, künstlerische Einheit und allen Charakter in den handelnden Personen, von denen er die Männer „unmännlich“ und die Frauen „unweiblich“ nennt, während Burckhardt das Epos der Rolandssage für das damals in Italien allein mögliche hält, bei Ariosto Charaktere zu suchen für einen falschen Weg erklärt und ihn entschuldigt, daß er nicht lieber eine dante- oder faustartige Weltdichtung verfaßt habe. Immerhin war der „rasende Roland“ im sechszehnten Jahrhundert und in Italien ein großes Ereigniß, — er erlebte demgemäß auch in siebenzig Jahren eben so viele Auflagen, — in unserer Zeit und in Deutschland erschienen, würde er ein ganz überflüssiger Anachronismus sein, den Niemand beachtete und der bald vergessen wäre.

Mit Ariosto war das während des fünfzehnten Jahrhunderts so spärliche Bächlein italienischer Dichtung zum mächtigen Strome angeschwollen. Um uns in demselben nicht zu verlieren, nennen wir nur die hervorragendsten Namen unter den Zeitgenossen des größten Rolandsdichters. Den Neapolitaner Jacopo San Nazaro begeisterte seine Jugendliebe zu dem idyllischen Gedichte „Arcadia“, in welchem Prosa und Verse abwechseln; nach dem Tode seiner Geliebten dichtete er zwar nur noch lateinisch, aber brachte es darin zu einer in jener Zeit seltenen Vollendung, wobei überdies seine Opposition gegen den päpstlichen Stuhl bemerkenswerth ist, die sich in unerbittlicher beißender Satire kund gab. Sein berühmtestes lateinisches Gedicht war aber dasjenige, welches unter dem Titel „de partu Virginis“ auf die genaueste Weise die Empfängniß und Geburt Maria's behandelt und drolliger Weise mit Anrufungen heidnischer Gottheiten vermischt ist. Der König Federigo von Neapel beschenkte den Dichter mit einer Villa und einer Pension.

Unter den Zeitgenossen, welche diese Sucht, der todten vor der lebenden Sprache den Vorzug zu geben, theilten, nennen wir der Kuriosität wegen den Veronesen Girolamo Fracastoro, der die schwierige Aufgabe übernahm, die unter dem Namen Syphilis bekannte Krankheit in einem,

wie behauptet wird, höchst anmutigen Gedichte wissenschaftlich zu behandeln, der Klassicität seiner Sprache wegen den Cremonesen Girolamo Vida, dessen bedeutendstes Werk das Leben Christi episch behandelte, den Riminesen Aurelio Augurelli, welcher die Kunst, Gold zu machen (χρυσοποιία), besang und dafür vom Papste Leo sarkastischer Weise einen prachtvollen aber leeren Geltbeutel erhielt, um darin das gemachte Gold aufzubewahren, und den Kardinal Pietro Bembo, der hinwieder seiner Muttersprache den gebührenden Platz neben ihrer Erzeugerin anwies und die Klassiker beider nachahmte. Neben diesen lateinischen Didaktikern Italiens besangen in der neuern Sprache dieses Landes Giovanni Rucellai die Bienenzucht (le api) und Luigi Alamanni den Landbau (dell' agricoltura).

Wir sehen aus diesen Erscheinungen, wie große Mühe die italienische Literatur hatte, sich durch das Chaos der wuchernden Latinität hindurchzuarbeiten. Sie wagte indessen diesen Kampf; ja sie versuchte es sogar, sich durch die Wahl nationaler Stoffe von der Nachahmung fremder Muster, der sie ihr Leben überhaupt verdankte, zu emancipiren. Diese Versuche jedoch sind ihr nicht nach Wunsch gelungen, theilweise sogar geradezu mißlungen. So schon der erste derselben, derjenige des Giorgio Trissino aus Vicenza, in einem Heldengedichte die „Befreiung Italiens von den Gothen" (Italia liberata dai Goti), d. h. die Unterdrückung des Landes durch den oströmischen Kaiser Justinian, welche der Dichter irrthümlich für eine Befreiung hielt, — zu besingen. Das Gedicht, in reimlosen Jamben verfaßt und 27 Bücher stark, ist höchst nüchtern und prosaisch, wimmelt von Nachahmungen der Alten, historischen Unwahrheiten, bombastischen Reden und unwürdigen Schmeicheleien, die der Verfasser an Tyrannen verschwendete. Nicht besser ist sein lächerliches Trauerspiel „Sofonisba". Andere Nachahmungen des Euripides und sogar des Seneca, dessen blutige Greuel sie wo möglich durch die entsetzlichsten Tollheiten noch zu überbieten suchten, und daneben langweilige Lehrgedichte, folgten sich. In der Komödie bleibt Machiavelli's erwähnte schmutzige „Mandragola" das einzige geistvolle Produkt. Luigi Alamanni (1495—1556), einer der Theilnehmer jener aus den Rucellai'schen Gärten hervorgehenden Verschwörung, und deshalb aus seinem Vaterlande zeitlebens verbannt, machte, neben verunglückten größeren Werken, seinen patriotischen Gefühlen in seinen Satiren auf kräftige Weise Luft, und geißelte sowol die Fremdherrschaft in Italien, als die Verdorbenheit des römischen Hofes.

Ein Widerspiel dieses ehrenhaften Charakters und ein wahres Chamäleon war der berüchtigte dichterische Spitzbube Pietro Aretino, welcher als Günstling mehrerer Päpste für Gelt Alles that, was man wollte, welchen Kaiser Karl V. und Franz I. von Frankreich zu bestechen wetteiferten, um von ihm nicht durchgehechelt zu werden, der mit gleicher Fertigkeit die abscheulichsten Schmutzgedichte und — geistliche Bußpsalmen ver-

fertigte und sich nicht schämte, mit scheinheiliger Miene über den „Mangel an Religion“ und die „Schamlosigkeit“ eines Künstlers wie Michel Angelo zu eifern. Nur sein Tod verhinderte seine Ernennung zum — Kardinal, indem er, aus Entzücken über zotenhafte Nachrichten von seinen als Dirnen lebenden Schwestern so lachte, daß er mit dem Stuhle rücklings umfiel und das Genick brach. Seine Lästerzunge hatte Niemanden verschont, ja nicht einmal die größte Dichterin Italiens, die edle Vittoria Colonna (1490—1547), die Tochter des berühmten römischen Patriziers und Helden Fabrizio Colonna. Mit ihrem Gatten, dem Spanier Avalos, Marchese von Pescara, durchlebte sie glückliche Jahre auf der reizenden Insel Ischia, wo sich in ihrem gastfreundlichen Kreise San Nazaro, Bernardo Tasso, der Historiker Paolo Giovio u. A. trafen. Als Avalos, in der Schlacht bei Pavia verwundet, früh starb, trat sie mit Gedichten, die ihre Liebe zum Gatten feierten, später auch mit geistlichen Liedern in die Reihen der Literatur, hielt mit hervorragenden Geistern in Rom Zusammenkünfte, in denen für Pflege der Kunst und Verbesserung der Religion geschwärmt wurde, und war eine treue Freundin Michel Angelo's, aus dessen rauher Schale sie den zarten Kern herauszulocken wußte.

Gleichzeitig übten mehrere Dichter untergeordneten Ranges einen ungünstigen Einfluß auf die italienische Literatur aus, so der Satiriker und Novellist Agnolo Firenzuola aus Florenz, der die weibliche Schönheit in genauen Maßbestimmungen und Schilderungen definirte und die damalige verdorbene Geistlichkeit scharf geißelte. Während er zur Partei Aretino's gehörte, in dessen Anhänger und Gegner sich ganz Italien bezeichnender Weise theilte, war dagegen der Toscaner Francesco Berni (1490—1536) ein bitterer Feind jenes lüderlichen Poeten; er wurde der Patron einer eigenen Dichtungsmanier, die man nach ihm die „berneske“ nannte, die aber richtiger als eine „burleske“ bezeichnet würde, und übernahm die verspätete und undankbare Aufgabe, Bojardo's Orlando innamorato umzudichten, d. h. dessen feierlichen Ernst in Ariosto's Manier durch Witz und Farbenreichthum zu beseitigen. Der Dichter fiel dem am mediceischen Hofe, wo er angestellt war, zur Gewohnheit gewordenen Giftmorde zum Opfer, weil er sich geweigert, den Herzog Alessandro im Auftrage seines Vetters, des Kardinals Ippolito, oder umgekehrt, aus der Welt zu schaffen. Wie sehr indessen die Rolandsmanie bereits dem Geiste der Zeit zuwider war, beweist Berni's Zeitgenosse, Teofilo Folengo aus Mantua (1491—1544), welcher dieselbe in seinem Orlandino verspottete. Als entlaufener Mönch führte Folengo ein unerbauliches Leben, war der Erfinder der in lächerlicher Sprachmengung bestehenden „macaronischen Poesie“, wurde aber in seinen späteren Jahren wieder fromm und kehrte in sein Kloster zurück, wo er geistliche Gedichte verfaßte.

Berni war der letzte namhafte Epigone der Rolandssage gewesen; der letzte Bearbeiter des Ritterromanes überhaupt, wenn wir von den

Nullen absehen, — war der in seltsamem ernstem Kontraste gegenüber den gleichzeitigen burlesken und schamlosen Witz- und Zotenreißern dastehende Bernardo Tasso aus Bergamo (1493—1569), ein Opfer des Fürstendienstes und der inneren Parteiungen Italiens. Als Theilnehmer an einem Proteste gegen die Einführung der Inquisition in Neapel, erst aus ganz Italien, dann noch aus beiden Sicilien verbannt, irrte er rastlos umher, und die Leiden des Exils brachen seiner schönen Gattin Porzia das Herz. Mit Unterstützung der Republik Venedig veröffentlichte er sein Riesengedicht „Amadigi" (Amadis) in hundert Gesängen, deren jeder, mit etwas zu viel Pedanterie, gerade die Erlebnisse eines Tages schildert. Es fehlt dem Werke sowol Übereinstimmung als Manigfaltigkeit, es ist verschieden in der Behandlungsweise, monoton in der Erzählung der Ereignisse; die gesammte antike Mythologie tritt in höchst gezwungener Weise auf. Bernardo Tasso wäre daher wol ziemlich unbekannt, wenn er nicht der Vater eines größern Sohnes gewesen wäre.

Dieser Letztere, Torquato Tasso, der letzte große Dichter Italiens und der letzte und unglücklichste Günstling des Hauses Este, dessen Ruhm mit ihm unterging, wurde 1544 in Sorrento am wunderbaren Golf von Neapel geboren und begleitete seinen Vater auf dessen Irrfahrten. Die Beschäftigung des Letztern wirkte auch auf ihn; die veralteten Ritterfabeln waren jedoch nicht geeignet, ihn auf die Dauer zu fesseln; er suchte nach einem Stoffe aus der Geschichte, nach einem Stoffe, dem eine große, weltbewegende Idee zu Grunde lag, — und er fand ihn. Ein dichterischer Jugendversuch, in dem noch die Rolandssage spukte, verschaffte ihm durch Vermittelung des Kardinals Luigi, Bruders des Herzogs von Ferrara, Aufnahme am dortigen Hofe, an welchem, unter Männern sowol, als unter Frauen, noch immer ein gelehrter und kunstsinniger Ton waltete, der aber von künstlich gemachtem, affektirtem Wesen nicht frei war. Der letzte der dortigen Herrscher (denn seine Nachfolger mußten sich mit Modena begnügen und ihren Musensitz wieder der Kirche überlassen), Alfonso II., der geistig kleinste seines Hauses, der dessen Ruhm in sinnlicher Verschwendung und empörender Tyrannei suchte, hatte zwei Schwestern, Lucrezia (nach ihrer Großmutter so benannt), später Herzogin von Urbino, und Leonora, Beide klassisch gebildet, doch schon in dem verblühten Alter von dreißig Jahren, — in welchen der Ferraresen traditionelle Liebe zur Kunst stärker wurzelte als im Herzoge, doch nicht so stark, wie es ein Tasso verlangen durfte. Zwar im Anfange seines Hoflebens konnte sich der Dichter über seine Stellung nicht beklagen; er erhielt doppelt so viel Gehalt als Ariosto unter dem Großvater des Herzogs, und die beiden Schwestern des Letztern überhäuften ihn mit Freundlichkeit, wofür er sie überschwänglich besang, doch ohne für die nicht mehr jungen Damen eine Leidenschaft zu fühlen, die er vielmehr einer Menge frisch aufblühender Hofdamen widmete. — Die Mißgunst anderer Dichter jedoch, die kleinliche

Splitterrichterei, welche nüchterne Kritiker an seinem eben entstehenden großen Dichterwerke üben zu sollen glaubten und damit seinen künstlerischen Stolz und Ehrgeiz verwundeten und verletzten, und sein gespanntes Verhältniß zu dem gelehrten und einflußreichen Minister Antonio da Montecatino verfolgten und kränkten ihn so hartnäckig, daß er nach und nach immer mehr zur Beute bedauerlicher Wahngebilde wurde. Er glaubte sich verrathen und von böswilligen Feinden umgeben, und hatte in Folge dessen manigfaltige Mißhelligkeiten, selbst den Mordversuch eines von ihm unbesonnener Weise Beleidigten zu erdulden. Solche Erlebnisse mußten ihm den Aufenthalt in Ferrara verleiden und einen andern wünschbar machen; aber seine geheimen Unterhandlungen mit dem eifersüchtigen Hause Medici, das ihn zu gewinnen suchte, stießen nur den Herzog Alfonso vor den Kopf. Zugleich plagten ihn religiöse Zweifel; der Widerstreit zwischen dem Glauben der herrschenden Kirche und der in seinem Innern waltenden Vernunft, und die Angst, er und sein Gedicht möchten der darin enthaltenen heidnischen Anspielungen wegen einst verdammt und vernichtet werden, beschäftigten ihn so sehr, daß er (was bereits krankhafte Gehirnzustände verräth) sich selbst als Ketzer der Inquisition stellte, sich sogar durch wiederholte von derselben erhaltene Absolutionen nicht beruhigen ließ, und in Briefen an Papst und Kaiser seine irrgläubigen Ansichten bekannte und entschuldigte, wobei er die bezeichnende Äußerung fallen ließ, die Kirche sei ihm stets eine Stiefmutter, — nicht eine Mutter — gewesen. Als er endlich in seinem Wahne so weit kam, einen Diener der Herzogin, der ihm verdächtig war, mit dem Messer anzugreifen, wurde er auf Befehl des Herzogs (1577) verhaftet, aber bald wieder freigelassen und sogar mit neuen Aufmerksamkeiten umgeben, um ihn zu zerstreuen. Sein Menschenhaß und seine religiösen Skrupel, als sei er kein guter Katholik, sowie die Wahrnehmung, daß man ihn, aus Besorgniß für seinen Zustand, nicht frei ausgehen ließ, bewogen ihn endlich zu dem unseligen Gedanken einer Flucht, den er auch ausführte. Mit Mangel und Ermattung kämpfend, irrte er in den Gebirgen Italiens umher und kam hungrig und zerlumpt bei seiner Schwester Cornelia in Sorrento an. Ihre Liebe und Sorgfalt wirkten günstig auf seinen Seelenzustand; aber die stille Zurückgezogenheit behagte dem nach Triumphen lüsternen Dichter nicht lange und er versuchte bald in Ferrara wieder Aufnahme zu finden, wurde jedoch von dem dortigen Hofe ignorirt. Der Herzog zürnte ihm heftig, selbst Leonora wagte nichts zu seinen Gunsten, — sie, die ihn sonst beschützt, war gleichgültig gegen ihn geworden. Endlich erhielt er, unter demütigenden Bedingungen, die Erlaubniß zur Rückkehr, und — folgte ihr. Aber gegenseitiges Mißtrauen war einmal vorhanden und löste das Verhältniß wieder. Er floh zum zweiten Male, irrte in Oberitalien umher, fand nirgends Ruhe, und — kehrte zum zweiten Male nach dem verhängnißvollen Ferrara zurück. Da aber der Herzog gerade seine zweite Hochzeit feierte, wurde Tasso nicht beachtet, sogar be-

spöttelt, schmähte darob den ganzen Hof und den Monarchen und — wurde (1579) in das Irrenhaus gesperrt, wo er sieben lange, furchtbare Jahre — nicht verlebte, sondern aus seinem edeln Leben verlor, während seine zahlreichen dort verfaßten Schriften keine Spur von Geisteszerrüttung verrathen. Und er mußte unter so schmählicher Behandlung schmachten und leiden und seinen Körper hinsiechen sehen, nur ausnahmsweise zu Festlichkeiten zugelassen, — während sein größtes Werk in der Welt ungeheures Aufsehen verursachte und sie gewaltig hinriß.

Gegen das Versprechen des (im Übrigen liederlichen) Herzogssohnes Vincenzo Gonzaga von Mantua, ihn dort zu verwahren, wurde er endlich, nachdem Leonora während seiner Gefangenschaft gestorben war, entlassen, — fristete, arm und krank umherirrend, ein kümmerliches Leben, und wurde, in damaliger Zeit der sogenannten Restauration des Katholizismus, eine Beute mittelalterlicher Frömmelei. Und gerade als ihm, zur Abwechselung einmal, wieder das Glück zu lächeln schien, als er nach Rom eingeladen wurde, um auf dem Kapitol, gleich Petrarca, zum Dichter gekrönt zu werden, und der Papst ihn ehrenvoll aufnahm, da brach, während die Ceremonie aufgeschoben wurde, ohne sie zu erleben, seine geschwächte Lebenskraft am 25. April 1595 zusammen.

Tasso legte seine poetischen Grundsätze in drei „Discorsi" nieder, in welchen er verlangt, daß ein Epos nur Wahrscheinliches und doch zugleich Wunderbares enthalten solle, was er dadurch erreichbar fand, daß der Stoff aus den Ereignissen genommen werde, mit welchen der Glaube das Wunder in Verbindung setze, doch die „heilige Geschichte" ausgenommen, an welcher nichts geändert werden dürfe, — also aus dem jüdischen Alterthum oder dem spätern Christenthum. Sein diesen Erfordernissen entsprechendes, bereits erwähntes größtes Werk, an dem er zwölf Jahre gearbeitet, ist die Gerusalemme liberata oder il Goffredo. Es beschreibt in zwanzig Gesängen und in Ottave rime den ersten Kreuzzug unter Gottfried von Bouillon und die Eroberung Jerusalems, durchwoben mit romantischen, den Rittergedichten seiner Vorgänger nachgeahmten Abenteuern der Helden, unter welchen Rinaldo die Hauptrolle spielte.

Dieses Werk erregte unter den gleichzeitigen Kritikern, noch zu Tasso's Lebzeiten, einen gewaltigen Sturm. Während die Einen ihn in den Himmel erhoben und als den größten Dichter Italiens priesen, — unter ihnen sogar der Neffe Ariosto's, welchem Tasso selbst diese unnatürliche Parteinahme ernst verwies, — zogen ihn Andere in den Staub herab und suchten ihn geradezu aus der Gemeinschaft der Dichter hinauszuwerfen, — so z. B. die eben frisch entstandene Akademie della Crusca in Florenz. Hier hatte nämlich der sonst unbedeutende Dichter Francesco Grazzini allerlei drollige Einfälle. Erst half er Anderen die Akademie der Feuchten (degli Umidi) stiften, deren Mitglieder kindischer Weise alle die Namen

von Fischen führten, und später (1582, einen Monat vor seinem Tode) eine zweite solche Anstalt, welche ihre Symbolik dem Müllerhandwerke entlehnte und sich la Crusca (die Kleie) nannte; sie hat jedoch das Unrecht, welches sie in ihren Kinderschuhen dem großen Dichter zufügte, in reiferen Jahren eingesehen und gut zu machen gesucht. Auf Tasso selbst übten diese wegwerfenden Urtheile, namentlich bei dem durch die lange Haft herbeigeführten Zustande seiner Gesundheit, — eine so niederdrückende Wirkung aus, daß er, mit ängstlicher Berücksichtigung der laut gewordenen Aussetzungen, sein unsterbliches Werk selbst verwarf, ja sogar Schritte zu dessen Vernichtung zu thun versuchte, und es unter dem Titel „Gerusalemme conquistata" in weit weniger poetischem, dagegen in bedeutend strenger religiösem Geiste zu einem traurigen Zerrbilde des Originals umarbeitete.

Tasso's Werk hat sich von der Ironie Ariosto's ferne gehalten, damit aber auch von dessen origineller, schöpferischer Phantasie und Farbenpracht. Das „befreite Jerusalem" will nicht unterhalten, nicht anziehen; es ist von einem heiligen Ernste, von der Begeisterung für das Christenthum diktirt. Dieser Gedanke ist die Quintessenz des Gedichtes. Es war eben nicht mehr die frivole Zeit eines Leo X., es gehörte nicht mehr zum guten Tone, ungläubig zu sein. Durch den Ausbruch und die Erfolge der Reformation erschreckt, hatte die katholische Kirche, wie oben weiter ausgeführt worden ist, sich aufgerafft und mit der Wiederherstellung ihres alten Glaubens die Sitten ihrer Diener zu verbessern begonnen. Tasso war ein Kind dieser Zeit der sogenannten Gegenreformation, — daher seine religiösen Bedenken, daher die streng kirchliche Stimmung seines Werkes und die fromme Verwerfung der von seinen Vorgängern gepflegten heidnischen Momente. Die Erinnerung an die Kreuzzüge war in einer Zeit, wo sich die Christenheit stets durch die Türken bedroht sah und der Seesieg Don Juans d'Austria bei Lepanto über jene Barbaren die feurigste Begeisterung erweckte, — und wo nun auch der Protestantismus als Macht der Kirche gegenüberstand, ein die Katholicität elektrisirender Gedanke.

Tasso's Poesie ist mithin tendenziös, und hat daher selbstverständlich etwas Absichtliches und Gezwungenes, während diejenige Ariosto's natürlicher und selbständiger war. Dagegen nähert sich Jener weit mehr den klassischen Vorbildern, und kopirt sogar Homer und Vergil beinahe ängstlich, — sein Werk ist ein einheitliches, fest zusammenhängendes, in Stil und Sprache durchaus vollendetes, abgerundetes, alle zersetzende und zersplitternde Abenteurerei verschmähendes, dessenungeachtet aber an poetischen und erhebenden Momenten und Schilderungen ungemein reiches; es ist zwar weder aus dem Volksgeiste hervorgewachsen, noch überhaupt originell, sondern, wie Scherr sagt, „ein in seinem innersten Wesen kaltes Kunstprodukt, ein gelehrtes Werk, auf dessen Blumen und Blüten sich der aschfarbene Schulstaub legt;" dafür aber, und gerade deshalb ist es auch ein

wirkliches Epos im Sinne der Alten, während die Rolandsgedichte ohne Ausnahme versifizirte Romane sind. Und weil es einen Stoff der wirklichen Geschichte behandelt, und zwar einen Stoff, dessen bewegende Idee eine so gewaltige war, daß sie noch heute begeistert, kann es darauf Anspruch machen, noch in der fernsten Zukunft mit mehr Interesse aufgenommen zu werden, als jene buntschillernden, wenn auch anziehenden Gemälde einer unhistorischen und fabelhaften Ritter-, Riesen- und Drachenzeit. Tasso ist übrigens bis heute in Italien der volksthümlichste und beliebteste Dichter geblieben, theils aus Sympathie mit seinem Unglück, theils weil seine Grundsätze eben auch jene des Volkes waren, und noch hört man die Gondolieri von Venedig seine Stanzen singen. Tasso's epische Begabung leuchtet auch aus seinem Trauerspiele „Torrismondo" hervor, das sich von der damaligen Rohheit dieser Dichtungsart frei hielt, aber an dem ihm auferlegten aristotelischen Regelzwang leidet. Ebenso erscheint Tasso in der lyrischen Poesie durch Glut und Tiefe, namentlich gegenüber dem frostigen Petrarca, als das „entschiedenste Talent" seiner Zeit.

Es ist eigenthümlich, daß der letzte Epiker Italiens, der Vergil der neuen Zeit, wie dieser, sein klassischer Vorgänger, sich zugleich in eine Richtung verirrte, die, von dem schwächlichen San Nazaro eingeführt und von Tasso veredelt, in der nächsten Zeit eine unbedingte, aber entwürdigende Herrschaft in der Literatur des ganzen civilisirten Europa ausübte. Es ist dies die verweichlichende, entnervende, geist-, kraft- und bodenlose sogenannte Hirten- und Schäferpoesie, eine Gattung, welche stets nur dann entstanden ist, wenn die Völker, entkräftet und zum Handeln unfähig geworden, sich resignirend einer Gewaltherrschaft in die Arme warfen und deren Willkür dadurch zu vergessen und zu verschmerzen suchten, daß sie sich in eine Welt hineinträumten, die niemals existirt hat und nirgends existiren kann, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil Hirtenvölker eben auf einer ursprünglichen Stufe der Kultur stehen, welcher alle Verweichlichung und daher auch alle Sentimentalität fremd ist.

Tasso hat sich das zweifelhafte Verdienst erworben, diese falsche und erlogene Richtung in seinem freilich mit „hinreißendem Zauber" geschriebenen Schäfergedichte „Aminta" (1572) zu ermutigen, und sein Zeitgenosse und Freund (bisweilen auch eifersüchtiger Nebenbuhler), der gleich ihm in dem gesunkenen Ferrara (seiner Vaterstadt) unverdient behandelte Giovanni Battista Guarini (1537—1612), huldigte dem nämlichen verdorbenen Geschmacke in seinem Hirtendrama „il Pastor fido". Aus diesem Werke indessen und den darin eingeflochtenen Chören entwickelte sich die schon durch Poliziano's Orfeo vorbereitete Oper erst zu vollem Leben, um von da an die italienische Bühne souverän zu beherrschen. Im poetischen Stoffe aber errang sich die abgeschmackte Schäferdudelei, auf die verrückteste Weise vermischt mit Ritterthum und Mythologie, eine

stets zunehmende Hegemonie unter den von Despoten niedergedrückten Völkern, wie auch an den Höfen, und der widerwärtigste Bombast machte sich in dieser Afterdichtungsart breit, zu welcher der neapolitanische Dichter Giambattista Marino (1565—1625) den entscheidenden Ton angab, ein Freund des alternden Tasso und ein Feind des ebenso schwülstigen Genuesen Gasparo Murtola, der in Turin, wo Beide angestellt waren, nicht nur Schmähgedichte mit ihm wechselte, sondern sogar auf ihn schoß, auf seine Fürbitte aber begnadigt wurde. Durch seine Einladung nach Paris verpflanzte Marino den verdorbenen Geschmack auch in die französische Poesie, welche bald darauf die herrschende wurde und ganz Europa ansteckte. Es war ein Zeichen der Zeit, daß dieser „Dichter", als er heimkehrte, in Rom und Neapel triumphirende Einzüge halten konnte.

Mit der Idylle geht stets Hand in Hand die Satire. Wie jene eine passive, ist diese eine aktive, wenn auch in der Regel unwirksame Opposition gegen Gewaltherrschaft, — eine Faust im Sacke! Trajano Boccalini büßte die Hingabe an diese Dichtungsart, indem er schonungslos die gewissenlose politische Wirthschaft in Italien, namentlich die spanische zu Neapel, brandmarkte, 1615 durch den Tod; vier maskirte Mörder überfielen ihn meuchlerisch im Bette. Gleichgesinnt, wenn auch klüger, war der Priester Alessandro Tassoni aus Modena (1565—1635), welcher dadurch hervorragt, daß er das erste komische Heldengedicht der Neuzeit schuf, „la Secchia rapita" (der geraubte Eimer), eigentlich weniger eine neue Form, als vielmehr die Loslösung des Komischen aus seiner von Pulci und Ariosto gepflogenen, von Bojardo und Tasso verworfenen Verbindung mit dem Tragischen. Der „geraubte Eimer", eine Geißelung zugleich politischer Zerfahrenheit, wie kirchlichen Übereifers, durfte in Italien nicht gedruckt werden. Und einerseits mit diesem Beginne einer vorher unbekannten Censur, die mit dem wiedererwachten religiösen Übereifer Hand in Hand ging, anderseits mit der vollendeten Entartung der Medici und Este, denen keine mäcenatischen Nachfolger erwuchsen, — schließt die Blüteperiode italienischer Literatur im Beginne der neuern Zeit.

Die italienische Sprache ist schon an sich Musik, auch wenn sie nicht in Noten gesetzt ist. Wir finden es daher passend, die Geschichte der italienischen Musik an diejenige der Literatur desselben Volkes anzuknüpfen, und dies um so mehr, als die übrigen Völker Europa's in der von uns dargestellten Periode noch keine selbständige Tonkunst aufzuweisen hatten. Als Vater der italienischen Musik gilt allgemein Palestrina, eigentlich Giovanni Pierluigi, aus dem Städtchen Palestrina (dem alten Präneste) im Kirchenstaate, geboren 1524. Im Jahre 1540 ging

er nach Rom, um sich in der Musik auszubilden, welche damals von Italienern fast ausschließlich theoretisch betrieben wurde, wie z. B. von dem verdienstvollen Franchino Gafuri oder Gaforio, geboren 1451 zu Lodi, gestorben 1522 als Chordirektor in Mailand, — praktisch aber blos von Spaniern, Franzosen und Niederländern ausgeübt wurde. Er besuchte die Schule des der letztgenannten Nation angehörenden Claudio Goudimel, wurde später von Julius III. als Magister puerorum, dann als Kapellmeister an der vaticanischen Basilika angestellt und verheiratete sich. Sein erstes Werk, eine Messe, erschien 1554, und erhob ihn 1555 unter die päpstlichen Sänger, aus deren Collegium er aber, weil kein Geistlicher, von dem fanatischen Paul IV. (Caraffa, dem Gründer der neuern Inquisition) verstoßen wurde. Er wurde darauf wieder Kapellmeister und schuf unsterbliche Kompositionen, welche die römische Kirchenmusik berühmt machten, noch heute mit Begeisterung gehört werden und in ihren Wechselchören und antwortenden Stimmen wunderbar ergreifen. Erst 1561 erhielt Palestrina eine Stelle, die ihn von drückenden Sorgen befreite; aber der Papst und das Concil von Trient gingen damit um, die Kirchenmusik, welche für zu weltlich galt und allerdings unpassender Weise oft leichtfertige, ja sogar unanständige Volkslieder zum Thema hatte, zu beschränken. Der mit der Vollziehung des bezüglichen Beschlusses beauftragte Karl Borromeo trug Palestrina auf, eine Messe zu schreiben, wie die Kirche sie wünsche; sei dies der Fall, so solle die Kirchenmusik unangetastet bleiben. Der Meister schrieb statt einer drei Messen, von deren dritter (Missa Papae Marcelli genannt, dem verstorbenen Gönner des Componisten zu Ehren —) sein Kunstgenosse Baini sagt: das Kyrie sei andächtig, das Gloria lebendig, das Credo majestätisch, das Sanctus himmlisch, das Agnus Dei demütig flehend, kurz, Alles unübertrefflich. Die drei Messen wurden 1565 unter Palestrina's Leitung aufgeführt und fanden so großen Beifall, daß wirklich keine Abänderung getroffen wurde. Als Papst Pius IV. sie hörte, fand er darin „einen Vorgeschmack des himmlischen Landes" und erhöhte des Meisters Einkommen und Ehre. Seit 1571 Kapellmeister der Peterskirche, gründete derselbe mit Nanini eine Musikschule, verbesserte den gregorianischen Gesang, das Brevier und römische Meßbuch mit Hülfe gelehrter Schüler, schuf im Alter noch eines seiner Hauptwerke, die Motetten aus dem hohen Liede, und starb 1594. Frau und Kinder waren ihm vorausgegangen, bis auf einen unwürdigen Sohn, Igino, der seine hinterlassenen Manuscripte unberechtigter Weise aus Gewinnsucht verkaufte. Ein Denkmal erhielt Palestrina nicht; das beste sind seine fast unbegreiflich zahlreichen herrlichen Werke.

Wie Palestrina für die kirchliche, so wirkte für die weltliche Musik Vincenzo Galilei, Vater des großen Astronomen (s. oben S. 387), geboren 1533. Er war Schüler des verdienten Musikkenners Zarlino und bildete 1580 mit anderen Adeligen zu Florenz eine Gesellschaft für

Literatur und alles Schöne, in welcher durch ihn auch für Musik Interesse erweckt wurde. Er knüpfte an Reste alter griechischer Musik an, die er aufgefunden haben wollte, schrieb wissenschaftliche Werke über die Theorie der Musik, komponirte selbst und versuchte mit seinen Freunden Giovanni Bardi, Jacopo Peri und Anderen die Wiedergeburt der antiken Tragödie, welches unmögliche Unterfangen später der Oper das Leben gab. Vincenzo Galilei starb am Anfange des siebenzehnten Jahrhunderts.

Vierter Abschnitt.

Die spanische und portugiesische Poesie.

Die Literatur der iberischen Halbinsel, soweit sie nicht der in dieselbe eingedrungenen arabischen, sondern der durch die Vermischung älterer Eindringlinge, der Römer und Westgothen mit den vaskischen Ureinwohnern entstandenen romanischen Nationalität angehört, ist neuern Datums als ihre Schwestern ähnlicher Mischung, die italienische und französische, — von der noch ältern deutschen nicht zu sprechen. Ihr erstes Stammeln fällt in die Zeiten der Blüte des Kampfes zwischen Christenthum und Islam, der schon vor den Kreuzzügen begonnen hatte und sich daher während derselben von dem Kampfe, den das übrige Europa im Morgenlande führte, nothgedrungen absonderte. Ohne Zweifel haben die christlich-romanischen Spanier die Poesie durch ihre maurisch-arabischen Gegner kennen gelernt, mit denen sie während des ehrlichen Kampfes auf einem loyalen, fast gemütlichen Fuße standen, der von dem spätern Verhalten der Inquisitionen, nach vollbrachtem Siege gegenüber den Unterlegenen, vortheilhaft absticht. Die unsterblichen Thaten des seine Gegner aufrichtig achtenden und human behandelnden Helden Rodrigo Diaz de Vivar, genannt el Cid (s. Einleitung S. 140) waren es, welche die spanische Literatur schufen. Dieser weltlichen Äußerung der Poesie trat jedoch bald auch eine geistliche in frommen Legenden an die Seite, bis das Ritterepos beide vereinte, indem es erst Alexander den Großen durch Sangura (dreizehntes Jahrhundert) naiver Weise zum Christen stempelte und dann durch den Portugiesen Vasco de Lobeira im vierzehnten Jahrhundert die bunte Fabel des „Amadis von Gallien", des Stammvaters aller Amadise, aufbrachte, welche Garcia Ordoñez de Montalvo im fünfzehnten Jahrhundert in Spanien einbürgerte. — Über den angegebenen literarischen Horizont ging zuerst der gekrönte Astronom und Historiker

Alfons X. von Castilien in mystischen Gedichten und im vierzehnten Jahrhundert der castilische Infant Juan Manuel in moralischen Novellen hinaus, worauf im fünfzehnten Jahrhundert die provençalische Lyrik Eingang und in den Romanzendichtern Enrique de Aragon, Marquis von Villena, Lopez de Mendoza, Marquis von Santillana, Juan de Mena und Anderen begeisterte Nacheiferer fand, deren Werke Hernando de Castillo 1511 im Cancionero general sammelte.

Alle diese literarischen Bethätigungen bekundeten noch kein Hinausgehen über den stabilen Standpunkt des mittelalterlichen Geistes, d. h. noch keine Opposition gegen die Autoritäten, welche diesen Geist pflegten, wie sie Dante in Italien zuerst, wenn auch in beschränkter Weise, gewagt hatte. Dies war den geistvollen Satirikern vorbehalten, welche wir als Vorläufer reformatorischer Gedanken in Spanien bei Gelegenheit der Geschichte dortiger Inquisition anführten (s. oben S. 241 ff.), Juan Ruiz, Lopez de Ayala, Juan de Padilla, Torres Naharro, Sandoval, Osuna, Leon, Nuñez und Aranda.

Die Verhältnisse Spaniens, die wir oben kennen lernten, brachten es jedoch mit sich, daß eine oppositionelle Literatur sich nur kümmerlich entwickeln konnte, indem die Zuchtruthe der Inquisition stets über ihr schwebte, und daß das Land, in welchem die Glaubenswut herrschte und alle Kreise sich unterwürfig machte, eine literarische Blüte, auf welche seine hervorragenden Geister doch hinarbeiteten, ausschließlich in solchen Gebieten zu suchen gezwungen war, in denen man sich bewegen kann, ohne der Ketzerverfolgung in die Arme zu laufen. Diese Gebiete erstrecken sich nun freilich auf die gesammte Poesie, mit Ausnahme der eigentlichen Satire, und auf eine devot gefärbte Geschichtschreibung, — aber ja nicht etwa auf die forschende Wissenschaft. Und bei aller Sorgfalt in Vermeidung jedes Anstoßes bei der Rechtgläubigkeit, hat die spanische Literatur in jenen erlaubten Zweigen der Poesie und Wissenschaft während des sechszehnten und siebenzehnten Jahrhunderts eine Blüte erreicht, welche als ein großartiger Fortschritt gegenüber den mittelalterlichen Leistungen angesehen werden muß und wider Willen dazu beigetragen hat, daß die von ihr sogar theilweise verherrlichte Unduldsamkeit endlich ein schmähliches, für die Sache der Aufklärung aber glückliches Ende nehmen mußte.

Verschiedene Umstände trugen dazu bei, die erwähnte Blüte der spanischen Literatur an's Tageslicht zu rufen. Einmal war es gerade der Geistesdruck der Inquisition, welcher die Spanier zwang, auf eine Thätigkeit des prüfenden und urtheilenden Verstandes zu verzichten und ihre ganze geistige Kraft der Phantasie zuzuwenden. Daß diese Bethätigung nicht auf einer unvollkommenen Stufe stehen blieb, dazu trug in zweiter Linie das Beispiel Italiens bei, dessen seit Lorenzo de' Medici neu emporstrebendes künstlerisches und dichterisches Schaffen die Spanier kennen lernten, als sie mit Frankreich um die Herrschaft in Italien rangen. Daß

die Blüte der spanischen Poesie aber endlich zur höchsten Pracht sich entfaltete, war drittens die Folge der wachsenden Macht Spaniens, dessen Flaggen seit Magelhaens auf allen Meeren der Erde wehten, dessen Waffen die ganze neuentdeckte Welt bezwungen hatten und über das Schicksal Europa's entschieden, dessen König zugleich deutscher Kaiser war und mit Recht sagen konnte, daß in seinem Reiche die Sonne nicht untergehe. All' dies verlieh dem Spanier das Selbstgefühl, daß er der Herr der Welt sei, und ließ ihn vergessen, daß er zu Hause ein Sklave des Königs, und, diesen selbst nicht ausgenommen, ein solcher der Inquisition war; — ja es erfüllte ihn sogar mit Stolz auf sein siegreiches orthodoxes Christenthum, dem Alles sich beugen mußte und dem Niemand ungestraft widersprechen durfte.

Der erste Zweig der spanischen Literatur, der sich zu einem Grade von Bedeutung erhob, war die lyrische Poesie, und der erste Dichter, der in ihr Großes leistete, — Juan Boscan Almogaver aus Barcelona (1490—1543). Durch den venetianischen Staatsmann und Gelehrten Andrea Navagiero, welcher als Gesandter nach Spanien kam, wurde er 1526 in Granada ermuntert, die italienischen Sonette und andere lyrische Formen, statt des bisherigen einförmigen Metrums der Cancioneros, in die spanische Poesie einzuführen. Er that es, schrieb Sonette, Canzonen und Ottave rime nach Art der Italiener, aber in spanischer Sprache und mit ächt poetischem Feuer, zugleich aber auch Episteln nach Art des Horaz und anderer Alten, ein Epos in reimlosen Jamben: Hero und Leander (nach Musäos) und die zarte Allegorie vom „Reiche der Liebe" in Ariosto's Ton. Sein erster Nachfolger war sein Freund, der tapfere Garcilaso (eigentlich Garcias Laso) de la Vega aus Toledo, welcher von den Ereignissen der Türkenkriege bis Wien und Tunis geführt wurde, aber allzufrüh, 1536, erst 33 Jahre alt, in Erstürmung einer Feste bei Marseille als Krieger fiel. Er schrieb besonders Idyllen, dann auch Elegien, Episteln, Canzonen, Sonette, Oden, Lieder u. s. w. Seine Verse sind zart, wohllautend und schwärmerisch.

In der Ekloge oder Idylle ahmten Garcilaso zuerst nach die beiden Portugiesen Francisco de Saa de Miranda (1495—1558) und Jorge de Montemayor (geboren vor 1520, 1561 zu Turin in einem Duell gefallen), welche jedoch meist in spanischer Sprache dichteten. Unter den Werken des Ersten, der sich besonders in reizenden Landschaftsbildern auszeichnete, ragt hervor das Hirtengedicht auf den Fluß Mondego, unter denen des Zweiten der Hirtenroman „la Diana enamorada", welcher in Prosa geschrieben und mit Versen vermischt ist, aus mehreren in einander verwickelten Erzählungen besteht, und dessen Helden der Dichter selbst unter dem Namen Sereno und seine Geliebte (Diana genannt) sind. Er hat zum Muster Sannazaro's Arcadia, würde aber vom Verfasser unvollendet hinterlassen.

Auch der zweite, schwächere Theil, welchen Alonso Perez aus Salamanca 1564 dazu schrieb, erreichte das Ende nicht. Eine andere Fortsetzung dagegen von Gaspar Gil Polo aus Valencia, Professor an der dortigen Universität, brachte den Roman durch die endliche Vereinigung der Liebenden zu einem erwünschten Schlusse. Überschwängliche Sentimentalität ist, bei vielen einzelnen Schönheiten, der Grundzug dieser Dianen. Mit ihm war die Blütezeit der spanischen Idylle vorbei, an welche indessen noch einzelne Werke des Cervantes erinnern. Unter den späteren vergessenen, eine Idealwelt schildernden Gedichten ragen nur jene des Bernardo de Balbuena, geboren 1568 in Valdepeñas, aber in Mexiko erzogen, 1627 als Bischof von Portorico gestorben, hervor. Sein Siglo de Oro (goldenes Zeitalter) bringt merkwürdiger Weise nicht die mindesten Anklänge an die Pracht der Tropen; auch schrieb er ein Epos „Bernardo" aus dem Sagenkreise Karls des Großen.

Von der Abschweifung zur Idylle blieben unter den lyrischen Nachfolgern Boscan's Folgende frei: Luis Ponce de Leon (1528—1591) aus Belmonte, Mönch, Doktor der Theologie, Professor in Salamanca, wurde 1572 vor die dortige Inquisition geladen, weil er das „Hohe Lied", gleich einer bloßen Ekloge, in das Spanische übersetzt und die Bibelübersetzung der Vulgata für mangelhaft erklärt hatte, trotz seiner demütigen Unterwerfung eingekerkert, nach fast fünf Jahren endlich zur Folter verurtheilt, vom höchsten Rathe zu Madrid aber freigesprochen und nur seine Übersetzung — unterdrückt, worauf er in seinen Vorlesungen fortfuhr, als ob nichts geschehen wäre. Seine besten Werke, Abhandlungen, geistliche Lieder und wunderbar erhabene Oden, sowie Übersetzungen des Horaz und Vergil, sind vor seiner Gefangenschaft geschrieben; nachher war seine Kraft gebrochen; er schrieb zwar noch, um seine Rechtgläubigkeit zu beweisen, eine mystische Erklärung des Hohenliedes in lateinischer Sprache, aus welcher indessen doch hervorleuchtet, daß er dies Buch mit Recht eben nur für eine Ekloge hielt. — Fernando de Herrera (1534—1597) aus Sevilla, auch Geistlicher, doch von ruhigerm Leben, schrieb herrliche lyrische Gedichte verschiedener Form auf die Liebe (der arme Cölibatär!) wie auf den Sieg bei Lepanto und auf den traurigen Untergang König Sebastians von Portugal. Seine Sprache ist jedoch etwas steif und geziert, wie durch gesuchte griechische und lateinische Wörter entstellt. Eine Sammlung der besten lyrischen Gedichte jener Zeit gab 1605 Pedro Espinosa heraus, in welcher jedoch auffallender Weise Herrera fehlt. Des Letztern gezierte Schreibart wurde von seinen Nachfolgern noch weiter getrieben, und es bildete sich der sogenannte „gebildete Stil" (Cultismo) aus, der trefflich zu den gleichzeitigen Ungeheuerlichkeiten des Italieners Marino und des Franzosen Ronsard und ihrer Schulen paßte, und dessen erster Prophet Luis de Góngora (1561—1627) aus Cordova war, ein vernachlässigter Geistlicher, der es blos bis zum Kaplan des Königs brachte. Seine meist

lyrischen Gedichte sind ebenso schwülstig als unverständlich, so daß sie bezeichnender Weise Erläuterungen von Seite Anderer in's Leben riefen; seine unzähligen Nachfolger und Nachahmer sind nicht der Rede werth.

Eine andere gleichzeitige verfehlte Richtung war die der „Erfindungsreichen" (Conceptistas), welche sich in mystischen Bildern und Wortspielen übten und an deren Spitze Alonso de Ledesme aus Segovia (1552 bis 1623) stand, welcher bemerkenswerth ist, weil er den Mut hatte, auf Philipps II. Tod unehrerbietige und freimütige Gedichte zu schreiben. An der Spitze der Dichter dagegen, welche diesen Verirrungen Widerstand entgegensetzten, befanden sich die Brüder Argensola, Lupercio und Bartolome, welche am Anfange des siebenzehnten Jahrhunderts meist in Neapel lebten, woher ihre Familie stammte. Unter ihren Nachfolgern finden wir auch einen Borgia, Enkel Papst Alexanders VI., Francisco Fürst von Borja und Esquilache (Squillace), Vicekönig von Peru (gestorben 1658), welcher treffliche lyrische Romanzen und Sonette und ein unbedeutenderes episches Gedicht (die Eroberung Neapels) schrieb.

Am kümmerlichsten unter allen Dichtungsformen entwickelte sich in Spanien das Epos, weil es, nach langer Unterbrechung seit der Zeit der alten nationalen Heldendichtung vom Cid, erst durch die Kriegsthaten des sechszehnten Jahrhunderts mit allzugroßer Absichtlichkeit in's Leben gerufen wurde und dies rein von Nachahmungen der italienischen Epiker fristete. Es wurden nach dem Muster Ariosto's, Tasso's und Anderer theils geradezu elende, theils mittelmäßige Heldengedichte nach den verschiedensten Stoffen aus der spanischen Geschichte, von der Eroberung Sagunts bis auf Karl V., sowie aus dem Sagenkreise Karls des Großen, aus der Geschichte Jesu und — Loyola's u. s. w., zusammengeflickt. Sie alle überragt, obschon selbst mittelmäßig, ein einziges, dessen Ruf noch heute besteht, — die „Araucana" des Alonso de Ercilla y Zuñiga, aus einer biscayischen Familie 1533 in Madrid geboren. Der Dichter begleitete den nachherigen König Philipp II. als Prinzen auf dessen Reisen in Europa und zu seiner Vermälung nach England, ging aber 1554 aus Durst nach Ruhm und Abenteuern nach Südamerika, um gegen die Araukaner zu kämpfen, die sich Spaniens Joch nicht auflegen lassen wollten, machte diesen Krieg unter den größten Mühseligkeiten und Gefahren mit, wurde von seinem Oberbefehlshaber Garcia de Mendoza hart behandelt, wofür er sich dadurch rächte, daß er in seinem Gedichte desselben nicht erwähnte, was dem Dichter hinwieder vieles Mißfallen zuzog, — kehrte nach acht Jahren zurück, war vorübergehend Kammerherr des deutschen Kaisers und starb arm 1595 in Madrid. Sein Epos, dessen Anfang er während des Krieges mit den Wilden schrieb, zählt 37 Gesänge, ist unvollendet, und mehr ein Kriegstagebuch, als ein Heldengedicht. Es läßt den verfolgten Indianern Gerechtigkeit widerfahren und sie gleich homerischen Helden sprechen, ja beklagt

sogar ihre durch die Eroberer zerstörte Sitteneinfalt, vergißt aber nie die spanische Unterthanentreue, auch gegen einen undankbaren König. Merkwürdig ist auch hier das gänzliche Ignoriren der tropischen Scenerien des Landes, in welchem das Gedicht spielt. Bezeichnend ist der Gegensatz, in welchen die ersten Verse zu denjenigen von Ariosto's Orlando treten, indem sie gerade das Gegentheil zu besingen versprechen: „weder Damen, noch Liebe, noch Galanterie verliebter Ritter, weder Huldigungen noch Feste, sondern den Mut und die Thaten der tapfern Spanier, welche Arauko's trotzigem Nacken das harte Joch auferlegten." Fortgesetzt wurde die Araucana durch Diego de Sanisteban Osorio aus Leon in 33 Gesängen (1597), aber in elender Ausführung. Ein anderer Dichter, Pedro de Oña, suchte in einem „Arauco domado", das unvollendet blieb, Ercilla's Unterlassungssünde gegen Mendoza gut zu machen, fand aber keine Beachtung.

Dagegen hat die gleichzeitige portugiesische Literatur, welcher in allen übrigen Zweigen Namen erster Größe fehlen, ein desto herrlicheres Produkt wahren epischen Geistes aufzuweisen. Der Verfasser desselben, Luis de Camões, 1525 zu Lissabon geboren, studirte zu Coimbra, während er zugleich dichtete, diente in einem Seekriege gegen Marokko, wo er das linke Auge verlor, und fuhr 1553 nach Ostindien, wo er wieder Kriegsdienste that, aber wegen einer satirischen Schilderung der schlechten portugiesischen Verwaltung jener Gegenden nach Makao in China verbannt wurde. Dort schrieb er sein berühmtes Epos, wurde später begnadigt, litt Schiffbruch, rettete schwimmend sein Werk, kam jedoch zu Goa in den Schuldthurm, kehrte 1569 arm nach Portugal zurück, lebte vom Bettel seines treuen indischen Dieners, und starb 1579 im Hospital zu Lissabon, — ein Jahr nach der Unterjochung seines Vaterlandes durch Spanien. Er schrieb unbedeutende Dramen, etwas bessere Canzonen und das Epos „Os Lusiadas" (die Lusitanier), welches in zehn Gesängen die Fahrt des Vasco de Gama nach Ostindien, als die Begründung des portugiesischen Ruhmes, besingt. Seltsamer Weise nimmt es (wie auch Ercilla's Gedicht) die Personen der antiken Mythologie zu Hülfe, so z. B. Mars und Venus als Begünstiger, Bacchus als Gegner der portugiesischen Unternehmung, deren Ganzes, unbeschadet der Christlichkeit des Dichters, — Jupiter leitet. Das Werk ist aber reich an den erhebendsten Schönheiten, die Sprache edel und ächt dichterisch, die Charakteristik markant, die Schilderungen der Natur unübertrefflich, ja sogar wissenschaftlich genau (zur Beschämung Ercilla's). Unter den Episoden ist die ergreifendste die vom Schicksale der unglücklichen Ines de Castro.

Mehr und glänzendere Lorbeeren als durch das Epos erlangten die Spanier durch den Roman, der ihnen sogar seine neuere Gestaltung wesentlich verdankte. Er erscheint bei ihnen in zwei Hauptformen: dem

Schelmenroman, welcher durch seine einseitige Richtung an den Riesenroman des Rabelais erinnert, aber vor ihm den realistischen Inhalt voraus hat, — und dem universellen Roman des Cervantes.

Der Schelmenroman war, gleich dem Werke des Schalks von Chinon, eine Satire auf den Ritter- und Hirtenroman, dessen erlogenem Wesen, wie bei Rabelais eine erdichtete, so hier eine wirkliche Derbheit und Naturwüchsigkeit entgegengestellt wurde. Der Schöpfer des Estilo picaresco (von picaro, Schelm) war Diego Hurtado de Mendoza, ein Universalgenie (Gelehrter, Dichter, Staatsmann und Krieger), geboren 1503 zu Granada aus altem Adelsgeschlechte. Als jüngster Sohn für die Kirche bestimmt, studirte er in Salamanca Sprachen, Philosophie und Recht, während er die Theologie vernachlässigte. Als Student schon schrieb er den ersten der angedeuteten Romane: Lazarillo de Tormes, — die in erster Person erzählte Geschichte eines Schelms, welcher als Führer eines blinden Bettlers seine Laufbahn beginnt, als Diener bei allen möglichen Ständen, welche lächerlich gemacht werden können, debütirt, ein niederträchtiger Spitzbube wird und sich endlich aus unwürdigen Beweggründen verheiratet und festsetzt. Das Buch ist leicht, pikant, lebendig, witzig und geistreich geschrieben, aber unvollendet; zudem hat die inquisitorische Censur die wahrscheinlich interessantesten Dienste des Helden bei dem Mönche und dem Ablaßkrämer gestrichen. Es erschienen mehrere Fortsetzungen des Lazarillo, deren beste die des Juan de Luna ist; aber keine erreichte das Original. Mendoza gab die Theologie natürlich auf, ging als Soldat nach Italien, war 1538 Gesandter Karls V. in Venedig, begünstigte die humanistische Thätigkeit der Gelehrten und Buchdrucker, vertrat den Kaiser in Siena, dann am Concil von Trient, 1547 in Rom, wo er dem Papst Julius III. gegenüber das kaiserliche Ansehen nachdrücklich wahrte, mißfiel als unabhängiger Charakter Philipp dem II., und wurde wegen eines Streithandels vom Hofe verbannt. Er begünstigte die Dichtweise Boscan's und Garcilaso's, übte sie selbst und schilderte das Hofleben in satirischer Weise. Trotzdem in hohem Alter wieder an den Hof gerufen, starb er 1575 in Madrid. Als Geschichtschreiber werden wir ihm später begegnen.

Erst fast ein halbes Jahrhundert nach dem Erscheinen des Lazarillo wurde der Schelmenroman weiter kultivirt, dessen Originale inzwischen an Zahl enorm zugenommen hatten, weil die fortwährenden Kriege in Europa und die Expeditionen nach Amerika eine Masse unbeschäftigt herumziehender Strolche und Abenteurer nach Spanien warfen. Mendoza's erster Nachfolger war Mateo Aleman aus Sevilla, von dessen Leben wenig mehr bekannt ist, als daß er 1609 in Mexiko war. Sein Buch: „Leben und Thaten des Schelmen Guzman von Alfarache," zuerst 1599 in Madrid erschienen, schildert das Leben eines Abenteurers nach Art des Lazarillo, der aber in Rom zum Bettler wird. Der erste Theil hatte so

glänzenden Erfolg, daß ein literarischer Betrüger einen zweiten Theil erscheinen ließ, den aber der Verfasser entlarvte, indem er 1605 die wahre Fortsetzung herausgab, in welcher er sich jedoch fast mehr mit der Züchtigung seines Nebenbuhlers, als mit seinem Helden abgab, dessen Begnadigung das Buch schließt; ein beabsichtigter dritter Theil erschien nie. Das Buch ist in der sogenannten Spitzbubensprache, die eingestreuten, zum Gegenstande schlecht passenden Sittenlehren aber in reinstem Spanisch geschrieben. Unter vielen Nachahmern und Nachfolgern zeichnet sich aus: Vicente Espinel, früher Krieger und selbst Abenteurer, dann Kaplan zu Ronda, wo er 1540 geboren war; er starb wahrscheinlich 1630 (90 Jahre alt!). Nach ihm heißt eine Versart, welche er in lyrischen Gedichten anwandte, „Espinelen". Sein Roman „Bericht vom Leben und den Abenteuern des Knappen Marcos de Obregon" (erschienen 1618) unterscheidet sich nicht wesentlich von seinen Vorgängern, ebensowenig die Geschichte „Alonso's, des Dieners vieler Herren" (1624 erschienen) von Yañez y Rivera, Arzt zu Segovia, gestorben 1632. — Dasselbe läßt sich auch sagen von der „Geschichte und Lebensbeschreibung des großen Erzschelms Paul von Segovia," welche der vielseitige Dichter Francisco Gomez de Quevedo y Villegas 1627 drucken ließ. Der Verfasser, 1580 zu Madrid geboren, wurde durch einen Zweikampf zur Flucht nach Sicilien und Neapel bewogen, schwang sich dort zum Finanzminister des Vicekönigs Herzog von Ossuna empor, verlor seine Stelle durch Entlassung des Letztern, wurde 1639 zu Madrid, als Verfasser einer Satire auf den König verdächtig, eingekerkert und starb bald nach seiner Freilassung 1645. Außer dem erwähnten Schelmenroman schrieb er, theilweise in geschraubtem Stile der Kultisten, verschiedene Gedichte, die unter falschem Namen erschienen, theologische Abhandlungen, eine mythologische Dichtung in Prosa (La fortuna con seso), Satiren unter dem Titel „Träume" in bitterer Sprache u. s. w. — Einen weiblichen Schelmenroman „die Gaunerin Justina", von wenig Anständigkeit und auch von wenig Erfindungsgabe, schrieb der Dominikaner (!) Andreas Perez aus Leon unter falschem Namen.

Die Unzahl der Schelmenromane stellt aber in tiefen Schatten der erste universelle, ideale oder moderne Roman, an dessen Stirne der unsterbliche Name: Miguel de Cervantes Saavedra steht. Dieser größte Geist, den Spanien je hervorgebracht, wurde aus halbtausendjährigem Adelsgeschlechte 1547 zu Alcala de Henares geboren. Nichtsdestoweniger arm, studirte er in Salamanca, ging 1570 im Dienste eines päpstlichen Legaten nach Rom, schon im folgenden Jahre aber in die Kriegsdienste seines Vaterlandes, focht bei Lepanto nicht ohne Auszeichnung mit und verlor in dieser Schlacht den Gebrauch seines linken Armes, was ihn jedoch nicht an weiterm Mitkämpfen hinderte. Auf der Heimreise aber wurde 1575 sein Schiff von algerischen Seeräubern genommen und er war fünf Jahre lang Sklave eines harten Dei, bis er, nach wiederholten

romantischen Flucht- und Aufstandsversuchen, die ihn seinem Herrn furchtbar machten, sich seiner Loskaufung durch seine arme Mutter erfreuen konnte. Nachdem er wieder im Kriege, diesmal in Portugal und auf den Azoren gedient, veranlaßte ihn die portugiesische Geschmacksrichtung zu einem Versuche in der verfehlten Kunstgattung des Schäferromans; er schrieb 1584 die anmutige, doch nicht originelle und zudem unvollendete „Galatea". Dann verheiratete er sich und widmete sich mehrere Jahre hindurch dem Drama, indem er zwanzig bis dreißig Stücke schrieb, die zu seiner Zeit nicht gedruckt wurden und von denen blos zwei (!) erhalten sind: das Leben in Algier (el trato de Argel) und Numancia. Das erste schildert die Lage der gefangenen Christen in Nordafrika und ist unbedeutend gegen das zweite, das die Belagerung und Einnahme der alten Stadt Numantia durch die Römer unter Scipio zum Gegenstande hat und trotz mancher Unvollkommenheiten durch seine tiefe Tragik in den Schrecken des Kampfes, des Hungers und des Todes erschüttert.

Des Cervantes bisherige dichterische Thätigkeit war nicht mit Erfolg gekrönt. Er blieb arm, mußte sich mit Eintreibung von Schulden zu erhalten suchen, bei welcher Gelegenheit ein Geltverlust ihn zu Sevilla in's Gefängniß brachte, und suchte lang umsonst Anstellungen, selbst in Amerika, welche Sorgen ihm mehrere bittere Satiren auspreßten. Nach der Sage soll er nochmals unschuldig eingesperrt worden sein, und zwar in der Landschaft „La Mancha", und soll dort im Kerker den Don Quijote begonnen haben. Ein drittes Mal traf ihn dasselbe Schicksal aus Irrthum zu Valladolid, wo er seit 1603 lebte, doch bei dem dort weilenden Hofe keine Beachtung finden konnte. Während seines dortigen Aufenthalts erschien 1605 zu Madrid der erste Theil des Don Quijote in mehreren rasch sich folgenden Auflagen, die aber den Dichter, der seit 1606 in Madrid wohnte, nicht bereicherten, wie ihn auch seine Landsleute wenig beachteten. Im Jahre 1613 erschienen von ihm zwölf Novellen in einem Bande, 1614 die „Reise auf den Parnaß", eine allegorische Satire in Terzinen ohne besondern Werth, und seit 1615 acht neue Schauspiele ohne Originalität, dagegen acht Zwischenspiele von drastischer Komik. Schon 1613 hatte Cervantes einen zweiten Theil des Don Quijote angekündet; aber ein gewisser Alonso Fernandez de Avellaneda aus Aragon kam ihm 1614 mit einem solchen zuvor, — einer höchst elenden und geistlosen Arbeit, in welcher sich der (wahrscheinlich pseudonyme) Verfasser über Cervantes auf die gemeinste Weise lustig machte und den Helden im Irrenhause sterben ließ. Sofort ließ der erzürnte Dichter 1615 seinen eignen zweiten Theil (im 68sten Jahre seines Lebens) erscheinen und hechelte darin den Fälscher unbarmherzig durch. Nach dieser Arbeit schrieb Cervantes noch einen Roman „Persiles und Sigismunda", der aber erst ein Jahr nach seinem Tode erschien und ein Versuch ernster Gattung, im Gegensatze zur komischen des Ritters von der traurigen Gestalt, sein sollte. Es ist ein Reiseroman,

der in verschiedenen Ländern spielt, besonders in dem phantastisch beschriebenen (dem Dichter unbekannten) Norden, aber trotz seines sorgfältigen Stils als mißlungen betrachtet werden muß. Kaum hatte Cervantes das letztgenannte Werk vollendet, als er, am 23. April 1616, starb, unter demselben Datum des neuen Kalenders, unter welchem, nach dem alten Kalender (also zehn Tage später) sein großer britischer Zeitgenosse, Shakespeare, aus dem Leben schied. Cervantes war als Spanier ein durchaus gläubiger Katholik; ja drei Jahre vor seinem Tode zog er die Franziskanerkutte an und trat drei Wochen vor demselben Ereignisse sogar in den genannten Orden. Auch hat sein letzter Roman einen ausgeprägt katholischen Charakter, indem er mit einer Wallfahrt nach Rom schließt; in seinem Hauptwerke aber hat er sich nirgends fanatische Äußerungen und überhaupt in seinen Werken, soviel uns bekannt, niemals jene verrückte Bewunderung der Inquisition zu schulden kommen lassen, welche an seinen jüngeren dramatischen Zeitgenossen und Nachfolgern so peinlich auffällt. Sein Humor ist vielmehr sehr unbefangen und verschont selbst die Geistlichkeit nicht; nur gegen die verfolgten Mauren zeigt er oft verletzende Härte und grimmigen Haß, was aber nach den unsäglichen Leiden, die er in der Sklaverei bei diesem Volke erduldet hat, im Grunde nicht in Erstaunen setzen kann.

Das einzige Werk unsers Dichters, welches eine eingehende Besprechung verdient und allein ihn berühmt gemacht hat, ist „der scharfsinnige Edelmann Don Quixote [neuere Schreibart: Quijote] aus der Mancha“ (el ingenioso Hidalgo Don Quixote de la Mancha), in zwei Theilen, deren jeder sechs Bücher zählt. —

Der Zweck dieses unsterblichen und ersten modernen Romans ist die Vernichtung der mittelalterlichen und noch im sechszehnten Jahrhundert grassirenden Ritterromane, die, mit Amadis von Gallien (s. oben S. 468), dem besten der Gattung beginnend, endlich eine solche Flut elender und unnützer Machwerke bildeten, daß sogar die spanische Regierung dagegen einschritt und sie 1553 in Amerika, sowie 1555 in Spanien selbst verbot und zum Feuer verurtheilte. Der Zweck wurde weniger durch diese Maßregel, als durch den Don Quijote erreicht, seit dessen Erscheinen kein Ritterroman mehr das Licht der Welt erblickt hat.

Die Bedeutung des Werkes ist aber durch den Geist des Verfassers eine weit höhere geworden, — ob absichtlich oder nicht, wagen wir nicht zu entscheiden. Der Ritter von der traurigen Gestalt, welcher steif und fest an die vollkommene Wahrheit des Inhalts der Ritterromane glaubt und deshalb mit nothdürftig zusammengeflickter Rüstung in die Welt hinauszieht, um nach der Art der Helden jener Fabelwerke zu leben und zu wirken, die Unschuld zu beschützen, Riesen, Zauberer und Ungläubige zu bekämpfen, ist die unübertreffliche Personifikation des idealistischen Menschen, und sein Schildknappe, den er sich später beigesellt, der plumpe,

gefräßige, habsüchtige und lügnerische, aber mit Mutterwitz begabte Bauer Sancho Pansa diejenige des Realismus.

Der Idealist will die Welt reformiren, ohne sie zu kennen; er geht von vorgefaßten Vorurtheilen aus, die er sich nicht nehmen läßt und steuert ohne alle Rücksicht auf thatsächliche Verhältnisse, seinem phantastischen Ziele zu. Daher sieht sein Abbild Kneipen für Schlösser, Wirthe für Burgherren, Mägde für Edeldamen, Windmühlen für Riesen, Schafheerden für feindliche Heere, harmlos mit Gefolge reisende Damen für widerrechtlich Entführte, ein Barbierbecken für einen Helm, Galeerensträflinge für gefangene Ehrenmänner an und verehrt eine niemals gesehene Bäuerin als die Dame seines Herzens. Um seine Ziele zu erreichen, spiegelt der Idealist dem Realisten, dessen Hülfe er in Anspruch nimmt, ungeheure Reichthümer (so hier den Besitz einer unbekannten Insel) vor, scheitert aber in all seinen Unternehmungen, in Folge seiner tollen Weise, sie anzugreifen, so jämmerlich, daß, zur Veranschaulichung dieses unvermeidlichen Resultates, der verspätete Ritter und sein Widerspiel überall geschlagen, verhöhnt oder eingesperrt werden. Diesen beiden Extremen des einseitigen Idealismus und Realismus gegenüber finden wir den unbefangenen und uneigennützigen gesunden Menschenverstand repräsentirt in dem Pfarrer und dem Barbier aus Don Quijote's Dorfe, während die Thatkraft, die kühn einschreitet, um die verderblichen Folgen jener Einseitigkeit mit entschlossener Hand zu vereiteln und sich durch anfängliches Mißlingen nicht abschrecken läßt, einen zweiten Versuch zu wagen, den auch der Erfolg krönt, in dem Baccalaureus Simson Carrasco dargestellt ist.

Der zweite Theil des Don Quijote unterscheidet sich in wesentlichen Punkten von dem ersten. Die Idee des Romans ist klarer und präciser ausgedrückt; zwecklose Abenteuer, welche an sich mehr die Lachlust reizen, als die Idee hervorleuchten lassen, sind vermieden; die Ereignisse wickeln sich natürlicher ab und sind wahrscheinlicher; der Held ist nirgends mehr so verblendet, daß er wirkliche Dinge für etwas blos in seiner Phantasie Lebendes hält (die Ochsen- und die Schweineheerde erscheinen ihm nicht mehr als feindliche Heere wie die Schafheerde); er sieht Alles wie es sich darstellt, aber in phantastischem Lichte, und merkt blos den Betrug nicht, der dahinter steckt. In zwei Fällen aber begegnet ihm stärkerer Irrthum, doch nur solcher, wie er bei kindlichen Naturen in der That vorkommt, — indem er nämlich einerseits das Puppenspiel und anderseits den Traum in der Höhle des Montesinos für Wirklichkeit hält. Die Gaukeleien im Schlosse des angeblichen Herzogs sind geschickt genug eingerichtet, um auch ein weniger verbranntes Gehirn zu bethören; läßt sich ja sogar der Realist Sancho Pansa die an Tausend und eine Nacht erinnernde Komödie von der Insel Barataria, — eine kostbare Episode voll natürlicher Weisheit, — als baare Münze bieten!

Der Don Quijote bietet ein Gesammtbild der spanischen Literatur

bar, die in ihrer Gesammtheit in diesem Romane vertreten ist. Die lyrische und novellistische Poesie sind es in den eingestreuten Sonetten und Novellen, von welchen letzteren mehrere zugleich den Schäferroman repräsentiren, welchem in der reizenden, aus dem wahren spanischen Volksleben gegriffenen Episode vom reichen Camacho und vom armen Basilio ein Bild dessen entgegengestellt wird, was er sein sollte. Das Puppenspiel weist auf das spanische Theater und die Abenteuer des Gines de Pasamonte auf den Schelmenroman hin. Der unnatürliche Schäferroman aber, obschon ihm auch Cervantes gehuldigt hatte, erhält, nachdem der Ritterroman todt und ausgespielt ist, noch eine nachträgliche Ohrfeige in dem drolligen Einfalle des Helden und seines Knappen, — Schäfer zu werden, — bis auch diese Illusion durch des nahenden Todes bittere Wahrheit zerstört wird.

Die wenigen Schattenseiten des Don Quijote sind, wie Kenner des Originals versichern, ein etwas nachlässiger Stil, den, wie uns scheint, auch die Übersetzungen nicht zu verbergen vermögen, und eine oft auffallende Vergeßlichkeit in Bezug auf bereits Gesagtes und dessen nähere Umstände.

Während des Cervantes großartiges Werk zu seiner Zeit in Spanien wol unterhielt und den Ritterromanen ein Ende machte, aber weder dort, noch damals überhaupt, verstanden wurde oder Einfluß auf die Literatur errang, war dagegen das Letztere der Fall mit der dramatischen Poesie und dem Theater, in welchen Zweigen geistiger Thätigkeit die spanische Literatur des sechszehnten und siebenzehnten Jahrhunderts ihre höchste Blüte erreichte. Dies ist offenbar dem Umstande zu verdanken, daß das moderne Drama rein christlichen Ursprungs (aus den „Mysterien“ der Kirche entstanden), und daher der einzige Zweig der spanischen Literatur ist, auf welchen die Araber, vermöge ihrer religiösen Abneigung gegen das Theater, wie gegen jede darstellende Kunst, nicht eingewirkt haben. In Folge dessen war die Bühne instinktiver Weise bei den fanatischen spanischen Christen äußerst beliebt, und die dramatische Dichtungsform, deren Jünger bezeichnender Weise fast lauter Geistliche waren, blieb, mehr als jede andere, in Spanien von allen oppositionellen und kritischen Elementen frei. Die ältesten religiösen Schauspiele Spaniens sind nicht mehr vorhanden; weltliche Dramen wurden nicht vor der zweiten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts gedichtet und aufgeführt. Das erste unvollkommene Beispiel eines solchen ist das wahrscheinlich 1472 entstandene satirische Hirtengespräch zwischen den allegorischen Personen Mingo Revulgo (d. h. Dominus vulgus, Herr Pöbel) und Gil Arribato (Ägidius der Erhöhte, d. h. die vornehme Welt). Vielleicht von demselben Verfasser, für den Rodrigo Cota aus Toledo gilt, ist das lebendige moralische Gespräch zwischen der Liebe und einem Greise. Demselben wird auch der Anfang des riesenhaften (21 Aufzüge zählenden!), zum ersten Male eine eigentliche Geschichte darstellenden Dramas „Celestina“ (1480) zugeschrieben;

der Rest ist von Fernando de Rojas aus Montalvan, Baccalaureus der Rechte in Salamanca. Von Erfordernissen des eigentlichen Dramas ist jedoch in Celestina nichts zu bemerken; es ist blos ein dramatisirter Roman, die Charaktere aber gut geschildert, die Sprache rein und fließend, wenn auch höchst unzüchtig, obwol das Stück Geistlichen und Frauen gewidmet ist. Gedruckt wurde es 1499 und fand ungemeinen Beifall, sowie zahlreiche Nachahmungen; auf die Bühne aber kam es, in veränderter und verkürzter Gestalt, erst 1602.

Das eigentliche Drama begründete in Spanien Juan del Enzina oder de la Encina, wahrscheinlich aus dem Dorfe dieses Namens bei Salamanca, geboren 1468 oder 1469, welcher später als Priester und Musiker in Rom lebte, nach Jerusalem wallfahrtete und 1534 als Prior in Salamanca starb. Außer lyrischen und allegorischen Gedichten verschiedener Art verfaßte er elf „Representaciones", wie er sie nennt, in der Form von Eklogen, theils religiösen Inhalts, zur Aufführung in der Kirche an bestimmten Festtagen, theils weltlichen Inhalts aus dem Leben des Volkes. Im Jahre der Eroberung Granada's und der Entdeckung Amerika's wurden die letzteren zuerst öffentlich aufgeführt, 1496 Enzina's Werke gedruckt. Es sind noch sehr unvollkommene Stücke mit kaum einer Spur von dramatischer Handlung. Diejenigen, welche sich solcher am meisten nähern, sind die zwei einander ergänzenden Gegenstücke: der zum Hirten gewordene Edelmann und die Hirten, welche Hofleute werden. Alle Stücke Enzina's sind in Versen und Reimen, ja sogar in Strophen geschrieben.

Sein erster Nachfolger war der portugiesische Edelmann Gil Vicente, geboren um 1480, als Bühnendichter 1502—1536 thätig, gestorben 1557. Seine 42 Stücke zerfallen in „Andachtswerke", Komödien, Tragikomödien und Possenspiele; auch nach der Sprache sind sie verschieden: zehn sind spanisch, siebenzehn portugiesisch, fünfzehn in beiden Sprachen abwechselnd geschrieben; in allen verräth sich das Vorbild Enzina's. Eines der merkwürdigsten ist das „Auto von der Sibylle Kassandra," welche vom Könige Salomo Liebesanträge erhält, für welchen seine — Oheime: Moses, Abraham und Jesaias die Brautwerber machen, — doch umsonst, weil sie hofft, — die Mutter des Heilands zu werden. Diesem Chaos gegenüber ist das Schauspiel „der Witwer" das erste, welches eine Annäherung zu einer Verwickelung enthält, die in anderen, wie z. B. „Amadis von Gallia", noch mehr hervortritt. In Gil Vicente erreichte das portugiesische Drama seinen Höhepunkt, — nicht so das spanische.

Unter mehreren Dichtern, welche dem letztern nach längerer auf Enzina folgender Unterbrechung dienten, ragt hervor der bereits als oppositioneller Kleriker (oben S. 242) erwähnte Bartolome de Torres Naharro aus La Torre bei Badajoz, dessen Werke, 1517 in Neapel von

ihm selbst unter dem Titel Propaladia herausgegeben, außer Gedichten andrer Art (meist Satiren) acht Schauspiele (Comedias) enthalten, denen er eine kleine Abhandlung über die dramatische Poesie voraussendet. Sie schildern das Leben der verschiedenen Stände seiner Zeit in Rom, wie in Portugal, beweisen Fortschritte in der dramatischen Verwickelung und erfreuen durch wohlklingende Sprache. Manche sind aus Italienisch und mehreren spanischen Dialekten gemischt und wurden auch in Italien aufgeführt, doch, wie schon die Stücke Enzina's und Vicente's, blos vor kleineren Kreisen. Ihrer Angriffe gegen die damaligen kirchlichen Mißverhältnisse wegen wurden sie von der Inquisition bald nach ihrem Erscheinen verboten und diese Verfügung erst 1573, nach einer mit ihnen vorgenommenen „Reinigung", bei der aber manches Scharfe aus Versehen stehen blieb, — wieder aufgehoben. — Dem unkirchlichen Geiste dieser Stücke gegenüber sucht die Ekloge des Juan de Paris von 1536 den Geist der alten kirchlichen Mysterien mit dem der weltlichen Schauspiele zu vermengen und die Zuhörer zu belustigen, ohne der Kirche Anstoß zu geben, während dagegen Jaume de Huete und Agostin Ortiz den Naharro nachahmten und in ihren Stücken selbst mit Verehrung nannten.

Für das Volk aber wurde das spanische Drama erst durch Lope de Rueda, Goldschläger aus Sevilla, genießbar, welcher seit 1544 als Dichter und Theaterunternehmer mit rohen Bühnen auf offenem Markte wirkte und wahrscheinlich 1567 starb, worauf er ehrenvoll im Dome zu Cordova begraben wurde. Seine Werke, welche erst nach seinem Tode herausgegeben wurden, zerfallen in vier Schauspiele, zwei Schäfergespräche und zehn Pasos (kurze Stücke); sie sind alle in Prosa geschrieben und vorwiegend komischen Charakters. Ihm folgte in ähnlicher Weise Juan de Timoneda (gestorben wahrscheinlich bald nach 1597), Buchhändler aus Valencia (Herausgeber der Werke Rueda's) und Verfasser von dreizehn oder vierzehn Stücken. Zu geschichtlichen Stoffen (griechischen, römischen und spanischen) schritt Juan de la Cueva fort, dessen Stücke seit 1579 aufgeführt und seit 1588 gedruckt wurden. Cristoval de Virues (geboren 1550 zu Valencia) soll die Schauspiele zuerst in drei Aufzüge (Jornadas), deren man vorher meist fünf annahm, getheilt haben; seine Stücke sind in doppeltem Sinne schaudervoll, ausgenommen die bessere „Elisa Dido", welche noch fünf Aufzüge hat.

Eine stehende Bühne gab es in Spanien erst seit 1568, wo die Regierung verfügte, daß in Madrid blos an zwei Stellen, welche von religiösen Bruderschaften angewiesen und nach Belieben verändert wurden und offene Hofräume ohne Sitze und andere Vorrichtungen, ja sogar ohne Bedeckung waren, Theater gespielt werden sollte. Der Erlös war für die genannten Bruderschaften und das allgemeine Krankenhaus. Erst später, 1579 wurden die Hofräume stabil, es kamen Bänke für die Zuschauer und ein Zelt für die Schauspieler dazu, während Erstere auch an

den Fenstern der umstehenden Häuser Platz nehmen konnten. An diesen beiden Stellen befinden sich noch heutzutage die beiden Haupttheater Madrids.

Die spanischen Schauspieler jener Zeit gehörten dem gemeinsten Volke an, wurden verachtet und von dem Theaterunternehmer (Autor) hart behandelt. In den Stücken erschienen sie, ohne Rücksicht auf die dargestellte Zeit, im Kostüm jener Tage. Die Dekorationen waren höchst ärmlich. Dem aufzuführenden Stücke ging stets ein Vorspiel (Loa) voran, und zwischen den Akten folgten Zwischenspiele (Entremeses) und Tänze mit Musik. Die Zuhörer, nach Geschlechtern getrennt, führten sich nichts weniger als anständig auf, aßen, tranken, lachten und lärmten. Die Aufführungen fanden stets am Tage statt.

Aus diesen ärmlichen Anfängen wurde das spanische Theater zwar nicht formell, aber seinen Leistungen nach, zuerst durch Lope Felix de Vega-Carpio auf eine höhere Stufe gehoben. Er war von altem Geschlechte aus Vega in Galicien 1562 zu Madrid geboren, verstand schon mit fünf Jahren Lateinisch, begann zu dichten, ehe er schreiben konnte, studirte am kaiserlichen Collegium zu Madrid, dem er mit vierzehn Jahren entfloh, um im Lande umherzustreifen, diente schon mit fünfzehn Jahren gegen die Portugiesen, wurde zu Alcala Baccalaureus, und dann Schriftführer des Herzogs von Alba (eines Enkels des Wüterichs gleichen Namens). Diesen seinen Herrn feierte er in seinem phantastischen Schäfergedichte Arcadia. Er verheiratete sich, kam aber bald darauf wegen eines Duells in das Gefängniß, verlor seine Frau nach kurzer Zeit, machte die Expedition der Armada mit, begann nach deren unglücklichem Ausgange das Epos „die Schönheit der Angelika," eine Fortsetzung des „rasenden Roland" Ariosto's und ging eine zweite Ehe ein, die ebenso schnell endete wie die erste, worauf ihm aus einem außerehelichen Verhältnisse noch Kinder geboren wurden. Nachdem er kühler geworden, widmete er sich der Frömmigkeit, nannte sich mit Stolz einen „Diener der Inquisition(!)," wie er auch später einst ein Auto da fé leitete, und ließ sich 1609 zum Priester weihen, was ihn aber nicht hinderte, seine schriftstellerische Thätigkeit fortzusetzen, ja sogar vorzugsweise dem Theater zu widmen. In einem langen Gedichte von zehn Gesängen zu je tausend Versen hatte er schon vorher das Leben des heiligen Isidor, des Ackersmannes geschrieben und 1599 drucken lassen und die „Schönheit der Angelika" auf 20 Gesänge weitergeführt, worauf „das Drachenlied" (Dragontea), eine gemeine Verhöhnung des englischen Seehelden Sir Francis Drake und seines Todes, folgte, worin er die Königin Elisabeth als „babylonische H . . ." behandelte; — dann ein Roman in Prosa, „der Pilger in seinem Vaterlande", und ein mit Tasso umsonst wetteiferndes Epos „das eroberte Jerusalem" (nicht jedoch durch Gottfried von Bouillon, sondern blos der Versuch da-

zu durch Richard Löwenherz, woran er willkürlicher Weise einen spanischen König Alfons theilnehmen läßt!).

Als Geistlicher schrieb er zuerst (1612) den Schäferroman „die Hirten von Bethlehem" (los pastores de Belen), ein unbedeutendes Werk, welchem noch unbedeutendere Gedichte folgten, alle aber höchst fromm, wenn auch nicht frei von Unanständigkeiten. 1620 glänzte er bei einem Dichterwettkampfe zu Ehren der Seligsprechung seines frühern Helden Isidor und zwei Jahre später bei dessen Beförderung zum Heiligen, dem zum Ruhme zweitausend Stiere in den Arenen gemordet wurden, und so noch bei anderen ähnlichen Festanläßen vor König und Hof. Bei einer solchen Gelegenheit entstand der „Katzenkrieg", ein komisches Heldengedicht, welches — den Kampf zweier Kater um eine Katze — besingt. Würdiger, aber langweilig ist die „Corona tragica", welche (1627 erschienen) das Schicksal der Maria Stuart besingt und ihm vom Papste Urban VIII. mehrere Ehrenbezeugungen einbrachte. Seine Christlichkeit verhinderte ihn indessen nicht an seinem die heidnische Mythologie benützenden allegorischen Gedichte „Laurel de Apolo". Sein letztes größeres und liebstes Werk war der prosaische Roman „Dorothea". Wir übergehen die übrigen Gedichte des 1635 in tiefer Andacht und Reue über seine nicht religiösen Schriften gestorbenen und mit großartigen, neun Tage dauernden Feierlichkeiten bestatteten Dichters, um uns seinen Hauptwerken, den dramatischen, zuzuwenden. Die Abfassung solcher währte sein ganzes Leben hindurch. Schon in frühen Jahren begann er für die Bühne zu dichten, deren Alleinherrscher er bald wurde, indem selbst Cervantes, der ihn hoch ehrte, gerne vor ihm zurücktrat, während er von dem undankbaren jüngern Berufsgenossen kaum beachtet wurde. Es ist beinahe unglaublich, wenn man vernimmt, daß Lope im Ganzen etwa 1800 Schauspiele und 400 geistliche Stücke geschrieben habe, davon vor seiner Priesterweihe blos (!) 483. Gedruckt worden ist bis jetzt nicht der vierte Theil davon. Die einzelnen schrieb er oft in wenigen Tagen, und über hundert wurden innerhalb 24 Stunden, nachdem sie geschrieben worden, schon aufgeführt, so begierig waren die Schauspieler nach seinen Arbeiten, — und letztere hatten solchen Erfolg, daß die Theatergesellschaften Madrids bei seinem Tode von zwei auf vierzig angewachsen waren und fast tausend Mitglieder zählten.

Lope's Hauptzweck war, das Publikum zu unterhalten. Seine Phantasie war in Erreichung desselben unerschöpflich, und er erfand daher mehrere neue Gattungen dramatischer Werke. Seine Stücke zerfallen vorerst in weltliche (Comedias) und geistliche. Die weltlichen lassen sich wieder eintheilen in:

1) Mantel- und Degenstücke (Comedias de capa y espada), von Vega erfunden, bis heute die beliebtesten in Spanien; sie stellen das Leben der sogenannten höheren Stände (mit Ausschluß des Hofes und des Volkes) dar und enthalten meist Liebesintriguen. Lope schrieb ihrer mehrere

hundert, deren beste sind: die häßliche Schönheit, das Gold macht den Mann, die Sklavin ihres Geliebten, der Gärtnerhund, der Stahl von Madrid (ein Vorbild von Molière's „Arzt wider Willen"), die St. Johannisnacht (die am Hofe Philipps IV. aufgeführt wurde), die Thörin für Andere und Weise für sich selbst, der Lohn des guten Leumundes (worin des Dichters eigenes Leben geschildert sein soll) u. s. w.

2) Geschichtliche oder Heldenstücke (Comedias heroicas), welche auch Fürsten auftreten lassen, die Geschichte benutzen und tragisch enden, ebenfalls mehrere hundert an Zahl, wie z. B. das brennende Rom (unter Nero), der vollkommene Fürst (Johann von Portugal), die neue Welt des Columbus, die Strafe ohne Rache (die Greuel am Hofe von Ferrara darstellend), die Komthure von Cordova, der Stern von Sevilla (der Geschichte des Cid nachgebildet), der letzte Gothe (König Roderich) u. s. w.

3) Schauspiele aus dem gewöhnlichen Leben, welche auch zu den niederen Ständen hinabsteigen, wie: der Weise zu Hause, die Jungfrau Theodora, die Gefangenen in Algier.

Die vielen Freiheiten in moralischer Beziehung, welche sich die weltlichen Schauspiele herausnahmen, veranlaßten 1598 die Regierung, die Aufführung solcher in Madrid ganz zu untersagen, was zwei Jahre beobachtet und dann unter Beschränkungen, die noch heute gelten, wieder aufgehoben wurde. Lope aber war hiedurch veranlaßt worden, sich religiösen Darstellungen zu widmen. Diese hatten ebenfalls mehrere Arten:

1) Stücke aus der Heiligen Schrift (auch Comedias, und speciell Nacimientos genannt, weil sie vorzugsweise an Weihnachten aufgeführt wurden, wie: die Geburt Christi (welches Stück mit dem Sündenfall beginnt und schon dort Maria auftreten läßt!), die Erschaffung der Welt und des Menschen erste Sünde u. s. w.

2) Stücke aus dem Leben der Heiligen, wie: der Kardinal von Bethlehem, der heilige Isidor von Madrid u. s. w.

3) Opferdarstellungen (Autos sacramentales), welche am Frohnleichnamsfeste auf den Straßen mit großem Pomp aufgeführt wurden, wobei Tod und Teufel, Riesen und Drachen auftraten (den Darstellern eines solchen Stückes auf dem Lande begegnet z. B. Don Quijote im zweiten Theile). Sie zerfielen in das Vorspiel (Loa), das Zwischenspiel (Entremes), beide durchaus komischen Inhaltes, und die Hauptdarstellung (Auto). Beispiele sind: die Brücke der Welt, die Ernte, die Rückkehr aus Ägypten, der Wolf als Hirt. Alle benützen biblische Erzählungen oder Gleichnisse zu mystischen Erörterungen und Ungeheuerlichkeiten.

Dem erwähnten Hauptzwecke Vega's gemäß, das Publikum zu unterhalten, erscheint bei ihm die Zeichnung der Charaktere von untergeordneter Bedeutung und die Schilderung von Leidenschaften fast gar nicht vorhanden. Geschichte und Erdkunde werden nicht beachtet, ebenso wenig aber auch die

Grundsätze der Moral. Dagegen ist seine Sprache schön und gewandt und wechselt angenehm ab mit verschiedenen Versmaßen.

Sein Ruhm überstieg nicht nur den des geistvollern und edlern, aber arm gebliebenen Cervantes, sondern Alles, was die damalige Zeit bieten konnte. Gegenstände aller Art benannte man nach seinem Namen, um sie im Handel vortheilhaft abzusetzen. Seine Stücke wurden in den Hauptstädten Italiens spanisch aufgeführt, in Frankreich sein Name benützt, um die Zuhörer anzuziehen; selbst in Konstantinopel ließ man im Serail seine Stücke geben. Trotzdem wurde er nicht reich, da er freigebig und verschwenderisch war, und theilte so das Schicksal der meisten Dichter.

Durch Lope de Vega bildete sich eine zahlreiche neue Schule von Theaterdichtern, besonders aus Valencia und Sevilla, von denen zur Zeit seines Todes Madrid förmlich wimmelte. Aus ihrer Menge, die meist vergessen ist, heben wir nur Folgende hervor: Gaspar de Aguilar, Guillen de Castro, der unter Anderm die Jugendthaten des Cid glücklich dramatisirte, — Luis Velez de Guevara (1570—1644), der das Schauderstück schrieb: „der König wiegt schwerer als das Blut", und es wagte, in dem Stücke „der Rechtshandel des Teufels" — die Hexenprocesse und damit die Inquisition bloszustellen, weshalb letztere es verbot, — Juan Perez de Montalvan (1602—1638), der es trotz kurzen Lebens zu so hohem Ruhme brachte, daß man Stücke von ihm für solche von Lope de Vega hielt und seinen Namen fremden Stücken vordruckte, um sie beliebt zu machen (das berühmteste ist: die Liebenden von Teruel); — Gabriel Tellez, genannt Tirso de Molina (gestorben als Abt zu Soria 1648), Verfasser des Stückes „der Verführer von Sevilla und der steinerne Gast" (Urbild des Don Juan!), das aber durch „Don Gil mit den grünen Hosen" übertroffen ward, — Juan Ruiz de Alarcon y Mendoza, in Mexiko geboren, 1639 in Spanien gestorben, Dichter des „Webers von Segovia" (des Urbildes von Schillers Räubern!), des Studentenstückes „die verdächtige Wahrheit" u. s. w.

Nach Lope de Vega, dem Reformator der spanischen Bühne und seinem Anhange untergeordneter Geister trat erst der größte dramatische Dichter Spaniens auf: Pedro Calderon de la Barca, Gonzalez de Henao, Ruiz de Blasco y Riaño, wie sein langer Name lautete. Im Jahre 1600 zu Madrid geboren von einem aus Galicien stammenden geachteten Geschlechte, wurde er bis zum Besuche der Hochschule Salamanca von den Jesuiten erzogen, begann schon als Student, Bühnenstücke zu schreiben, wurde als Mitkämpfer an den beiden Festen des heiligen Isidor von Lope de Vega gelobt, diente auch als Soldat, erhielt 1636 eine Anstellung am Hofe und 1649 einen Gehalt vom Könige, trat 1651 in eine fromme Bruderschaft wie sein großer Vorgänger, und ahmte Diesen auch dadurch nach, daß er 1663 sich zum Priester weihen ließ. Als solcher verfaßte er für die bedeutendsten Domkirchen Spaniens Opferdarstellungen auf die

Fronleichnamsfeste 37 Jahre hindurch, starb 1681, nachdem seine Gunst bei Hofe abgenommen, und wurde daher auch ohne Pomp begraben. Er war ein schöner, freundlicher, sanfter und geistvoller Mann. Außer Gedichten verschiedener Art hat er, wie er im letzten Jahre seines Lebens selbst angab, hundert und elf Schauspiele und siebenzig Opferdarstellungen geschrieben; von den ersteren sind drei verloren gegangen; die letzteren haben sich durch drei vom Dichter vergessene vermehrt.

Unter den Opferdarstellungen Calderons leuchtet „der göttliche Orpheus" hervor, worin diese Person der antiken Mythologie merkwürdiger Weise die Stelle Gottes und Christi einnimmt.

Von den übrigen geistlichen Schauspielen ist „das Fegefeuer des heiligen Patricius" zu nennen, sodann der „wunderthätige Magus", worin der heidnische Cyprian sich gleich Faust dem Teufel verschreibt, am Ende aber Christ und Martyrer wird, wobei die erstaunte Welt erfährt, daß das Christenthum von Rom (!) aus nach Antiochia verbreitet worden sei!!

Calderons weltliche Schauspiele verrathen denselben gespannten Fuß mit der Geschichte und Erdkunde, wie jene Vega's. Aber dieser Mangel wird aufgehoben durch ihre spannende Verwickelung, die Farbenpracht ihrer Schilderungen, die feurige Kraft und liebliche Anmut ihrer Sprache, bei welchen Vorzügen die wenig prägnante und oft verschwommene Charakteristik nicht stark auffällt. Wir nennen unter ihnen: die ergreifende Liebesgeschichte „La niña de Gomez Arias", die greuelvollen Mordstücke: „die Liebe nach dem Tode", „der Arzt seiner Ehre", „der Maler seiner Schande". Des Herodes Geschichte ist dargestellt in „Eifersucht das größte Scheusal". Die feudalen und fanatischen Ansichten der damaligen Spanier werden verhimmelt im „standhaften Prinzen" (Don Fernando von Portugal, der 1443 in maurischer Sklaverei starb), und Romantiker konnten von *ihrem* Standpunkte aus dies Stück mit Recht über alle der Welt, selbst über Shakespeare, stellen.

Zu den Mantel- und Degenstücken Calderons gehören ferner u. A. „vor Allem meine Dame", „die Dame Kobold", „die Schärpe und die Blume", das reizende „laute Geheimniß" u. s. w., zu den historischen Dramen: „die Empörung Absaloms", „die große Zenobia", der „zweite Scipio", „die Tochter der Luft" (Semiramis), die Kirchentrennung Englands (la Cisma de Inglaterra). In einer phantastischen Welt spielt „das Leben ein Traum".

In moralischer Beziehung sind Calderons Schauspiele, in denen nach Herzenslust und ohne Tadel duellirt und gemordet wird, ebensowenig rein, wie die ihm vorangehenden seines Vaterlandes. Nur der Glaube war die Moral dieser romantischen, katholischen und feudalen Dichter, welche die Inquisition bewunderten, zu deren Zeit aber die katholische Romantik ihren höchsten Glanz und, was anerkannt werden muß, auch ihre schönsten Blüten entfaltete.

Die Dramatiker nach Calderon, die Epigonen, zählten nur noch zwei Namen von Bedeutung unter sich: Agostin Moreto y Cabaña (gestorben 1669 in einem Kloster zu Toledo), welcher mit der „Muhme und Richte“ (1654) die sogenannten „Figurenschauspiele“ begründete, d. h. Stücke, in welchen eine komische Figur als Zielscheibe des Scherzes auftrat, — und Francisco de Roxas Zorrilla, aus Toledo, ein Zeitgenosse Calderons, dessen Stück „Außer dem König Keiner“ bei aller dichterischen Schönheit dadurch empört, daß dem Könige Alles erlaubt scheint.

Außer der Poesie, die sich natürlich als solche um Grundsätze nicht kümmert, konnte unter den verschiedenen Arten literarischer Leistungen im damaligen Spanien nur noch von der rein referirenden, ja nicht aber raisonnirenden Geschichtschreibung die Rede sein. Es zeichneten sich in derselben aus: Antonio de Guevara, Chronist Karls V., Franziskaner (gestorben 1545), durch die Lebensbeschreibungen der zehn römischen Kaiser (Decada de los Cesares), Juan Ginez de Sepulveda durch seine Geschichte Karls V., Fernando Cortez, der Eroberer (gestorben 1554), durch seine Berichte über die Angelegenheiten Mexiko's, Francisco Lopez de Gomara, Professor zu Alcala, durch eine Geschichte Indiens und eine Chronik Neuspaniens, Gonzalo Fernandez de Oviedo (1478 zu Madrid geboren, 1556 zu Valladolid gestorben) durch seine allgemeine Geschichte und Naturbeschreibung Indiens und „fünfzigjährige Erfahrungen“ (Quinquagenas), Bartolomé de las Casas (s. S. 374) durch die „allgemeine Geschichte Indiens“, Geronimo Zurita (geboren 1512 zu Saragosa, gestorben 1580) durch Jahrbücher von Aragon, der (S. 481) erwähnte Diego Hurtado de Mendoza durch seine Geschichte des Aufruhrs der Morisken unter Philipp II. (1568—70), der Jesuit Pedro de Ribadeneira durch die Geschichte der englischen Reformation, sein Ordensgenosse Juan de Mariana aus Talavera (1536—1623) durch seine Geschichte Spaniens, Prudencio de Sandoval (gestorben 1620), Chronist des Königreichs, durch eine Geschichte Karls V., Antonio de Herrera durch eine Geschichte Indiens, eine Weltgeschichte der Zeit Philipps II., sowie Geschichten Großbritanniens und Frankreichs, der nicht mit dem gleichnamigen Dichter zu verwechselnde Garcilasso de la Vega (als Sohn eines Spaniers und einer Inkatochter 1540 zu Kusko geboren, 1616 gestorben) durch seine Geschichte von Florida und seine Erläuterungen über Peru, Francisco de Moncada, Graf von Osona, durch den Zug der Catalonier und Aragonier gegen die Türken und Griechen Anfangs des vierzehnten Jahrhunderts (1623 erschienen), Antonio de Solis aus Alcala (1610—1686), Priester, auch Lyriker und Dramatiker, durch die Geschichte der Eroberung von Mexiko u. A.

Unter den gleichzeitigen portugiesischen Geschichtschreibern ragten hervor: Joao de Barros (1496—1570), dessen Geschichte der Er-

oberungen in Asien mehr Kunst, und Castenheda (um 1550), dessen Werk über denselben Gegenstand mehr Zuverlässigkeit bietet.

So umfaßte auch die Geschichtschreibung der iberischen Halbinsel, obschon wesentlich noch nicht viel mehr als Chronik, aber mit Vollendung des Stils, gleich den Reichen ihren beiden Nationen einen Raum, in dem die Sonne nicht unterging.

Fünfter Abschnitt.

Die englische und schottische Poesie.

Die jüngste Literatur des westlichen Europa ist diejenige der auf den britischen Inseln eingewanderten Germanen; denn sie konnte sich nicht konsolidiren, ehe dem fortwährenden Eindringen neuer, den früher Eingewanderten feindlicher Stämme Einhalt gethan worden. Die Kultur der britischen Urbewohner wurde durch das Christenthum und die Angelsachsen, die der Letzteren durch die Dänen unterdrückt, welche selbst keine Kultur in's Land brachten, sondern nur Mord und Brand. Die ihnen folgenden Normannen waren in Frankreich, ihre nationale Überlieferung vergessend, ausschließlich Theilnehmer an der nordfranzösischen Literatur geworden. Es wurde von da an in Britannien theils altbritisch oder gaelisch, theils angelsächsisch, theils französisch gedichtet. Mit den Barden der Briten und Gaelen wetteiferten die Minstrels der eingewanderten Völker, herumziehende Sänger, die sich gleich den Mönchen eine Glatze auf dem Kopfe und den Bart schoren und in langen Gewändern einhergingen, die Harfe umgehängt. Sie waren meist niedrige Schmeichler der Fürsten und des Adels, wurden von diesen Kreisen protegirt, namentlich wenn sie in der französischen Hofsprache sangen, und erhielten sogar eigene Gerichtshöfe; ja Einzelne unter ihnen trugen den Titel von „Königen der Minstrels". Sie wurden so verwöhnt und in Folge dessen verderbt, daß sie im sechszehnten Jahrhundert, nachdem sich bereits eine englische Literatur ausgebildet, nur noch als fade Gecken erschienen und endlich gegen Ende der Regierung Elisabeths mit Vagabunden und Spitzbuben zusammengestellt wurden, worauf sie spurlos verschwanden. Ihre Poesie bestand meist in erzählenden Gedichten, theils größeren — Epopöen — aus dem Sagenkreise Alexanders des Großen, Arthurs, Karls des Großen u. s. w., — theils kleineren — Romanzen. Seit den Kreuzzügen bildeten willkürlich erfundene Abenteuer jener romantischen Epoche den Stoff derselben, namentlich solche aus dem Leben Richards Löwenherz. Zugleich begann die sich aus dem Angelsächsischen und Französischen bildende englische Sprache die

französische zu verdrängen, wozu vor Allem der Antagonismus der unterdrückten, aber sich ermannenden Angelsachsen gegen die übermütigen französisch sprechenden Normannen beitrug. Einen kräftigen Ausdruck fand dieser berechtigte Nationalhaß eines zu rechtlosem Leben in den Wäldern verurtheilten Stammes durch die Balladen von dem zugleich wilden und edeln Jäger Robin Hood, dem Feinde der Unterdrücker, dem Freunde des Volkes. Außerdem aber nährte sich die entstehende englische Poesie schon seit dem elften Jahrhundert von der erwachenden Opposition gegen die übermütige kirchliche Hierarchie und gegen die unwissenden und unsittlichen Klöster, worin die südfranzösischen Troubadours den englischen Minstrels vorleuchteten. Ein Held der volksthümlichen Poesie wurde auch der große Verfechter der Landesfreiheiten gegen den Adel, Simon von Montfort, Graf von Leicester. Die nationalen Unterschiede unter den Engländern verschwanden endlich unter diesen Kämpfen um religiöse und politische Freiheit, namentlich aber in Folge jener langen gemeinsamen Kriege der ganzen Nation mit Frankreich.

Es waren indessen nicht die materiellen Kriege, sondern der aufstrebende Geist religiöser Selbständigkeit, wodurch die englische Literatur zum Beginne fruchtbringender Thätigkeit aufgeweckt wurde. Ein Zeit- und Gesinnungsgenosse Wicliffe's (s. oben S. 195), gleich ihm geistliches Mitglied der Universität Oxford, Robert Longlande ist als der erste Herold der englischen Literatur zu betrachten. In bereits ausgebildetem reinem Englisch, ohne normannische Beimischung, und in nach nordischer Art alliterirenden Versen ohne Zählung der Silben schrieb er ein allegorisch-satirisches Gedicht unter dem Titel „Pierce Plowman's Vision" (Peter Pflugmanns Gesicht), welches die Sittenmängel der verschiedenen Stände, namentlich aber der Geistlichkeit, der letztern Luxus und Aberglauben geißelt und eine Reformation voraussagt. Die Religion, wie sie damals war, nennt Longlande einen „Herumstreicher, Liebesjäger und Landkäufer". Als Nachahmung und Seitenstück erschien in jener Zeit „Pierce Plowman's Crede" (Peter Pflugmanns Glaubensbekenntniß), welches sich über die Habsucht der Bettelorden und über deren Gleichgültigkeit gegen den Geist des Christenthums lustig macht, dabei aber klar und ohne Allegorien ist.

Diesen Vorläufern folgte der „erste wirkliche Dichter Englands", Geoffrey Chaucer, um 1340, nach Einigen früher, in London geboren. Obwol von niederer Herkunft, studirte er zu Oxford und Cambridge und wurde Schwager des ihn begünstigenden Herzogs von Lancaster, indem die Schwester seiner Gattin dessen Geliebte war und später Herzogin wurde. Als Gesandter in Italien lernte er Petrarca kennen und wurde auch nach Frankreich gesendet. Gleich seinem Schwager gesellte er sich den Anhängern Wicliffe's zu, in welcher Eigenschaft er nach 1382 verfolgt, seines Amtes als Zolleinnehmer entsetzt und zur Flucht nach Belgien gezwungen wurde. Heimlich heimgekehrt, erlitt er Kerkerstrafe, nach seiner Freilassung Armut,

kam jedoch durch seinen Schwager nochmals in bessere Umstände und starb 1400 in London. Chaucer's Standpunkt und Methode sind ganz die eines modernen Dichters. Er hat mit den Stützen des Mittelalters, Mönchs- und Ritterwesen, gründlich gebrochen und läßt sie die Geißel seiner Satire fühlen, steht daher auch mit der neuern Literatur seines Vaterlandes in weit engerer Verbindung als Dante, Petrarca und Boccaccio mit der neuern italienischen. Auf dem von ihm angeschlagenen Tone beruhen die Werke der sämmtlichen populären Dichter Englands bis zur Revolution dieses Landes, und selbst ein Shakespeare kann in Vielem nicht verläugnen, was er Chaucer zu verdanken hatte. Mit dem Feuer der Begeisterung ist Dieser der modernen Richtung ergeben, die Schönheiten der Natur im Herzen zu empfangen, zu verstehen und zu schildern. Nicht instinktiv und naiv wie das Mittelalter, sondern mit voller Absicht leiht er seine Feder auch der Beschreibung des sittlichen und gesellschaftlichen Zustandes seiner Zeit. Originell im umfassenden Sinne ist er allerdings nicht; er hat Vorbilder an den italienischen und provençalischen Dichtern, die ihm vorangingen. Er begann damit, den liebedienerischen Wahnsinn derselben nachzuahmen und sogar den „Roman von der Rose" in seine Muttersprache zu übersetzen; ja er führte selbst provençalische Ausdrücke in's Englische ein, was er auch mit den südlichen Versmaßen des Sonettes, der Sestine, den Ottave rime u. s. w. that. Neben mehreren kleineren Gedichten, unter welchen „Troilus and Cressida", „the house of fame" u. s. w. sich befinden, sind sein Hauptwerk die „Canterbury tales", eine Novellensammlung, deren Grundidee dem Boccaccio entlehnt, deren Einleitung jedoch als Chaucer's eigenes, und zwar wirklich geniales Werk erscheint. Auch ist die Form neu, da das Werk nur zu kleinem Theile in Prosa, zum größten aber in paarweise gereimten Jamben geschrieben ist. Die Situation, welche die erzählten Geschichten aneinanderreiht, ist viel natürlicher, als bei dem berühmten Florentiner. Es finden sich nämlich 29 Personen verschiedenen Standes und Geschlechts bei einem Wirthe in Southwark zusammen, um zum Grabe des heiligen Thomas a Becket nach Canterbury zu wallfahren und verabreden mit einander, daß auf dem Hinwege sowol, als auf dem Rückwege, jeder der Reisenden zwei Geschichten erzählen solle, um die Zeit angenehm zu verkürzen, von denen aber das Buch nur vierundzwanzig enthält, da es unvollendet blieb. Die Schilderung der Leute und ihres Gebahrens ist plastisch und unübertrefflich. Alle Laster und Thorheiten, besonders aber das Benehmen der Mönche, die Reliquienverehrung und der Ablaß, sind mit derbem Freimut blosgestellt, und der Verfasser ist um nichts züchtiger als sein Vorbild im Decamerone. Der Inhalt des Werkes zeigt das Mittelalter, wie es leibt und lebt; das Werk selbst aber gehört der Neuzeit an, und kann ohne Überhebung als ein Vorläufer des unsterblichen Don Quijote betrachtet werden.

Chaucer fand lange keinen Nachfolger, der sich gleich ihm über seine

Zeit erheben konnte. Am nächsten kam ihm noch sein Freund John Gower (1323—1408), der mehr als Gelehrter, denn als Dichter zu glänzen suchte und lateinisch, französisch und englisch schrieb. Von seinem Werke „Speculum meditantis, vox clamantis, confessio amantis", dessen drei Theile jene drei Sprachen vertraten, ist bezeichnender Weise nur der dritte, englische, erhalten, welcher die Liebe mit der Religion zu versöhnen sucht, aber verunglückte Allegorien enthält. Weitere hervorragende Dichter konnten während der furchtbaren Kämpfe zwischen den beiden Rosen Englands und des erneuerten Krieges zwischen diesem Lande und Frankreich, das für das erstere mit Recht völlig verloren ging, — nicht emporkommen, — und diese Ereignisse erfüllten das ganze fünfzehnte Jahrhundert. Doch fehlte es keineswegs an Nachahmungen Chaucer's durch vergessene Epigonen, unter welchen Stephan Hawes (unter Heinrich VII.) der talentvollste war, dessen Blüte übrigens bereits in die Zeit des wiederhergestellten Friedens fällt. Als dieser endlich gesichert war, machte der Satiriker John Skelton („königlicher Redner" unter Heinrich VIII.) Epoche, indem er selbst den allmächtigen Kardinal Wolsey mit seinen Witzen nicht verschonte. — Während all' dieser bewegten Zeit hatten indessen die volksthümlichen Balladen aus der Schule der Sänger von Robin Hood nicht geruht und vorzugsweise den Süden Schottlands zum Schauplatze der von ihnen verherrlichten Thaten gewählt, und zwar in dem treuherzigen und ergreifenden Tone, den wir an diesen bei aller Kürze so inhaltschweren Dichtungen heute noch bewundern. Ihre Verfasser waren nicht die eiteln und verhätschelten Minstrels, sondern anspruchlose Männer aus dem Volke, Spielleute genannt. Den Stoff gaben die Kriegsthaten Englands zu Land und zur See, die Fehden der Edelleute, die Abenteuer der Könige unter ihren Unterthanen, das Leben Geächteter auf der Flucht (deren Einer, William Cloudesly, gleich Tell einen Apfel von seines Knaben Kopf schießen muß, dafür aber Belohnung, — nicht Strafe, — erhält). Auch Liebes- und Familiengeschichten, Schwänke aller Art, sowie Hexen-, Narren-, Bettler- und — Judenlieder befinden sich unter jenen volksthümlichen Dichtungen.

Mehr als in England blühten eigentliche Dichter während des fünfzehnten und der ersten Zeit des sechszehnten Jahrhunderts in Schottland. Die Thaten von Freiheitshelden, wie der Märtyrer William Wallace und sein Rächer Robert Bruce, wurden in volksthümlichen Epopöen besungen. Selbst auf dem Throne waltete die Poesie. Jakob I., der erste König aus dem Hause Stuart, leuchtete als Dichter seinen Nachfolgern vor, auf welche sich diese schöne Gabe vererbte. Am Hofe Jakobs IV. blühte der beste bürgerliche Dichter Schottlands, William Dunbar (1465 bis 1530), ein Franziskanermönch, während seines Lebens verkannt und hart geprüft. Er versuchte sich in allen Dichtungsarten, und zwar mit bedeutenderm poetischem Feuer und Geiste als selbst Chaucer. Er besingt

mit Anmut und Kraft die Schönheiten der Natur und schildert in allegorischer Manier und ergreifenden Farben die Laster seiner Zeit. Peinlich berührt dagegen sein Teufelsglaube und der Haß des sächsischen Südschotten gegen seine keltischen Landsleute, die Hochländer. Seine berühmtesten Gedichte sind „the dance", in welchem alle Todsünden einen Tanz aufführen, und „the golden terge", worin der Sieg der Liebe über die Vernunft geschildert wird. Ebenfalls allegorische Gedichte, neben Übersetzungen aus Vergil, schrieb Gavin Douglas, aus dem berühmten Geschlechte dieses Namens, geboren 1474; als Bischof von Dunbald mußte er aus seinem Vaterlande fliehen und starb zu London an der Pest unter Heinrich VIII. Ein weltlicher Dichter war der schottische Hofbeamte Sir David Lyndsay (1490—1555), der aus eigener Erfahrung den verdorbenen Hof kannte und in Satiren züchtigte, auch die entartete Kirche in freisinnigem, selbst reformatorischem Geiste angriff und die Extravaganzen der Mode verhöhnte. Dasselbe that er auch in dramatischen Stücken (Moralitäten).

Eine Wiedergeburt der seit Chaucer's Tod verwaisten englischen Kunstpoesie fand durch die in Britannien erst spät (viel später als in Frankreich, s. S. 74) eingedrungene humanistische Bewegung statt. Durch William Caxton (gestorben 1491) war die Buchdruckerkunst aus Holland in England eingeführt worden und begann ihre Thätigkeit mit Übersetzungen antiker Klassiker, freilich zunächst nur aus dem Französischen. Seitdem aber englische Gelehrte nach Italien reisten und das dortige Streben kennen lernten, begann man auch auf den britischen Inseln die antiken Originale zu schätzen, und im Jahre 1500 wurde Lillye der erste Lehrer des Griechischen und Lateinischen an der Paulsschule zu London. Nun verließ man die herabgekommenen Klosterschulen und bezog die Anstalten der Humanisten, und Heinrich VIII. begünstigte nach Kräften die wiedererwachende Gelehrsamkeit, worauf freilich die durch die Ehescheidung desselben Königs herbeigeführte Kirchentrennung zu Gunsten konfessioneller Streitigkeiten die Alten wieder in den Hintergrund drängte. Erst nachdem sich, unter Elisabeth, der Religionskrieg vorläufig gelegt, begann die Pflege der griechischen und lateinischen Literatur wieder mit erneutem Eifer. Neben ihr war aber schon seit ihrem Wiedererwachen auch die einheimische Sprache berücksichtigt worden. Schon am Hofe Heinrichs VIII. wurde, nach italienischen Mustern, englisch gedichtet, besonders von dem edeln, vielseitig gebildeten, tapfern Henry Howard, Grafen von Surrey, den der Despot 1547 hinrichten ließ. Seine Gedichte sind tief gefühlt, und nicht, wie ihre Vorbilder (Dante und Petrarca), durch allegorische und metaphysische Spitzfindigkeiten entstellt. Seinen Freund Sir Thomas Wyatt (1503 bis 1542) beseelte gleiches Streben, aber bei geringerm poetischem Talente mit weniger Erfolg. Unter der Regierung der blutigen Maria versuchte Thomas Sackville, Lord Buckhurst, später Graf von Dorset

(1530—1608), im Gedichte „Mirror for Magistrates" (Spiegel für Obrigkeiten), welches seine Freunde Baldwyne und Ferrers ausarbeiteten und vollendeten, nach Dante's Art, die unheilvollen Staatslenker Englands in der Unterwelt auftreten zu lassen. Das in Sackville's eigenem Theile, weniger in der Fortsetzung, durch Schönheit der Sprache und treffende Charakteristik ausgezeichnete Gedicht fand großen Beifall und erlebte in kurzer Zeit fünf Auflagen; es soll zu Shakespeare's historischen Dramen den Hauptanstoß gegeben haben.

Die Reformation brachte es mit sich, daß englische Dichter in der Anfertigung gereimter Psalmen wetteiferten; ja man brachte sogar das Vaterunser, das Glaubensbekenntniß, die zehn Gebote, ja noch andere Stellen und ganze Bücher der Bibel (!) in — Psalmenverse, die an Geschmacklosigkeit mit der dazu komponirten Musik wetteiferten, was auch nicht anders möglich war, da es keinen poetischen, sondern nur einen theologischen Zweck hatte. Selbst König Eduard VI. ergab sich dieser Thorheit, und schrieb in demselben Stile eine Komödie, „die babylonische H' . . ." Unter der Königin Maria huldigten die siegenden Katholiken der nämlichen Manie, während Einer aus ihrem Kreise, Tusser, ein kolossales didaktisches Reimwerk über Landwirthschaft, Haushaltungskunde, Viehzucht, Wetterlehre u. s. w. schrieb, der Kaplan der Königin, William Forrest, die Mutter derselben, die verstoßene Katharina besang und der Kapellmeister Richard Edwards komische Geschichten erzählte und dem katholischen Hofe heidnische Schauspiele vorführte.

Unter Elisabeth dagegen erhob sich mit dem zur höchsten Blüte steigenden Drama auch wieder eine wirklich lyrische Poesie. Die Dramatiker Shakespeare und Ben Jonson dichteten: Ersterer seine berühmten feurigen und geistvollen Sonette an einen befreundeten leichtfertigen Edelmann, Letzterer die fein gefühlten Gedichte, welche das Buch „der Wald und der Unterwald" vereinigt. Die Übrigen sind unbedeutend; sowol durch sein Schicksal, als durch seine frommen und milden Dichtungen ragt unter ihnen Robert Southwell hervor. 1560 in Norfolk geboren, ging er jung nach Rom, wurde Jesuit, und kehrte als katholischer Missionär nach England zurück, wofür ihn dreijähriger Kerker und Hinrichtung trafen.

Einen größern Namen erwarb sich der epische Dichter Edmund Spenser, welcher, 1553 zu London geboren, 1579 mit seinem „Shepherd's Calendar" auftrat, einem Schäfergedichte in 12 nach den Monaten benannten Eklogen. Auf einem Gute, das er 1586 in Irland, als Günstling Sir Walter Raleigh's dem Hofe empfohlen, aus der Verlassenschaft eines vertriebenen katholischen Grafen erhalten, dichtete er sein Hauptwerk „Fairy Queen" (die Feenkönigin) in der von ihm erfundenen Spenser-Stanze. Das berühmte Gedicht ist der Königin Elisabeth gewidmet, in Ariosto's Manier gedichtet, und sollte in zwölf Gesängen je zwölf

Abenteuer eines Jeden von den zwölf Rittern der Feenkönigin Gloriana (in welcher Elisabeth verherrlicht sein soll), der Braut des britischen Königs Arthur, enthalten. Das nur halb vollendete Gedicht ist allegorisch und hiedurch ermüdend, die Sprache aber meist glänzend und reich an prächtigen Schilderungen. An der Unterdrückung Irlands betheiligt, wurde Spenser 1598 durch Plünderung und Brand seines Schlosses und eines Kindes beraubt und starb 1599 arm in London. Seine Manier setzten Michael Drayton (1563—1631) und William Davenant in vergessenen Feengedichten fort.

Als Idyllendichter ragte in jener Zeit Philipp Sidney (1554—1586, im Kriege gefallen), der Verfasser des Romans „Arcadia" in Versen und Prosa, als Satiriker John Donne (1573—1631) und Joseph Hall (1574—1656), Bischof von Exeter und Norwich, hervor. Der beiden Letzteren Werke wurden durch den Henker verbrannt, weil sich die herrschenden Kreise darin getroffen fühlten. — —

In keinem Lande können wir die Entstehung des wirklichen Schauspiels, d. h. der Darstellung von Ideen auf der Bühne durch individuelle Charaktere, aus den Moralitäten, in welchen blos Abstraktionen eine Rolle gespielt hatten, so deutlich verfolgen, wie in England. Je mehr das Bewußtsein von einer neu erwachenden Zeit dazu antrieb, das Leben aufzufassen, wie es ist, statt sich in erträumte Formen und Lagen hineinzuphantasiren, desto mehr fühlten sich auch die Verfasser dramatischer Spiele gedrungen, ihren Figuren plastische Gestalt und individuelle Bedeutung zu verleihen. Diesen Übergang repräsentirt der witzige Hoffspaßmacher am Hofe Heinrichs VIII. und seiner Nachfolger, der Epigrammendichter John Heywood, in dessen Interludes (Zwischenspielen) zuerst das „Laster" der Moralstücke in den englischen Volksnarren (Clown) verwandelt und die altgläubige Geistlichkeit nebst dem Ablaßhandel unbarmherzig durchgehechelt wurde, so schon in seinem ersten (vor 1521 entstandenen) Stücke, in welchem ein Predigermönch und ein Ablaßkrämer auf die skandalöseste Weise in einer Kirche sich die Kundschaft streitig machen. Ein anderes Stück führt den Beichtvater bei der Frau eines Pantoffelhelden vor, — man kann denken in welcher Beschäftigung. Nur ein Stück von Heywood ist erhalten, und auch dies nie gedruckt worden. Manche versuchten ihn nachzuahmen, Manche zum Trauerspiel überzugehen, wie er zum Lustspiel. Als jedoch die religiösen Kämpfe in England entbrannten, nahmen dieselben die Bühne fast allein für sich in Anspruch. Die entlassenen altgläubigen Priester und Mönche zogen die alten Mysterien (in England „Mirakelstücke") wieder hervor, um durch sie die Reformation lächerlich zu machen, bis die Regierung dieselben unterdrückte, worauf umgekehrt der alte Glaube auf den Bühnen verspottet wurde. Die blutige Maria stellte mit den Processionen auch die Mysterien wieder her, die dann aber unter Elisabeth von selbst dem modernen Theater wichen.

Das erste wirkliche Lustspiel war das von Nikolaus Udall (in der Mitte des sechszehnten Jahrhunderts Lehrer zu Eton und später zu Westminster) verfaßte Stück „Ralph Royster Doyster", dessen Held als Prahlhans und Halbnarr, wie sein Diener Matthew Merrygreek als das „Laster" der Moralstücke erscheint; es ist bereits in Akte und Scenen getheilt. Andere folgten in ähnlicher Weise und mit steigender Entwickelung der Charaktere nach, so Thomas Rychardes (1560) mit dem antikisirenden Stücke „Misogonus", John Still (1566) mit dem ächt englisch volksthümlichen, aber noch äußerst rohen „Gammer (Großmutter) Gartons needle."

Als erster Dichter eines Trauerspiels tritt uns der schon erwähnte Thomas Sackville entgegen mit seinem und Thomas Norton's zuerst 1561 vor Elisabeth aufgeführten Stücke „Tragedie of Gorboduc" (später „of Ferrex and Porrex"), das erste, welches reimlose Jamben anwandte; es spielt im alten Britannien, 600 Jahre vor Christus, und enthält den Mord des Prinzen Ferrex durch seinen Bruder Porrex, des Letztern durch die Mutter Videna und Dieser und ihres Gatten Gorboduk durch das Volk; die Verse sind matt, monoton und ermüdend. Zahlreich waren die Nachahmungen, unter denen wir einen „Julius Cäsar", „Romeo und Julia", u. s. w. finden.

So waren zur höchsten Blüte, welche das englische Drama unter Elisabeth erreichte, die Grundsteine gelegt. Sonderbarer Weise war ein bedeutender Faktor dieser Blüte die große Eitelkeit der Königin, welche Pomp und Pracht liebte und durch die kolossalsten Schmeicheleien, die lächerlichsten Huldigungen und die geschmacklosesten Festarrangements, wobei verkleidete Götter und Nymphen ihr huldigten, niemals übersättigt wurde. Vielmehr war sie, je mehr ihre Reize schwanden, deste empfänglicher für Lobpreisungen ihrer Schönheit. Die meisten Trauerspiele, welche im Anfange ihrer Regierung auf der Bühne erschienen, waren antiken Inhalts, theils Originalwerke, theils Übersetzungen der großen Hellenen und des blutigen angeblichen Seneca. Als selbständige Dichter antikisirender Dramen thaten sich der Hofbeamte Samuel Daniel, Brandon und die Gräfin von Pembroke hervor, welche merkwürdiger Weise unter Anderen alle drei denselben Stoff „Antonius und Kleopatra" bearbeiteten. Neben ihnen tauchten allmälig, nach dem Muster Sackville's, auch Stoffe aus dem Kulturkreise der nördlichen Völker Europa's und aus dem Mittelalter auf, wie z. B. das von Robert Wilmot und vier anderen hohen Gerichtsbeamten verfaßte Stück: Tankred und Gismunda und die „Misfortunes of Arthur", von Thomas Hughes, wozu Sir Francis Bacon, sonst ein Feind des Theaters, der selbst Shakespeare nicht beachtete, die Pantomimen einrichtete. Alle diese Dramen, ohne Unterschied des Stoffes, waren indessen noch der steifen Nachahmung des klassischen Geschmacks ergeben, den die Renaissance befördert hatte. Eine vollends

unnatürliche Übertreibung dieses Geschmacks war die affektirte, gelehrt sein sollende Sprachweise, welche der Hofdichter John Lilly (geboren 1554 in Kent), der sich lange umsonst um die Stelle eines Intendanten der Lustbarkeiten des Hofes bewarb, in die Mode brachte und welche nach dem Titel eines ästhetischen Romans von ihm (1579, dessen Held, ein witziger Reisender aus Athen, „Euphues" hieß) Euphuismus genannt wurde und, von Allegorie und Mythologie wimmelnd, in den vornehmen Kreisen die schlichte englische Sprachweise ganz verdrängte. Lilly's Stücke, welche seit 1584 die Hofbühne beherrschten, sind meist Hirtenstücke und meist in Prosa (das erste Beispiel dieser Art), und ihr bedeutendstes ist „Alexander (der Große) und Kampaspe (aus Theben)"; — alle aber tragen durchweg einen lyrischen Charakter. Seine Richtung befolgten im Ganzen auch George Peele, dessen bestes Werk „das Urtheil des Paris" (1584) bleibt, das jedoch von den niedrigsten Schmeicheleien gegen die Königin überfließt.

Eine wesentlich verschiedene Geschmacksrichtung verräth zu allererst George Whetstone's „History of Promos and Cassandra" (1578), das Vorbild von Shakespeare's „Maß für Maß", in welchem zum ersten Male, was den Verehrern des pseudoklassischen Geschmacks ein Greuel war, tragische und komische Elemente neben einander sich fanden. Der letztere Umstand fehlt dagegen in anderen Dramen, welche im Übrigen sich ebenso von der Pseudoklassik emancipirten, wie z. B. die bloße Mordgeschichten enthaltenden, aber wirklich dramatische Kunst verrathenden Stücke „Arden of Feversham" und „a Yorkshire tragedy", welche, aber wie es scheint ohne hinlänglichen Grund, Shakespeare zugeschrieben wurden, der übrigens in irgend einer Weise daran betheiligt sein mag.

Mit Bewußtsein aber setzte der erste wahre Vorläufer des größten neuern Dramatikers an die Stelle des angeblich klassischen Drama's das dem Geiste der neuern Zeit allein angepaßte romantische, d. h. nicht das von mittelalterlichen Anschauungen beherrschte, sondern das auf der eigenthümlichen christlich-europäischen Kultur beruhende, derselben aber nicht blind sich unterwerfende, sondern sie benützende und auf ihrer Grundlage fortbauende Drama. Dieser erste Vorläufer Shakespeare's ist Christopher Marlowe, 1563 zu Canterbury als Sohn eines armen Schusters geboren. Er studirte zu Cambridge; wann und auf welche Weise er aber mit der Bühne in Verbindung kam, ist nicht bekannt. Im Jahre 1586 soll sein erstes Stück „Tamerlan" zuerst aufgeführt worden sein, welches die reimlosen Jamben zum ersten Male auf die öffentliche Bühne brachte. Marlowe's Tamerlan erregte ein ungeheures Aufsehen; denn es appellirte an die menschliche Leidenschaft und befriedigte das Bedürfniß des Publikums, auf der Bühne große lärmende und packende Thaten vor sich vorübergehen zu sehen. Es fällt denn auch in erschütternder Weise ein Reich um das andere vor dem großen Barbaren, der ohne Barmherzigkeit

Blut vergießt, aber endlich — durch die Gewalt der Liebe seiner Gattin Zenokrate menschlich gestimmt wird. In einem weniger poetischen zweiten Theile führte Marlowe die Geschichte seines Helden bis zum Tode der Zenokrate, der ihn wieder in seine alte Rohheit zurückversinken läßt.

Bedeutender als Tamerlan ist Marlowe's Dichtung Faust (the tragical History of Dr. Faustus), welche 1589 erschien, und, da erst zwei Jahre vorher das älteste deutsche Volksbuch über Faust an das Licht der Welt getreten war, als die älteste dramatische Bearbeitung der Faustsage anerkannt werden muß; sie blieb daher auch das Vorbild für die im siebenzehnten und achtzehnten Jahrhundert entstandenen deutschen Puppenspiele über Faust, und theilweise selbst für Goethe's Riesenwerke, und hat somit für uns unläugbares hohes Interesse. Wie sehr die Idee der Faustsage: der Unterschied des Guten und des Bösen, damals die poetischen Geister Englands ergriff, zeigen die bald nach Marlowe's Faust entstandenen Schauspiele: der lustige Teufel von Edmonton, welches von Tieck Shakespeare zugeschrieben wurde und den Gelehrten Peter Fabel mit Variationen die Stelle Fausts einnehmen läßt, der sich aber vom Teufel zu befreien weiß, — die Hexen aus Lancashire von Thomas Heywood, wo die Hexen sich dem Teufel verschreiben und dafür gerichtet werden (ein dramatisirter Hexenproceß!), — und die Sage vom Bruder Baco, von Robert Green, worin kein Bund mit dem Teufel vorkommt, wol aber der berühmte Philosoph Roger Bacon alle Zauberer übertrifft, aber den Umgang mit den bösen Geistern aufgeben muß und sich der Andacht widmet. Daß dieselbe Idee auch in Spanien geläufig war, beweist Calderon's „wunderthätiger Magus."

Marlowe's Faust beginnt, wie Goethe's, mit einem Monologe des Helden in seiner Studirstube. Faust strebt nach höherm Wissen, als ihm die Wissenschaften bieten können, deren einer nach der andern er den Abschied gibt, wie er auch die Bibel zu Gunsten der Zauberbücher weglegt. Ein guter Geist mahnt ihn von diesem Beginnen ab, während ihn ein böser darin bestärkt, und ihm Macht über alle Elemente verheißt. Faust folgt dem zweiten; er geizt bezeichnender Weise nach Macht (wie der deutsche Faust nach Wissen) und beschließt, sich der Magie zu widmen, in der er sich von seinen Freunden Valdes und Cornelius unterrichten läßt. Er beschwört den Teufel, ist aber nicht zufrieden mit dessen häßlicher Gestalt, sondern verlangt, daß er im Gewand eines Franziskanermönchs erscheine, worauf Mephistopheles (ursprünglich Mephostophilis, d. h. μὴ φωστὸς φιλος, das Licht nicht liebend!), ein Diener Lucifers, ihm zu dienen verspricht. Merkwürdiger Weise aber verleitet nicht der böse Geist den Faust, sich ihm zu verschreiben, sondern Faust bietet sich aus freien Stücken auf 24 Jahre dazu an, während Mephistopheles dafür erst Lucifers Genehmigung einholt und nicht verbirgt, daß er Reue über den Fall der Engel fühle, den er mitgemacht. Die Genehmigung kommt, Faust ver-

schreibt sich ohne Bedenken mit seinem Blute, indem er dabei an dem Glauben festhält, daß es kein jenseitiges Leben gebe. Dennoch erleidet er nachher Anfälle von Reue, welche Lucifer selbst beschwichtigt. Faust und Mephistopheles reisen, sie kommen nach Rom zum Papste, der seinen Gegenpapst, „Bruno aus Sachsen" in Ketten vor sich bringen läßt, über seinen Rücken den Thron besteigt und seine eigene Unfehlbarkeit proklamirt. Faust und sein Genosse verkleiden sich als Kardinäle, lassen sich vom Papste den Bruno überliefern, um ihn angeblich als Ketzer zu verbrennen, retten ihn aber, worauf der Papst die wirklichen Kardinäle einkerkern läßt. Faust, vom Teufel unsichtbar gemacht, treibt darauf mit dem Papste allerlei Schabernack, sowie mit den die vermuteten bösen Geister in drolliger Weise exorcisirenden Priestern. Sie bringen darauf Bruno an den Hof des Kaisers, seines Gönners, erregen Erstaunen durch ihre Zauberei, indem sie Alexander den Großen und Dareios, den letzten Perserkönig, erscheinen lassen, woran sich noch langwierige Zauberpossen reihen, die der Erwähnung nicht werth sind. Auch die Herschaffung reifer Trauben kommt darunter vor. Nachdem endlich die Zeit des Vertrages bald abgelaufen und Faust wieder Reue fühlt, welche der Teufel durch die Erscheinung Helena's beseitigt, gesteht Faust seinen Schülern seine Gottlosigkeit, sieht die Hölle vor sich geöffnet und wird von den Teufeln zerrissen. Das Stück ist übrigens reich an offenbar von Anderen als dem Verfasser herrührenden Einschiebungen, auch sonst ungeordnet und ohne Eintheilung in Akte und Scenen.

Spätere Dramen Marlowe's sind: „Der reiche Jude von Malta", dessen Held Barabas, gereizt durch Gewaltthaten des Gouverneurs jener Insel, sich durch teuflische Anwendung von Verrath, Mord und Brand rächt und vielleicht das Vorbild von Shakespeare's Shylock ist, — „Die Bluthochzeit (Massacre) von Paris", eine verstümmelte und unvollkommene Arbeit, wahrscheinlich seine letzte, und andere. Marlowe war ein durchaus zügelloses Genie, führte ein liederliches, leichtfertiges Leben, galt allgemein als Atheist, und starb 1593 an den Folgen eines Dolchstiches durch das Auge in's Gehirn, den ihm ein Bekannter aus Eifersucht beigebracht und den er hatte abwehren wollen. Er lebte blos dreißig Jahre. Dennoch hatte er eine ganze Schule von Nachfolgern und Nachahmern. Ja sogar solche Dichter, welche ihm anfangs feindselig gesinnt waren und seine Einführung der reimlosen Verse verhöhnten, ergaben sich ihm nachher. Zu Diesen gehören z. B. gerade sein bedeutendster Nachfolger, Robert Greene und Thomas Nash. Der Letztere schrieb gemeinsam mit Marlowe, auf Grundlage von Vergils Äneis, das Trauerspiel „Dido, Queene of Carthage", worin die Stellen, welche der ächte Dichter, und jene, welche der bloße Versmacher schrieb, wol zu unterscheiden sind.

Robert Greene, geboren zwischen 1550 und 1560 zu Norwich, wurde in Cambridge und Oxford Magister. Sein nachheriges Leben ent-

sprach demjenigen Marlowe's, dessen Genie er jedoch nicht von ferne gleichkam. Wir erwähnten bereits sein durch Faust hervorgerufenes Stück „Bruder Baco". Ein anderes, dem Geiste nach mit „Tamerlan" verwandtes ist „Orlando furioso", welcher Held, als Nebenbuhler von Königen und Prinzen aus allen Erdtheilen, um die Hand seiner Angelika wirbt und dadurch glänzt, daß er Alles durchprügelt und zusammenschlägt, was ihm in den Weg kommt, am Ende aber siegt. Greene's bestes Stück ist jedoch „George a Greene, the Pinner (Flurschütz) of Wakefield", obschon nur verstümmelt erhalten; der Held ist ein Nebenbuhler Robin Hood's und rettet König Eduard III. vor einer Empörung. Greene starb wahrscheinlich (1592) an den Folgen seines leichtfertigen Lebens.

Andere Nachahmer Marlowe's waren: der schon erwähnte George Peele in seinen späteren Stücken, Thomas Lodge (gestorben 1625 an der Pest), welcher den Bürgerkrieg zwischen Marius und Sulla (1594), und mit Greene gemeinschaftlich „Ein Spiegel für London und England" (unvollständiges Zwischenspiel über den Propheten Jonas) bearbeitete, Thomas Kyd, Verfasser der „Spanisch Tragedie" (Rachedrama in zwei Theilen, dessen Held Hieronimo heißt, 1599, durch Ben Jonsons Zusätze in hohem Grade vervollkommnet), und Henry Chettle, dessen Schauderdrama „Hoffmann oder Rache für einen Vater" alle Gräßlichkeiten schildert, welche die Phantasie jener blutigen Zeit ausheckte.

In einem kurz nach Robert Greene's Tod von Henry Chettle herausgegebenen Pamphlete, betitelt „Groats-worth of wit, bought with a million of Repentance" (Witz für einen Groschen, erkauft mit einer Million Reue!), das angeblich von Greene selbst verfaßt war, wird des Letztern leichtfertiges Leben erzählt und daran eine Ermahnung an seine drei poetischen Freunde Marlowe, Lodge und Peele gerichtet, vom Theater abzulassen; denn unter dessen Possenreißern befinde sich eine emporgekommene Krähe (an upstart crow), die sich mit ihren (der Freunde) Federn schmücke, „mit ihrem Tigerherzen, gehüllt in Schauspielerhaut," ihren Bombast ebenso gut anbringen zu können glaube als der Beste von ihnen, und sich für den einzigen „Bühnen-Erschütterer" (Shake-scene) im Lande halte.

Diese Worte sind eine Anspielung auf den Vers

„O tiger's heart, wrapt in a woman's hide",

welcher in einem Drama vorkommt, zu dessen Quellen zwei Stücke gehören, an deren Abfassung Greene und seine Genossen betheiligt waren*) und dessen Verfasser wirklich ein Bühnen-Erschütterer wurde, aber „Speerschüttler" (Shake-speare) hieß.

William Shakespeare, der ewig Große, ist von der nächsten

*) The first part of the Contention of the two famous houses of Yorke and Lancaster, und: The true Tragedie of Richarde duke of Yorke.

Zeit nach der seinigen, der Roccocco- und Zopfzeit, ebenso unvernünftig herabgesetzt, wie bis vor wenig Jahren überschwänglich und übertrieben erhoben worden. Gegenwärtig wird er unbefangener beurtheilt, und wenn auch sein wohlverdienter Lorbeer niemals wird angetastet werden können, so müssen wir jetzt im Interesse der Gerechtigkeit bestreiten, daß er der größte Dichter aller Zeiten und Nationen war (welche Würde keinem Einzelnen zukommt), und können ihn nur einerseits als den größten englischen, anderseits als den größten dramatischen Dichter seit dem Untergange des alten Hellas anerkennen. Ein Homer (gleichviel ob eine Person so hieß oder nicht), Aischylos, Sophokles, Dante, Cervantes, Goethe und Schiller stehen ihm in vielen Beziehungen ebenbürtig zur Seite.

Shakespeare*) wurde am 23. April (alten Kalenders) 1564 in der anmutigen Stadt Stratford am Avon in der englischen Grafschaft Warwick geboren; und zwar als Sohn eines Handschuhmachers (nicht, wie irrthümlich behauptet worden ist, eines Wollhändlers oder Fleischers), dem vor diesem Sohne bereits zwei Töchter geboren, aber bereits auch gestorben waren. Nach dem Taufbuche von Stratford wurde der neue Ankömmling am 26. April getauft. Vier Brüder und eine Schwester folgten ihm nach. Als er im siebenten Jahre stand, widmete sich sein Vater, wie man glaubt, der Landwirthschaft, machte aber dabei sein Glück nicht. William besuchte die Schule zu Stratford, wo er die Anfangsgründe des Griechischen und Lateinischen erlernte. Später soll er im Bureau eines Advokaten gearbeitet haben. Schon im neunzehnten Jahre ging er die unüberlegte Heirat mit der sieben bis acht Jahre ältern Anna Hathaway ein, welcher nach sechs Monaten die Geburt eines Kindes und nicht ganz zwei Jahre später diejenige von Zwillingen folgte. Die Ehe war nicht glücklich; wenige Jahre nach ihrer Eingehung verließ er seine Heimat und Familie, angeblich in Folge Wilddiebstahls, den er im Parke eines gewissen Sir Thomas Lucy begangen und eines Pasquills, das er wegen erlittener Strafe an das Parkthor geheftet; wahrscheinlicher ist, daß diese der poetischen und theatralischen Welt so vortheilhafte Aufenthaltsveränderung ihren Grund gerade darin hatte, daß der künftige Theaterdichter einer Schauspielertruppe folgte, in deren Schoos er eine Zukunft zu finden hoffen mochte. Sein Weg zum Ruhme ging natürlich nach London, wo wir ihn 1589 als Mitglied und Mitantheilhaber des Blackfriars-Theaters finden, und zwar nicht, wie irrig geglaubt wurde, als einen sehr mittelmäßigen, sondern als einen vorzüglichen Schauspieler, und zugleich bereits als Theaterdichter, als welcher er 1592 bereits einen großen Namen besaß, auf den

*) Der Dichter schrieb sich während des größten Theils seines Lebens Shakspere, in seinem Testament aber Shakspeare; andere Variationen sind: Shakespere, Shakespeyre, Shaxpere, Chacsper u. s. w.; die in England gebräuchlichste und fast überall angenommene Form ist: Shakespeare.

seine weniger begabten Zeit- und Berufsgenossen, mit Greene an der Spitze, wie wir bereits gesehen, mit Neid hinblickten. Seine Jugenddramen „Perikles von Tyros“, „Titus Andronikus“, „Heinrich VI.“ und die „Komödie der Irrungen“ hatte er bereits hinter sich und befand sich damals in der Blütezeit seiner Lustspieldichtung, so daß schon 1591 der berühmte Spenser, bei einer vorübergehenden Unthätigkeit Shakespeare's, in seinem Gedichte „Tears of the Muses“ klagen konnte, daß der liebliche „Willy“, den die Natur geschaffen, sie zu verspotten und die Wahrheit nachzuahmen, todt sei, und an seiner Stelle höhnende Possen und schamlose Lüderlichkeit die Bühne entweihen. Drei Jahre später, nachdem unser Dichter auch als Tragiker zu glänzen begonnen, pries ihn Spenser neuerdings als „Den, dessen Muse, erfüllt von der Erfindung hoher Gedanken, gleich ihm selber (d. h. gleich seinem Namen: Speerschüttler) heroisch töne.“. Sein steigender Ruhm verschaffte ihm auch die Freundschaft des Grafen von Southampton, eines eifrigen Theaterfreundes und Günstlings des Grafen von Essex (in dessen Sturz er verwickelt wurde und im Gefängnisse saß, bis Elisabeth starb), welcher tausend Pfund Sterling zu dem in Vorbereitung begriffenen Baue des Globus-Theaters beitrug, zu dessen Eigenthümern Shakespeare ebenfalls gehörte. Der Letztere, welcher jährlich seine Heimat Stratford besuchte, hatte 1596 das Unglück, seinen einzigen, damals elfjährigen Sohn Hamnet zu verlieren. Sein Beruf machte ihn zum wohlhabenden Manne, so daß er bald in Stratford ein eigenes schönes Haus besaß und sein Einkommen nach und nach auf vierhundert (soviel als jetzt zweitausend) Pfund Sterling stieg; aber er ließ sich keineswegs zur Selbstüberschätzung verleiten, sondern zog in uneigennütziger Weise jüngere Talente, wie z. B. Ben Jonson, heran, welche von Anderen über die Achsel angesehen wurden. Auch war er keineswegs erpicht auf die Herausgabe seiner Meisterwerke, deren vier erst elf Jahre nach Beginn seiner dramatischen Thätigkeit, und zwar anonym, erschienen. Seit 1598 in der Schöpfung seiner unsterblichsten Werke (Othello, Hamlet u. s. w.) begriffen, verlor er 1601 seinen alten Vater und 1603 seine Gönnerin, die Königin Elisabeth. Auch ihr Nachfolger indessen, Jakob I., so ein arger Pedant er war, nahm das Theater in seinen Schutz und gab dessen Jüngern den Titel „königlicher Diener“. Unter Jakob's Regierung schuf Shakespeare seine übrigen Hauptwerke (König Lear, Macbeth, Julius Cäsar u. s. w.), in denen sich jedoch, entsprechend der demoralisirenden Einwirkung jenes elenden Monarchen, deutlich eine erbitterte, zornvolle Stimmung (besonders im „Timon von Athen“) kundgibt. Nach redlich gethanem Tagewerke zog sich der Dichter 1613 oder 1614 nach seiner Vaterstadt zurück, lebte still und ruhig, starb aber schon 1616, an seinem Geburtstage, erst zweiundfünfzig Jahre alt, an einer kurzen Krankheit. In der Kirche zu Stratford wurde ihm die stolze Grabschrift gesetzt:

**Judicio Pylium, genio Socratem, arte Maronem,
Terra tegit, populus moeret, Olympus habet.**

Konfessionssüchtige Menschen haben sich gestritten, ob Shakespeare ein Katholik oder Protestant gewesen sei. Für die erstere Meinung spricht nichts Anderes, als daß sein Vater einst in Stratford verklagt worden sei, daß er nicht, wie es die königlichen Gesetze verlangen, die Kirche monatlich besuche. Da könnte er ebenso gut ein Presbyterianer oder sonst ein Sektirer, oder auch schlechtweg ein Indifferentist gewesen sein! Thatsache ist, daß William Shakespeare in der anglikanischen Kirche von Stratford getauft und begraben wurde. Eine noch wichtigere Thatsache aber ist die, daß in seinen Werken nicht die leiseste Spur einer katholischen, und ebenso wenig überhaupt einer konfessionellen Tendenz zu finden ist, so daß auch eine wirklich konfessionelle Angehörigkeit bei ihm ohne alle Bedeutung wäre. Fromme Gemüter glaubten viel zu sagen, wenn sie ihn wenigstens für einen Christen hielten. Wir glauben, daß er vor Allem ein Mensch war, und wenn er auch in „Troilus und Kressida" das Heidenthum verspottete und im „Kaufmann von Venedig" die Juden in ungünstigem Lichte darstellte, so sind dies Freiheiten des Dichters, welche durch die rein menschliche und von keinen Dogmen getrübte Gesinnung seiner übrigen Werke weit aufgewogen werden.

Die Werke des „süßen Schwans von Avon", wie ihn seine Zeitgenossen nannten, gehören allen Hauptgattungen der Poesie an. Seine ältesten sind offenbar die vielleicht noch vor seiner Entfernung nach London geschaffenen, jugendlich brausenden und stürmenden episch-beschreibenden Gedichte: „Venus and Adonis" und „the Rape of Lucretia", beide in Strophen, das erste in sechs-, das zweite in siebenzeiligen. Den Inhalt zeigen die Titel an. Beide sind wild, sinnlich und leidenschaftlich; nur die Keuschheit Lucretia's übt einen wohlthuenden Eindruck. Die Sprache ist blendend und glühend, die Handlung arm; die Reden wiegen ebenso vor, wie in des Dichters Dramen die Handlung, so daß die beiden Gedichte als in mancher Beziehung unnatürlich, unreif und eine Nachahmung des damals herrschenden Geschmacks der allegorisch und idyllisch tändelnden Verfallzeit Italiens erscheinen müssen, welchem auch Spenser huldigte. Das Nämliche ist von den beiden kürzeren lyrisch-epischen Gedichten „the passionate pilgrim" (in verschiedenen abwechselnden Versmaßen) und „a lover's complaint" (ein Cyklus von Liebesgedichten in siebenzeiligen Strophen) zu sagen, obschon sie in des Dichters späterer Blütezeit (1599 und 1609) entstanden. Seine Sonette dagegen, welche er in verschiedenen Zeiten seines Lebens, doch wahrscheinlich alle vor 1597, schrieb (154 an der Zahl), werden von kompetenten Richtern höher gestellt und geben, neben viel Räthselhaftem, vollkommenen Aufschluß über manche Verhältnisse seines Lebens und seiner Zeit, die mit männlicher Kraft und offenem Freimut besprochen werden (wie unter Andern die Verachtung, in welcher die Schau-

spieler standen). Die 126 ersten sind an einen jungen Freund, wahrscheinlich den genannten Grafen von Southampton, die übrigen an ein Frauenzimmer gerichtet, das sich, wie es scheint, weder durch Schönheit noch durch Sittenreinheit auszeichnete.

Seinen welthistorischen Ruhm verdankt jedoch Shakespeare allein seinen dramatischen Werken. Die Zahl derselben, soweit sie als sein ausschließliches Eigenthum ausgewiesen sind, beträgt sechsunddreißig, wozu von vielen Kritikern auch ein siebenunddreißigstes, „Perikles, Fürst von Tyros", gerechnet wird. Alle sind in fünf Akte getheilt und jedes theils in Prosa, theils in Versen (fünffüßigen Jamben, selten mit Reim) geschrieben. Der Verse bedienen sich die Helden und sittlich oder gesellschaftlich hervorragende Personen, der Prosa die Narren, Leute aus dem Volke und Höhere, sofern sie in den Ideenkreis Niederer herabsteigen. Shakespeare's Dramen bieten ein Abbild des gesammten menschlichen Daseins von der Wiege bis zum Grabe, wie aller Stände, Religionen und Nationen der Erde dar. Man hat sie daher, wie nach der Zeit ihrer Entstehung, auch nach ihrem Hauptinhalte eingetheilt in Dramen der Liebe, der Ehe, der Familie, des Staates, der Menschheit, der Idee. Da jedoch die Gesichtspunkte, von denen der Dichter diese Verhältnisse auffaßt, gar verschiedene sind, so ziehen wir die Eintheilung nach dem ästhetischen Zwecke, als die für Poesien geeignetste, vor. Dieser Zweck ist 1) die Darstellung des erfolglosen Kampfes des Menschen gegen das Schicksal und die sittlichen Gewalten (Tragödien), 2) des Waltens der Gerechtigkeit in der Weltgeschichte (historische Dramen), 3) des Kampfes zwischen dem Guten und dem Bösen, der schließlich zum Siege des ersten führt (gesellschaftliche Dramen), 4) der Überwindung der Widerwärtigkeiten des Lebens und der menschlichen Schwächen durch den Kontrast derselben, durch die Ironie und durch den Humor (Komödien), wozu 5) noch, als abnorme Erscheinung, die Benutzung der Hypothese eines Eingreifens über- oder untermenschlicher Wesen in die Schicksale des Menschen kommt (Zauberpossen).

Shakespeare's Tragödien auf nicht völkergeschichtlichem, sondern allgemeine Interessen der Menschheit umfassendem Grunde sind: 1) Romeo und Julia, die Tragödie der Liebe, 2) Othello, der Mohr von Venedig, die der ehelichen Treue (nicht der Eifersucht als solcher), 3) König Lear, die der Familienpflichten, 4) Macbeth, die der Herrschsucht, und 5) Hamlet, Prinz von Dänemark, die Krone der Tragödien unseres Dichters, in welcher die räthselhaften Beweggründe des menschlichen Handelns aufgesucht werden. Als Anhang kommt zu dieser Abtheilung der in all' seinen Theilen als des Shakespeare'schen Geistes unwürdig und als ein bloßes Zugstück zu betrachtende Timon von Athen, dessen Held auf die gezwungenste Weise zum Menschenfeind wird.

Die Historien des großen Briten bieten, wenn auch nicht ein voll-

ständiges, doch ein sehr umfassendes Bild der Geschichte seines eigenen Vaterlandes und derjenigen des Reiches dar, dessen ausgebreitete Herrschaft zu Lande dem Angelsachsen als ein Vorbild seiner weltgebietenden Macht zur See erscheinen mußte. Sie zerfallen daher in Stücke aus der römischen und aus der englischen Geschichte.

Shakespeare zeichnet die Verhältnisse Roms in den älteren Zeiten der Republik in 1) Coriolan, zur Zeit des Falles der Republik in 2) Julius Cäsar (dem vollendetsten der Römerdramen), — diejenigen des entstehenden Kaiserthums in 3) Antonius und Kleopatra, und die des völlig zerrütteten und der Gewalt barbarischer Völker preisgegebenen Römerreichs, mit Verzicht auf historische Namen, aber sprechender Schilderung der herrschenden Greuel, in seinem blutigen Jugendstücke: 4) Titus Andronikus.

Aus der englischen Geschichte wurden genommen: 1) König Johann, die Zeit des eigentlichen Entstehens englischer Macht, — dann aus der Zeit des Kampfes wetteifernder Königsstämme, der Häuser Lancaster und York (rothe und weiße Rose) die eine ununterbrochen fortgehende Handlung darstellenden acht Stücke: 2) Richard II., 3) und 4) Heinrich IV. (zwei Theile), 5) Heinrich V., 6) bis 8) Heinrich VI. (drei Theile) und 9) Richard III. (der ohne den Zusammenhang mit den vorigen in den höhern Rang der eigentlichen Tragödien gehören würde). Ihnen folgt das zur Feier der Geburt von Shakespeare's Gönnerin Elisabeth gedichtete Huldigungs-Drama: 10) Heinrich VIII.

Zu den Schauspielen oder gesellschaftlichen Dramen rechnen wir: 1) das nicht hoch stehende Jugendstück: Perikles, Fürst von Tyros (dessen Ächtheit bestritten ist), 2) das düstere Sittengemälde Maß für Maß (Measure for Measure), 3) den dramatisirten Familienroman „ein Wintermärchen" (a winter's tale), wahrscheinlich sein letztes Werk und nicht mehr mit der Kraft und Kunst seiner Blütezeit geschmückt, 4) das märchenhafte Bild des alten Britannien: Cymbeline, und 5) das Meisterwerk dieser Gattung: den Kaufmann von Venedig (Merchant of Venice).

Nicht vollkommen streng sind von den Schauspielen die Lustspiele zu scheiden; wir erkennen letztere wesentlich an der Abwesenheit eines ernsten Kampfes zwischen den Kontrasten des menschlichen Lebens und sehen in ihnen an dessen Stelle ein bloßes Aufeinanderplatzen solcher und leichtes Hinweggehen über ihre nachtheiligen Folgen, zu Gunsten der unverwüstlichen Lebenslust. Das unvollkommenste Stück dieser Gattung, weil eine bloße Nachahmung des Römers Plautus, ist 1) die Komödie der Irrungen (Comedy of errors). Den Übergang zu ausgebildeter Charakterzeichnung verrathen: 2) die Zähmung der Widerspenstigen (Taming of a shrew) und 3) die beiden Veronesen (two gentlemen of Verona). Auf der Stufe noch nicht völlig veredelter Komik stehen die beiden Gegenstücke der Strafe für vernachlässigte Liebe:

4) Verlorene Liebesmüh' (Love's labour's lost) und des Lohnes für beharrlich bewiesene Liebe: 5) Ende gut, Alles gut (All's well, that ends well), das auch wirklich früher geheißen haben soll: Gewonnene Liebesmüh' (Love's labour's won). In der Form vollendet, in der Handlung aber noch roh ist das witzsprudelnde 6) Viel Lärmen um Nichts (Much ado about nothing). Auf der Höhe harmonisch ausgebildeter komischer Dichtung stehen endlich die beiden reizenden Stücke 7) Wie es euch gefällt (As you like it) und 8) Was ihr wollt (What you will), von denen besonders das Letztere das Höchstmögliche in Verbindung drastischer Komik mit lieblichster Anmut leistet. Eine besondere Stellung nehmen dagegen ein: 9) die lustigen Weiber von Windsor (Merry wives of Windsor), als possenhafter Anhang und Gegensatz zu den Dramen aus der englischen Geschichte, oder als gelungener Versuch, die komischen Personen der Stücke Heinrich IV. und Heinrich V. in ausschließlich komischen Situationen vorzuführen, namentlich den unsterblichen Falstaff, den englischen Sancho Pansa (zu welchem als anticipirter Don Quijote etwa Don Armado aus „Verlorner Liebesmüh'" ein Gegenstück bilden dürfte), — und 10) Troilus und Kressida, das so verschieden beurtheilte Räthselstück, das wir uns erkühnen, für eine Satire auf die im sechszehnten und noch im siebenzehnten Jahrhundert herrschende mißlungene Nachahmung des klassischen Alterthums zu halten, — welche Nachahmung eine ebenso treu- und charakterlose Kokette war, wie die feile Kressida.

Aus dem Rahmen der gewöhnlichen ästhetischen Gruppirung haben wir die mit Geisterspuk versetzten Dramen herausgenommen. Es gehören dazu blos zwei: eines, das ohne jene Zuthat ein Schauspiel, und eines, das ohne dieselbe ein Lustspiel wäre. Das erste ist der Sturm (the tempest), das zweite der Sommernachtstraum (Midsummer-nightsdream). Die Geister des heiterern der beiden Stücke sind blos die lieblichsten, aus Duft und Luft gewebten Elfen, während in dem ernstern dem idealen, freiheitdurstigen Ariel der Teufels- und Hexensohn Kaliban, ein Produkt des herrschenden Aberglaubens der Zeit, gegenübertritt. Auch „Macbeth", „Hamlet", Richard III., Julius Cäsar u. A. haben ihre Geistererscheinungen, die aber vor der übrigen Handlung bescheiden zurücktreten.

Es hieße Eulen nach Athen tragen, wollten wir, im Angesichte der umfangreichen Shakespeare-Literatur, welche eine eigene Bibliothek bilden könnte, näher auf den Inhalt und die Bedeutung der einzelnen dramatischen Werke dieses Heros eintreten. Sie dürfen als jedem Gebildeten bekannt vorausgesetzt werden.

Nur soviel mag gesagt werden, daß sich der große Dichter als ein unerreichter Kenner und Prüfer des Menschenherzens und als ein unübertroffener Charakterzeichner erwiesen hat. Den ersten Rang unter seinen Werken nehmen unstreitig die Tragödien ein; keines von allen aber, selbst

das ernsteste nicht, ist frei von komischen Bestandtheilen; nur durchdringen sich Tragik und Komik im englischen Drama nicht regellos-romantisch, wie im spanischen, sondern jedes Stück hat einen ausgeprägten Charakter, in welchem entweder das eine oder das andere der beiden Elemente vorwiegt. Beinahe in keinem Drama Shakespeare's vermissen wir die alte lustige Person der germanischen Volkspoesie, den Hanswurst (englisch clown), der in den meisten Lustspielen und sogar im tieftragischen König Lear schlechtweg als „Narr", besonders an Höfen, sonst aber in der Gestalt von Wüstlingen, Wirthen, Bedienten und — Todtengräbern (bei Hamlet) auftritt, während er den Spaniern fehlt und nur durch freche und verrätherische Bediente ersetzt wird. Ein ächt germanischer Vorzug Shakespeare's vor den Spaniern, für welche nur Hof- und Edelleute existiren, alle „Gemeinen" aber Schelmenvolk sind, ist ferner sein Herz für das Volk, dessen Wohl und Weh er mitfühlt, weil er ihm angehörte und eben kein Edler de Vega oder de la Barca war. Seine politische Ader ist durch und durch demokratisch, wie seine religiöse rationalistisch ist; er ehrt nur den Monarchen, der durch des Volkes Willen regiert, und verabscheut den Tyrannen, wie er den religiösen Mucker und Heuchler verachtet.

Weil ein Mensch, ist auch Shakespeare nicht ohne Schwächen. Wir wollen uns weniger über seine historischen, geographischen und mythologischen Schnitzer aufhalten, welche hinlänglich bekannt sind, und gewiß weniger auf Unwissenheit, als auf dichterischer Sorglosigkeit oder gar auf Ironie beruhen, als vielmehr über manche peinlich verletzende Charakterzüge und Situationen, welche im Drama unsrer Zeit nicht mehr möglich wären, und in denen, ungeachtet der ungemein zarten und ätherischen Auffassungen vieler anderer Stellen, die Härte und Rauhheit jener Zeit hervortreten. Es gehören dazu Lagen wie jene, in die der liebende Posthumus aus Eitelkeit seine treue Imogen bringt, welche der aus seiner kalten Strenge erwachende Angelo der keuschen Isabella bereitet, zu welcher sich in „Ende gut Alles gut" die verschmähte Helena entschließt, in welche in „Viel Lärmen um Nichts" die schuldlose Hero gebracht wird, ferner die Greuelscenen in „König Lear" und „Macbeth", — derjenigen in „Titus Andronikus" nicht zu gedenken.

Diese Mängel werden jedoch reichlich aufgewogen durch eine Menge von Prachtstellen, wie z. B. die Gartenscene in Romeo und Julia, das Schönste, was über Liebe geschrieben worden, — die Leichenrede des Antonius auf Cäsar, das stolzeste Lob und die feinste Ironie zugleich, — das Schlafwandeln der Lady Macbeth, die erschütterndste Zeichnung des bösen Gewissens, — die Gerichtsscene im „Kaufmann von Venedig", der ergreifendste Sieg des Rechtes über das Unrecht, — der tiefsinnige Monolog Hamlet's über Sein und Nichtsein und so noch eine kostbare Auswahl anderer.

Kein Dichter schuf je eine so überwältigende Menge der ausgepräg-

testen Charaktere, wie Shakespeare, und die seinigen sind keine gemachten, sondern es sind Gestalten von Fleisch und Blut, wie sie wirklich vorkommen, getreu nach dem Leben aufgenommen. Wie prächtige Naturmenschen und keine Kulturpuppen sind viele seiner Lieblingsgestalten, — wie der Bastard Philipp Faulconbridge in „König Johann“, Orlando in „Wie es euch gefällt“, Sebastian in „Was ihr wollt“, und seine unverkünstelten Frauenbilder Imogen, Porzia, Rosalinde, Viola, Desdemona, Cordelia und viele Andere! Welche Kraft sprudelt in Othello, welche Weisheit spricht aus Hamlet, wie giert der Ehrgeiz im Macbeth, wie jammert die Enttäuschung aus Lear, wie höhnt teuflische Bosheit in Richard III., Jago, Shylock!

In Shakespeare erreicht einerseits die Literatur des von uns behandelten Reformationszeitalters ihre höchste Vollendung, und anderseits die dramatische Poesie überhaupt ihren Gipfelpunkt. Er ist der Dichter der Freiheit; er wagte es zuerst, die Macht des Schicksals, welches die Bühne der Alten beherrscht hatte und die der romanischen Völker noch beherrschte, zu brechen und das echt germanische Princip der freien Selbstbestimmung des menschlichen Willens, soweit dieser frei ist, an seine Stelle zu setzen. Er ist der frische nordische Sturm, welcher die stolze Armada der spanischen Bühnendichtung nach allen Winden zerstreute! Shakespeare hat den Gipfel des von Menschen im Drama Erreichbaren erstiegen, und die Zeit konnte nicht über ihn hinausschreiten, — sie konnte nur in anderen Gebieten nachholen, was sie bisher versäumt hatte.

So konnten denn auch Shakespeare's zahlreiche Nachfolger in der Pflege des englischen Drama's nichts Großes mehr leisten. Die Nennenswerthesten unter ihnen sind: Benjamin (abgekürzt Ben) Jonson (1574 bis 1637), der Unabhängigste von ihnen, der schon mit zwanzig Jahren für die Bühne zu dichten begann, nachher Soldat, Student, Schauspieler und wieder Theaterdichter war, auch zweimal, wegen eines Duells und eines mißbeliebigen Lustspiels, eingesperrt wurde; sein erstes und bekanntestes Stück ist „Jedermann in seiner Laune“ (Every man in his humour), das er zuerst nach Italien, dann aber nach England verlegte. Schwächer ist das Gegenstück: Every man out of his humour; seine besten Stücke sind Lust-, die übrigen dem klassischen Alterthum entnommene Trauerspiele. Er war witzig und ein treuer Freund, aber hochfahrend und genußsüchtig; Erfindungsgabe und Genie fehlten ihm; er arbeitete mit großer Anstrengung und Pedanterie. — Francis Beaumont (1585—1616), Sohn eines Richters aus Leicestershire, und John Fletcher (1576 bis 1625), Sohn des Bischofs von Bristol, schrieben all' ihre Stücke bis zu Beaumont's Tod gemeinsam und darauf Fletcher noch mehrere allein; die bedeutendsten sind „Philaster“ und „der Jungfrau Trauerspiel“ (the maid's tragedy). Die Komik Fletcher's ist von bedeutender Kraft, die Sprache beider schön, aber unanständig. Georg Chapman (1557 bis 1634), Shakespeare's und Jonson's Freund, ist von untergeordneter Be-

gabung; Thomas Decker's trübe Lebensumstände drückten seine Talente nieder; Philipp Massinger (1584—1639), Ben Jonson's Nachahmer, schrieb excentrisch und ohne treffenden Humor und starb im Elend und unbekannt; John Webster (seit 1602 wirkend) brachte sittengeschichtlich merkwürdige, der Stadt London aber nicht zur Ehre gereichende Stücke auf die Bühne; Thomas Middleton (1620 Chronikschreiber und Stadtrichter von London) wirkte nur durch Effekt; John Marston verwandte seine Gabe ganz auf die Satire; Thomas Heywood aus Lincolnshire behauptete 220 Stücke geschrieben zu haben und zwar züchtiger als seine Zeitgenossen; John Ford (geb. 1586 zu Ilsington) strebte nach höherm Glanz, als seine Talente bieten konnten, und dramatisirte einen Hexenproceß (die Hexe von Edmonton, 1623), in welchem der Teufel als schwarzer Hund auftritt; James Shirley (1594 oder 1596—1666) bearbeitete unschädliche Stoffe aus dem kleinbürgerlichen Leben.

Keiner dieser Dichter erreichte Shakespeare's Geist von ferne; daher ihre Werke auch größtentheils vergessen sind. Auf das sittliche Leben ihrer Zeit werfen sie indessen ein höchst trauriges Licht, wie schon die schamlosen Titel einiger zeigen, z. B. Dekker's honourable whore, Ford's 't is a pity she is a whore und Webster's Cure for a cuckold. Es nützt auch nichts, zu ihrer Entschuldigung sagen zu wollen, jene Zeit sei nur offener gewesen, als unsere, welche das Gift verzuckere; nein; jene Zeit war unstreitig roher und schamloser in jeder Beziehung als die unsrige; entging doch selbst der so holder und keuscher Schilderungen fähige Shakespeare ihren Konsequenzen nicht und läßt in Gegewart seiner idealsten Gestalten Verhältnisse besprechen, von welchen in unsrer Zeit wohlerzogene Töchter noch nicht die entfernteste Ahnung haben! Und doch steht er wie ein Heiliger da neben dem Schmutze, welchen seine meisten Zeit- und Berufsgenossen producirten, ohne solchen mit einem Funken seines Geistes zu verklären. Dies hat aber erst die Gerechtigkeit in den Anschauungen unserer Zeit zu Stande gebracht. Jene Zeit war keineswegs fähig, das Genie aus der Flut der Dichterwerke herauszufinden, und erhob den großen Stratforder keineswegs über seine Mitstrebenden, wie er es verdiente. Dazu trug ohne Zweifel der Umstand viel bei, daß die Letzteren meist eine gelehrte Bildung genossen hatten, Griechisch und Lateinisch verstanden, was bei der „emporgekommenen Krähe", dem Sohne des Handschuhmachers, nicht der Fall war. Dafür hat sein überlegener Geist sich rächend erhoben und die klassisch Gebildeten in den verdienten Schatten gestellt. Genie, Natur und Leben siegten, wie sich gebührt, über hohles Wortgefecht, leeren Bombast und schamlose Zoten.

Auch verkamen die meisten damaligen Theaterdichter, trotz ihrer Gelehrsamkeit, die von Haus aus reichen Beaumont und Fletcher ausgenommen, in Folge leichtfertigen Lebens, in Noth und Krankheit, während es dem arm geborenen Shakespeare möglich wurde, sich zum reichen Manne

emporzuschwingen, obschon er durchaus kein Knicker war und das Leben fröhlich auskostete. Dies wurde möglich durch die gute Bezahlung, welche den dramatischen Leistungen zu Theil wurde. Im sechszehnten Jahrhundert betrug das Honorar eines Theaterstücks vier bis sechs Pfund Sterling. Am Anfange des siebenzehnten war es auf acht bis zehn, 1613 schon auf zwanzig Pfund gestiegen. Für einzelne Prologe und Epiloge wurden gewöhnlich fünf Schillinge bezahlt. Dazu kamen in der Regel noch die Einnahmen der zweiten oder dritten Aufführung. Die Dichter ließen ihre Stücke ungerne drucken, weil es keinen Schutz gegen unberechtigte Aufführung und gegen Nachdruck gab. Oft aber wußten sich Drucker Dramen zu verschaffen und druckten sie wider den Willen des Verfassers, der hiergegen nichts thun konnte, als sein Werk dem Drucker abkaufen. Viele Stücke gingen daher spurlos verloren. Der Preis eines gedruckten Theaterstückes war zu Shakespeare's Zeit gewöhnlich sechs Pfennige. Um Raum zu ersparen, druckte man die Verse oft ohne Absetzen.

Die Schauspieler, welche diese Stücke aufführten (lauter Männer; das weibliche Geschlecht war von der Bühne ausgeschlossen), waren bei Beginn der dramatischen Blütezeit unter Elisabeth lauter herumziehende. Später ließen sich die besten unter ihnen in London nieder. Aus ihnen gingen die ersten Theaterdichter, wie noch Shakespeare (die späteren selten mehr) hervor. Ihre Manier, ehe sie sich veredelt hatte, schildert der Letztere treffend im „Hamlet“. Die meisten Adeligen hatten Schauspieler in ihrem eigenen Solde; am glänzendsten trat in dieser Beziehung der bekannte Günstling, Graf Leicester, auf. In London bildeten sich freie Theatergesellschaften, deren erste und berühmteste die Blackfriars-Gesellschaft wurde, welcher, wie erwähnt, Shakespeare angehörte (sie nannte sich auch: Gesellschaft der Königin oder des Lord-Kämmerers, d. h. Leicesters). Zur Ausbildung der Schauspieler gab es Schulen, unter welchen zwei, die der Chorknaben der Kathedrale St. Paul und die der Kinder der „königlichen Lustbarkeiten (revels)“, hervorragten. Da die Frauenrollen von Knaben gegeben wurden und es auch für die Männerrollen von Wichtigkeit ist, wenn sich ihre Darsteller von Jugend auf üben, so waren ihre Erfolge großartig. Schon 1589 jedoch wurde den Kindern von St. Paul wegen politischer Anspielungen das Theaterspielen verboten. Ausgezeichnete Komiker jener Zeit waren der drollige Hof- und Volksnarr Tarleton und der witzige Robert Wilson, große Tragiker James Burbadge und dessen Sohn Richard, der Freund Shakespeare's, in dessen berühmtesten Charakterrollen er Staunenswerthes leistete; er starb 1620. Mit ihm wetteiferten William Kempe und Edward Alleyn. Als Knabe zeichnete sich der schon im dreizehnten Jahre gestorbene Salomon Pavy, eines der „Kinder der Kapelle“, aus, der, wie Ben Jonson klagte, alte Männer so treffend spielte, daß ihn die Parzen für einen Greis hielten und abriefen. Nach Shakespeare's Tod glänzte Taylor, der den Hamlet, und Lowin, der den

Falstaff ausgezeichnet gab. — Die Schauspieler, welche nicht Mitglieder der Theatergesellschaften, also Antheilhaber am Eigenthum derselben waren, wurden schlecht bezahlt (wöchentlich mit fünf bis sieben Schillingen) und von den Eigenthümern oft hart behandelt. Wenn sie betrunken auftraten oder in den Theatergarderoben öffentlich erschienen, fielen sie in schwere Geltbuße. Vom Publikum aber wurden die Schauspieler im Ganzen verachtet und galten als ehrlos und geächtet.

Der Londoner Theater zur Blütezeit des Dramas an der Grenze des sechszehnten und siebenzehnten Jahrhunderts waren elf an der Zahl. Das älteste, 1576 schon bestehend, fortwährend schlechtweg das „Theater" genannt, lag in Shoreditch außerhalb der City; im nämlichen Jahre bestand bereits auch der dicht neben jenem liegende „Vorhang" und wurde von James Burbadge u. A. das Blackfriarstheater, im Weichbilde des ehemaligen Klosters der „schwarzen Brüder" erbaut. Richard Burbadge errichtete 1594 den „Globus", ein oben offenes, und daher blos für den Sommer und für schönes Wetter berechnetes, außen sechseckiges, innen rundes Gebäude; durch andere Schauspieler entstand 1600 das „Glück". Die Theater zerfielen in öffentliche, welche größer und gleich dem Globus, mit Ausnahme der Bühne und Logen, ohne Dach waren, und in Privattheater, von kleinerm Raume und bedeckt. In beiden wurde Tags, in den bedeckten aber bei Licht gespielt. In den offenen mußte sich die dramatische Muse gefallen lassen, mit Fechterspielen, Bären- und Stierhetzen abzuwechseln; die bedeckten waren daher die aristokratischen. Die Eintrittspreise waren nach den Theatern und Plätzen verschieden; sie wechselten zwischen sechs Pence und zwei Schilling sechs Pence.

Die Zuhörerschaft der englischen Theater zu deren Blütezeit war in keiner Beziehung eine anständige. Der eigentlich solide und ehrenhafte Theil der Bevölkerung mied das Theater. Die vornehmsten Theaterbesucher waren die Stutzer und Löwen der zügellosen adeligen Jugend, die in ihren prachtvollen Kleidern einherstolzirten und ihre Plätze auf der Bühne selbst einnahmen, wo sie ohne Bedenken sitzend und liegend dem Spiele zusahen, und sich nicht darum bekümmerten, wenn das übrige Publikum sie beschimpfte und verhöhnte. Das Parterre vor der Bühne wimmelte von unbeschäftigten Schauspielern und Theaterdichtern, Kritikern, Handwerkern, Schiffern, Fabrikarbeitern. Auf der ersten Gallerie saßen die Mätressen der Vornehmen, und wenn sich ehrbare Frauen dahin begaben, konnte es nur maskirt geschehen. Auf der zweiten Gallerie drängten sich Matrosen, Soldaten, Bediente und — Dirnen. Man äußerte ungescheut seinen Beifall oder sein Mißfallen, letzteres sogar durch Ausspeien, man gähnte laut, aß, trank, rauchte, knackte Nüsse während der Vorstellung und spielte selbst Karten; man nahm Thiere mit, zankte und schlug sich, bewarf die Schauspieler mit faulen Früchten, sogar mit Steinen, und zwang sie unter Umständen ein anderes Stück zu geben, als angekündigt war, und,

wenn das begonnene nicht gefiel, abzubrechen und wieder ein anderes zu spielen. Ja es wurden die Theater mit Vorliebe zu Verführungen und unsittlichen Verabredungen benützt. Auch die Taschendiebe waren nicht faul, ihr Geschäft dort auszuüben.

Die Bühne befand sich in einem sehr primitiven Zustande. Von Dekorationen war keine Rede, sondern der Ort der Handlung wurde auf einen Zettel geschrieben und dieser aufgesteckt, z. B. Wald, Garten, Saal u. s. w. Nach und nach zeigte man den Wald durch einen Baum, die Stadt durch ein Haus an u. s. w. Schon früh jedoch gab es Versenkungen. Merkwürdiger Weise ging gerade mit der Vervollkommnung der Scenerie der Verfall der dramatischen Dichtkunst Hand in Hand. Um keinen traurigen Eindruck zu machen, gab man am Schlusse der Tragödie noch einen kurzen Schwank (jig), der oft nur in drolligen Einfällen von Komikern bestand. Die Narren und Clowns sprachen und sangen unter Begleitung von Tanz und Musik. Dem Beginne des Stückes gingen Trompetenstöße voran. Auf die Garderobe der Schauspieler wurde stets große Sorgfalt verwendet.

Bis auf Elisabeth wurde das Theater von den englischen Monarchen je nach Laune beschützt oder verfolgt, von der herrschenden Kirche aber, gleichviel ob es die katholische oder anglikanische war, und von der Stadtgemeinde London, stets heftig angefeindet. Unter der blutigen Maria wurden Schauspieler, welche der Reformation günstige Theaterstücke spielten, mit den Ohren an den Pranger genagelt und 1556 das Theater vollständig unterdrückt. Selbst Elisabeth begann ihre Regierung mit einem Verbote der dramatischen Thätigkeit, milderte dasselbe jedoch bald zu einer Beschränkung der theatralischen Aufführungen. Von da an wandte sie ihre Gunst dem Theater immer mehr zu, worin sie besonders ihr Günstling Leicester bestärkte. Um den Haß der City Londons gegen die Bühne zu beschwichtigen, ordnete der Staat 1575 an, daß jedes in London aufzuführende Stück der Censur des Lord Mayors und der Aldermänner unterliegen solle, die sich aber nicht damit begnügten, sondern den Schauspielern auch den Aufenthalt in der City untersagten, indem sie ihnen an allen vorkommenden Verbrechen und an der herrschenden Pest die Schuld beimaßen. Daher entstanden in jenem Jahre die erwähnten Theater außerhalb des Weichbildes von Alt-London, und die Intoleranz der Stadtzöpfe bewirkte das Gegentheil dessen, was sie beabsichtigte. Ihnen gegenüber begünstigte der Hof um so mehr das Theater, er hielt ein eigenes Departement der königlichen Belustigungen (revels) und bei allen seinen Festlichkeiten wurden Schauspiele aufgeführt, freilich meist italienische und vorzugsweise sogenannte Schäferspiele. Die hartnäckige Opposition des Stadtrathes von London jedoch, den der Eifer der presbyterianischen und puritanischen Geistlichen fortwährend gegen das Theater, als ein Werk des Teufels hetzte, bewirkte wenigstens das Verbot der Aufführungen am Sonntage und einst auf kurze Zeit sogar die Schließung der beiden Theater in Shoreditch. Alle

Beschränkungen der Bühne indessen, welche bewirkt wurden, konnten immer nur auf kurze Zeit, oft auch gar nicht durchgeführt werden, selbst wenn der Staat in Folge von politischen oder religiösen Anspielungen gegen die Schauspieler einschritt. Doch wurden Angriffe auf den König von Spanien und auf die katholische Kirche in Anbetracht der Zeitverhältnisse gerne geduldet. Auch das Verbot, an den Universitäten Schauspiele aufzuführen, wurde nicht streng beachtet, und einst befahl sogar die Königin der Hochschule von Cambridge, ein englisches Lustspiel zu verfassen, weil ihre Schauspieler der Pest wegen nicht spielen konnten, worauf aber die gelehrten Herren antworteten, daß sie dies nur in lateinischer Sprache im Stande wären.

Im Jahre 1600, als auch in Madrid die weltlichen Schauspiele unterdrückt waren, beschränkte die englische Regierung, offenbar aus Furcht vor den Puritanern, die Theater Londons auf zwei, den „Globus" und das „Glück", doch wieder, ohne auf die Dauer Gehorsam zu finden. Sonderbarer Weise nahm nun aber die systematische Opposition der City einen Umschwung, und letztere ließ im „Vorhang" trotz des Staatsverbotes spielen. So blühten bei Elisabeths Tod, wie erwähnt, elf Theater in London. Ihr Nachfolger Jakob I. war schon aus Haß gegen die Presbyterianer, und, um als Freund der Wissenschaft und Kunst zu glänzen, ein Freund des Theaters. Außer den Adeligen nahmen nun auch die Prinzen und Prinzessinnen des Hofes Schauspielergesellschaften in ihren Sold und zuletzt wurde dies als ihr Privilegium erklärt und den Adeligen untersagt. Die Festspiele am Hofe nahmen an Pracht und Glanz beständig zu, und sogar auf Reisen nahm der König Schauspieler mit.

Inzwischen aber nahmen die puritanischen Ansichten unter dem Volke zu, und in Folge dessen verminderten sich die Theater Londons nach und nach. Die Regierung Karls I. begann 1625 mit einem neuen Verbote der Theateraufführungen am Sonntage; doch begünstigte der neue König das Theater und unterstützte die während der Pest darbenden und auf dem Lande schlecht aufgenommenen Schauspieler. Der Hof zog die Stücke Fletchers vor, das noch nicht puritanisirte Publikum aber immer noch jene Shakespeare's. Eine Konkurrenz indessen drohte dem englischen Theater, als 1629, wahrscheinlich auf Veranlassung der Königin, einer französischen Prinzessin, französische Schauspieler auftraten, unter denen sich zum ersten Male Damen befanden, die aber sehr schlecht aufgenommen wurden. Dies, und die Kostspieligkeit der Hofstücke (Hofmasken), die in den Jahren 1632 und 1633 auf zweitausend Pfund Sterling zu stehen kamen, sowie die Theaterfreundlichkeit des höhern anglikanischen Klerus (dessen Mitglied, der Bischof von Lincoln, in seinem Hause an einem Sonntage Shakespeare's Sommernachtstraum aufführen ließ) steigerten den Fanatismus der Puritaner, deren Augenverdrehen und Bibelspruchherleiern ohnehin auf

der Bühne ergötzlich persifflirt wurde. William Prynne machte sich zu ihrem Wortführer und schrieb 1632 die Satire „Histriomastyx, die Geißel der Schauspieler," wofür er aber, weil sich die Königin und der Hof getroffen sahen, an den Pranger gestellt, eines Theils seiner Ohren beraubt und lebenslänglich eingekerkert wurde. Umgekehrt wurden auf dem Lande, wo die Puritaner herrschten, die reisenden Schauspieler als „wandering raskals" eingesperrt, und die frommen Bewohner von Blackfriars verlangten wiederholt die Entfernung der Mimen und ihres Hauses. Der Hof that um so mehr für das Theater und ließ 1635 außer den französischen sogar spanische Schauspieler auftreten. Als nun vollends der welthistorische Kampf zwischen dem König und dem Parlamente ausbrach, wurde die Bühne noch schärfer als Parteisache angesehen. Das Parlament beschloß 1642 in beiden Häusern gänzliche Unterdrückung der Bühnenstücke, und die Sherifs von London trieben, wenn dem Beschlusse entgegengehandelt wurde, die Zuhörer auseinander und verhafteten die Schauspieler. Um die Zuwiderhandlungen ferner zu verhindern, machte man die Theater durch Entfernung der Sitze und Logen unbrauchbar und bedrohte jeden Schauspieler als eine Art von „Landstreicher" mit Geltstrafe, Gefängniß und Auspeitschen. Die brotlosen Schauspieler ergriffen die Waffen und kämpften im Heere des Königs gegen die Feinde ihrer Kunst. Nachdem ihre Sache unterlegen, versuchten sie unter dem eisernen Regimente Cromwells heimliche Aufführungen, die aber entdeckt und von den glaubensstarken Kriegern der Republik ohne Umstände unterbrochen wurden. Doch geschah den Schauspielern nichts Böses. Erst nach der Restauration wurde ihre Kunst wieder eine erlaubte.

Achtes Buch.

Die Blüten der bildenden Kunst.

Erster Abschnitt.

Die Kunst im Süden.

Die italienische Nation, mit Ende des fünfzehnten Jahrhunderts nach langem hartem Kampfe von Fürsten und Priestern und Priesterfürsten vollständig unterdrückt und aus materieller Erschöpfung nicht mehr fähig, dem an ihr verübten systematischen Völkermorde zu widerstehen, warf sich mit Leib und Seele auf das Gebiet des Schönen, — sie wollte dasselbe gleichsam erschöpfen, wie schon einmal die Hellenen zur Zeit ihrer tiefsten politischen Entzweiung, und sich für die ihr geraubte äußere Freiheit im Heiligthum geistigen Lebens entschädigen. Die Kunst, und zwar nicht nur die griechische, sondern auch die moderne, entsprang aus dem Streben nach geistiger Freiheit und Unabhängigkeit, — sie ist keineswegs eine Tochter oder Magd der Kirche, die freilich gerne die Mutter alles Schönen wäre, wenn sich diese Ableitung nur nachweisen ließe. Wir haben dieses wollustvolle Untertauchen in das freie Meer des Idealen bereits in Bezug auf die sprachliche Darstellung verfolgt; Hand in Hand mit dieser ging, da sie für sich allein dem schönheitdurstigen Volke den im Zuge der Zeit liegenden Kultus nicht zu erschöpfen schien, — die bildliche Darstellung der Idee des Schönen.

Der Beginn dieses Strebens fällt in dieselbe Zeit, wie die Schöpfung der italienischen Sprache und Literatur durch Dante, in das dreizehnte Jahrhundert. Es besteht in der Architektur in Versuchen, die deutsche oder gothische Baukunst, welche die religiöse Freiheit repräsentirt, einzuführen, was aber nie vollständig gelang. Es blieb bei einzelnen, aber großartigen Werken, zu denen die Kirche des heiligen Franz von Assisi (1228—1253),

die Dome von Florenz (1294), Siena, Orvieto, Mailand (1386 begonnen), die Loggia de' Lanzi in Florenz (1376), viele Paläste Venedigs u. s. w. gehören, wobei es aber nie zu vermeiden war, die Gothik mit der in Italien so fest eingewurzelten Antike in möglichsten Einklang zu bringen.

In der Bildhauerkunst war es Nicola Pisano, in welchem damals „die Antike in ihrer Macht und Herrlichkeit zu einem wunderbar neuen Dasein" aufwachte, zuerst im Relief der Kreuzabnahme am Portal der Vorhalle des Doms zu Lucca. Weiter wurde seine Reform durch seinen Sohn Giovanni Pisano (gest. 1321) ausgebildet. Herrliche Reliefs schufen in Florenz während des vierzehnten Jahrhunderts Andrea Pisano und Andrea di Cione, genannt Orcagna (gest. 1376), der auch als Maler hervorragte.

Gleich Pisano war ein Zeitgenosse Dante's auch der Schöpfer der nationalen italienischen Malerei, — Giovanni Cimabue, welcher seine bis dahin im Schlepptau des byzantinischen Geschmackes nachgezogene Kunst zu einer selbständigen Richtung führte. Seine Madonnen zeigen das erste Bestreben, die Strenge der byzantinischen Kunst, auf deren Boden er noch steht, zu mildern, sie waren die ersten Kunstwerke Italiens, welche die Begeisterung des Volkes wach riefen. Duccio Buoninsegna aus Siena, dessen Blütezeit in den Anfang des vierzehnten Jahrhunderts fällt, that bereits einen gewaltigen Schritt der modernen Kunst entgegen und verräth eine staunenswerthe Vollendung in Erfindung und Behandlung seiner wunderbar naiven Figuren. Sein „Einzug Christi in Jerusalem" ist ungemein sprechend und kraftvoll ausgeführt. Cimabue hatte einst in der Umgegend von Florenz einen Hirtenknaben auf einem Steine ein Schaf zeichnend getroffen; er erzog ihn zum Künstler. Giotto (gest. 1336), so hieß er, war Baumeister, Bildhauer und Maler, er errichtete den prachtvollen, mit weißen und schwarzen Marmorplatten und Bildhauerwerken bekleideten Glockenthurm von Santa Maria del Fiore in Florenz, welchen er auch seit 1334 mit einer nicht vollendeten und nachher wieder beseitigten prachtvollen Marmorfaçade geschmückt hatte, — schritt von der Nachahmung älterer Vorbilder zu freierer schöpferischer Thätigkeit vor, übertraf bald seinen Meister und bewegte sich mit Vorliebe in der Allegorie und Symbolik und in historischen Darstellungen aus der heiligen Geschichte; von der byzantinischen Richtung hat er sich völlig emancipirt und findet seine Hauptstärke in treffender Charakteristik, wie er es denn auch wagte, Porträts zu malen und damit über die einseitige Kirchlichkeit der Kunst hinauszugehen. Die künstlerisch geschmückten Wände des Campo santo (des Friedhofes) von Pisa sind noch Zeugen der Thätigkeit, welche die Schüler und Zeitgenossen Giotto's an den Tag legten. Unter ihnen ragt der schon genannte Orcagna, ebenfalls Meister aller drei bildenden Künste, durch seine Darstellung des jüngsten Gerichts und seinen ergreifenden „Triumph des Todes" am Campo santo zu Pisa hervor, und der Domini=

kaner Fra Giovanni Angelico von Fiesole (1387 — 1455) durch die tiefe und innige Frömmigkeit, die aus seinen Engelsgestalten blickt. Einen neuen Aufschwung nahmen die Künste im fünfzehnten Jahrhundert, in welchem die gothische Baukunst, in Folge des Eindringens der klassischen Studien, durch einen mit letzteren Hand in Hand gehenden Stil, die Renaissance verdrängt wurde, eine anfangs ziemlich willkürliche Nachahmung der antiken Bauten, — als deren Wiege Florenz, und als deren Vater Filippo Brunellesco (1377 — 1446) zu betrachten ist. Er vollendete die Domkuppel zu Florenz mit doppelter Wölbung, 130 Fuß im Durchmesser, und 280 Fuß hoch, ohne Lehrgerüste. Im Palazzo Pitti stellte er für den florentinischen Palaststil ein Mustergebäude auf, dem seine Nachfolger in ihren Bauten nachlebten. In Venedig aber nahm die Renaissance einen ganz andern Charakter an, einen heitern phantastischen, der noch durch die Bekleidung der Paläste mit Marmor eine prachtvolle Zierde erhielt.

Brunellesco's Zeitgenosse Jacopo della Quercia (1374—1438) aus der Gegend von Siena brach dem modernen Stile in der Bildnerei, namentlich an Altären und Brunnen, Bahn, in noch entschiedenerer Weise aber Lorenzo Ghiberti (1381 — 1455), der von 1403 bis 1424 die berühmten Reliefsfiguren der Bronzethür am Taufgebäude zu Florenz, mit Scenen des neuen Testamentes und charakteristischen Statuen von Aposteln schuf. Unter seinem Einflusse arbeitete in liebenswürdiger Weise Luca della Robbia (1400—1481), dessen Marmor- und Bronzereliefs in Florenz höchst anmutige und naive Kindergestalten zeigen, wie die Bronzethüre zur Sakristei des Doms edle Apostelgestalten, und dessen glasirte Terracotten den schönsten Schmuck vieler toscanischen Kirchen bilden. Herbe Strenge in Nachahmung der Natur legte Donato di Betto Bardi, genannt Donatello (1386 — 1468), an den Tag, und rang ohne Rücksicht auf die Antike nach scharfer Charakteristik. Diese Richtung bildete Andrea Verocchio (1432—1488) noch weiter aus. Anziehender und phantasiereicher wirkte Benedetto da Majano (1442—1498), der die Marmorkanzel in Santa Croce zu Florenz mit Reliefs aus dem Leben des heiligen Franz schmückte.

Die Maler des fünfzehnten Jahrhunderts stiegen von der Schöpfung neuer Formen zum eigentlichen Studium empor. Der Vater dieser Richtung war der Toscaner Masaccio (1402—1443), dessen Bilder in der Kapelle der Kirche Santa Maria del Carmine zu Florenz dem vollen Strome der Begeisterung für die Schönheit und das edle Maß in derselben den freien Lauf lassen. Die Bahn war gebrochen; diese freie Thätigkeit und die mit ihr unvermeidlich verbundene Anerkennung der Sinnlichkeit in der kühnen Hinwerfung unbekleideter Gestalten mußte nothwendig einen Schritt weiter führen, zur Lust an der Sinnlichkeit und Weltlichkeit, zum Abfalle von der rein kirchlichen Kunst, von der ausschließlichen Darstellung

übersinnlicher Gegenstände. Und sonderbarer Weise war es ein Mönch, der diesen Schritt wagte, freilich ein abenteuerlicher Mönch, der Karmeliter Filippo Lippi (1412—1469). Von Seeräubern in die Berberei geschleppt, befreite er sich durch das wohlgetroffene Porträt seines Herrn, das er mit Kohle an die Wand malte, hatte Liebesabenteuer in Menge und starb, wie man glaubt, an dem ihm von den Verwandten seiner letzten Geliebten bereiteten Gifte, gerade als eine päpstliche Dispensation seine Heirat mit derselben erlaubte. Die Fresken im Domchore von Prato sind die Werke seiner Hand und verrathen die Unruhe, von der er durch's Leben getrieben wurde. Auch sein und der angedeuteten Dame Sohn Filippino wurde ein geschätzter Maler ähnlicher Richtung. Zur Vollendung brachte die Stufe des selbständigen Studiums der ausgezeichnete Künstler Domenico Corradi genannt Ghirlandajo, dessen Leben die zweite Hälfte des Jahrhunderts ausfüllte. Keusch und einfach, ruhig und würdig, imponiren seine Werke durch geistvolle Auffassung. Seine Zeitgenossen, oft zugleich Skulptoren, gefielen sich, durch diese letztere Kunst dahin geführt, mit Vorliebe in der Abbildung des Nackten und bestrebten sich, in den Gliedern ihrer Figuren von einem genauen anatomischen Studium Zeugniß abzulegen. Durch „weiche Holdseligkeit und Anmut" unterschied sich von der mittelitalienischen die oberitalienische Schule, vorab diejenige von Padua, die sich jedoch schärfer an die strengere Antike hielt, seit Andrea Mantegna (1431—1506) diese Richtung eingeschlagen hatte. Seine Freskogemälde in Padua, Verona und Mantua sind voll Leben und Ausdruck, einfach und ergreifend zugleich, die Zeichnung und Perspektive sicher und vollendet, die Figuren lieblich und mit reichem landschaftlichem Hintergrunde. Vom Einflusse dieser Schule emancipirten sich nach und nach die Maler der venetianischen Schule, indem sie das Element der Farbe über jenes der Form vorherrschen ließen und damit ihre Bilder durch eine glänzende Pracht auszeichneten, was der ihnen zuerst allein bekannten Bereitung und Mischung der Ölfarben zuzuschreiben ist. Ihr bedeutendstes Genie war Giovanni Bellini (1426—1516). Dagegen tritt eine seelenreine und schwärmerische Hingebung an das Heilige in den umbrischen Malern hervor, als deren Haupt Pietro Vanucci, genannt Perugino (1446—1524), der Lehrer Rafaels, gilt, mit welchem indessen der Bologneſe Francesco Raibolini, genannt Francia, wetteifern konnte, dessen „heilige" Familie eine Hinneigung zur venetianischen Schule verräth, und dessen Madonnen namentlich gefeiert sind.

„Was in den verschiedenen, bisher betrachteten Perioden der neuern Malerei, sagt der Kunsthistoriker Kugler, in einzelnen einseitigen Richtungen auseinander getreten war, vereinigte sich nach dem Ablaufe der letzten Periode, um den Beginn des sechszehnten Jahrhunderts, und schuf somit einen der seltensten Höhepunkte menschlicher Bildung, eine Zeit der lautersten Offenbarungen jener göttlichen Kraft, deren der Mensch theil-

haftig geworden ist. In edelster Form, mit tiefsinnigster Auffassung sehen wir die würdigsten Gegenstände in den Meisterwerken dieser neuen Periode dargestellt, wie es die Folgezeit bis jetzt noch nicht wieder erreicht hat. Und merkwürdig! es war nur ein kurzer Zeitraum, in welchem die Kunst sich auf dieser Stufe einer höchsten Vollendung hielt: kaum über ein Vierteljahrhundert lang. Aber die großen Werke dieser Periode sind von ewiger Gültigkeit, von unvergänglichem Werthe; sie tragen die Farben ihrer Zeit und sind doch für alle Zeit geschaffen und erwecken die Begeisterung der spätesten Nachkommen ebenso, wie sie den Stolz und die Bewunderung der Mitwelt ausmachten."

Die Blüteperiode der italienischen Kunst fällt in die Zeit der beiden ersten Päpste des sechszehnten Jahrhunderts: Julius II. und Leo X., welche bezeichnender Weise keine Glaubenseiferer waren, sondern Jener ein Politiker und Krieger, Dieser ein heidnisch gesinnter Kunstfreund, ein Epikuräer in jeder Beziehung. Es war gerade die Zeit, welche um der Unkirchlichkeit der Kirchenhäupter willen die Reformation hervorrief, ja es war gerade der Protestantismus, der als Reaktion gegen das Wiederaufleben und die Pflege antiker Kunst und Gesinnung anzusehen ist. Es kann daher nur Heiterkeit erregen, das Verdienst jener Kunstblüte der katholischen Kirche zuzuerkennen, weil unter ihren hellsinnigen Beförderern sich zufällig Päpste befanden.

Zu der Kunstliebe Julius' II. mag viel beigetragen haben, daß unter seiner Regierung mehrere antike Kunstwerke aus den Ruinen des alten Rom hervorgegraben wurden, so namentlich die herrliche und in ihrer Art einzige Gruppe des Laokoon. Leo X. als Mediceer ermunterte diese Auffindungen nach Kräften und belohnte sie freigebig, wobei die Freisinnigkeit freilich ein Auge über den Umstand zudrücken muß, daß die Ablaßgelter und der Ertrag schamlosester Simonie dazu verwendet wurden. Leo selbst besang die aufgefundenen heidnischen Bildwerke in Versen und verzierte sogar christliche Kirchen, wie die Rotonda, das alte Pantheon, wenn auch nicht gerade mit Götterstatuen, — das wäre doch zu stark gewesen, — doch mit antiken Vasen und dergleichen.

Alle drei bildenden Künste, die Baukunst, Bildnerei und Malerei, wurden unter den genannten beiden Päpsten gleichmäßig gepflegt und befördert. Unter Julius' Regierung fällt die Errichtung des Palastes der Cancelleria, die großartigste Periode der Erweiterung und Verschönerung des Vatican, und der Beginn des Baues der Peterskirche in ihrer jetzigen imposanten Größe. Der erste Baumeister beider letzteren, Donato Lazzari, genannt Bramante (1444—1514), aus der Gegend von Urbino, schuf auch die prachtvollen bedeckten Gänge, welche die Gärten von Belvedere mit jenem Palaste verbinden, mit ihren Säulengängen und Loggien. Rom wurde der Mittelpunkt der Künstler von weit und breit, deren gefeiertste Namen nun nach einander auftauchten.

Lionardo da Vinci, ein Florentiner, der aber seiner Vaterstadt stets fremd blieb (1452—1519), war nicht nur ein außerordentlich schöner und kräftiger Mann, dabei Reiter, Tänzer und Fechter, sondern zugleich Mechaniker, Physiker, Baumeister, Bildhauer, Maler, Musiker und Dichter, ein Universalgenie. Seine Menschendarstellung gründete er auf tiefe anatomische Kenntniß und physiognomisches Studium, er liebte aber vor Allem das Unheimliche, Märchenhafte, Phantastische und vertändelte viele Zeit mit abenteuerlichen technischen Versuchen. Ein von ihm als Schüler in einer „Taufe Christi" seines Lehrers Verocchio gemalter Engel soll Letzterm das Malen verleidet haben. Lionardo wirkte zuerst in Mailand unter Lodovico Sforza, dem unermüdlichen Verschönerer dieser Stadt, die er, wie ein schmeichlerischer Dichter jener Zeit sagte, aus einem alten runzligen Weibe in ein schönes blühendes Mädchen verwandelt hatte, — als Anordner der damals so überaus pompösen Feste aller Art und machte sich in dieser Stellung völlig unentbehrlich, indem er bei solchen Gelegenheiten seine physikalischen und mechanischen Fertigkeiten trefflich anwenden konnte. Trotz dieser Art seiner Fähigkeit ließ er aber die Kunst nicht brach liegen. Weltberühmt ist sein Abendmahl, im Kloster S. Maria delle grazie in mehr als Lebensgröße der Figuren auf eine 28 Fuß lange Wand gemalt, aber in der Folge durch natürliche Unfälle und menschliche Barbarei furchtbar hergenommen und beinahe vernichtet, bis die Vertreibung der Österreicher dem befreiten Italien die Wiederherstellung des Meisterwerkes gestattete, in welchem wir vor Allem Naturtreue, richtige Vertheilung von Licht. und Schatten und Auseinanderhalten der einzelnen Theile bewundern. Die Eroberung Mailands durch die Franzosen trieb den Künstler auf einige Zeit in die Dienste Cäsar Borgia's, wo er, in schreiendem Kontraste zu seiner mailänder Thätigkeit, — als Kriegs-Ingenieur verwendet wurde, worauf er in Florenz das herrliche Porträt der Mona Lisa, Gattin des Francesco del Giocondo (jetzt im Louvre), malte, — eine weltliche Madonna! Später maß er sich mit seinem jüngern Landsmanne Michel Agnolo (oder Angelo) Buonarroti (1475 bis 1564), der beinahe dieselbe künstlerische Vielseitigkeit besaß.

Michel Agnolo, Sohn des florentinischen Podesta von Chiusi und Caprese, Lodovico Buonarroti, war erst zum Gelehrten bestimmt, wurde aber durch seinen etwas ältern Freund, Francesco Granacci, mit der Malerei bekannt, für die er sich sofort begeisterte, und ruhte nicht, bis ihn sein Vater bei dem Maler Domenico Ghirlandajo, dem Lehrer seines Freundes, in die Lehre that, dessen Staunen und — Neid der junge Künstler bald erregte, wie nicht minder durch einen gemeißelten Faun die Aufmerksamkeit Lorenzo's de' Medici, der ihn an seinen Tisch nahm. Nach dessen Tode behielt ihn der einfältige Pietro, weil der Künstler auf seinen launischen Befehl aus zur Seltenheit tief gefallenem Schnee eine Bildsäule geformt hatte. Als aber Michel Agnolo Anzeichen vom nahenden Sturze der Medici gewahrte, floh

er heimlich aus deren Dienst nach Bologna, wohin ihm binnen Kurzem wirklich — Pietro als Flüchtling folgte (s. oben S. 11 u. 34). Unser Künstler kehrte jedoch bald nach Florenz zurück, wo er zu den Anhängern Savonarola's gehörte, zugleich aber für einen Lorenzo Medici jüngerer Linie — Amoretten und andere weltliche Statuen meißelte. Schon 1496 aber zog er nach Rom, wo eben die Borgias wüteten, er aber durch eine Madonna mit Christus im Schooße (La Pietà) seinen Bildhauerruhm begründete, die heute wegen unvortheilhafter Stellung nicht mehr gut betrachtet werden kann. Nach Savonarola's Untergang wieder in seiner Heimat, schuf er aus Marmor die in Brügge befindliche Madonna, bald aber ein weit berühmteres Werk. Aus einem Marmorblock, an den sich sonst Niemand wagte, zauberte er, Alles vom Gröbsten an selbst ausführend, von 1501 bis Anfangs 1504, während die Stadt die rückkehrsüchtigen Medici bekämpfte, seinen unsterblichen riesigen David, in Florenz „der Gigant" genannt, nach dessen Aufstellung am Thore des Regierungspalastes, wo er noch jetzt steht, man oft die Jahre zählte. Zur Wahl des Platzes hatte die abergläubische Meinung beigetragen, daß die Judith des Donatello, welche vorher dort stand, der Republik Unglück gebracht habe.

Während Michel Agnolo sich anschickte, in den bereits angedeuteten Wettstreit mit Lionardo da Vinci zu treten, wurde er (1505) von dem neuen Papste Julius II. nach Rom berufen, erhielt aber erst nach einiger Zeit seinen ersten Auftrag: für den Papst ein Grabmal in der Peterskirche zu errichten. Die Ränke seines Nebenbuhlers Bramante jedoch und deren Folge, die Ungnade des Papstes, bewogen ihn, kurzweg, ohne Urlaub, nach Florenz zurückzukehren, wo er nun seinen Wettkampf mit Lionardo beendete. Es handelte sich um die Bemalung zweier Wände im Saale des Großen Rathes zu Florenz; Lionardo warf auf die eine Wand eine Schlachtscene, die aber heute, bis auf eine kämpfende Reitergruppe, verloren ist. Michel Agnolo's Carton für die andere Wand, der aber nie ausgeführt wurde, stellte eine Schaar Soldaten dar, welche beim Baden in einem Flusse vom Rufe zum Kampfe überrascht werden und sich in Eile ankleiden; das Bild, nur in einer Kopie vorhanden, verräth wunderbare Fertigkeit in Darstellung des Nackten und der hastigen Bewegungen. Ganz Florenz theilte sich in Parteien zu Gunsten der beiden Maler; — der Sieg fiel dem Jüngern zu, und Lionardo, dessen Arbeit wegen der Wahl von Ölfarbe statt der Manier al fresco mißlang und unbeendet blieb, verließ Florenz und ging nach Frankreich, wo er starb. Seine Schule blieb in Italien vorzüglich durch den in vielen Gemälden mit ihm wetteifernden Bernardino Luini aus Luino am Lago maggiore, den Meister der Fresken in der Franziskanerkirche zu Lugano, vertreten.

Den siegreichen Buonarroti ließ der verzeihende Papst nun nach Bologna kommen, das er eben als Krieger eingenommen hatte, und wo er ihm eine Statue errichten sollte. Sie wurde sitzend, in mehr als dreifacher

Lebensgröße ausgeführt und sollte auf Verlangen des Papstes ein Schwert statt eines Buches in die Hand erhalten, erhielt aber keines von beiden, sondern — die Schlüssel Petri darein. Doch schon 1511, nachdem die Franzosen Bologna wieder erobert und dem Hause Bentivoglio zurückgegeben, die Päpstlichen aber es belagerten, wurde die Bildsäule schimpflich zerstört.

Nach Vollendung dieses Werkes begann Michel Agnolo in Rom auf Julius' II. Befehl, die sixtinische Kapelle mit Freskobildern zu schmücken. Befreundete Maler, die er als Gehülfen aus Florenz hatte kommen lassen, erschienen ihm als Stümper; er verschloß ihnen die Thüre, worauf sie still heimkehrten, und schlug herab, was sie geschmiert. Aber auch seine eigene Arbeit mißlang ihm in Folge der Witterung; der Schaden ließ sich jedoch heben. Vom Papste gedrängt, der selbst das Gerüste oft erstieg, um nachzusehen, wie weit er sei, vollendete er 1509 die Arbeit. Die harmonisch verbundenen Gemälde des Deckengewölbes stellen in schaurig erhabener Weise die Weltschöpfung und die Sagen des Paradieses und der Flut dar; und man kann sagen, daß sich in den dort hingezauberten Gestalten Gottes und der ersten Menschen das Göttliche und das Menschliche vermählen. Dazu kamen in den Ecken der Kapelle weitere biblische Gemälde, in denen wir die gigantischen Auffassungen der Erzählungen von Goliaths Tod durch David und dem des Holofernes durch Judith bewundern.

In Rom traf Michel Agnolo,, — es war die Nemesis für Lionardo da Vinci, — ebenfalls einen jüngern und glücklichern Nebenbuhler, den jugendlichen Rafael Sanzio oder Santi aus Urbino (1483—1520), einen Verwandten Bramante's, dessen fortgesetzte Intriguen gegen den Florentiner den Zweck hatten, ihm an dessen Stelle die Fortsetzung des Kapellenschmuckes zu übertragen. Rafael, ein Glückskind während seines ganzen, freilich allzu kurzen Lebens, war ein Schützling der herzoglichen Familie seiner Heimat und hatte seine Kunst im achtzehnten Jahre zu Florenz geübt, als eben dort Vinci und Buonarroti um die Wette malten. Während Letzterer die Sixtina zierte, enthüllte Rafael ganz in der Nähe, in den Gemächern des Vatican, mit seiner Meisterhand die in seiner glühenden Phantasie lebenden Geheimnisse der Himmel. Michel Agnolo's titanischen, über das Menschenmögliche gewissermaßen hinausstrebenden Gestalten gegenüber beschränkte er sich auf das rein Menschliche und erfreute so das Herz, ohne es erschaudern zu machen. Michel Agnolo's Biograph Hermann Grimm vergleicht darum seinen Helden mit Schiller, wie Rafael mit Goethe und Shakespeare.

Rafaels unsterbliche Werke im Vatican, welche der passive Vandalismus des seitherigen Papstthums verwittern, zerkratzen und beschmutzen ließ, enthalten: die Messe von Bolsena, eine Verherrlichung des Dogmas der Transsubstantiation, die Befreiung Petri, welche die Flucht des Kardinals Medici (des spätern Leo X.) aus der französischen Gefangenschaft feiert,

die wunderbaren und symbolischen Scenen der Theologie, der Poesie, der Philosophie und der Jurisprudenz. Die beiden mittleren Darstellungen sind größtentheils dem klassischen Alterthum entnommen; bei der Poesie erscheinen Dante und Petrarca neben Vergil und Pindar, bei der Philosophie (bekannter unter dem Namen der „Schule von Athen") bilden Platon und Aristoteles den Mittelpunkt, um den sich die übrigen alten Philosophen und die italienischen Maler gruppiren, Letztere um Archimedes.

Rafael vereinigte in sich die schönsten Charakterzüge eines edeln Menschen. Er war aufopfernd, voll Liebe, Freundlichkeit, Uneigennützigkeit, trotz seiner Prachtliebe hingebend, so daß selbst über sein Verhältniß zu mehreren schönen Mädchen und Frauen ein unbefangener Hauch der Schönheit gebreitet ist, der auch in seinen wenigen erhaltenen Sonetten weht. Ein Märchen ist jedoch seine Liebe zu einer Bäckerstochter oder Bäckerin, und Fornarina daher der erdichtete Name einer andern Geliebten, von der ein prächtig-sinnliches, nichts weniger als ideales Porträt existirt. Rafaels Kunst ist durchaus würdig, mäßig und rein. Seine Madonnen und heiligen Familien, von jeder Engherzigkeit und Befangenheit frei, verbinden die Heiterkeit des Alterthums mit der Innigkeit des Mittelalters und mit der Freiheit der Neuzeit, bilden noch jetzt das Entzücken jedes Kunstfreundes und werden unübertroffen bleiben.

Während Michel Agnolo das Grabmal des 1513 mitten in Kriegsthaten gestorbenen Julius II. vollendete und zugleich an seinem gigantischen, in Staunen setzenden Standbilde des M o s e s, und an dem davon so wundersam abstechenden „sterbenden Jüngling" arbeitete, idealisirte Rafael den neuen Papst L e o X. und seinen üppigen Hof, verewigte seine aufgedunsenen Züge in der Darstellung Leo's III., vor dessen Majestät Attila mit seinen Hunnen zurückweicht, und brachte darein, indem er dem Barbaren die Züge Ludwigs XII. von Frankreich gab, eine politische Anspielung zu Gunsten Italiens; Michel Agnolo aber, dessen Kraftnatur sich mit der ähnlichen Julius II. noch eher vertragen hatte, fühlte sich, wahrscheinlich schon als Verehrer Savonarola's und Feind der seine Vaterstadt niederdrückenden mediceischen Gewaltherrschaft, von dem eiteln und glatten Hofmanne abgestoßen und ging unter dessen Regierung beinahe müßig, während dagegen Leo dem weniger störrischen Rafael, dem die Kunst über seinen Eigenwillen ging, durchaus keine Ruhe ließ, um seine Regierung möglichst zu verherrlichen. Rafael wurde als Baumeister der Peterskirche, wie als Maler verwendet und sorgte zugleich durch Agenten in ganz Italien und bis nach Griechenland für die Erhaltung aufgefundener antiker Werke. Wenn er zur Arbeit in den Vatican ging, so bildeten fünfzig Maler sein Gefolge. Und zu gleicher Zeit malte er in der stillen, umbuschten Villa Farnesina in Trastevere seine lieblichen Scenen aus der Geschichte Amors und Psyche's. Des jungen Nebenbuhlers steigendem Ruhme suchte indessen der ältere umsonst durch die Konkurrenz seines Freundes Sebastiano del

Piombo Eintrag zu thun, der dem letzten Gemälde Rafaels, der ahnungsvollen Verklärung Christi, die Auferstehung des Lazarus entgegenstellte; aber die übertrieben angestrengte Thätigkeit machte dem zarten Leben des jungen Kunstheroen an der Schwelle des reifern Alters und im heiligen Eifer weiterer Thaten auf dem Felde der Schönheit ein vielbetrauertes Ende.

Es fehlte Rafael nicht an Schülern, die ihn nachzuahmen strebten, aber eben die ihm angeborene Weihe der Kunst nicht besaßen, deren Leistungen daher oft frostig ausfielen. Unter ihnen erwarb sich den bedeutendsten Namen Giulio Pippi, genannt Romano (ca. 1492 bis 1546); aber mit dem Tode des Meisters ging ihm nicht nur die Frömmigkeit, sondern auch die Reinheit verloren, und er befleckte seinen Namen durch eine Reihe höchst obscöner Bilder, welche auf ihrer würdige Weise durch schlüpfrige Sonette des berüchtigten Pietro Aretino erläutert wurden.

Michel Agnolo aber, dessen Patriarchenalter den jüngern Nebenbuhler weit überdauerte, führte lange ein unstetes, unproduktives Leben, eine Zeit lang als Flüchtling vor Verräthern seiner Vaterstadt in Venedig, wo er in Sonetten Dante besang, zu dessen göttlicher Komödie er auch Zeichnungen schuf, die aber leider bei einem Schiffbruche verloren gingen, dann wieder zu Hause als Vertheidiger der Freiheit gegen die Medici, bis diese wieder Meister wurden in der Stadt, die nicht mehr das alte Florenz war. Michel Agnolo wurde indessen wieder zu Ehren gezogen und meiselte auf mediceischen Gräbern die vier Kolossalbilder der Tageszeiten, herrliche, aber düstere Werke, die um die Freiheit von Florenz trauern. Endlich aber sang er in seinem Gigantengemälde des „letzten Gerichtes“ an der Hinterwand der sixtinischen Kapelle unter Clemens VII. und Paul III. (1533—1541) seinen Schwanengesang und jenen der italienischen Kunstblüte. Es ist ein majestätisches, imponirendes Werk; es erschüttert die Seele, aber es fehlt ihm an Ruhe, Trost und Versöhnung; es ist nichts weniger als der Geist des Christenthums, der das Bild diktirt hat. Daher hat die katholische Reaktion, welche später eintrat, das Gemälde, seiner vielen Nacktheiten wegen, unter dem fanatischen Paul IV. zerstören wollen, bis Daniel Ricciarelli, genannt von Volterra, der Maler der geschätzten „Kreuzabnahme“, das Riesenwerk Buonarroti's durch Anbringung einiger Gewänder über entblößte Körper rettete und dafür den Spottnamen Braghettone (Hosenmacher) erntete. In der letzten Zeit vor seinem Tode war Michel Agnolo noch Baumeister der Peterskirche geworden, deren grandiose Kuppel er ausbaute. Auch die Wiederherstellung des Kapitols und der Palast Farnese sind seine Werke. Sein baukünstlerischer Stil wurde von da an das Muster für alle Kirchenbauten Italiens.

Ziemlich unabhängig von der Schule der in Rom wirkenden Meister blühte die Architektenschule von Venedig, aus welcher der Florentiner Jacopo Tatti, genannt Sansovino (1479—1570), hervorragte, der

Meister der Bibliothek von San-Marco und zugleich hervorragender Bildhauer (Meister der Bronzereliefs an der Sakristei von San-Marco). In Vicenza und Venedig wirkte folgenreich Andrea Palladio aus ersterer Stadt (1518—1580), in Genua Galeazzo Alessi aus Perugia (1500 bis 1572), der Schöpfer des eigenthümlichen Stils der genuesischen Paläste.

Nicht mit obigem Sansovino zu verwechseln ist sein Lehrer gleichen Zunamens, Andrea Contucci (1460—1529), der als „Rafael der Plastik" gerühmt wird, zu deren „freiesten und schönsten Schöpfungen" die seit 1500 gearbeitete Bronzegruppe am Battisterio zu Florenz gehört.

In der Malerei ragten, während des Wirkens der genannten Sterne erster Größe, unter den Künstlern minorum gentium hervor: der Dominikaner Fra Bartolommeo in Florenz, Freund Savonarola's, der mit anmutiger Weichheit Gegenstände der Heiligenverehrung bearbeitete, Andrea Vanucchi, genannt del Sarto, dessen historische Darstellungen sehr geschätzt sind und der auch am französischen Hofe Anerkennung fand, Antonio Bazzi, genannt il Soddoma in Siena, dessen Werke an Lionardo da Vinci erinnern. Das Letztere ist auch der Fall bei Antonio Allegri, aus Correggio (1494—1534) und nach diesem Orte genannt. Eine gewinnende Heiterkeit, Lebhaftigkeit und Gefühlsfülle überwiegt die Formschönheit seiner in magisches Helldunkel versenkten Gestalten. Sein „anch'io sono pittore" beim Anblicke Rafael'scher Werke wird durch diese originelle Richtung gerechtfertigt. Daß er beauftragt wurde, in einem Nonnenkloster zu Parma einen Saal mit Scenen aus der antiken Mythologie zu zieren, beweist, wie wenig streng damals katholische Orthodoxie gehandhabt wurde. Die Jagd der Diana, die er dort malte, gehört zu den lieblichsten Bildwerken, wie seine anderweitigen Darstellungen der Leda und Io zu den wundersamsten Ausdrücken hingebender Liebe. Auch seine Madonnen erfreuen sich bedeutenden Rufes.

Auch die Venetianer blieben während dieser Periode höchster Kunstblüte nicht zurück, traten vielmehr aus ihrer frühern Befangenheit hervor und ließen ihre Ölfarben in immer glänzenderer Pracht strahlen. Voran Giorgio Barbarelli, genannt Giorgione (1477—1511), dessen „Seesturm" voll origineller dämonischer Gestalten ist, und dessen Auffindung des Moses an Freiheit und Kühnheit der Auffassung seines Gleichen sucht. Sein Schüler war der als Rafael's Nebenbuhler erwähnte Piombo; Beide aber wurden von einem glücklichern Landsmanne übertroffen, dem großen Tiziano Vecellio (1477—1576, 99 Jahre!), dessen Werke eine wahrhaft antike Harmonie und Ruhe und die reinste, edelste Menschlichkeit an den Tag legen. Seine Vielseitigkeit, die von Scenen der heiligen Geschichte bis zu den herrlichsten Venus- und Nymphen-

gestalten und den sprechendsten Porträts von Zeitgenossen reicht, setzt in Erstaunen.

Ein, wenn auch nicht ausdauernder Schüler Tizian's war der in der zweiten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts blühende Jacopo Robusti, genannt il Tintoretto (der Färber; denn er war eines solchen Sohn, 1512 bis 1594). Wie er selbst sagte, vereinigte er mit der Zeichnung Michel Agnolo's das Colorit Tizians. Die Beleuchtung, in welcher er sich bei Lampenschimmer übte, ist seine Stärke, die Gruppirung seine Schwäche. Paolo Caliari, genannt Veronese nach seiner Vaterstadt (1528 bis 1588), nach Tizian gebildet, übertraf alle übrigen Venetianer durch Farbenpracht, Schattenbehandlung und Harmonie. Der ganze Luxus seiner Zeit drückt sich in seinen Gemälden treffend aus; so malte er die Hochzeit zu Cana und andere biblische Festlichkeiten in den Kostümen und mit Porträts aus seinem Jahrhundert. Jacopo da Ponte aus Bassano (1510—1592) war der erste unter den Italienern, der von der Geschichte zum Genre und Stillleben niederstieg und das Volksleben seiner Heimat illustrirte.

Während dieser spätern Zeit der venetianischen Kunstblüte gerieth die Malerei im übrigen Italien in ziemlichen Verfall; denn die Reformation hatte das dort an der Spitze idealer Bestrebungen stehende Papstthum erst erschüttert und dann zu einer finstern, licht- und also auch kunstfeindlichen Richtung veranlaßt. Diese Periode brachte die Eklektiker in der Malerei hervor, zu denen voran Lodovico Carracci in Bologna und seine Neffen Agostino und Annibale (1560—1609) gehörten. Lodovico's Hauptstreben ging nach Darstellung des Christus-Ideals; Agostino und Annibale waren musterhaft in Versinnlichung des Todes, während des Letztern Hauptwerk die mythologischen Fresken im Palazzo Farnese zu Rom sind, sie bleiben aber hinter den früheren dortigen Meistern weit zurück. Domenico Zampieri, genannt Dominichino (1581—1641), ahmte streng Rafaels Schule nach und schuf männliche Gestalten voll Geist und Leidenschaft, weibliche „voll Jugend, Unschuld und Tiefsinn," wie er zugleich „die Wonne des Himmels mit der Qual der Erde" in Gegensatz zu stellen liebte. Der heitere und zierliche Francesco Albani, der mehr verständige als gefühlvolle Guido Reni (1575—1642), Schöpfer der „Judith", der blutigen „Kreuzigung Petri" und des ergreifenden „Kindermordes von Bethlehem", und der lebendig empfindende und kräftige Francesco Barbieri, genannt Guercino (1590 bis 1666), dessen Gestalten derb sinnlich erscheinen, waren ihre Zeitgenossen, vieler weniger Bedeutender nicht zu gedenken.

Den Eklektikern gegenüber standen die Naturalisten, welche die Nachahmung der älteren Meister an jene der Natur (das Häßliche in derselben nicht ausgenommen) vertauschten und daher origineller und leidenschaftlicher auftraten. Ihr Chorführer ist Michelangelo Amerighi da

Caravaggio (1569—1609), und ihr Vorwiegen zu Neapel war es, das den Eklektikern, deren Mehrere dorthin berufen wurden, heftige Verfolgung, ja vielleicht sogar Giftmord bereitete. Dort spukten auch des Spaniers Giuseppe Ribera, genannt Spagnoletto (1593—1656), wüste, abenteuerliche Phantasien, während Massimo Stanzioni, dessen Werke Jener auf das Bitterste anfeindete, ja eines sogar mit ätzendem Wasser zu zerstören sich nicht scheute, eine edlere Auffassung verrieth. Aniello Falcone war der erste größere Schlachtenmaler; er gehörte dem an Masaniello's Aufstande betheiligten „Todesbunde" an, wie auch Salvator Rosa, der vielseitigste Maler jener spätern Zeit (1615—1673), der sich indessen bereits hauptsächlich auf die Landschaft, diesen Hauptzweig der neuesten Malerei, verlegte. Mit ihm schließt die Geschichte der italienischen Malerei; seine Nachfolger haben keinen großen Namen mehr aufzuweisen.

Eine eigenthümliche Stellung nimmt unter den italienischen Künstlern der Blütezeit der florentinische Goldschmied Benvenuto Cellini (1500—1572) ein, der das abenteuerlichste Jugendleben führte, die blutigsten Händel hatte, bei der Vertheidigung Roms gegen die Landsknechte mitwirkte und das Geschütz richtete, das dem Leben des Connetable von Bourbon ein Ende machte, nach Frankreich abenteuerte und die höchste Gunst Franz I. genoß, dann unter Cosimo de' Medici, dem ersten Großherzog von Toscana und Beschützer einer nicht mehr frischen und nationalen, sondern bereits höfischen Kunst, für die Bedürfnisse des Luxus arbeitete, das vollendete Kunstwerk der Perseusstatue schuf, in den florentinischen Adel und in den geistlichen Stand aufgenommen wurde, den letztern, der schlecht für ihn paßte, bald nach der ersten Weihe wieder verließ, sein berühmtes marmornes Crucifix, das er für sein eigenes Grab bestimmt, an den Hof wandern sah, durch den nachlässigen Bau der ihm aufgetragenen Kanzel in der Domkirche St. Maria del Fiore den Dienst und die Gunst des Herrschers verlor, im hohen Alter noch seine Magd heiratete und in Verborgenheit starb. Er schrieb seine charakteristische und offene Selbstbiographie, die uns Goethe zugänglich gemacht, und mehrere Gedichte. Die italienische Kunstgeschichte bearbeitete der als Künstler unbedeutende Giorgio Vasari aus Arezzo (1512—1574). Er wirkte als Hofmaler, Hofarchitekt und Kunstschriftsteller der Herzoge von Florenz und schrieb die Biographie der ausgezeichnetsten italienischen Künstler, unter denen Michel Agnolo den Schluß bildete, — ein Buch, dessen Haltung als höchst einseitig und parteiisch, dessen Darstellung als oft unzuverlässig bezeichnet werden muß, dabei aber reich an Verdiensten um die Kunstgeschichte und daher unentbehrlich ist. Das von Vasari stiefmütterlich behandelte Leben Michel Agnolo's schrieb Ascanio Condivi, sein Freund, besser, und sein Werk wurde von Vasari in seiner zweiten Ausgabe schamlos geplündert.

So hat sich denn in Italien, begründet und veranlaßt durch die Wiederaufnahme der Kenntniß des klassischen Alterthums und der Pflege der Landessprache, ein reiches geistiges Schaffen zur höchsten Stufe der Verwirklichung des Schönen emporgeschwungen. An diesem Schaffen betheiligte sich auch die Kirche und vernachlässigte gerade dadurch das ihr eigenthümliche Gebiet des Glaubens, doch ohne daß sie den Mut und die Aufrichtigkeit gehabt hätte, letztern durch eben diese Bestrebungen als erschüttert und reformbedürftig anzuerkennen. Diese Leichtfertigkeit der höchsten Kirchengewalten riß denn auch jene Völker mit sich, die, von der Pflege des Schönen geblendet und ohnehin nicht zu dumpfem Grübeln geneigt, sondern an den Glauben mehr gewöhnt, als davon überzeugt, die Erforschung des Wahren vergaßen, — und diese Nationen ließen demzufolge das schreiende Bedürfniß einer Reform des Glaubens und der Sitten außer Acht und fielen wie aus den Wolken, als unter anderen Völkern, denen der Glaube nicht Gewohnheit, sondern Gewissenssache war, ein wilder Sturmlauf gegen das in ästhetischen Studien vertiefte Papstthum unternommen wurde. Und dieser Sturmlauf gestaltete die Welt um. Während die Völker des Südens für das Schöne schwärmten, grübelten jene des Nordens nach dem Wahren.

Dieser Neigung des Südens huldigte auch Spanien, freilich ohne je in der Kunst mit Italien wetteifern zu können. Der Baustil der Renaissance wurde dort gegen Ende des fünfzehnten Jahrhunderts heimisch, wo er jedoch durch Verbindung mit den von ihm bereits vorgefundenen, dem maurischen und dem gothischen, zu einem „zauberisch reizenden und bei aller Launenhaftigkeit staunenswerthen" Ganzen sich verband, dem s. g. Goldschmiedsstil (Plateresco), der sich besonders in den Höfen von Klöstern und Palästen, z. B. im Palasthofe del Infantado zu Guadalaxara und in der Kapelle der „neuen Könige" der Kathedrale von Toledo ausprägte. Unter der Regierung Philipps II. verdrängte ihn ein angeblich klassischer, schwerer und düsterer Stil, zu dessen Errungenschaften der verhängnißvolle Escorial (1563—84) gehört.

Auch in der spanischen Plastik verband sich zur Zeit der Renaissance der antike Geschmack mit dem mittelalterlichen, namentlich in glänzend ausgestatteten, „hochgethürmten Schnitz-Altären," wie der um 1500 gearbeitete der Kathedrale von Toledo. Ein Meister solcher Werke war der Architekt, Bildhauer und Maler Alonso de Berruguete (1480—1562).

Eine selbständige Malerei wurde am Ende des 15. Jahrhunderts zuerst aus Flandern nach Spanien gebracht, wo den Geschmack derselben Luis Morales (gest. 1586) gegen die Anfangs des sechszehnten Jahrhunderts eingedrungene italienische Malerei aufrecht zu erhalten suchte.

Doch umsonst. Der genannte Berruguete warb für die Schule Michel Agnolo's, Luis de Vargas in Sevilla und Vicente Joanez aus Valencia für jene Rafaels, während der Flandrer Pedro Campaña (1503—80) eine selbständige Richtung einschlug. Mit dem Aufleben des inquisitorischen Eifers in Spanien in der zweiten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts erhielt auch die Malerei dieses Landes einen vorherrschend schwärmerisch-katholischen Charakter, der bis zur „mönchischen Askese und Ekstase" stieg. Die Farbe wurde das Grundelement dieser ganz auf Stimmung und effektvolle Schilderung gerichteten Kunst. Die bedeutendste Malerschule Spaniens wurde die von Sevilla, deren zwei größte Meister, außer dem in religiöser Schwärmerei glühenden Francisco Zurbaran (1598—1662), Beide Zeitgenossen Calderon's, zugleich die zwei größten Künstler ihres Landes geblieben sind: Diego Velazquez de Silva, Hofmaler Philipps IV. (1599—1660), der „aus der mönchischen Beschränkung der meisten spanischen Maler zu einem freiern Weltblick, zu umfassender, vielseitiger Bethätigung eines reichen Talentes gelangte," hinreißende Porträts, treffliche Landschaften, Genrebilder und religiöse Darstellungen (die Krönung der Madonna z. B.) schuf — und Bartolomé Esteban Murillo (1618—1682), der „an Vielseitigkeit und Tiefe sowol Velazquez als jeden Andern seiner Landsleute überragte", und gleich groß war in leidenschaftlichen und begeisterten religiösen Bildern, wie in Scenen aus dem niedern Volksleben, besonders in Darstellung zerlumpter Gassenbuben. Seine Madonnen stehen an himmlischem Ausdrucke über denen der italienischen Künstler. Es war dies der nicht zu übersteigende Gipfelpunkt der von den romanischen Völkern geübten religiösen Kunst.

Zweiter Abschnitt.

Die Kunst im Norden.

Der Charakter der nordischen Kunst, im Gegensatze zu dem der südlichen, ist, wie das Klima des Landes und das Volk, dem die Kunstrichtung entsproß, rauher, düsterer, weniger gewandt und anmutig, und in Folge des alle Lebensthätigkeit in gewissen Kreisen gefangen haltenden Zunftwesens, in seiner freien Entwickelung weit mehr beschränkt. Dagegen ist er aber, gerade weil hier ein feingebildeter und kunstsinniger Adel mit gleichstrebenden Fürsten an der Spitze fehlte, populärer und demokratischer,

was sich z. B. auch in der bedeutenden Entwickelung der vervielfältigenden Künste, des Kupferstiches und Holzschnittes, offenbarte.

Was nun zunächst die Architektur betrifft, so drückt den nordischen und speziell den deutschen Charakter im spätern Theile des Mittelalters der gothische Baustil aus, dessen Kontrast gegenüber dem ihm vorangehenden romanischen wir bereits in der Einleitung zu diesem Buche (S. 136) gekennzeichnet haben. Aus den dort angeführten Gründen geht das Aufkommen der gothischen Baukunst nicht umsonst mit dem Erwachen einer an sich tiefreligiösen Opposition gegen die Allgewalt des Papstthums Hand in Hand, wie sie sich im dreizehnten Jahrhundert in den Waldensern, Albigensern, Stedingern u. s. w. offenbarte. Dies beweisen u. A. die plastischen Darstellungen, welche sich in gothischen Kirchen in großer Anzahl finden und durch welche sich jener antirömische Geist oft genug auf ziemlich derbe Weise äußerte. So sehen wir am Münster zu Bern (im fünfzehnten Jahrhundert erbaut) in einer Darstellung des jüngsten Gerichtes einen Papst mit der goldenen Tiara kopfüber in die Hölle stürzen, und unter den am Portal Wache haltenden klugen und thörichten Jungfrauen tragen die Letzteren Kardinalshüte, Bischofsmützen und Priesterkäppchen. Die Kirche von Doberan in Mecklenburg zeigt uns eine Mühle, in welcher die kirchlichen Dogmen verarbeitet werden, ein anderes gothisches Gotteshaus eine Abbildung, auf welcher vom heiligen Geiste, als Taube, herab ein Schlauch unter das Kleid der Maria führt. Zu Straßburg sah man eine Procession aller möglichen Thiere mit brennenden Kerzen und einen Esel, welcher Messe las, zu Nürnberg einen Mönch, welcher eine Nonne auf unanständige Weise berührte. Ein Freskogemälde des jüngsten Gerichts im Barfüßerkloster zu Lindau (von 1516) läßt den Kaiser mit Gefolge dem Papste voran in den Himmel eingehen, einen Mönch in der Hölle braten, mit einem Brevier unter dem Arme, auf welchem steht: Ovidius, de arte amandi, und zeigt einen grünen Teufel, welcher ungetaufte Kinder verschlingt, die ihm aber zu den Ohren heraus und gen Himmel fliegen.

Aber nicht nur der Beginn einer größern religiösen Selbständigkeit fällt mit der Verbreitung der gothischen Baukunst zusammen, sondern auch mit der Emancipation der Baukünstler. Vor dem dreizehnten Jahrhundert fand man solche fast nur unter den Laienbrüdern der Klöster, also unter geistlicher Leitung. Seitdem aber diese Anstalten aufgehört hatten, sich mit Kunst und Wissenschaft zu beschäftigen (meist seit dem elften oder zwölften Jahrhundert), statt dessen fast nur noch der Jagd, dem Kriege und dem Weine lebten, und ihre Pergamentschätze vermodern, ihre Tempelhallen zerbröckeln ließen, wandten die Bauleute den Klostermauern den Rücken und begannen in den Städten Kirchen zu bauen, und zwar gothische, welche die Klosterkirchen bald verdunkelten. Sie bildeten Vereine unter sich, die dem in den Zeitverhältnissen begründeten Zunft-

wesen entsprachen, und Bauhütten hießen, weil sie sich in den neben den Kirchenbauten zum Behauen der Steine errichteten Bretterhütten (englisch lodges, Logen) versammelten; ihre Mitglieder nannten sich unter einander Brüder. Nicht nur die bedeutendsten Bauwerke Deutschlands, sondern auch viele in Frankreich, Italien, Spanien und England, verdankten den deutschen, überall hinwandernden Bauleuten ihre Entstehung. Die Bauhütten vereinigten sich nach und nach in einen großen Bund, welcher durch Abgeordnete der einzelnen Orte, die sich „kapitelsweise" in Speier, Straßburg und Regensburg versammelten, 1459 eine gemeinsame Handwerks-Verfassung unter dem Titel „Ordnung und Vereinigung gemeiner Bruderschaft des Steinwerks und der Steinmetzen" erhielt. In Folge von „Irrungen," welche sich ergeben hatten, fanden auf neuen Versammlungen in Basel 1497 und in Straßburg 1498 Revisionen statt, welche kaiserliche Bestätigung erhielten, wodurch das „Bruderbuch" gebildet wurde. An der Spitze jeder Bauhütte stand ein freigewählter Werk- oder Baumeister. Die Werkmeister der drei Bauhütten zu Straßburg, Köln und Wien waren die obersten Richter des Bundes, und jede derselben hatte ihren bestimmten Gerichtskreis. Abgesondert von dieser Eintheilung wurde später die Schweiz unter dem Meister von Bern, später von Zürich. Die Bauleute Nordostdeutschlands ordneten sich jedoch diesem Bunde nicht unter, sondern errichteten 1462 zu Torgau eine eigene „Ordnung". Die einzelnen Brüder beider Bünde unterschieden sich in Meister, Parlirer und Gesellen, wozu als Angehörige, nicht als Bundesglieder, noch die Diener oder Lehrlinge kamen. Jeder Steinmetz hatte von der ceremoniellen Aufnahme in einer Bauhütte an sein Handzeichen, das er allen seinen Arbeiten einhieb. Seit der Reformation geriethen die Baukorporationen gleich der Kirchenbaukunst und der Gothik überhaupt in Verfall.

Seit dieser Zeit erhob sich auch in Deutschland die Renaissance, zuerst vereinzelt in zierlichen Bauten, wie z. B. in der anmutigen Halle auf dem Hradschin zu Prag und in den heiteren Arkaden des Schlosses zu Offenbach, „schmuckvoller und prächtiger am Otto-Heinrichsbau des Schlosses zu Heidelberg, der 1556—59 erstand und dem dann in etwas schwereren, breiteren Formen 1601—7 der Friedrichsbau sich anschloß." Eine strenger klassische Renaissance trat am Rathhause zu Nürnberg auf, welches Eucharius Holzschuher seit 1616 baute. Gegen Ende der von uns geschilderten Periode verbreitete sich der neue Geschmack immer mehr.

Die gothische Baukunst war der Bildnerei äußerst günstig gewesen. Eine Blüte der letztern trat aber erst, wie in Italien, gleichzeitig mit dem Wiedererwachen der Wissenschaften ein, in Deutschland also im fünfzehnten Jahrhundert, demjenigen der Erfindung des Bücherdruckes, und zwar eine Blüte, welche die Gothik weit überdauerte.

Die Plastik in Holz hatte ihren Gegenstand hauptsächlich an den Altären, in deren Feldern heilige Scenen in kleinem Maßstabe ge-

schnitzt und in deren Nischen größere Statuen aufgestellt wurden. Der bedeutendste deutsche Bildschnitzer der Reformationszeit war Veit Stoß aus Krakau (geb. 1438?, gest. 1533), welcher seit 1496 in Nürnberg lebte und 1518 dort sein Hauptwerk, den „Rosenkranz" in der Lorenzkirche schuf, eine Reihe von Medaillons, welche die sieben Freuden Maria's darstellen. Die Steinskulptur fand ihr Feld an Portalen, Strebepfeilern u. s. w., in Reliefs und Statuen. Zu den ältesten solchen gehören die Arbeiten in der Stiftskirche zu Stuttgart. Der größte Meister des Faches war der meist in Nürnberg lebende Adam Krafft (gest. 1507). Seine bedeutendsten Werke sind die kräftigen Reliefs der Stationen am Wege zum Johanniskirchhof, die ergreifende Passionsgeschichte an der Sebalduskirche, das Sakramentsgehäuse der Lorenzkirche, das Relief der Stadtwage (1497) u. s. w. In Würzburg blühte Tilman Riemenschneider (gest. 1531), der Meister des Marmorgrabmals Kaiser Heinrichs II. und seiner Gattin Kunigunde im Dome zu Bamberg. In Wien schuf Nikolaus Lerch 1467 das Marmordenkmal Kaiser Friedrichs III. — In der Erzgießerei war ebenfalls wieder Nürnberg, damals das deutsche Florenz, die Stätte der höchsten Ausbildung, und zwar durch die Familie Vischer, von welcher Hermann 1457 das Taufbecken der Stadtkirche zu Wittenberg arbeitete, sein berühmterer Sohn Peter aber (1489 Meister, gest. 1529) in Magdeburg 1495 das Grabmal des Erzbischofs Ernst, ähnliche Werke in Breslau und Bamberg, und in Nürnberg 1508 bis 1519 sein Hauptwerk, das Sebaldusgrab in der Kirche dieses Namens, ausführte, dessen Gestalten, namentlich von Meerjungfern, die zierlichste Bildung zeigen, wie die aufgestellten Apostel „hoheitsvolle Schönheit". Andere großartige Reliefs von ihm besitzen die Dome von Regensburg, Erfurt, Aschaffenburg, Grabmäler Römhild, Berlin, Wittenberg, Würzburg, Statuen Innsbruck (am Denkmal Kaiser Maximilian's) u. s. w.

Nicht nur weniger als der Bildnerei, war die gothische Baukunst der Malerei günstig, sondern in Folge ihrer Eigenthümlichkeit gar nicht. Die Kunst der Farben mußte sich daher, soweit sie nicht Glasmalerei war, aus den Kirchen zurückziehen, trat aber dafür, in einer Ausbildung, wie sie selbst Italien nicht kannte, in den Figuren und Initialen zu Tag, welche die Pergament-Handschriften der Mönche schmückten. Erst im vierzehnten Jahrhundert begannen Malerschulen, die Kunst von der Schriftstellerei zu emancipiren, indem sie, so lange die Gothik sie an freier Entfaltung ihrer Kunst in lebensgroßen Gemälden hinderte, sich einstweilen begnügten, die engen Räume, welche ihnen die geschnitzten Altäre mit ihren Flügelthüren vergönnten, mit Bildern zu schmücken; sie traten zuerst in Nürnberg, in Böhmen und in Köln auf. Meister Wilhelm von Herle bei Köln (um 1380), ein sehr gewandter Porträtmaler, mag als der deutsche Cimabue angesehen werden. Von seinem Schüler, Meister Stephan, rührt das berühmte Altargemälde, die Anbetung der Könige

vorstellend, im Kölner Dome her. Beide verbanden, besonders in den weiblichen Köpfen, rundliche Bildung und Weichheit der Farbenbehandlung. Von der kölnischen zweigte sich die westfälische Schule ab und erhob sich bereits zu einem an die Italiener erinnernden Idealismus.

Das fünfzehnte Jahrhundert brachte der deutschen Kunst, wie der italienischen, einen geschärften Sinn für Naturschönheit und Freiheit von „äußerlichen architektonischen Gesetzen" zum Geschenke. Diese neue Periode feierte ihre ersten Triumphe in dem von Handel und Industrie belebten Flandern. Die Brüder Hubert und Johann van Eyck (1366—1426 und 1390—1441) waren es, welche die Figuren der Gemälde aus dem sie vorher blendend, aber leblos umgebenden steifen Goldgrunde loslösten, sie in's belebende Freie treten ließen und dessen Reize auf die Leinwand übertrugen, unterstützt durch die von ihnen bewerkstelligte Verbesserung der Ölmalerei. Der „asketische Charakter" der mittelalterlichen Kunst wurde „in einen Luxus, eine irdische Pracht gekleidet, die dem bisher angeschauten himmlischen Glanze Hohn zu bieten schien." Die beiden Brüder wußten diese verschiedenen Elemente zu einer zauberhaften Harmonie zu verbinden und gründeten sich eine Schule von staunenswerthem Umfange. Diese Schule zeichnete sich namentlich durch ihre Verklärung der Natur aus. „Diese grünt und blüht (bei ihnen), als stände sie noch unberührt seit den Tagen des Paradieses. Kein welkes Blättchen, kein dürres Reis verunreinigt den Boden, auf dem die Heiligen einhergehen, und keine Blume wird unter ihren Tritten geknickt. — Sonne, Luft und Meer, Flüsse, blaue Berge und grüne Hügel, bunte Thäler, Wälder, Gärten, Blumen und fruchttragende Bäume, Städte und Schlösser, Thiere und Menschen sind meistens sämmtlich vereint, um die Scene zu schmücken." Unter den Werken der van Eyck, denen auch ihre Schwester Margarethe an die Seite trat, heben wir ein großes, durch Flügelbilder verschließbares Altargemälde hervor, eine harmonische Zusammenstellung der Hauptmomente des christlichen Glaubens. Ob auch das in Gold und Buntheit strahlende „jüngste Gericht" von Johann herrühre, ist ungewiß. Unter ihren Schülern ragt Hans Memling (früher aus Irrthum Hemling genannt, gest. 1495) durch die Strenge seiner Gestalten und ihrer Bewegungen hervor, namentlich in seinem Altarkasten mit Scenen aus dem Leben der heiligen Ursula und ihrer Jungfrauen (in Brügge) und in seiner Passionsgeschichte (in Lübeck). Der künstlerische Einfluß dieser Schule erstreckte sich bald über Deutschland und zeigte sich in den phantastischen Kompositionen des in der Zeichnung von Körperformen noch sehr ungeschickten Martin Schongauer, genannt Schön, aus Augsburg, der aber meist in Kolmar lebte, und seines wahrscheinlichen Schülers, des ältern Hans Holbein aus Augsburg. Charakteristisch sind des Erstern unübertroffen sanfte und liebliche Frauen-, Kinder- und Engelsgestalten (während ihm männliche Züge nicht gelangen), besonders seine „Maria

im Rosenhag", ein echt treuherzig menschliches Bild, — und des Letztern reiche Gruppirungsgabe, besonders in der Geburt Maria's in der „Basilika des heiligen Paulus", und sein mühevoller Kampf in Überwindung der älteren Kunstrichtungen.

Noch weit höher indessen erhob sich die deutsche Kunst im sechszehnten Jahrhundert, das auch Italien die Blütezeit der Darstellung des Schönen brachte. Jene Freiheit aber, die im sonnigen Süden, wie schon zur Zeit eines Phidias und Praxiteles, so zu jener eines Rafael und Michel Agnolo, das künstlerische Walten krönte, war da versagt, wo ein rauherer Himmel den Flug des Genius hemmte und das öftere Eingeschlossensein in der Zimmerluft die Phantasie zwang, in Ermangelung imposanter Naturscenerie, willkürliche Gebilde zu schaffen. An die Stelle des hellenisch-italischen Naturkultus trat jene phantastische Richtung, welche der mehr nach innen gekehrten grübelnden Geistesthätigkeit des Deutschen und seinen so oft von Nebel umhüllten Bergen und Thälern entsprach.

Unter den Meistern, welche in dieser von vorn herein durch die nordische Atmosphäre etwas gefesselten Kunstrichtung hervorragten und dadurch von ihrem erhabenen Geiste Zeugniß ablegten, der sich durch äußere Hindernisse nicht abhalten ließ, nach den Kronen idealen Strebens zu ringen, begegnet uns gleich ihr Reigenführer, Albrecht Dürer aus Nürnberg (1471 — 1528), Schüler des scharfen und derben Malers Michael Wohlgemuth. Nicht blos Künstler, sondern auch Schriftsteller über die Gesetze der Kunst, gefiel sich Dürer in ganz eigenthümlicher, von der Natur mehr oder weniger unabhängiger und demzufolge die wahre Schönheit beeinträchtigender, immerhin aber lebens- und charaktervoller, kräftiger und gemütreicher Manier. Eine schaurig in's Mark dringende nordische Märchenluft durchweht seine Abbildungen zur Offenbarung des Johannes, „die Marter der Zehntausend", die Personifikation der Melancholie, besonders aber die Darstellung eines Ritters (Franz von Sickingen, wie man glaubt), der auf einsamem Ritte durch ein düsteres Thal dem Tod und dem Teufel furchtlos begegnet, — während in seiner großen Reihe von Passionsbildern und von Scenen aus dem Leben Maria's „ein lebendiges Gefühl für Schönheit, Adel und einfache Würde hervortritt und die Elemente phantastischer und gemein bürgerlicher Auffassung eine mehr untergeordnete Stelle einnehmen," seine mythologischen Darstellungen aber hinter der antiken Grazie weit zurückbleiben und nur in „Adam und Eva" die unbekleideten Figuren einen idealen Hauch erhalten. Die Madonnen des deutschen Rafael sind wackere deutsche Hausfrauen, keine Himmelsbilder durchgeistigter Weiblichkeit. Dürer's Werke erschienen bald als Ölgemälde, bald als Kupferstiche und Holzschnitte, wie er denn überhaupt mehr Zeichner als Maler und seine Gemälde wesentlich „kolorirte Zeichnungen" waren. Geistvolle Auffassung und feine Ausführung verrathen seine Porträts berühmter Zeitgenossen. Seine vier Apostel in Lebens-

größe, in denen man eine Versinnlichung der vier Temperamente finden wollte, bilden, mit den beigefügten Bibelsprüchen, eine Offenbarung seiner protestantischen Überzeugung und verrathen den Gipfelpunkt seiner Meisterschaft; es war sein Schwanengesang. Rafael, dem Dürer in freundlichem Verkehr sein Bildniß sandte und sogar Motive zu größeren Arbeiten lieferte, soll im Anblicke seiner Bilder geäußert haben: „Dieser würde uns Alle übertreffen, wenn er, wie wir, die Vorbilder des Alterthums vor Augen gehabt!“

Einer andern Richtung als die zahlreiche Schule Albrecht Dürer's folgte die sächsische Schule, an deren Spitze Lukas Kranach (eigentlich Lukas Sunder aus Kronach im Bambergischen, 1472—1553) steht. Den größten Theil seines Lebens in Wittenberg zubringend, wo er 1504 Hofmaler Friedrichs des Weisen wurde, und dies auch bei dessen Nachfolgern blieb, zuletzt in Weimar, war er ein Freund Luthers und ein eifriger Beförderer der Reformation. Mit Dürer theilt er das phantastische Element, die „einfache Auffassung der Natur und die schlichte Behandlungsweise,“ während er dem „tiefsinnigen Ernst und der großartigen Kraft“ des Nürnbergers eine „naive kindliche Heiterkeit und eine weichere, fast schüchterne Anmut“ gegenüberstellt. So hatte denn auch die neue religiöse Lehre gleich ihre Kunstrichtung, und zwar eine so bedeutende, daß sie der alten stolz gegenübertreten und den Vorwurf der Nüchternheit thatsächlich widerlegen konnte. Kranach's Altarbilder schmückten die lutherischen Kirchen, in welchen die Kunst nicht unterging, wie in den zwinglischen und calvinischen, — wie Rafaels und Correggio's Gemälde die katholischen Tempel zierten. Sein sogenannter Ritter am Scheidewege, dem ein gepanzerter Greis den Weg zu drei entkleideten Jungfrauen versperrt, und in dem man Tannhäuser erkennen wollte, ist ein charakteristisches Gegenstück zu Dürers Ritter, Tod und Teufel und ersetzt dessen düstere Schauerlichkeit durch märchenhaften Zauber. Lukas Kranachs gleichnamiger Sohn trat in seine Fußtapfen.

Schon weniger charakteristisch als bei den mitteldeutschen Künstlern tritt das phantastische Element in dem näher an den Grenzen Italiens gelegenen Oberdeutschland hervor, macht aber hier einem selbständigern, produktivern Schaffen und einer Annäherung an die heitere, lebensvolle Kunst Italiens Platz. Auf den noch unvollkommenen, aber merkwürdigen und in seinen Gestalten an freier Bewegung und einfacher Gewandung seine Zeitgenossen übertreffenden schwäbischen Meister Bartholomäus Zeitblom (1456? bis 1517?) aus Ulm folgte Martin Schaffner, dessen Formenbildung bereits etwas italienisches hat. Was der schwäbischen Schule aber den eigenthümlichsten Charakter verlieh, ist jene Kunstschöpfung, in welcher allein sich die Einwirkung der phantastischen mitteldeutschen Richtung auf die Oberdeutschen verrieth, doch mit dem Unterschiede, daß das Phantastische hier nicht Selbstzweck, nicht unwillkürliche Hingebung an

märchenhafte und abenteuerliche Träumerei war, sondern eine moralische und sociale, ja in manchen Momenten selbst eine religiöse und politische, mit der Reformationsbewegung zusammenhängende Tendenz hatte. Wir meinen den Todtentanz, welcher schon das ganze fünfzehnte Jahrhundert hindurch in Bildwerken eine Rolle spielt, und in einer Reihe von Scenen besteht, welche den Tod, nach der mittelalterlichen Vorstellung als „schreckliches Gerippe", zu den verschiedenen Ständen, Berufsarten und Lebensaltern des Menschen, vom Papst und Kaiser bis zum Bettler und zum Kind in der Wiege, führen, um sie in sein schauerliches Reich abzuholen. Schon im dreizehnten Jahrhundert war im Frauenkloster zu Klingenthal bei Basel ein Todtentanz und während der dortigen Kirchenversammlung im fünfzehnten Jahrhundert ein weiterer an die Kirchhofmauer des Predigerklosters gemalt worden. Aus dem Ende des vierzehnten Jahrhunderts stammt derjenige zu Minden in Westfalen und der „Triumph des Todes" im Composanto zu Pisa, wo auf einem Bilde der Tod (in weiblicher Gestalt, ital. la morte) die Menschen verschiedener Stände hinmäht, aus dem fünfzehnten jene zu Paris, Dijon, Straßburg, Berlin, Lübeck, Konstanz, Luzern, Freiburg im Breisgau und Clusone bei Bergamo, oft in der Einkleidung eines großen Festes. Seit dem 14. Jahrhundert wurde der „Todtentanz" (franz. Danse macabre) zuerst in Frankreich, dann in England und Deutschland, auch dramatisch bearbeitet und aufgeführt. Später vereinigten sich Bilder und Text; erstere treten mehr hervor, letzterer zurück, und die größten Künstler weihten ihre Griffel dieser unheimlichen Richtung des Geschmacks, welcher auch Dürer huldigte, sowie der schweizerische Schlachtenzeichner Urs Graf, und Hans Burgkmair aus Augsburg (1472—1559), der Verherrlicher Kaiser Maximilians.

Der erste Künstler aber, welcher sich durch den Todtentanz einen Namen schuf, war der uns bereits als Reformator und Dichter bekannte Berner Nikolaus Manuel (er stammte von der Familie Alleman, nahm aber, weil unehelich geboren, den Vornamen seines Vaters als Geschlechtsnamen und den Familiennamen des Letztern in Übersetzung — Deutsch — als Beinamen an). Geboren 1484, im nämlichen Jahre wie Zwingli und eines nach Luther, wurde er durch seinen gelehrten Lehrer Heinrich Wölflin (Lupulus) zum Verfechter der neuen Lehre, durch die wilden Scenen von Novara und Bicocca zum Krieger und durch sein Talent zum Maler gebildet.

Manuels Todtentanz, sein bedeutendstes Kunstwerk, schmückte die Kirchhofmauer des Dominikanerklosters zu Bern und enthielt, in zeitgemäßem Fortschritte von den älteren harmloseren Todtentänzen zu einem Tendenzwerke, mancherlei eigenthümliche Züge und Auffassungen, ja sogar wohlgetroffene Bildnisse damals lebender Personen; auch besitzt er einen weitern Vorzug in seinem landschaftlichen Hintergrunde, welcher schweizerischen Gegenden, namentlich der Seen von Neuenburg, Biel, Thun u. s. w. nachgebildet ist, und „zu dem Schönsten gehören mag, was in jener Zeit

von den Meistern der ober- und niederdeutschen Schule in diesem Fache geleistet worden ist."

„Das Wichtigste," sagt der Lebensbeschreiber Manuels*), „wenn von der künstlerischen Auffassung des Todtentanzes die Rede wird, ist bei Manuel unstreitig die geniale Laune, die seine ganze Bilderreihe durchherrscht. Das Neckische, Spaßhafte, Stechende bricht überall hervor, und steht darin diese Arbeit keiner frühern nach. Der Tod spielt bald den Derben, bald den Zarten, ist bald Kämpfer, bald Tänzer, nimmt dem Papste die Tiara vom Haupte, dem Maler den Pinsel aus der Hand, marschirt mit dem Kriegsmanne, buhlt mit der Dirne und bedient sich der verschiedensten, besonders musikalischer Hülfsmittel, um seiner Beute habhaft zu werden. Aber es liegen der eigenthümlichen Auffassung hier auch noch tiefere Gedanken zu Grunde. Der Tod bleibt bei Manuel die Hauptfigur, während er bei dem spätern Holbein gegen die übrigen Gruppen mehr in den Hintergrund tritt. Er muß durch seine gestreckte Gestalt und selbst da, wo er gekrümmt erscheint, in dem Gedanken des Beschauers, der ihn in die Länge zieht, seine Opfer überragen. Dadurch ist die physische Gewalt des Todes mit derselben und noch größerer Wahrheit angedeutet, als auf älteren christlichen und selbst antiken Bildern die geistige Würde der göttlichen Personen. Hierzu kommt dann die tiefgedachte Charakteristik, wenn der Einzige, der sich zum wirklichen Tanze mit dem Knochenmanne gerne entschließt, der leichtfertige Handwerksbursche, der Einzige, der sich zum Widerstande gegen den Unwiderstehlichen rüstet und mit ihm ringt, der Narr in der Schellenkappe ist; wogegen der tapfere Kriegsheld ruhig und gefaßt den Besuch des letzten Feindes und gewissen Siegers erwartet, der aber doch, aus Scheu vor der mannhaften Gestalt und ritterlichen Haltung, erst von hinten sich nähert und den Speer des Ritters mit beiden Knochenhänden faßt, um ihn über dem Panzerhemde des Gegners zu zerbrechen, ehe er ihn von vorn anzugreifen wagt. Nicht weniger sinnvoll ist die Darstellung des Kindes, zu welchem sich der Tod freundlich herniederbückt und ihm auf der kleinen Pfeife lustige Weisen vorspielt, so daß es gerne folgt und auch seine zärtlich besorgte Mutter nachzieht." Eine ganz auffallende Eigenthümlichkeit des Manuel'schen Todtentanzes ist die, daß der Tod nirgends als bloßes Gerippe, sondern mit Muskeln, Haaren u. s. w. bekleidet, gewissermaßen als lebendes Wesen erscheint. So sind denn auch die von Manuel seinen Bildern beigegebenen Reimsprüche originell, sinnvoll und treffend, witzig und beißend. Zum Papste z. B. sagt der Tod:

Wie gfallen üch herr bapst di bing,
Ir danzend ouch an disem ring;
die dryfach kron müßend ir mir lan,
und üwern säßel lassen stan.

*) Dr. C. Grüneisen, Niclaus Manuel. Stuttgart 1837.

Der Papst antwortet:

Uff erdt scheint groß min heiligkeit,
die torächt Welt sich vor mir neigt,
alß ob ich uffschluß himmelrich,
so bin ich jetz selbs ouch ein lich.

Zu den Mönchen sagt der Tod:

Ir münchen mestend üch gar wol,
ir steckend aller sünden voll,
reißend wölf in eim schafskleid,
ir müeßend mit danzen, wers üch leid.

Die Mönche antworten:

Allso hand wir die welt verlassen,
das wir uff gassen und uff straßen,
der welt sind gsin ein überlast,
Todt, wie ringstu mit uns so vast.

Zu der Mutter sagt der Tod:

Ei, fraw, das kind must du mir lan,
es muß danzen und kann nit gan,
es ist besser, du lassest allso sterben,
es mecht villicht zum buben werden.

Die Mutter antwortet:

O todt wie bistu stumm und blind,
nimst mir den man sampt dem kind,
daß kan ich nit wol überkhon,
zletzt muß ich ouch mit dir darvon.

Zum Armen sagt der Tod:

Hör armer man und gheb dich wol,
der todt dich bald erlösen sol,
hör uff bättlen das täglich brod,
wan du wirst gnug han mit dem todt.

Der Arme antwortet:

Vil hunger leid ich hie uff erden,
mecht nit gesund noch je rich werden,
noch wolt ich lieber also leben,
den mich dem bittren todt ergeben.

Zum Maler, d. h. zu Manuel selbst:

Manuel, aller welt figur
hastu gemalt an dise mur,
nun must sterben, da hilft kein fundt,
bist ouch nit sicher minut noch stundt.

Er antwortet:

Hilff ewiger Heyland drum ich bit,
den hie ist gar keins bleibens nit,
so mir der todt min endt wird stellen,
so bhüt üch Got, min lieben gsellen.

Und diese Vorahnung ging in Erfüllung. Allzufrüh entriß unsern genialen schweizerischen Hutten, der seiner vielseitigen angestrengten Thätigkeit nicht gewachsen war, jener Feind den Kreisen der Familie und des Vaterlandes, den er, mit soviel Humor und Ernst zugleich, im buchstäblichen Sinne „an die Wand gemalt" hatte (1530). — Unter Manuels übrigen Werken sind die besten die Ölbilder von Lucretia, Bathseba, die Enthauptung des Johannes und eine Bauernhochzeit. Es ist diesen Darstellungen Naturtreue, Formenschönheit und schöpferische Erfindung nicht abzusprechen. Sein Kolorit theilt die Helle und Heiterkeit der ganzen oberdeutschen Schule, seine Zeichnung übertrifft die der übrigen Meister derselben. Man schreibt diese Vorzüge den Studien zu, die er unter dem großen Tizian in Venedig gemacht, und die ihn beriefen, als Vermittler zwischen der Kunst dies- und jenseits der Alpen dazustehen.

Und diese hohe Stellung theilt noch Einer mit ihm, sein großer Zeitgenosse Hans Holbein. Beide vertreten unter den Künstlern deutscher Zunge die mit den gleichzeitigen humanistischen Bestrebungen Hand in Hand gehende Anlehnung der Kunst an das Alterthum, von dem die civilisirte Welt während des Mittelalters abgefallen war. Sie sind daher die ersten würdigen Rivalen der Italiener, die ersten modernen Maler, d. h. Repräsentanten der reinen Formschönheit im Norden, in welchem Dürer mehr die Wiedergabe des Gedankens vertritt, — Holbein aber in noch weit höherem Maße als der etwas ältere und zu früh hingeschiedene Manuel.

Hans Holbein stammte aus Augsburg, dieser Stadt, deren Blütezeit durch die in ihr vorwaltende Bauart der Renaissance sich ebenso verräth, wie diejenige Nürnbergs, der Vaterstadt Dürers, durch den dort herrschenden mittelalterlichen Stil. Holbeins Vater war der bereits erwähnte gleichnamige Maler; auch dessen Bruder Sigmund und sein älterer Sohn Ambrosius leisteten nicht Unbedeutendes in der Kunst. Das berühmteste Glied der Malerfamilie aber war der jüngere Hans Holbein; 1495 geboren, zeichnete er sich schon früh in der Kunst, namentlich des Porträts aus. Unter seinen größeren Jugendarbeiten, die meist religiöse Gegenstände darstellen, ragt das Votivbild zum Andenken an den in Folge Mißbrauchs einer von ihm hervorgerufenen demokratischen Umwälzung (1478) hingerichteten Bürgermeister Ulrich Schwartz von Augsburg hervor; es stellt den kühnen Volksmann in Mitte seiner Familie betend vor Gott dar, welch Letzterm der Künstler in rührender Naivetät die Züge seines eigenen Vaters gab; bedeutend sind auch die Gestalten Christi und Maria's, die für den Betenden bitten. Das beste Bild indessen, das Holbein in Augsburg schuf, ist der Martertod des heiligen Sebastian. Die Behandlung des nackten Körpers und des landschaftlichen Hintergrundes zeigen, wie sehr in Holbein bereits die moderne Kunstrichtung vorgeschritten war. Aus unbekannten Gründen verlegte unser Künstler im Jahre 1516 seinen

Wohnsitz nach Basel. Aus der ersten Zeit seines Aufenthaltes daselbst stammen wahrscheinlich, angeregt durch die dort befindlichen Todtentänze und durch Manuel's gleichartige Arbeit, die trefflichen Holzschnitte, in denen auch er diesen Gegenstand, und zwar mit neuen Eigenthümlichkeiten, bearbeitete. In der Holzschneidekunst war in Basel der dortige Goldschmied Ursus Graf sein Vorläufer, ein Künstler, in dessen originellen Darstellungen der tollste phantastische Humor und zugleich wieder die derbste Realistik, nicht ohne reformatorische Tendenz, hervortreten. Reisen, die Holbein nach Italien unternahm, hatten wesentliche Einwirkung der dortigen Kunst, namentlich jener des Lionardo da Vinci auf die seinige. In seinen Passionsbildern glüht und stürmt reiche Beweglichkeit und waltet der reformatorische Geist bereits; es sind nicht mehr religiöse, es sind auf freier Forschung und unbefangener Behandlung beruhende historische Darstellungen von mächtig ergreifender Wirkung, ein von Scene zu Scene fortschreitendes Drama, das Holbein als den ersten von mittelalterlicher Karrikirung und Affektation vollständig befreiten Maler vorführt. Gerade dieses Unabhängigkeitsgefühl aber, das er gegenüber veralteten Standpunkten geltend machte, verhinderte ihn mit derselben Macht, dem italienischen Idealismus auf die Dauer zu huldigen. Der deutsche Geist regte sich in ihm, die Wahrheit höher zu halten als die Schönheit, und der furchtbarste, packende Realismus spricht aus seinem gräßlichen Todtenbilde, einem hingestreckten halbvermoderten Leichnam, dem willkürlich der Titel eines todten Christus beigelegt worden ist. Dieser Realismus war es auch, der ihn, gleich Dürer, mit Vorliebe zu den Porträts berühmter Zeitgenossen schreiten hieß. Die gelehrten Buchdrucker Froben und Bonifacius Amerbach ließen ihre Züge durch ihn verewigen und ihnen folgte der Fürst der Humanisten, Erasmus, dessen weltbewegendes Werk, das Lob der Narrheit, unser Künstler mit Randzeichnungen versah, aus denen ebenso sehr die oppositionelle Satire spricht, wie aus dem Texte, und die ebenso derb in's Volksleben eingreifen, wie dieser. Eine ebenso reiche Gelegenheit zur Entfaltung seines künstlerischen Genies benutzte Holbein in der Malerei von Häuserfaçaden, sowol in Basel, wie in Luzern, wo er sich vorübergehend aufhielt. Weit bedeutender aber wurde die Ausschmückung des Baseler Rathhaussaales durch seinen Pinsel, und er übertraf hierin die Heroen Vinci und Michel Agnolo, welche im Consiglio grande zu Florenz bloße Thatsachen malten, indem er den dortigen Scenen zugleich eine ethische Bedeutung verlieh. Die Gerechtigkeit, die Vaterlandsliebe, die Weisheit, die Mäßigkeit sind es, die hier durch Scenen aus der Geschichte und allegorische Figuren illustrirt wurden, und auch hier überall nur Wirkliches, — keine Visionen, keine Phantasien!

Entgegen seinem eigenen Interesse warf sich Holbein entschieden auf die Seite der Reformation, obschon durch die mit derselben verbundenen Wirren, wie die Pflege der Wissenschaft, so auch diejenige der Kunst unter-

brechen, in der Schweiz sogar gegen letztere feindlich gewütet wurde, und Alles auf geraume Zeit hin nur noch an der Krise der religiösen Bedürfnisse Antheil nahm. Ja der helldenkende und vorurtheilslose Künstler ließ sich nicht einmal abhalten, gerade in der bewegtesten Zeit, auf Geheiß des altgläubigen Bürgermeisters Jakob Meyer, seine berühmte Madonna zu malen, freilich keine italienisch verklärte, sondern eine rein menschliche.

Entweder das unerträgliche Zusammenleben mit seiner nüchternen Frau, einer ältlichen Witwe, die er unbedachtsam geheiratet, aber doch in früheren Jahren als Modell einer schönen Madonna (in Solothurn aufgefunden) benutzt hatte, oder der Ehrgeiz — war wol die Ursache, welche unsern Künstler bewog, Basel um 1526 zu verlassen und auf Antrieb und mit Empfehlungen des großen Erasmus einem ehrenvollen Rufe nach England zu folgen. Erasmus hatte bereits zwei seiner von Holbein gemalten Porträts nach England gesandt, ehe der Künstler dort eintraf. Er errang sich dort bald bedeutenden Ruf. Während man in Deutschland oft seine Bilder fremden Künstlern (z. B. Lionardo da Vinci) zuschrieb, taufte man in England Kunstwerke verschiedener Maler nach Holbein, den man damit zu ehren glaubte. Er erfreute sich, durch des Erasmus Vermittelung, besonders der Freundschaft Thomas More's, für dessen Utopia er Holzschnitte fertigte, und den er selbst sowol allein, als mit seiner Familie, porträtirte. Es waren überhaupt Porträts, durch welche Holbein in England beliebt wurde. Außer einem Besuche, den der Künstler 1529 in seinem Basel machte, — gerade zur Zeit des Bildersturmes, der den Erasmus nach Freiburg vertrieb und mehrere Werke Holbeins zerstörte, — und den er trotzdem in einer seiner unwürdigen Lage bis 1531 ausdehnte, und einem zweiten Besuche im Jahre 1538, verließ er von da an England nicht mehr und schlug eine ihm angebotene Anstellung in Basel aus. Bis 1536 malte er meist deutsche Kaufleute des Stahlhofes und besorgte die Dekorationen, mit welchen dieselben die prachtvollen Feste der Krönung Anna Boleyn's verherrlichten. Den Saal des Stahlhofes schmückte er mit den beiden großen allegorischen Gemälden vom Triumph des Reichthums und vom Triumph der Armut, welche der italienischen Kunst Mantegna's und Rafaels ebenbürtig sind. Er war es eigentlich, der die Kunst der Renaissance in England einheimisch machte; auch war er der Maler des englischen Protestantismus, seitdem Heinrich VIII. sich diesem zugewandt, feierte in seinen Werken dessen Helden Thomas Cromwell, illustrirte die Bibel und Cranmers Katechismus, und verspottete in Holzschnitten die im Sturze begriffenen, durch ihre Unsittlichkeit verrufenen Mönche, die er besonders in schneidendem Gegensatze zu Christus auffaßte. Seit 1536 finden wir ihn als Hofmaler des Königs, seine Hauptaufgabe war, den Hof zu porträtiren, und in seiner Darstellung des Königs selbst sehen wir dessen despotischen Charakter treffend ausgeprägt. Daneben lieferte er auch zahlreiche Entwürfe zu luxuriösen Geräthschaften. Er starb 1543 an der

Pest in London. Seine Porträtirkunst wird von Kennern wegen ihrer Naturtreue derjenigen Rafaels am nächsten gestellt. „Seit Hubert van Eyck," sagt sein Biograph Woltmann, „ist Holbein der Erste, dessen Blick im Anschauen der Natur nicht durch die bizarre Geschmacklosigkeit der gothischen Verfallsperiode getrübt wird. Er sieht die Dinge wirklich, wie sie sind; die äußersten Konsequenzen des Realismus scheut er nicht, den Aussatz der Armen und Elenden stellt er mit medicinischer Treue dar, als Christus im Grabe malt er einen Leichnam, bei dem schon die Todtenstarre eingetreten ist, nach der Wirklichkeit. Trotzdem bleibt der Realismus nicht sein letztes und höchstes Ziel. Sein Auge ist so organisirt, daß es, wie die alten Niederländer, alles Einzelne in der Natur mit voller Schärfe erkennt. Gleichzeitig aber versteht er auch, was jene nicht verstanden, nämlich einen Schritt zurückzutreten und das, was er darstellt, nicht nur im Einzelnen, sondern auch als Ganzes zu sehen. So gibt es für ihn eine höhere Wahrheit, als jene, welche in unbedingter Wiedergabe der einzelnen Erscheinungen besteht, er erkennt die allgemeinen Gesetze, welche diesen zu Grunde liegen und überschreitet die Kluft, welche sonst in der nordischen Kunst zwischen dem Charakteristischen und dem Schönen liegt. In seinen Madonnenbildern ist eine Abwägung der Massen, eine Linienschönheit der Komposition, wie sie außerhalb Italiens noch nicht existirt hatte." Zahllos sind Holbeins Holzschnitte, welche er nur zeichnete, nicht aber schnitt; sie enthalten oft den treffendsten Humor, wie sie hinwieder in seinen Bibel-Illustrationen die ausgesprochenste reformatorische Gesinnung verrathen und keineswegs dem Buchstaben dienen. — Was endlich sein bekanntestes Werk, den Todtentanz betrifft, so kann man dasselbe eher „Bilder des Todes" nennen, die ohne Zweifel durch die älteren Baseler Todtentänze angeregt wurden und seit 1524 in Basel als Initialen entstanden, welche Hans Lützelburger nach Holbeins Zeichnung in Holz schnitt. Unseres Künstlers Auffassung ist weit genialer und großartiger, als jene der eigentlichen „Todtentänze". Seine Gerippe sind nicht mehr halb mit Fleisch bekleidet, sondern ganz nackt und nicht ganz anatomisch richtig; desto mehr Charakter ist aber in den Gestalten. Die Todesbilder wurden zuerst 1538 zu Lyon mit lateinischen Bibelstellen und französischen Versen herausgegeben, ohne den Künstler zu nennen, der als eifriger Protestant in Frankreich schlecht angeschrieben war. Der Papst, den der Tod holt, trägt die Züge des kurz zuvor gestorbenen Leo X., der Kaiser jene Maximilians I., der König jene Franz I. von Frankreich; es folgen, ohne Porträt-Beziehung, der Kardinal, die Kaiserin und Königin, der Bischof, der Abt, die Äbtin, der Domherr, Richter, Rathsherr, Prediger, Pfarrer, Mönch, die Nonne, das alte Weib, der Arzt, Sterneseher, Reiche, Kaufmann, Schiffer, Ritter, Graf, alte Mann, die Gräfin, Edelfrau, Herzogin, der Krämer, Ackermann, Soldat, Spieler, Säufer, Räuber, Blinde, Fuhrmann und der Sieche; den Schluß bildet das Wappen des Todes, ein

Schädel, durch dessen Zähne sich eine Schlange windet, eine Sanduhr als Helmzier, zwei Todtenarme halten einen Stein darüber, der jeden Augenblick niederschmettern kann, und die Schildhalter sind ein stattlicher Mann und eine geschmückte Frau. Später wurden in die Reihenfolge noch spielende Kinder ohne Todesgestalten eingefügt, — vielleicht um einen schreienden Kontrast zu schaffen. Die Geistlichen vom Papste bis zum Pfarrer sind in den Todesbildern mit einem deutlichen Groll behandelt, was des Künstlers reformatorische Gesinnung verräth. Die drastische Wirkung dieser Bilder vergleicht Holbeins Biograph treffend mit Shakespeare's erschütternder Wahrheit der Darstellung und findet bei Beiden eine ähnliche „erhabene Ironie".

Mit Holbein hatte die ältere deutsche Kunst ihren Höhepunkt erreicht; sie begab sich nach ihm für geraume Zeit zur Ruhe und trat ihr Scepter im Norden den Niederländern ab.

Wie Oberdeutschland durch seine Lage gegen Italien hin, so entfernt sich Niederdeutschland oder auch kurz **Niederland** durch seine einförmige Wasser- und Dünen-Scenerie in künstlerischer Hinsicht von dem phantastischen Mitteldeutschland. Während auf der Grenzscheide zwischen Deutsch und Wälsch das Phantastische, bis auf den Alles gleichmachenden Tod, ganz verschwindet, wird es am nebeligen Nordseestrande, unter dem Geklapper der Windmühlen und dem Rauschen der Trekschuiten, erhebender Poesie beraubt und von hellenisch-italischer Schönheit völlig abgeschnitten, zum **Bizarren**, — der Idealismus weicht dem Realismus und das gemeine Volksleben beherrscht die künstlerischen Darstellungen. Die **holländische** Schule wurde gegründet von Cornelius **Engelbrechtsen** und weiter ausgebildet von seinem berühmten Schüler **Lukas** von **Leyden** (1494 — 1533). Mehr als die Holländer nähern sich der italienischen Kunst die südlicher wohnenden **Brabanter**, deren Vormann Quintin **Messys** aus Antwerpen (gest. 1529) war. Den Charakter der Individuen zu malen, ist ihr Hauptbestreben. Bald auch kam, namentlich in dieser Gegend, eine wirkliche Nachahmung der italienischen Kunst in Schwung, die aus einem emsigen Studium an Ort und Stelle hervorging und den größten Theil des sechszehnten Jahrhunderts in Anspruch nahm, aber in einer wenig ansprechenden Manier auslief und daher keine bedeutenden Genien zu ihren Vertretern hatte. Diese Entwickelungsperiode ging indessen vorüber, und als das siebenzehnte Jahrhundert heranrückte, in welchem die südliche Kunst entartete, die mittel- und oberdeutsche gar erlosch, da wurden die Niederlande durch eine neue Blüteperiode der Malerei beglückt, um welche sie, wenn sie auch in dem geschilderten realistisch-bizarren Charakter wurzelte, manches Land beneiden darf, und zwar eine Blüteperiode, welche in beiden nun getrennten Theilen der Niederlande, dem katholisch-spanischen und dem protestantisch-unabhängigen, ihre un-

sterblichen Früchte trug. Wir betrachten sie nach den Gegenständen, denen sie sich zuwandte.

1) Die Historien-Malerei. In ihr ist vor Allem jene politisch-religiöse Grenzscheide zu beachten; sie zerfällt daher in die brabantische und die holländische Schule. An der Spitze der erstern steht Peter Paul Rubens aus Antwerpen, aber während der Flucht seiner Eltern vor den Greueln des niederländischen Unabhängigkeitskampfes in Köln (1577) geboren. Im Alter von zehn Jahren kehrte er mit seiner zur Witwe gewordenen Mutter nach Antwerpen zurück. Es war sein eigenster Trieb, der ihn zum Maler bestimmte und ihn zu seiner Ausbildung nach Italien gehen hieß. Nach guter Benutzung seines Aufenthaltes zurückgekehrt, lebte er, vom spanischen Statthalterhofe zu Brüssel begünstigt, wieder in Antwerpen, wo er sich eine Häuslichkeit gründete und ein mäßiges, von körperlichen Übungen stark in Anspruch genommenes Leben führte. Seine „Kreuzabnahme" veranlaßte seinen Ruf nach Paris, wo er auf Geheiß Maria's von Medici ihre Geschichte in einer Reihe von Bildern darstellte. Von der Infantin-Statthalterin Isabella wurde er zu diplomatischen Sendungen benutzt, zu welchen ihn seine feine weltmännische Bildung und sein angenehmes Äußere in vorzüglichem Maße befähigten, — und besuchte in dieser Eigenschaft Madrid und London. So nahm sein Ruhm in doppelter Hinsicht zu und bald skizzirte er nur noch, die Ausführung seinen Schülern überlassend; angehende Künstler ermunterte er uneigennützig. Er starb an der Gicht 1640. Sein Verdienst ist, „seine Landsleute in der Malerei auf den Weg zurückgeführt zu haben, auf welchen die Natur sie ursprünglich angewiesen hat: lebendige Auffassung der einzelnen Naturerscheinung, vortreffliche Ausbildung des Kolorits." Alles ist bei ihm „in das reine Element des vollen Lichtes getaucht, die verschiedenen Farben blühen in üppiger Pracht und Herrlichkeit neben einander und feiern demungeachtet, harmonisch auf einander bezogen, einen gemeinsamen Triumph." Bald bewundert, bald verabscheut wurde seine lebhafte, derbe, schwere und allzu sinnliche Behandlung des Fleisches, in welchem man das Blut rollen zu sehen meint. Seine schwächste Seite ist die religiöse Malerei. Bei aller Meisterschaft sind seine kirchlichen Bilder ohne Innigkeit und Frömmigkeit und beweisen, daß sein Katholizismus nur Formsache, nicht Seelenbedürfniß war, wie er denn auch in seinen Briefen als ein aufgeklärter Gegner übertriebenen Glaubenseifers, sowie des Jesuitenordens und alles Aberglaubens erscheint, — während dagegen seine Darstellungen aus der alten Geschichte, deren Klassiker er mit Heißhunger verschlang, mit hoher Begeisterung aufgefaßt sind. So sind denn auch in seinen Scenen des jüngsten Gerichtes die diabolischen Momente die gelungensten. Unter seinen mythologischen Gemälden wird seine Amazonenschlacht als eines der vorzüglichsten Schlachtbilder bewundert, wobei indessen zu bemerken ist, daß seine Darstellung des Nackten stets etwas

Gemeines, man könnte sagen etwas derb Holländisches hat, weit entfernt von der antiken Grazie.

Sein Schüler Anton van Dyck (1599—1641) folgte ihm zuerst in seinen Eigenthümlichkeiten nach, bildete sich aber später in selbständiger Weise aus, indem er statt der gewaltsamen und derben Leidenschaft seines Meisters die größere Anmut der Italiener, namentlich Tizians, sich aneignete und die Affekte sentimental zu verklären suchte. Seine meisten und gelungensten größeren Darstellungen sind religiösen Inhalts, seine größte Stärke aber liegt in der Porträtmalerei.

Während die katholische brabantische Schule sich vorzüglich von der Phantasie leiten ließ, hielt sich die protestantische holländische mehr an treue Nachahmung der Natur. Unter ihren Porträtmalern zeichnete sich Bartholomäus van der Helst (1613—1670) namentlich durch seine prächtige Feier des westfälischen Friedens durch die Bürgergarde von Amsterdam aus; ihr größter historischer Maler aber ist der große Rivale des Rubens, Rembrandt Harmenszoon, genannt van Ryn, nach der Sitte italienischer Maler gewöhnlich blos mit seinem Vornamen genannt. (Ganz ohne Grund nennen ihn Manche „Paul".)

Dieser vielverlästerte und mit falschen, sagenhaften Biographien reich bedachte Künstler wurde als der Sohn eines Malzmüllers in der Stadt Leyden im Jahre 1606 geboren. Von seiner Jugendzeit wissen wir wenig, und treffen ihn mit Sicherheit erst als schon renommirten Maler in Amsterdam. Durch seine Heirat mit der Tochter des Bürgermeisters von Leeuwarden fand er sich veranlaßt, der Mennonitensekte beizutreten. Als Maler gründete er seinen Ruf vorzüglich durch seine Gewandtheit im Porträt und durch seine eigenthümliche und wundervolle Art der Beleuchtung. Die Gegenstände seiner Kunst nahm er, vom Porträt abgesehen, theils aus der biblischen Geschichte, theils aus dem gewöhnlichen Leben. Feines und tiefes Studium der menschlichen Seele spricht aus seinen Arbeiten, die eine unbestechliche Objektivität verrathen. Wir erwähnen aus der großen Masse von Meisterwerken: die Darstellung im Tempel (sein erstes Werk), die anatomische Vorlesung, Simsons Hochzeit und Simson vor dem Hause seines Schwiegervaters, welche beiden gewöhnlich ganz falsch ausgelegt und betitelt werden, die Verheißung Isaaks, den barmherzigen Samariter, den Abschied des Engels Raphael von der Familie des Tobias, Jakob die Söhne Josephs segnend, das sogenannte Hundertguldenblatt, Christus unter den Blinden, Lahmen und Kranken vorstellend, eine ausgezeichnete Schilderung menschlichen Jammers, — den irriger Weise als „Nachtwache" bezeichneten Schützenauszug (sein größtes Bild, über zwanzig lebensgroße Porträtfiguren enthaltend). Trotz großer Einnahmen für seine Werke gerieth er nach dem Tode seiner sorgsamen Gattin durch seine leidenschaftliche Liebe für Kunstgegenstände und mißlungene Spekulationen mit seinen Radirungen, sowie durch die damaligen Finanzkrisen Hollands in so bedrängte

Umstände, daß er im Alter von fünfzig Jahren Bankerott machte und sein Haus, wie seine werthvolle Kunstsammlung, um Spottpreise verlor. Trotzdem arbeitete er unverdrossen weiter und starb, ohne in seinem Leben über Holland hinausgekommen zu sein, im Jahre 1669 zu Amsterdam. Daß er geizig, unreinlich und unwissend, ein Menschenfeind, ja sogar ein Betrüger gewesen, sind lächerliche und empörende Erfindungen, die nicht nur durch nichts unterstützt werden, sondern den urkundlich aufgehellten Thatsachen, seinen Briefen und nicht minder auch dem aus seinen Werken sprechenden unsterblichen Geiste geradezu widersprechen, und gehören zu den übrigen Fabeln, in die sein Leben gehüllt worden ist. Er war vielmehr gebildet und besonders in der Bibel und in der Anatomie bewandert, wenn man diese Gegenstände zusammenstellen darf, in denen sich seine Kunst mit Vorliebe und mit Erfolg bewegte. Mit Uneigennützigkeit und Würde bewegte er sich im Leben, so weit dieses bekannt ist. Obschon tief religiös, war er so wenig ein protestantischer Zelot, wie Rubens ein katholischer. Daß er in Manchem ein Sonderling gewesen, — wer will dies dem Genie verargen? Über seine künstlerische Bedeutung sagt sein Biograph Eduard Kolloff: „Von allen niederländischen Malern, vielleicht sogar von allen, die je gemalt haben, hat Rembrandt die meiste Deutlichkeit und Lebendigkeit in der Komposition. Niemand versteht besser als er die Personen eines Bildes zu vertheilen und in Scene zu setzen; Alles ist am gehörigen Platze, Alles lebt und unterstützt in seiner Art die Entwickelung einer gemeinschaftlichen Handlung. Keine Figur, die nicht individuell charakterisirt, keine, deren persönliche Gehabung und spezielle Beziehung zum Ganzen nicht auf den ersten Blick verständlich ist. Überall Drama, überall der Natur abgelauschtes Leben, und dabei eine Originalität des Gedankens und eine Bestimmtheit der Behandlung, die Rembrandt zu einem aparten Meister machen. Alles concentrirt sich auf die Darstellung des prägnanten Moments, auf das unmittelbare Hineinversetzen des Beschauers in den Mittelpunkt der Handlung. — — Man rühmt mit Recht stets Rembrandts Helldunkel, läßt aber mit Unrecht hauptsächlich die Güte seiner Malerei darin bestehen. Einfalt und Bestimmtheit des Ausdrucks, Tiefe und Wahrheit der Empfindung, Zusammenhang und Deutlichkeit der Anordnung sind bei ihm ebensoviel werth als seine wundersamen Licht- und Schattenspiele." Im Gegensatze zu den italienischen Malern, welche „die Heiligkeit der Schrift verweltlicht, die ungebundene Rede des Originals in die geregelte Form der Epopöen und Tragödien, Sonette und Canzonen zierlich übersetzt, aber größtentheils über- oder wenigstens verfeinert haben, übertrug Rembrandt den Urtext der heiligen Schrift in schlichte holländische Prosa, und die Wunder des Orients gestalteten sich in seiner Vor- und Darstellung zu wirklichen Lokalbegebenheiten und wahren Geschichten. Er faßt die biblische Historienmalerei in dramatischem Sinne. Ohne ihr den heiligen Charakter zu nehmen, mischt er das menschliche Element hinein. Er steht

zwar weder auf der Stufe des Epos, noch der Tragödie; aber bürgerliche Dramen und Volksgeschichten hat er geliefert, Seelengemälde, in dieser Gattung nicht minder kunstvoll und verdienstlich, als irgend eines in jener höhern. Die Natur in ihren Leidenschaften und deren Wechselwirkung ist in seinen Bildern auf das Feinste belauscht und mit der treffendsten Wahrheit wiedergegeben, jede Figur voll regen, auf das Ganze bezüglichen Lebens, wodurch denn auch besser und ächter, als durch mechanisch abgemessenes Gruppiren und Vertheilen, die künstlerisch geforderte Einheit sich herausstellt." — „Überall und immer ist in seinen Werken Natur; nie und nirgends eine Anstalt, eine Prätension, auch nicht jene der Einfachheit; sondern es ist wahre Natur, mit treuem Auge angeschaut, mit aufrichtigem Herzen gefühlt und mit ehrlicher Hand baar hingelegt."

Mit den übrigen nordischen Malern, selbst jene nicht ausgenommen, welche Italien besucht, hat Rembrandt die Abwesenheit der Erhabenheit und der Anmut, dieser Privilegien südlicher Kunst, in seinen Figuren gemein, und letztere werden durch eine gutmütig derbe Sinnlichkeit charakterisirt. Er studirte eben „die Menschen, unter welchen er lebte, und stellte sie dar, wie er sie sah." Das Nackte ist daher roh und plump bei ihm; aber dennoch zeichnet es sich, wie bei Rubens, durch Lebens- und Blutfülle aus, jedoch ohne das in den Bildern des Letztern brennende Feuer. In seinen Landschaften dagegen ist „die Natur mit poetischem, originellem Gefühl aufgefaßt und wiedergegeben." Sie sind Bilder des Lebens, des Webens, des Fühlens, ja Leidens der Natur. Es ist in seinen Bildern „gewöhnlich Nacht oder Dämmerung, in die er einen Strahl der glühenden Abendsonne oder des blassen Mondlichts, den Schein brennender Kerzen oder Fackeln, oft auch das poetische Licht seiner Phantasie hineinfallen läßt, welches mit den himmlischen und irdischen Lichtern um den Vorrang streitet." Rembrandt ist in seinem Helldunkel der nordische Correggio. Während die venetianischen Maler gewöhnlich ein Viertel der Beleuchtung dem Lichte, ein solches dem Schatten und das übrige den Zwischentönen zutheilten, hat Rubens dem Lichte mehr als ein Viertel, Rembrandt aber weniger, „höchstens ein Achtel" eingeräumt. „Seine Farben funkeln und glänzen wie Edelsteine und haben dabei nicht das Schillernde und Flimmernde, welches man von so brillanten Tinten hätte erwarten sollen." „Seine Kunst, schließen wir mit den Worten seines Biographen, ist keine Erdichtung phantastischer Traumgebilde, keine Hervorzauberung einer übernatürlichen Welt, auch keine sklavische Nachahmung der bloßen Natur, sondern eine freie Schöpfung, eine andere Natur und in ihren Erscheinungen ebenso wunderbar wie die Natur selbst, die sie nachahmt und, in zauberischen Momenten erfaßt, wiedergibt."

2) Die Genre-Malerei, diese sorgfältige Detail-Darstellung des Lebens, die sich daher zur pompös auftretenden historischen Malerei verhält wie die Kulturgeschichte zur politischen, ist bezeichnender Weise eine

Erfindung der realistischen Niederländer. Ihr erster Meister war Peter Breughel, der Bauernbreughel genannt, aus Antwerpen; er lebte in der zweiten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts. Die Vorliebe, mit welcher er Scenen aus dem Bauernleben seiner Heimat behandelte, verschaffte ihm den erwähnten Beinamen. Sein gleichnamiger Sohn malte lieber Scenen des nächtlichen Feuers und der Dämonenwelt und erhielt deshalb die unterscheidende Benennung des Höllenbreughels. In diesem Geschmacke begegnete ihm David Teniers, dessen gleichnamiger Sohn dagegen (1610 — 1690) wieder, nach dem Vorgange des ältern Breughel, zu den Volksscenen griff, die man auch mit dem italienischen Namen der Bambocciaden bezeichnet, und deren Darstellung er zur höchsten Vollendung brachte. Einzelne Figuren, von leblosen Gegenständen umgeben, gelangen ihm besser, als größere Scenen, wie Volksfeste. Und als ob mit der allzu ängstlichen Naturnachahmung ein Mißbrauch der Phantasie zur Hervorbringung widernatürlichen Teufelsspukes verbunden sein müßte, als ob sich die Abwesenheit des Idealen im Wirklichen durch Entstellung des Erstern rächen sollte, versuchte auch er hie und da solch' höllische Bilder, ohne aber seinen satanischen Gestalten einen andern Charakter zu geben, als den läppischen, plumpen seiner Bauern. Das Bizarre der Niederländer erreicht hier seine höchste Stufe. Schlichter sind die Bauernscenen des sich von aller Teufelei ferne haltenden Adrian van Ostade aus Lübeck (1610 — 1685), der aber in Leben und Kunst vollständig Holländer geworden war. Das Treiben in ländlichen Schenken ist sein Lieblingsgegenstand, wie auch derjenige seines ziemlich lüderlichen Zeitgenossen Adrian Brouwer, während Jan Steen (1626—1679) aus Leyden, selbst Schenkwirth, der jedoch, wie es heißt, mehr trank als seine Gäste, in dieselben Kunstobjekte nicht nur den nackten Realismus, wie die Genannten, sondern auch eine feine, freie Charakteristik und eine ironische Kritik hineinzulegen wußte. Diesen Malern des Pöbels tritt kontrastirend ihr Zeitgenosse Gerhard Terburg (1608 — 1681) als derjenige der höhern und feinern Gesellschaft und ihrer prunkenden Zimmer gegenüber, die er mit derselben kritischen Individualisirung behandelt, wie Steen sein Publikum. Als Vermittler dieser beiden Extreme steht Gerhard Douw (1613—1680) da, in dessen Bildern die bescheidene und behagliche Häuslichkeit des Mittelstandes gefeiert wird und sowol die Vornehmheit Terburgs, wie die Gemeinheit der Bambocciaden-Maler vermieden ist. In seiner trefflichen Behandlung des Helldunkels zeigt er sich als Rembrandts Schüler. Keiner dieser verschiedenen Richtungen fehlte es an zahlreichen Nacheiferern.

3) Die Landschaft-Malerei, die sich zu den beiden vorigen Gattungen verhält, wie die Geographie zur Geschichte, sie daher nothwendig ergänzt, ja ihnen die Grundlage für ihre Figuren darbietet, erlebte ebenfalls in den Niederlanden eine Blütezeit. Die Einwirkung italienischer

Künstler, besonders Annibale Caracci's, in deren Umgebung sich ausbildende Niederländer im schönen Süden lebten, verpflanzte diese Kunstgattung nach dem Norden, und Paul Bril aus Antwerpen (1554—1626) wurde dort ihr erster Meister. Ihm folgte der Frankfurter Adam Elzheimer nach; Andere aber emancipirten sich von der italienischen Manier und schufen eine ächt niederländische Landschaftschule. Johann Breughel, Sohn und Bruder der beiden Peter Breughel, und zum Unterschiede von ihnen der Blumenbreughel genannt, stellte die Naturschönheiten, mit denen sein Vaterland spärlich gesegnet ist, die ihm aber seine Phantasie eingab, unter der Maske des „Paradieses" dar und ließ sich die Gestalten der Ureltern von Rubens darein malen. Auch gefiel er sich, unabhängig von landschaftlicher Umgebung, im Stillleben, namentlich in Blumenbildern. Andere Künstler, zuerst Hermann Sachtleven oder Zaftleven, wagten es dagegen, die flachen Ufer des Niederrheins, doch romantisch, in zarten Duft gehaucht, auf die Leinwand zu werfen. In die gleichzeitigen Verirrungen der Poesie verfielen dagegen die Maler Johann Weenix, Nikolaus Berghem u. A., indem sie ein erdichtetes Hirtenleben zur Staffage ihrer idealisirten Wälder und Fluren machten und so der Idylle auch das Reich der Farben eroberten. Adrian van der Velde hielt die Idylle zwar fest, versetzte sie aber in das Leben wirklicher Hirten. Die beiden Brüder Philipp und Peter Wouverman endlich vereinigten Genre und Landschaft, und wurden namentlich in der Darstellung des Pferdes, in allen Stellungen und Beschäftigungen, originell, wie Paul Potter (1625—1654) es liebte, seine Scenerien mit weidendem Vieh zu beleben, und zwar mit staunenswerther Naturtreue. — Von diesen mehr oder weniger idealisirenden und idyllisirenden Künstlern unterschieden sich Jene, welche die nordische Landschaft von allen Zuthaten befreiten und sie, wie sie ist, einfach wiederzugeben suchten, so Johann van Goyen, Artur van der Neer, Anton Waterloo, besonders aber Jakob Ruisdael (1625—1681). „Er wiederholt in seinen Gemälden den altgermanischen Naturdienst; der Thätigkeit des Menschen steht die Natur in ihrer übermächtigen Gewalt entgegen. Selten zwar begnügt er sich mit der schlichten Gestalt seiner nächsten heimischen Umgebung; doch pflegt er auch in solchen Fällen insgemein die Schauer einsamer Zustände hervortreten zu lassen." Zahlreich traten neben diesen Landschaftmalern die Marinemaler auf, deren bedeutendster Ludolf Backhuisen (1631—1709) war, dessen Seesturmbilder gewaltig ergreifen. Als Jagdmaler zeichneten sich Franz Snyders, ein Freund Rubens', und Johann Fyt, als Vogelmaler Melchior Hondekoeter, als Blumenmaler David de Heem aus.

Mit dem Ende des siebenzehnten Jahrhunderts verschwand die niederländische Kunstblüte, wie die oberdeutsche schon vorher verschwunden war; sie theilte gleichzeitig mit der italienischen das Loos des Schönen dieser Erde.

In Frankreich wurde die Baukunst der Renaissance unter Ludwig XII. durch italienische Architekten, besonders durch Fra Giocondo, eingeführt, mußte sich jedoch mehr eine Verschmelzung mit dem mittelalterlichen Stile gefallen lassen, als daß sie sich frei entwickeln konnte. Beispiele dieser bizarren Vermischung sind die Kirche St. Eustache in Paris (1532) und das Schloß Chambord (1523). Einer strengern und elegantern Richtung huldigen die Schlösser von Blois und Fontainebleau. Ihren Gipfelpunkt erreichte die französische Renaissance im Louvre (1547) und im Hôtel de Ville (1549) zu Paris. Barocker erscheint der ältere Theil der Tuilerien (1564).

Ebenso entstand die neuere französische Bildhauerkunst durch Vermischung einer einheimischen, realistischen Auffassung, die seit Ende des vierzehnten Jahrhunderts besonders an Grabmälern (z. B. in Dijon) vorherrschte, mit eindringendem italienischem Geschmacke. Die ersten Schnitzarbeiten, welche davon Zeugniß ablegen, sind die Chorstühle der Kathedrale von Amiens (1508) und die ersten Steinreliefs die derselben Kathedrale und derjenigen von Chartres, die „eine unruhig überfüllte Anordnung verrathen." Dazu kommt unter andern das Grabmal Ludwigs XII. in Saint-Denis (1530), aus dessen Todtenfiguren „herber nordischer Realismus" spricht, und das an Pracht von demjenigen Franz I. (1552) von Pierre Bontemps überboten wird. Mehr zur mittelalterlichen Auffassung kehrt zurück die Gruppe der Grablegung in der Krypta des Domes zu Bourges (1545), während sich die Schule von Fontainebleau unter Jean Goujon (gest. 1572) mehr an die Renaissance hält. Germain Pilon schuf 1560 die drei „übergraziösen Grazien" (jetzt im Louvre) und das Monument Heinrichs II. in Saint-Denis (1564—1583).

Schon im fünfzehnten Jahrhundert zeigt Frankreich Spuren vom Erfassen der van Eyck'schen Malerschule, namentlich in der Miniaturmalerei, deren beste Jean Fouquet, Hofmaler Ludwigs XI. fertigte, — weniger in Tafelbildern. Im sechszehnten Jahrhundert zeichnete sich als Porträtmaler François Clouet (auch Janet genannt), um 1550, aus. Die spätere französische Malerei ergab sich ganz fremdem Einflusse, so dem Naturalismus der Venetianer und Caravaggio's, wie Simon Vouet (1582—1641), und der Klostermaler Eustache Lesueur (1617—1655), besonders dem pseudoklassischen Geschmacke, wie z. B. in den historischen Bildern von Nicolas Poussin (1594—1665), welche an die damalige barocke Poesie erinnern, während seine der italienischen Schule angehörenden Landschaften, mit ihrer aus heroischen Mythen entnommenen Staffage, einen erhabenen, aber trockenen und herben Charakter darbieten. Ergreifender wirken die Landschaften seines auch oft „Poussin" genannten Schwagers Kaspar Dughet (1613—1675). „Tiefer aber als diese und alle anderen Meister weiß der Lothringer Claude Gelée, genannt Claude Lorrain (1600—1682), in die Geheimnisse des Naturlebens zu dringen

und im bezaubernden Spiele des Sonnenlichts, im Schmelz thauiger Gründe, im Reiz duftig abgetönter Fernen eine Stimmung zu erreichen, die wie eine ewige Sabbathfeier in die Seele dringt." „Seine Laubmassen sind von herrlicher Fülle und Frische, und selbst im tiefsten Schatten durchwebt vom goldigen Schimmer des Lichtes." Origineller steht der Meister der französischen Genremalerei da: Jacques Callot (1594—1635), der, mehr in Kupferstichen, als in Gemälden, das wilde Kriegsleben der Zeit, phantastische Maskenscherze, festliche Aufzüge und Mummereien jeder Art voll übermütig sprudelnden Humors hinterließ.

Was endlich die Pflege der Kunst in England betrifft, so zeichnete sich schon damals, wie jetzt, die dortige Aristokratie durch ihre feine Bildung vor dem übrigen Volke aus. Ungleich dem festländischen räuberischen und trägen Adel sah sie es für eine Ehrensache an, Kunst und Wissenschaft zu pflegen, und sie allein war es, die in ihren eigenen Gebäuden, wie Kapellen, Kollegien, Burgen und Palästen, einen eigenthümlichen Stil der Architektur schuf, während sowol diese Kunst in öffentlichen Gebäuden, wie Kirchen und Rathhäusern, als die übrigen Künste auf den britischen Inseln von Nachahmung der festländischen Muster zehrten. Länger als sonst irgendwo erhielt sich in England die Gothik, und später als anderswo drang dort die Renaissance ein, besonders 1518 durch Pietro Torrigiano am Grabmale Heinrichs VII. in Westminster. Unter Elisabeth herrschte ein schwerfälliger und prunkreicher Baustil, den besonders John Thorpe pflegte. Unter Jakob I. aber brachte der italienisch gebildete Architekt Inigo Jones (gegen 1620) im Palaste von Whitehall und anderen Bauten die Grundsätze Palladio's zur Geltung.

Unter den Bildwerken, die als Rest des mittelalterlichen Geschmacks gelten können, ragt das Grab Richard Beauchamps in der Kirche von Warwick hervor, während die neuere italienische Kunstrichtung sich in den Reliefs am erwähnten Monumente Heinrichs VII. kundgab.

In der Malerei wurde von den Engländern unserer Periode fast nur das Porträt gepflegt, dies aber zur Zeit der Anwesenheit Holbeins in umfassender Weise. —

Neuntes Buch.

Geselliges Leben und Treiben.

So wäre das Bild der geistigen Thaten des Reformationszeitalters entrollt! Dasselbe zeigt uns einen durchgehenden, theils bewußten, theils unbewußten Kampf zwischen zwei Richtungen, wenn auch dieselben nicht immer scharf ausgeschieden sind, sich vielmehr zuweilen kreuzen und sogar vermengen. Die eine jener Richtungen ist diejenige, welche im Mittelalter widerspruchslos herrschte, gegen deren Bestand und Macht keine, und gegen deren Äußerungen nur wenig Opposition sich erhob, die auch bald zum Schweigen gebracht wurde, — es ist die Richtung der unbedingten Autorität nach und nach herrschend gewordener Ansichten, der feudalen und der hierarchischen. Selbst der größte und keckste Freigeist des Mittelalters, Kaiser Friedrich II., mußte Gesetze gegen die Ketzer erlassen! Arnold von Brescia aber und die Albigenser wurden gemordet, die Waldenser und Stedinger auch. Die andere Richtung, — wir nennen sie die der Kritik, weil sie auf selbständigem Denken beruht, begann in der Zeit, in welcher unsere Darstellung anhebt, nicht nur einzelne Äußerungen des Systems der Autorität, sondern dieses selbst mit seinen Konsequenzen anzugreifen und in Frage zu stellen. Sie trat unter verschiedenen Gestalten auf, — zuerst unter jener des Humanismus, welcher im Namen der reinen Menschlichkeit, wie sie die geistigen Werke des klassischen Alterthums athmeten, der düstern Autorität eines entarteten Christenthums ein Spiegelbild hellerer und fröhlicherer Zeiten und Zustände entgegenhielt, dem selbst die Träger des herrschenden Systems nicht widerstehen konnten, ja dem selbst dessen oberstes Haupt huldigte! Dem Humanismus fehlte es jedoch an der Kraft einer bestimmten innern Überzeugung; sein Wesen bestand in Neigungen, — nicht in Grundsätzen. Daher zerfiel er, und an seiner Stelle trat eine zweite Gestalt des Princips der Kritik auf, welche die ihm fehlende Überzeugung in hohem Maße besaß, aber dafür der ihn beseelenden heitern Lebenslust entbehrte, — die Reformation. Sie zerriß das herrschende System in unheilbarer Weise und proklamirte den

Grundsatz der freien Forschung; aber sie beging den Fehler, selbst Autoritäten, wenn auch nicht lebende, — doch papierene, — aufzustellen, welche jenen Grundsatz wieder mit Füßen traten. So gab es statt eines — zwei Systeme der Autorität, eines mit dem Sitze im Norden, das andere mit demjenigen im Süden Europa's, — zwischen welchen das Princip der freien Forschung, das sich trotzdem unter neuen Gestalten, — der Wissenschaft und der Kunst, wieder erhob, in eine bedenkliche Klemme gerieth. Während die beiden Autoritäten sich gegenseitig mit Feuer und Schwert bekriegten und auszurotten suchten, war die freie Forschung, welche keine Kanonen besaß, auf rein geistige Thaten beschränkt, die sich nur mühsam Bahn brechen konnten, da beide Autoritäten ihr die Flügel beschnitten, wo sie dieselben erhob, die nordisch-protestantische jedoch mit weniger Eifer und mehr Nachsicht, als die südlich-katholische, weil sie an der Kritik eine Bundesgenossin und, wie sie hoffte, ein Werkzeug gegen die Feindin gefunden zu haben glaubte. Die nordische Wissenschaft und Kunst bewegte sich daher mit mehr Freiheit, sie wurde das, was die einseitigen Richtungen des Humanismus und der Reformation hätten werden sollen, — ein Wirken für die höchsten Interessen der Menschheit. Die deutsche und niederländische Malerei und die englische Poesie im Zeitalter Shakespeare's wurden Zeugnisse für die Möglichkeit eines hohen Kultus des Schönen auch außerhalb der römischen Kirche, die denselben gepachtet zu haben glaubte. Und selbst das Schöne, das im Gebiete, wo letztere herrschte, gepflegt wurde, war nicht ihr Werk, sondern ein Epigonenthum der alten Hellenen, obschon es seine Existenz, wie die italischen und spanischen Maler, mit der Verherrlichung der Madonnen und Heiligen, oder, wie die spanischen Dramatiker, mit der Bewunderung der Inquisition erkaufen mußte, während die südliche Wissenschaft in Colombo mit Ketten belastet, in Giordano Bruno zu Asche verbrannt, in Galilei zum Widerrufe vor der päpstlichen Unfehlbarkeit (!) gezwungen wurde. Der einzige unabhängige Dichter des Südens, Cervantes, mußte seine Opposition auf die Ritterromane beschränken, der einzige unabhängige Gelehrte desselben, Fra Paolo Sarpi, verdankte seine Existenz politischen Händeln seines Vaterlandes mit dem Papste. Und jener scheußliche Eroberungs- und Vernichtungszug der südlichen Autorität gegen die nördliche und gegen die Kritik zugleich, die schwarze Bande Loyola's mit wehendem Todesbanner voran, jene aggressive Glaubenswut, der ein Kepler darbend zum Opfer fiel, — was richteten sie am Ende aus? Einige tausend katholische Seelen errackerte Rom mühsam aus rauchenden Trümmern und zwischen blutigen Leichen. Sein altes Reich konnte es nimmer wieder aufrichten!

Noch fehlen aber unserm Bilde dieses großen Kampfes zwischen Autorität und Kritik einige Pinselstriche, welche zwar nicht zur dargestellten Hauptsache selbst nothwendig gehören, aber doch derselben mehr Relief geben und Schatten und Licht besser zu vertheilen beitragen dürften.

Sie betreffen das mehr im Stillen, abseits vom Geräusche der Welthändel, unter den Menschen Gethane und Getriebene, und zeigen neben dem Großen auch die Berechtigung des Kleinen zur Aufzeichnung im Buche des auf dem Gebiete der Kultur Geschehenen, wobei wir jedoch allzuspecielle, die höheren und weiteren Interessen der Menschheit nicht berührende Angaben der mono-, topo- und biographischen Literatur überlassen.

Erster Abschnitt.

Hoch und niedrig.

Das Ende des fünfzehnten Jahrhunderts charakterisirte sich unter Anderm durch die Abnahme der im Mittelalter herrschenden schroffen Standesunterschiede. Auch dies trat zuerst in Italien an den Tag. Dort bestand die Leibeigenschaft nie in der drückenden Weise, wie im Norden. Wenn auch oft gezwungen, furchtbar mit dem Leben zu kämpfen, besaßen doch die italienischen Bauern die Freiheit, ihren Aufenthalt zu verändern, im Auslande Verdienst zu suchen (wie schon frühe die Maurer aus der Gegend von Como), ja selbst in die Zünfte der Städte aufgenommen zu werden. Ein Italiener (Th. Garzono, 1549—1589 lebend) erzählt zwar von den Bauern seines Landes und seiner Zeit, daß sie durch strenge und undankbare Arbeit in hohem Grade aufgerieben würden; dabei seien sie aber höchst unreinlich, und waschen sich so selten als möglich, so daß man sie von weitem rieche, ferner unhöflich, so daß sie den Hut nicht einmal vor ihrem Herrn ziehen, gewissenlos, boshaft und diebisch, stets darauf bedacht, ihren Nachbarn Schaden zuzufügen, betrügerisch in Handel und Wandel, unfleißige Besucher der Kirche, aber arge Anhänger der Zauberei und des Aberglaubens. Wer war wol hiefür verantwortlich, als ihre Unterdrücker?

Die geistlichen Stellen waren nicht ein Vorrecht jüngerer Adelssöhne, sondern standen Jedem ohne Rücksicht auf seine Herkunft, freilich auch ohne solche auf seinen moralischen Werth, — offen. Schon Dante, welcher noch den Adel als einen Vorzug, ja als Beweis für die Trefflichkeit der Angehörigen desselben betrachtete, fand doch auch wieder, daß es einen Adel (nobiltà) gebe, welcher nicht von der Geburt abhänge, und daß der bestehende Adel an seiner Vervollkommnung arbeiten müsse, wenn die Zeit ihn nicht gänzlich abnützen solle. Im fünfzehnten Jahrhundert aber war

man, und zwar selbst auf adeliger Seite, so weit, anzuerkennen, daß es keinen andern Adel gebe, als den des persönlichen Verdienstes, und daß die Jagd eine weniger würdige Beschäftigung sei, als der Ackerbau. In den Schriften des Niccolo Niccoli wird der Müßiggang der Mehrheit des italienischen Adels beißend persifflirt. Eine Ausnahme hievon machte ein Theil der Adeligen zu Florenz und Genua, die sich nicht schämten, dem Handel zu leben, und die Nobili Venedigs unterschieden sich in ihrem Leben, abgesehen von ihren politischen Vorrechten, nicht wesentlich vom Bürgerstande. Eine Verschlimmerung trat hier im sechszehnten Jahrhundert durch den spanischen Einfluß ein, welcher eine zunehmende Verachtung bürgerlicher und bäuerlicher Gewerbethätigkeit im Gefolge hatte. Es wirkte hiezu die in Italien von jeher grassirende Rang- und Titelsucht mit, welche schon im vierzehnten Jahrhundert ein ziemlich weit verbreitetes Streben nach der Ritterwürde hervorgerufen hatte, an dem sich selbst Handwerker und sogar Leute von zweideutigem Lebenswandel betheiligten. Eine Folge davon waren die Turniere, welche nirgends so häufig vorkamen, wie in Italien, und gegen welche feinsinnige Männer, wie Petrarca, umsonst ihre Stimmen erhoben. In Deutschland wurden noch Ende des fünfzehnten Jahrhunderts (1483 zu Ingolstadt) feierliche Turniere ausgeschrieben, um die adeligen Übungen nicht außer Gebrauch kommen zu lassen. Die Frauen und Töchter wurden ausdrücklich dazu eingeladen. Ja es fanden bei Anlaß der Einweihung der Universität Jena, 1558, „verschiedene Ritterspiele und Turniere“ statt, an denen sich Herzog Johann Wilhelm von Sachsen und dessen Bruder betheiligten. Auch ein noch roheres Schauvergnügen, das der Stiergefechte, war in Mittelitalien sehr häufig. Selbst die strengen Gesetze Ferrara's, welche die Duellanten mit der Strafe der Körperverletzung oder des Mordes bedrohten, richteten gegen das grassirende Duell so wenig aus, daß 1489 an hellem Tage auf öffentlichem Platze ein solches stattfand und mit einer Tödtung endete, bei dem die Söhne des Herzogs als Schiedsrichter fungirten, und so in der Folge noch mehrere, deren Theilnehmer der Herzog Alfons sogar für ihre Tapferkeit belohnte. Die Duelle traten überhaupt nach und nach an die Stelle der Turniere, und im sechszehnten Jahrhundert entstanden auch in Deutschland in allen größeren Städten Fechtschulen, für welche der Kaiser bereits 1487 zu Nürnberg ein Privilegium erlassen hatte. Die Fechter oder Fechtmeister theilten sich in zwei Verbindungen, die „Marxbrüder“ und die „Federfechter“, die sich oft bis auf's Blut bekämpften; die Letzteren erhielten 1608 vom Kaiser ein Wappen. Sie rekrutirten sich aus Studenten und Handwerksburschen und hielten öffentliche Produktionen in ihrer Kunst ab, wobei nach der Meinung der adeligen Protektoren derselben, Blut fließen mußte, auch oft Fechter auf dem Platze blieben. Die Waffen, deren man sich bediente, waren lange Schwerter, Spieße, Halbarten und Dolche. Die Kunstausdrücke für die Hiebe waren: Krummhau,

Zwerghau, Scheitlerhau u. s. w.; es erschienen auch „Fechtbücher“ mit guten Holzschnitten.

In Deutschland waren im sechszehnten Jahrhundert noch keine derartige Wandelungen in der Eintheilung der Stände vor sich gegangen, wie in Italien. Noch bestand dort in vollem Glanze, was nicht einmal mehr in dem damals weniger civilisirten Dänemark und England der Fall war, die mittelalterliche Gliederung in vier schroff geschiedene Stände, deren ersten die Geistlichen, den zweiten der Adel, den dritten die Bürger und den vierten die Bauern bildeten (Lehr-, Wehr-, Nähr- und Hörstand), — wie die Zeitgenossen Sebastian Frank (Weltbuch) und Sebastian Münster (Kosmographie) bezeugen. Nach der Aussage Frank's (1534) trugen die „Pfaffen“ „lange weite Röcke, runde Cirkelpareth, Kappen-Zipfel (Kaputzen) von Seyden und wullinen Tuch, geen gemeiniglich auff Pantoffel, müßig, erloß, niemand nutze leut, die wenig studieren, die yr Zeit fast mit spielen, essen, trinken und schönen Frawen hinbringen. Diese haben große Freyheit von Babsten in geystlichen Rechten eingeleibt, also daß sy nymand von eynicher Sachen wegen weder straffen noch für recht ziehen oder antasten darff, dann ir Oberkeit der Bischoff, und der Bischöff der Bapst. Nun aber der gemeyn Man in Germania ist fast allen rechten und falschen Geystlichen feind, den rechten, das sy ein Salz und Nut seind des Volks... den vermeinten Geistlichen, ... das sy teglich durchtrieben böse Schalkheit, Geitz, Bosheit, und allerley verwegen böse Finanz, Laster, Untrew, Betrug und Bubenstück bey den treuwlosen mit yhrem Schaden erfarn,“ u. s. w. Damals waren Sprichwörter allgemein, wie: „Pfaffen machen Affen, — es ist kein Pfaff frum, er hab dann Har auf der Zungen, — wer sein Haus wil haben sauber, der hüt sich für Pfaffen und Tauben.“ Ja man haßte damals die Pfaffen mehr als die Juden.

Vom Adel wurde gesagt, daß er jage, müßig gehe und Reiterei oder Federspiel treibe, sich ehrlicher Gewerbe schäme, bürgerliche Gesellschaft fliehe, nur unter sich heirate, in seinen festen Schlössern verschwenderisch lebe und sich kleide, selten zu Fuß gehe, seine Wappen an Kirchen und Wirthshäuser (!) hänge, Fehden vom Zaune breche und mit Schwert, Feuer und Raub führe. Selbst der Jagd leidenschaftlich ergeben, verboten die Adeligen Anderen dasselbe Vergnügen bei Verlust der Augen oder gar des Kopfes.

Die Bürger galten als gewerbfleißig, kunstreich, weise, zu allen Händeln „kühn, freudig und geschickt“. Sie theilten sich in „gemeine Bürger“ und „Junker“ oder „Geschlechter“, welche letzteren sich von den ersteren eben so ferne hielten, wie der Adel von ihnen. Sie lebten üppig, besonders was die Kleidung betraf, übten fleißig Werke der Frömmigkeit, rechneten es sich, so sehr sie der Geistlichkeit abgeneigt waren, dennoch zur Ehre, ein Glied derselben in ihrer Familie zu haben, gaben viel Almosen. Die Städte, in welchen die Bürger wohnten, waren theils reichsfrei (blos

dem Kaiser untergeben) oder Fürsten, geistlichen oder weltlichen, unterworfen. Die reichsfreien wählten alle Jahre den Stadt- oder Bürgermeister, den Inhaber der höchsten Gewalt. Alle Städte waren befestigt, mit Mauern und Gräben umgeben.

Aus dem deutschen Bürgerstande ging indessen Alles hervor, was damals sich in Werken des Geistes auszeichnete, die großen Denker, Dichter, Künstler der Nation. Es ist erfreulich, zu hören, wie ein gelehrter Italiener, Paolo Giovio, von den Deutschen der Reformationszeit urtheilt. Es genügt, sagt derselbe, den Deutschen nicht, daß sie den alten Römern den Kriegsruhm entrissen und noch bis auf den (damaligen) heutigen Tag bewahrt haben; auch des Friedens Zierden und die guten Künste nahmen sie dem „verderbenden Griechenland" und dem „schlafenden Italien" weg (allzubescheiden vom Zeitgenossen und Landsmann eines Ariosto und Michel Agnolo, Rafael und Tizian!); zu der „Väter" Zeiten habe man die besten Bauleute, die Maler (?), Bildschnitzer (?), Steinmetzen, Mathematiker, „wunderbaren" Künstler und Handwerksleute, die Wasserleiter und Feldmesser aus Deutschland nach Italien berufen. Es sei dies auch nicht zu verwundern, da die Deutschen die unerhörte wunderbare Kunst der Buchdruckerei, das „erschreckliche" Kriegsgeschütz und allerlei Büchsen erfunden und nach Italien gebracht haben!

Die Bauern, zu denen auch die Hirten und Köhler gerechnet wurden, waren ein „mühselig Volk", wohnten in Dörfern, Höfen und Weilern, oder auf dem Felde, lebten in Häusern von Erde (Koth) und Holz, für sich allein, mit ihrem Gesinde und Vieh. Ihre Nahrung war schwarzes Brot, Haferbrei und gekochte Erbsen oder Linsen, ihr Trank Wasser und Molken, ihre Kleidung ein Filzhut, eine „Zwilchgippe" und zwei „Buntschuh". Den ganzen Tag arbeiteten sie, um die schweren Zinsen zu erschwingen, die sie ihren Herren entrichten mußten. Sie galten zu der Zeit nach dem deutschen Bauernkriege weder für fromm, noch einfältig mehr, sondern für wild, hinterlistig, ungezähmt. Viele Glieder dieses Standes zogen übrigens als Krieger in's Feld und brachten es oft bis zu Hauptleuten. Weniger als im monarchischen Deutschland wurden in der republikanisch organisirten Schweiz die Standesunterschiede beachtet. Es gab dort wol politische Vorrechte und rechtlose Klassen, die sich aber nicht geradezu nach den Ständen, sondern blos nach dem Prinzipe der Eroberung richteten, indem der Sieger nicht daran dachte, seine politischen Rechte mit dem Besiegten zu theilen und daher Diesen als politisch rechtlos behandelte. Dagegen wurde im Kanton Zürich die Leibeigenschaft schon zur Zeit Zwingli's und in anderen später aufgehoben, während sie in Deutschland noch stets fortdauerte. Mit Fürsten waren die Schweizer gewohnt, wie mit Ihresgleichen umzugehen, besonders wenn Solche als Flüchtlinge in ihr Land kamen. Bekanntlich lebte der vertriebene Herzog Ulrich von Württemberg lange Zeit anspruchlos in der Schweiz, und nach dem schmalkaldischen

Kriege sein Neffe Herzog Christoph von Württemberg gleich einem Bürger in Basel, und dessen anderer Oheim Georg, der sich eines Vergehens mit einer Bürgersfrau schuldig gemacht, wurde ohne Umstände von der Scharwache aufgegriffen, während mit Markgraf Bernhard von Baden sich Bürger herumbalgten, ohne daß er, außer leichter Strafe durch den Rath, Rache dafür in Anspruch nahm. Dagegen wurde der liederliche Herzog Heinrich III. von Liegnitz, welcher sich 1551 und 1552 in Bern und Basel auf skandalöse Weise betrank und die Schweizer beschimpfte, nicht angetastet, da man ihn verachtete, sondern erst zu Hause eingesperrt, wo er 1570 im Schloßkerker starb.

Außerhalb aller ständischen Gliederung befanden sich, als deutsche Parias, die „Narren", die Juden, die Bettler, die Gauner, die Vagabunden aller Art, wie Schauspieler, Gaukler, Musikanten, Raritätenbesitzer u. s. w.

Das mittelalterliche Institut der Hofnarren dauerte im Reformationszeitalter nicht nur fort, sondern diese letztere Periode zeichnet sich sogar dadurch aus, daß wir in ihr die ersten mit Namen genannten, ja sogar berühmten Hofnarren erscheinen sehen. Einer der bekanntesten unter ihnen ist Kunz von der Rosen, lustiger Rath und Vertrauter Kaiser Maximilians I. Er sah seines Herrn Gefangennahme durch die Bürger von Brügge im Jahre 1488 voraus, warnte ihn umsonst davor und suchte ihn ebenso umsonst zu befreien, indem er an der festen Weigerung Maximilians scheiterte; er setzte seine originellen Schalksspäße während der ganzen Regierungszeit des „letzten Ritters" fort und überlebte ihn zu seinem Leidwesen. Kaiser Karl V. hatte mehrere bekannte spanische und niederländische Hofnarren, unter welchen Pape Thaun, ehemals Küster zu Löwen, durch seine Ausschweifungen und Bosheiten von dem Narren seines Großvaters ungünstig abstach. Ein Narr des Herzogs von Baiern, Löffler (oder latinisirt Cochläus), traf am Reichstage zu Worms 1521 mit Luther zusammen und machte ihm, in der Melodie eines Kirchenliedes, fanatisch-katholische Grobheiten. Georg Podiebrad, der hussitische König von Böhmen, und sein Schwiegersohn, der katholische Matthias Corvinus von Ungarn, ließen 1461 durch ihre beiden Hofnarren für die Vorzüglichkeit ihrer Konfessionen einen Faustkampf aufführen. Gürge oder Klaus Hinge, Hofnarr des Herzogs Johann Friedrich von Pommern-Stettin, erhielt von seinem Herrn ein ganzes Dorf zum Geschenke, welchem er dann in einer versificirten Bittschrift die Befreiung von der Wolfsjagd auswirkte; er starb 1599 vor Schrecken, indem sein Herr, den er in's Wasser gestoßen und dadurch vom Fieber geheilt hatte, ihn scheinbar zum Tode verurtheilen, dann aber statt des Schwertes eine Wurst anwenden ließ, und erhielt als Grabschmuck eine ausgehauene Bierkanne. Hans Miesko, Hofnarr Herzog Philipps von der nämlichen Linie, starb 1619 im achtzigsten Jahre an vielem Essen und Trinken, und auf

ihn wurde eine Leichenrede in komisch-gelehrtem Stile gehalten und noch sechszig Jahre später in zweiter Auflage gedruckt. Klaus Narr war Hofnarr Kurfürst Friedrichs des Weisen von Sachsen und seiner nächsten Vorgänger und Nachfolger und erhielt diese Würde als Gänsehirte, indem er bei der Ankunft des Kurfürsten Ernst in seinem Dorfe seine Gänse in komischer Hast ergriff, um den Einzug zu sehen, und sie dabei erwürgte; seine Witze füllten ein in mehreren Ausgaben und Auflagen erschienenes Buch. Herzog Georgs von Sachsen, des Feindes Luthers, einäugiger Hofnarr schalt bei der Disputation zu Leipzig den Dr. Eck einen „verlogenen Pfaffen", weil sich derselbe über seine Einäugigkeit lustig gemacht hatte, und traf so seines Herrn eigene Partei. Ein gelehrter Lustigmacher am Hofe der sächsischen Kurfürsten war der frühere Schneider, dann gekrönte Dichter Friedrich Taubmann, Professor der Poesie zu Wittenberg (geb. 1565, gest. 1613); er ließ sich zu jener Rolle aus Armut und Genußsucht mißbrauchen. Seine Witze wurden besonders gedruckt. König Martin von Aragon (in der ersten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts) starb vor Lachen über einen Witz seines Hofnarren Borro. Als spitzbübischer Hofnarr war Gonella am Hofe der Markgrafen von Este in Ferrara bekannt. Auch er starb vor Schrecken, als man ihn wegen eines schlechten Streiches zum Tode verurtheilte, auf dem Schaffot aber blos Wasser über ihn ausgoß. Selbst Andreas Doria, Doge von Genua, hatte seinen Hofnarren Feo. Bereits erwähnt wurden (oben S. 28) Papst Leo X. Narren Querno und Baraballo, von denen sich der erste im Spital zu Neapel durch Selbstmord vom Podagra befreite; er war übrigens gewandt im Schmieden lateinischer Verse. Der Hofnarr Ludwigs XI. von Frankreich warf Diesem, nachdem er ihn beim Gebete belauscht hatte, öffentlich den Mord an seinem Bruder, Karl von Guienne, vor und mußte dafür im Gefängnisse sterben. Berühmt wie die Witze des Kunz von der Rosen wurden jene des französischen Hofnarren Triboulet unter Ludwig XII. und Franz I.; bei letzterm König bekleidete auch der Dichter Clement Marot die Stelle eines Lustigmachers. Brusquet, französischer Hofnarr unter Heinrich II. und dessen Söhnen, war zugleich Quacksalber, wurde Postmeister und führte mit dem Marschall Strozzi einen eigentlichen Krieg boshafter Streiche. Unter den zahlreichen übrigen französischen Hofnarren war Maitre Guillaume unter Heinrich IV. der berühmteste und seine Scherze wurden durch eine zahlreiche Literatur verewigt. Die englischen Hofnarren Scoggan und Pace sagten unter Heinrich VIII. und Elisabeth den höchsten Personen derbe Wahrheiten.

Auch Herren niedern Ranges, ja sogar bloße Beamte und Gelehrte, wie z. B. Thomas Morus, hielten Hofnarren. Besonders Kardinäle, römische, wie andere, z. B. Wolsey in England, waren Liebhaber des Amtes der lustigen Räthe. Ein Bischof von Bamberg im sechszehnten Jahrhundert hielt einen vierschrötigen Bauer als Hofnarren, welcher seine

Späße nie anders vollführte, als auf allen Vieren am Boden, und zugleich für einen Zauberer galt. Am französischen Hofe und in Italien waren im 16. Jahrhundert auch die Zwerge Mode; in anderen Ländern war dies erst später der Fall. Wettläufe von Zwergen zur öffentlichen Belustigung finden wir schon damals in deutschen Landen.

Außerhalb der Höfe waren Narren an den Schützenfesten (in der Schweiz bei jeder Schützengesellschaft) und auch bei andern Festen, wie Kirchweihen u. s. w. angestellt. Die schweizerischen Narren erhielten immer von der festgebenden Gesellschaft, welche von der ihrigen besucht wurde, ein Ehrenkleid und einen Zehrpfennig. Als die naive Freude an der Narrheit abnahm, wurden die Lustigmacher der Schützen „Pritschenmeister“ genannt.

In der von uns geschilderten Zeit war die Blütezeit der Judenverfolgungen, die in das vierzehnte und fünfzehnte Jahrhundert fällt, im Abnehmen. Aber noch fortwährend hielt man den verfemten Stamm in der entwürdigendsten Stellung darnieder. In Rom zwängte man sie in das bekannte Ghetto ein und selbst in Ferrara, wo sie sonst, besonders unter Herkules I. und Alfons I., am menschlichsten behandelt wurden, gebot man ihnen 1496 auf's Neue, zur Auszeichnung einen gelben Ring von mindestens vier Zoll Breite an der linken Schulter eingestickt zu tragen, wovon jedoch Herkules zu Gunsten der Geltwechsler und Ärzte eine Ausnahme machte.

In Deutschland wurden Juden, zur Zeit ihrer Verfolgung, wenn sie den Galgen verdient und sich nicht bekehrt hatten (so z. B. 1505 in Breslau), mit den Füßen und gebundenen Händen zwischen zwei wütenden oder bissigen Hunden aufgehängt und diesen und den Vögeln preisgegeben. Auch blieb im Urtheile der sonst stereotype Schluß „Gott gnad der Selen“ weg. Besser wurde die Stellung der Juden in Deutschland um die Zeit der Reformation, ohne daß jedoch die letztere hierauf direkten Einfluß geübt hätte, indem vielmehr Luther selbst und lutherische Geistliche, wie Wagenseil, Eisenmenger und Müller, die Juden auf die gehässigste und gemeinste Weise schmähten. Es geschah vielmehr einerseits durch fortschreitende Emancipation der einzelnen deutschen Landeshoheiten gegenüber dem Reiche, in welchem sie als „Kammerknechte“ des Kaisers der ärgsten Willkür ausgesetzt gewesen waren, indem sich einzelne Kaiser sogar erlaubten, ihre Unterthanen und Vasallen von den Schulden an die Juden zu befreien! Die Landesfürsten dagegen erließen nach und nach Gesetze, welche, so wenig Rechte sie auch den Juden darboten, sie doch gegen grausame Verfolgungen schützten, was die Söhne Israels freilich mit schwerem Gelde bezahlen mußten. Anderseits brachte die scheußliche Vertreibung der Juden aus Spanien (s. S. 261) eine Menge Angehörige dieses Volkes nach Italien, Deutschland, den Niederlanden u. s. w., — Enkel jener Juden, welche unter den Chalifen von Cordova sich in den Wissenschaften ausgezeichnet

hatten. Diese, von edlerm, weil ungebeugtem Charakter, als ihre bisher stets verfolgten Glaubensgenossen des Nordens, wirkten so günstig auf die Letzteren, daß sich die Judenschaft nach und nach mehr Achtung unter den Christen erwarb, als zu der Zeit, da sie nothgedrungen blos dem Wucher und Schacher gelebt hatte. Selbst Karl V. der in seinen spanischen und italienischen Erblanden die Juden unterdrückte, verlieh ihnen 1530 einen Schutzbrief, durch welchen er sie zu allen geschäftlichen Verrichtungen zuließ und das ihnen bisher zustehende Vorrecht des Wuchers aufhob. Welchen Kampf und Widerstand indessen die Erhebung der Juden aus ihrem alten orthodoxen Schlendrian zu freieren und menschenwürdigeren Anschauungen durch ihre spanischen Stammesgenossen in Anspruch nahm, zeigt u. A. das traurige Schicksal des Uriel Acosta (geb. 1594 zu Oporto und dort durch Zwang als Katholik erzogen, dann nach Amsterdam geflohen und wieder Jude geworden), der wegen freisinniger Ansichten zu entehrendem Widerruf und schmählicher Buße gezwungen, sich 1647 aus Verzweiflung erschoß. Wir werden die würdigere Fortsetzung seiner Bestrebungen in denjenigen Baruch Spinoza's kennen lernen.

Die von jeher den Deutschen innewohnende Wanderlust brachte in diesem Lande die Erscheinung mehrerer Arten „fahrender Leute" hervor. Es gab fahrende Ritter, Geistliche, Sänger, Studenten u. s. w. Von den letzteren, den „fahrenden Schülern", haben wir bereits oben (Seite 99) ein Bild gegeben. Außer dem dort geschilderten Treiben befaßten sie sich auch mit allen möglichen Arten betrügerischer Manipulationen, die theilweise auf den Aberglauben des Volkes spekulirten, wie: Stern- und Traumdeutung, Schatzgräberei, Magie, wunderbarer Heilkunst u. s. w., konkurrirten sogar mit Gauklern, Taschenspielern, Musikanten, Komödianten, spielten je nach Umständen die Mönche oder — die Narren und gaben bisweilen vor, sie kämen, gleich Tanhäuser, aus dem Venusberg, sie wüßten das Vergangene, Gegenwärtige und Zukünftige, könnten verlorene Dinge herbeischaffen und gegen Hexen und Zauberer schützen. Die Zauberei wollten sie meist zu Salamanca vom Teufel (s. oben S. 363) erlernt haben. Ihr Typus ist Doktor Faust geworden.

Je mehr indessen die wissenschaftliche Thätigkeit zunahm und die akademischen Gesetze die Studirenden besser und strenger beisammenhielten, um so mehr nahm die Erscheinung der „fahrenden Schüler" ab, und das unehrenhafte Wandern und Vagiren ging theils auf verdorbene Menschenklassen überhaupt, theils auf besondere Stämme über, und zwar vorzugsweise auf die beiden verachteten und verfolgten der Zigeuner und der Juden. Das erste dieser beiden zerstreuten Völker erschien im Jahre 1417, wahrscheinlich aus Indien kommend, zum ersten Male in Europa. Ihre diebischen Neigungen gaben sie bald dem allgemeinen Hasse preis. Karl V. verbannte sie 1548 aus dem Reiche; 1561 widerfuhr ihnen dies in Frankreich, sie waren aber dessenungeachtet nicht zu vertreiben. Obschon

sie, unter den Christen lebend, ihre Kinder taufen ließen und christliche Gebräuche beobachteten, huldigten sie unter sich fortwährend einer Art von Heidenthum und gaben sich vorzugsweise gern mit Wahrsagen und anderen abergläubischen Künsten ab. Der Name der Zigeuner soll eine Korruption von „Ägyptianer" sein, weil man sie früher allgemein aus Ägypten ableitete. Eine Abkürzung davon ist das Wort „Gauner", welches in Folge seiner Verwandtschaft mit „Jauner oder Joner", (Korruption aus „Jedionen", Inhaber der jüdischen kabbalistischen und mystischen Kenntnisse, abgeleitet vom hebräischen ידע, joda, wissen, erkennen) nach und nach zum Inbegriffe der vagirenden Diebe und Betrüger wurde, obschon diese selten Zigeuner, aber zahlreiche Juden und noch zahlreichere Christen unter sich zählten. Schon in der ersten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts erscheinen die Gauner als gefährliche Korporation unter dem Namen der „Landfahrer, Gardebrüder, Schnalzer, Dobisser, Grantener, Schlepper, Burkartbettler u. s. w. Sich selbst nannten sie „Kochemer" (vom hebr. חכם, chochom, kundig), ihre Sprache „Jenisch" (von Jedionen), ihre Kameraden „Chawer" (von חבר), die Nichtgauner „Wittscher" (von ויִשׁבר, der Beschränkte).

Die christlichen Gauner entstanden aus dem Bettlerthum, welches die christliche Kirche in den ersten Zeiten ihrer Herrschaft durch übelangewandte und demzufolge mißbrauchte Mildthätigkeit, wie auch durch das Klosterwesen, nährte. Schon früh nahmen diese arbeitscheuen Menschen die verfolgten Juden unter sich auf, und bildeten im vierzehnten Jahrhundert bereits gefürchtete Räuberbanden in Deutschland, Frankreich und England, mit denen Fürsten und Städte Verträge schließen mußten, wenn sie ungeschoren bleiben wollten. Man bezeichnete sie damals als „Rote" (davon „Rotwälsch") und „Schwartze", und ihr Treiben nahm im fünfzehnten Jahrhundert noch zu und erlitt erst 1495 durch den Landfrieden Kaiser Maximilians einen empfindlichen Stoß, von dem sie sich jedoch bald wieder so sehr erholten, daß ihnen die Carolina keinen Einhalt mehr thun, und daß es jene furchtbare Gestalt in Krieg und Frieden annehmen konnte, deren Greueln wir später begegnen werden.

Das Gaunerthum spielte denn auch bereits in der Literatur des Reformationszeitalters eine nicht geringe Rolle, zuerst in einem zu Basel im ersten Viertel des fünfzehnten Jahrhunderts erlassenen Rathsmandate, das bereits ein kleines Wörterbuch der „rottwelschen" (aus deutsch und hebräisch gemischten) Sprache enthält und 23 Klassen von Gaunern verschiedener Verrichtung kennt. Später spukt das Gaunerthum in Geilers von Kaisersberg Predigten, wie in Sebastian Brant's Narrenschiff, besonders aber in einem Buche, dessen Gegenstand es ausschließlich bildet, in dem zwischen 1494 und 1499 erschienenen, später zu Wittenberg (1523 und öfter) gedruckten und mit Bildern gezierten Liber Vagatorum, „der Betler Orden", das auf der Grundlage des erwähnten Baseler Mandats auf alle Spezia-

litäten der Sitten und Sprache damaliger Gauner aufmerksam macht. Plagiate desselben erschienen zuerst 1583 zu Frankfurt als „rotwelsche Grammatiken". Es hat drei Theile, deren erster Theil 28 Klassen der Gauner aufzählt und charakterisirt, der zweite verschiedene allgemeine und besondere Kennzeichen derselben angibt und der dritte einen „Vocabularius" der rotwälschen Sprache in alphabetischer Ordnung enthält. Eine Bearbeitung des Liber Vagatorum in Versen nach Sebastian Brant's Manier lieferte Pamphilus Gengenbach. Mit den Gaunern hingen wahrscheinlich die wandernden Kesselflicker zusammen, welche in der Schweiz „Tage" hielten und einen „König" hatten; diese Stelle bekleidete einst der berühmte Bürgermeister Hans Waldmann von Zürich, nach dessen Enthauptung 1495 (s. Schweiz. Gesch. des Verf. I. 513 ff.) die Tagsatzung ernstlich berieth, wie in dem erledigten Königreiche der Keßler wieder Ordnung zu schaffen sei.

Die öffentliche Sicherheit befand sich bei solcher Ausbildung verbrecherischer Menschenklassen im fünfzehnten und sechszehnten Jahrhundert natürlich in traurigen Verhältnissen. In Italien gehörte die allgemeine Sympathie den Mördern und Alles wünschte ihrer Flucht vor der Strafe Gelingen. Um das Jahr 1480 gab es durchaus keine Sicherheit vor Mordanfällen, Einbrüchen und Kirchenraub. In Ferrara wurde 1495 der Priester Nicolo de Pelegati eingesperrt, welcher Morde (den ersten am Tage seiner ersten Messe!), Nothzucht und Raub in Menge verübt hatte. Allgemein verwildert war die Bevölkerung im Königreiche Neapel. Namentlich dort, aber auch anderswo, grassirte der Meuchelmord um Lohn, den selbst Fürsten häufig anordneten, und wurde abwechselnd durch Dolch und Gift bewerkstelligt. Einzelne Machthaber, wie z. B. Sigismund Malatesta, Herr von Rimini (Cäsar Borgia's und seines Vaters nicht zu gedenken!), begingen ohne Scheu sämmtliche Verbrechen, die sich die menschliche Phantasie ausdenken kann.

Auch in Deutschland walteten in dieser Beziehung die kläglichsten Verhältnisse. Das Land (außerhalb der Städte) wimmelte von Soldaten, Bettlern, Zigeunern, Spielleuten, Schalksnarren, welche, wenn sie ihr eigentliches Gewerbe nicht gerade ausübten, Verbrechen aller Art begingen. Wer Gelt hatte, konnte sich von aller Strafe loskaufen, während an den Galgen die Unzahl von Gebeinen der Nicht-Zahlungsfähigen lustig im Winde klapperte (so in Nürnberg nach Celtes' Zeugniß)!

Ebenso befanden sich auch die Wege und Straßen während jener Zeit noch in sehr schlechtem Zustande und waren stets von Räubern und Wegelagerern adeliger und geringer Herkunft beunruhigt und mit Zöllen beschwert; dennoch wurde bedeutend viel gereist. Es fuhren wallende Pilger, bettelnde Mönche, fahrende Schüler, brotsuchende Künstler und Handwerker, ehr- und bücherbegierige Gelehrte, briefbefördernde Boten, abenteuernde Ritter, thaten- und solddurstige Landsknechte und liederliche

Dirnen in Menge von Ort zu Ort. Wohlhabendere Reisende bewegten sich zu Pferde weiter, bedürftigere zu Fuß. Die erste Post, welche der Fürst Franz von Taxis damals in Deutschland einrichtete, beförderte die Passagiere auf Pferden.

Den meisten Antrieb zu dem zunehmenden Reisen gab wol der Handel. Im Norden befand sich derselbe größtentheils in den Händen der Hansa, welche seit 1260 ihre Niederlassung im Stahlhofe (Steel-yard) zu London besaß, in elf englischen und drei irischen Häfen Handelsfreiheit genoß und im Innern Englands auch Bergwerke betrieb. Viele Kaufleute und noch mehr Handwerker Londons, besonders Goldschmiede, waren Deutsche.

Auch die zahlreichen Kriege jener Zeit, in deren Gefolge das Beutemachen Luxus mit sich brachte, trugen zur Belebung des Verkehrs bei. Zu der Zeit, als die Schweizer (am Anfange des sechszehnten Jahrhunderts) die erste Kriegsmacht Mitteleuropa's waren, wimmelten alle Städte, Flecken, Straßen und Wirthshäuser ihres Landes, wie der Chronist Stumpf erzählt, von fremden Kaufleuten und waren überfüllt mit fremdem Wein, Konfekt, Gewürz und andern leckerhaften Eßwaaren, was in hohem Maße zur Verschlechterung der Sitten und zur Untergrabung der Gesundheit beitrug. Die Herbergen der Zeit waren, wol mit Ausnahme weniger in den Städten, jämmerlich beschaffen, ungastlich, die Wirthe grob und abstoßend, unbekümmert um das Wohl der Gäste, wovon in den Gesprächen des Erasmus von Rotterdam eine drastische Schilderung enthalten ist.

Die Wucherer des Mittelalters waren meist Juden, weil den Christen durch kirchliche Gesetze lange verboten war, Zinsen zu ziehen. Es ist daher nicht unwahrscheinlich, daß diese Beschäftigung zu den Judenverfolgungen ebensoviel, wenn nicht noch mehr Anlaß bot, als der Glaube der Verfolgten. Später, nachdem das Zinsverbot aufgehoben worden, konkurrirten besonders die Lombarden und andere Italiener mit den Juden. Es war nicht ungewöhnlich, daß die Wucherer sechszig Procent jährlich bis hundert Procent monatlich nahmen! Die Wuchergesetze bewiesen dabei ihre vollständige Nutzlosigkeit. Zum Schutze gegen diese Blutsauger begann man seit Ende des fünfzehnten Jahrhunderts, wol zuerst in Italien, Leihhäuser zu errichten, welche anfangs für die ersten sechs Monate keinen Zins annahmen. Ebenso bildeten sich auch damals unter verschiedenen Ständen Unterstützungsvereine für Fälle der Krankheit, des Alters, der Armut u. s. w. 1496 gründete die Herzogin Eleonore von Ferrara, Herkules I. Gattin, eine Prinzessin von Aragon, ein Asyl für verschämte Arme, in Verbindung mit einer Schule. In den besser organisirten Städten, zuerst in Ferrara, wurden gegen den Bettel energische Schritte gethan, das Almosengeben verboten, die Bettler eingekerkert und im Rückfalle ausgepeitscht, zugleich aber alle Staatseinwohner verpflichtet, Fälle

der Hülfsbedürftigkeit den Behörden anzuzeigen, welche dieselben dann untersuchten, den Armen Verdienst, den Kranken und Alten Unterstützung verabreichten und von den Reichen zu diesem Zwecke eine Steuer erhoben.

Nichtbezahlende Schuldner wurden gleich Verbrechern und mit solchen eingekerkert, vorher aber auf einem Karren unter Trompetenschall durch die Stadt geführt, was später durch Ausstellung in einer grünen Mütze ersetzt wurde. Man betrachtete es daher wie einen Fortschritt, als im Jahre 1478 auf Antrag eines menschenfreundlichen Mönches in Ferrara ein besonderer Schuldthurm errichtet wurde.

Die Krankenhäuser entstanden meist in Folge des Herrschens ansteckender Krankheiten, so im vierzehnten Jahrhundert die Pesthäuser, am Anfange des sechszehnten die „Franzosenhäuser". Bei Anlaß von Theuerung und Hungersnoth entstanden Armenhäuser und Kornmagazine. Hand in Hand mit diesen Anstalten ging das Aufkommen von Brüderschaften zur Verpflegung der Kranken und Bestattung der Todten, wie z. B. die Kalandsbrüderschaft, welche seit dem dreizehnten Jahrhundert über ganz Mitteleuropa verbreitet war, Wohlthätigkeit übte, unentgeltlich Seelenmessen besorgte, bei ihren Zusammenkünften aber sich den Freuden der Geselligkeit überließ. Den Namen hatte diese Brüderschaft davon, daß sie sich am ersten Tage jedes Monats (Calendae) versammelte: sie bestand aus Männern und Frauen, Geistlichen und Weltlichen; Mönche und Nonnen waren dagegen ausgeschlossen. Die geselligen Zusammenkünfte errangen indessen nach und nach das Übergewicht gegenüber den wohlthätigen Werken; man nannte in späterer Zeit die Kalandsbrüder nur noch „nasse Brüder", einen üppigen Schmaus einen „Kaland", und kalandern hieß soviel als „liederlich sein". Nach der Reformation verfiel die Brüderschaft und löste sich im sechszehnten und siebenzehnten Jahrhundert auf.

Die Unbefangenheit, Ungeziertheit und Derbheit, mit welcher man im Mittelalter und auch noch im Reformationszeitalter alle menschlichen Verhältnisse betrachtete, schloß folgerichtiger Weise auch die Duldung und selbst die Beschützung der öffentlichen Unzuchtshäuser, oder wie man sie naiv nannte, „Frauenhäuser", in sich. Während man dieselben heute kaum anders als flüsternd, und gewiß nie in Gegenwart von Damen nennen darf, waren sie damals ein Gegenstand der ungescheutesten Unterhaltung und ihr Besuch für Männer jedes Alters und Standes etwas sich ganz von selbst Verstehendes. Diese Auffassungsweise ging so weit, daß man ohne Scheu den Ertrag dieser Häuser vergab und verlieh, z. B. in Deutschland der Kaiser den Grafen von Henneberg und Denen von Pappenheim, während sie der Papst in Rom sich selbst vorbehielt. Der Lordmayor von London und der Senat in Venedig hielten es im fünfzehnten Jahrhundert nicht unter ihrer Würde, für die Bordelle ihrer Städte Mädchen aus der Fremde zu verschreiben und hiefür Aufkäufer zu bestellen, welche umher-

reisten und besonders Schwäbinnen auffingen. Überall befolgte man die Regel, Fremde zu dieser Berufsart herbeizuziehen, verlieh ihnen aber im Falle guter (!) Aufführung oft das Bürgerrecht, steuerte sie aus, wenn sie heirateten, und begünstigte sogar ihren Eintritt in Klöster, deren es eigene für „Büßerinnen" oder „Reuerinnen" gab, wie umgekehrt während der Reformation die Nonnen mancher Klöster, z. B. des Clara-Klosters zu Nürnberg, nichts Eiligeres zu thun hatten, als die Frauenhäuser zu bevölkern.

Frauenhäuser, Töchterhäuser oder Jungfrauhöfe gab es in allen bedeutenderen, ja sogar in vielen sehr kleinen Städten; sie waren Eigenthum der letzteren und wurden vom Magistrate gegen gewisse Summen und unter der Bedingung, zu diesem Zwecke erlassene Verordnungen genau zu beobachten, an Wirthe und Wirthinnen auf ein bis vier Jahre verpachtet. Doch nicht überall beschützte man sie auf die vorhin angegebene Weise. An vielen Orten waren sie gehalten, besondere Kleidungsstücke oder Mützen von auffallender Form und Farbe zu tragen. Zu ihren Kennzeichen gehörten auch Blumensträuße, deren Überreichung einer Herausforderung gleich kam. Der Eintritt in die Frauenhäuser war Verheirateten, Geistlichen und Juden untersagt, an Sonn- und Festtagen jedoch meist Jedermann, welche beide Vorschriften wol nicht immer strenge eingehalten worden sein mögen. Wenigstens sah sich der Rath von Nördlingen 1472 genöthigt, den Geistlichen den Besuch der Frauenhäuser bei Nacht zu verbieten und nur am Tage zu gestatten. In Leipzig traten die Dirnen an öffentlichen Aufzügen als Korporation auf und ohne Scheu wurde in solchen Häusern auch gezecht, gespielt und getanzt. Zu Würzburg mußte der Frauenwirth jährlich an St. Johanns Tag den Schultheiß und dessen Büttel bewirthen. Auch mußte derselbe einen Eid leisten, „der Stadt treu und hold zu sein und Frauen zu werben. (!)"

Außer den privilegirten Frauenhäusern gab es auch Winkelhäuser, welchen die amtliche Berechtigung fehlte. Im Jahre 1492 beschwerten sich die privilegirten Dirnen Nürnbergs beim Rathe gegen ein solches, und 1508 erlaubte ihnen derselbe, ein Winkelhaus zu stürmen, was auch richtig geschah.

Die Frauenhäuser fanden ihr Ende entweder durch die Reformation (Luther verurtheilte sie unbedingt und scharf) oder durch die Ausbreitung der Syphilis, für welche Krankheit im Frauenhause zu Würzburg nach dessen Aufhebung ein Spital („Franzosenhaus") errichtet wurde. In Ulm wurde das letzte Frauenhaus 1531, in Basel 1534, in Nürnberg 1562 geschlossen und in letzterer Stadt verordnete 1582 der Rath, daß ein Paar, das sich vor der Hochzeit vergangen, ohne Kranz und Schleier (auf dem Lande mit Strohkränzen) erscheinen mußte und keine Lustbarkeiten veranstalten dürfe. In England unterdrückte Heinrich VIII. die Frauenhäuser und versagte den Bewohnerinnen ein christliches Begräbniß. Einzelne

Beschränkungen waren schon früher vorgekommen. In Hamburg vertrieb man 1483 die Lustdirnen aus den zu Kirchen führenden Gassen und wies ihnen „mit Trommeln und Fahnen" Winkelgassen zur Wohnung an. In Ferrara wurden liederliche Frauenspersonen mit einer Geltstrafe von fünfundzwanzig Pfund belegt, zweimal ausgepeitscht und auf zwei Monate eingesperrt. An die Stelle der unerhebbaren Geltstrafe trat Ausstellung am Pranger. Im Rückfalle sollte ihnen die Nase abgeschnitten und sie in diesem Zustande aus der Stadt geführt werden. Den Bürgern, welche Häuser der Unzucht besuchten, sollte die Hand abgehauen und ihr Vermögen verkauft werden. Jedermann hatte das Recht, Inhaber schlechter Häuser mit dem Stocke zu züchtigen. Im Jahre 1507 wurde dort eine Ehebrecherin eingemauert und ihr nur zur Darreichung der Nahrung eine kleine Öffnung gelassen; sie blieb da, bis sie starb. Die Blütezeit der Frauenhäuser war daher in der Zeit, welche wir behandeln, bereits vorbei; sie gehört dem Mittelalter an. Doch hörte damit das buhlerische Wesen überhaupt nicht auf. Die Dirnen zerstreuten sich nur, wo die Frauenhäuser aufhörten, und wurden desto gefährlicher. Vornehme Herren hielten ihre „Courtisanen", die oft zierlich gebildet waren, sich fein benahmen, luxuriös wohnten und mit Schminken und allerlei Mitteln ihre Reize zu erhalten suchten, auch wol ohne Bedenken das Bild der Madonna am Fenster stehen hatten.

Manchen Ortes war aber das liederliche Leben nicht auf die „lichten Fröwlin" oder „guten Dirnen", wie man sie nannte, beschränkt. In Wien z. B. begnügte sich, wie Piccolomini in der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts erzählt und Bonstetten an dessen Ende bestätigt, selten eine Frau mit einem Manne, und wenn die Edeln zu den Bürgern kamen, so trugen die Letzteren Wein auf und entfernten sich (!). Viele Töchter nahmen Männer ohne Wissen ihrer Eltern, und Witwen warteten das Trauerjahr nicht ab. Die alten reichen Kaufleute nahmen ihre Mägde zu Frauen, und wenn sie bald darnach starben, heirateten die letzteren ihre jungen Knechte, mit denen sie schon während der Ehe vertraut gewesen, und so wurden oft arme Leute plötzlich reich, und die Geschlechter wechselten schnell. Ja es sollen oft Vergiftungen alter oder ungeliebter Männer durch ihre Frauen und deren adelige Buhlen vorgekommen sein. Doch auch außerhalb der Städte gab es fahrende Dirnen in Menge, besonders an den Höfen und in den Kriegslagern, selbst während der Kreuzzüge und der Religionskriege des sechszehnten Jahrhunderts. Bei den Landsknechten gab es ein besonderes Amt des Hurenweibels, welcher den Befehl über die mitziehenden „Huren und Buben" (!) führte, die außer ihrem eigentlichen Gewerbe verschiedene Handlangerdienste leisteten. Es gibt sogar Gedichte auf diese Geschöpfe! Im Heere des Herzogs Alba, das in den Niederlanden Spaniens Monarchie und Katholizismus vertheidigen sollte, zogen vierhundert Dirnen zu Pferd und achthundert zu Fuß mit,

welche der Geschichtschreiber Brantôme „belles et braves" nennt. Im Jahre 1547 stürmten die spanischen Soldaten das Frauenhaus zu Nürnberg, worauf der Rath die Dirnen bei den Bürgern unterbringen und das Frauenhaus sperren ließ. Noch im dreißigjährigen Kriege bezahlte Waldstein seinem Hurenweibel wöchentlich einundeinviertel Reichsthaler.

Es ist indessen merkwürdig, daß zur Zeit des Bestehens der „Frauenhäuser" das Verbrechen des Kindesmords beinahe unbekannt war. Im fünfzehnten Jahrhundert kam zu Nürnberg kein Fall dieser Art vor, im sechszehnten schon sechs, im siebenzehnten aber dreiunddreißig. Hand in Hand mit dieser Erscheinung traten an die Stelle der Frauenhäuser nach und nach die Findelhäuser, welche indessen in Italien (wo seit 787 eines zu Mailand existirte) schon längst bekannt waren. In Nürnberg wurde Anfangs des sechszehnten Jahrhunderts eines errichtet, konnte aber, wie bereits gezeigt, den Kindesmord nicht verhindern. Die Findelkinder wurden in „guten Sitten und der lateinischen Sprache (!)" unterrichtet, — wenn sie erwachsen waren, mit dem Bürgerrechte beschenkt und zum Handel oder einem Handwerke angehalten, die Mädchen aber zur Heirat ausgestattet.

Seit den letzten Zeiten des fünfzehnten Jahrhunderts begannen die vorher krumm und winkelig angelegten Städte sich zu modernisiren. Den Anfang hierin machte, nach Burckhardt, Ferrara, wo das regierende Haus Este regelmäßige Häuserquadrate bauen ließ und die Bevölkerung, namentlich durch fremde Flüchtlinge und durch Industrie, so stark zunahm, daß die Stadt bereits 1497 als überfüllt gelten konnte. Dies machte eine Austrocknung der verpestenden Sümpfe um die Stadt nothwendig, die denn auch mit Glück in urbares Land verwandelt wurden. Mit solchen Erscheinungen ging auch die Entwickelung des Polizeiwesens Hand in Hand, einer Anstalt, welche in der Neuzeit die mittelalterliche Allmacht der Hierarchie ersetzt und alle Regungen des Menschenlebens kontrolirt und systematisirt. In Ferrara wurde gegen das Ende des fünfzehnten Jahrhunderts alles Waffentragen und während des Carnevals auch der Gebrauch von Prügeln streng verboten, so auch das Spielen auf öffentlichen Plätzen, das Galoppiren, rasche Fahren u. s. w., die Unreinlichkeit beim Backen, der Brotverkauf unter dem Gewichte, die Fälschung des Weines u. s. w. Alle Dolchspitzen mußten abgeschliffen werden. Diese und andere Verordnungen wurden anfangs mit solcher Härte durchgeführt, daß 1496 der dortige Polizeidirektor Zampante von einem Studenten zum Jubel des Volkes ermordet wurde. Auch die Pässe wurden in Ferrara zuerst eingeführt und ebenso das erste eigentliche Steuersystem in's Werk gesetzt. Mit direkten Steuern wurden blos die Reichen heimgesucht, die Armen blos mit indirekten. Als fürchterlich genial ausgedachte Geheimpolizei erlangte das Polizeiwesen seine genaueste Ausbildung in Venedig, wo man kaum mehr zu denken, geschweige denn zu sprechen wagte, aus Furcht,

in die Hände der finstern Macht zu fallen, welche ihre Opfer über die Seufzerbrücke und unter die Bleidächer führte. Zu den Folgen des Polizeiregimentes gehörte als ächtes Kind der Neuzeit unter anderen die Statistik, als deren Heimat Venedig angenommen ist. Wol hatte es schon früher, z. B. in Mailand bereits im dreizehnten Jahrhundert, statistische Aufzeichnungen gegeben, aber in ziemlich roher, ungeordneter und unfruchtbarer Weise. In Venedig zuerst wurde die Statistik zu bewußten politischen Zwecken benützt und dort zuerst begann man, die Bevölkerung nach „Seelen" aufzunehmen, statt sich, wie früher und anderswo, mit Zählung der Feuerherde, Waffenfähigen, Gewerbetreibenden u. s. w. zu begnügen. Florenz folgte in diesem Fache zuerst nach, zählte auch die Getauften, die Schulkinder, die Armen u. s. w. und zog daraus nationalökonomische Nutzanwendungen. Namentlich erscheinen in Florenz, wie auch in Genua, nähere Angaben über das Vermögen und die Steuerkraft der Reichen.

In der Mitte des sechszehnten Jahrhunderts, als sich das Papstthum von den Stürmen der Reformation zu erholen und gegen deren Resultate angreifend vorzuschreiten begann, fand es dasselbe in seinem Interesse, den ihm gehörigen Staat zu diesen Zwecken als Mittel zu gebrauchen und daher seine Kräfte zu prüfen. Die Romagna erzeugte damals im Jahre 40,000 Stara Getreide mehr, als sie bedurfte, wovon 35,000 über das Meer ausgeführt wurden. Im Jahre 1589 führte der Kirchenstaat jährlich für eine halbe Million Scudi Getreide aus. Daneben wurden auch große Mengen Wein, Lein, Öl u. s. w. producirt. Die einzelnen Städte des Kirchenstaates besaßen noch viele Unabhängigkeit von der päpstlichen Regierung, bezahlten ihr oft nur gewisse Abgaben und lieferten ihr Hülfstruppen nach ihrem Belieben. Ancona spielte um 1522 eine bedeutende Rolle im levantinischen Handel, und es gab dort griechische und türkische Kaufleute, von denen welche im Jahre Geschäfte von einer halben Million Scudi machten. Es bestand dort eine griechische Kirche (im Gebiete des Papstes!) und der Hafen wimmelte von Schiffen. Die Einkünfte Ancona's betrugen 50,000 Scudi jährlich, bis die Stadt 1532 von Clemens VII. unter dem Vorwande, eine Festung gegen die Türken anlegen zu wollen, durch List eingenommen wurde, alle Waffen verlor, die Verbannung von vierundsechszig und die Hinrichtung mehrerer angesehener Bürger erlebte und — der päpstliche Hof — 20,000 Scudi jährlich gewann. Das früher ebenso unabhängige Perugia, welches sich einer Erhöhung des Salzpreises durch Paul III. widersetzte, wurde 1550 durch ein päpstliches Heer von 10,000 Italienern und 3000 Spaniern unter Peter Ludwig Farnese, dem Sohne des Papstes, unterworfen und die Häuser der fünfundzwanzig flüchtigen Mitglieder des aufständischen Magistrates niedergerissen.

Ziemlich viele Angaben besitzen wir über die Einkünfte des Kirchen=

staates im sechszehnten Jahrhundert. Leo X. bezog aus dem Verkaufe von 2150 Ämtern 900,000 Scudi; die Inhaber derselben nahmen 320,000 Scudi ein. Man mußte zu solchen Mitteln greifen, weil die Päpste es nicht wagen durften, ihrem Volke Steuern aufzuerlegen. Das Ende Adrians VI., welcher dies versuchte, ist bekannt. Als auch der Ämterverkauf nicht genügte, griff man seit Clemens VII. zu Staatsanleihen; dieser Papst nahm 200,000 Dukaten zu 10 Procent auf. Paul III. mußte 600 neue Ämter schaffen und endlich doch zu einer Auflage, dem Sussidio schreiten, die anfangs auf 300,000 Scudi berechnet war, wovon der zehnte Theil auf Bologna fiel, das sich aber durch eine mäßige Abfindungssumme davon befreite! Andere folgten diesem Beispiele, und so gingen denn vom Sussidio im Jahre 1560 nur 165,000 Scudi ein. Unter Julius II. hatten die Einkünfte des Kirchenstaates 350,000, unter Leo X. 420,000, unter Clemens VII. 500,000 Scudi betragen; am Ende der Regierung Pauls III. waren sie auf 706,473 Scudi gestiegen, freilich gesellte sich ihnen aber eine schwebende Schuld von 500,000 Scudi bei, und Julius III. erhielt von Ancona nicht die Hälfte, von Perugia sogar kaum den hundertsten Theil der auf diese Städte treffenden Abgaben. Er erhöhte die Auflagen und so auch seine Nachfolger. Unter Pius IV. überstiegen die Einkünfte eine Million und die Schuld eine halbe; die verkäuflichen Ämter hatten die Zahl von 3500 erreicht. Von den Einkünften kamen auf die Zölle 133,000 Scudi, von denen aber die Staatskasse nicht den zehnten Theil erhielt, da der Rest bereits den Gläubigern verschrieben war.

Die Stadt Rom zählte unter Leo X. 80,000 Einwohner, die sich unter dem strengen Paul IV. auf 45,000 verminderten, nach ihm aber wieder auf 70,000 und unter Sixtus V. auf 100,000 stiegen. Von diesen Zahlen gehörte ein winziger Theil den fest Angesessenen; die Bevölkerung in ihrer Mehrheit war eine flottante, die je nach den Umständen kam und wieder ging; sie war aus allen christlichen Nationen zusammengesetzt.

Der Polizei und Statistik folgte in unserer Periode als weiteres Mittel, die Macht der Staaten zu messen und dadurch zu stärken, die National-Ökonomie. Es erhob sich damals das erste System derselben, das durch Karl V. begründete Merkantilsystem, welches auf dem Irrthum beruhte, als bestände das Vermögen in edeln Metallen: Gold und Silber. Der Kaiser prägte schlechtes Gelt, um, wie er kindisch wähnte, mehr Gelt im Lande zu haben, und verhinderte dadurch ein Emporstreben der ihm untergebenen Städte durch den Handel, dessen freie Bewegung er durch Sperren und Verbote der Ein- und Ausfuhr zu hemmen suchte. Die Spanier jagten darum in ihren Entdeckungs- und Eroberungszügen vor Allem nach Gold und Silber, wie die Tataren und Mongolen auf den ihrigen nach Vieh. Man glaubte daher auch lächerlicher Weise, daß ein

Land durch den Import von Waaren ärmer werde, weil derselbe mit der Ausfuhr des Geldes verbunden war, kannte kein Maß und Ziel im Hinaufschrauben der Einfuhrzölle und nahm sogar Reisenden, welche ein Land verließen, ihr Geld bis auf einen gewissen Betrag ab, was z. B. Erasmus in England begegnete. Die Folgen dieser Thorheit waren, daß das Gold und Silber im Werthe sanken und ein Gegenstand eifrigen Schmuggels aus dem Lande gegen eingeschwärzte Waaren wurden. Spanien, das diesem Systeme am längsten huldigte, verlor durch dasselbe seine Industrie, und ebenso verdankte die Neuzeit demselben die Einführung der Negersklaverei. Hand in Hand mit dem Merkantilsystem ging auch die Kolonialpolitik oder der Wahn, daß die Mutterländer durch ihre Kolonien reich würden, was die unsinnigste Bedrückung der letzteren und dadurch endlich ihren Verlust herbeiführte. —

Zweiter Abschnitt.

Krieg und Frieden.

Die von uns geschilderte Periode war die der Söldnerheere. Über die Zahl, Pflichten und Rechte der Söldner wurden zwischen diesen selbst oder ihren Regierungen und dem sie miethenden Kriegsherrn Verträge und Bündnisse abgeschlossen. Manche Staaten, wie z. B. die Schweizer Kantone seit dem fünfzehnten Jahrhundert, verkauften ihre Angehörigen förmlich gegen den Bezug von Jahrgeltern, die aber oft nicht bezahlt wurden, an Frankreich, den Papst u. s. w. Auch einzelne Krieger, besonders Trompeter, Büchsenmeister, Schwertfeger und andere Solche, die besondere Fertigkeiten besaßen, verdingten sich durch Verträge an Kriegführende. Den rühmlichsten Namen in Bezug auf Tapferkeit, wenn auch nur noch um Geld, nicht mehr zur Verwirklichung großer Ideen, errangen sich unter den Söldnern des sechszehnten Jahrhunderts die Schweizer und die deutschen Landsknechte (auch Lanzknechte). Beide dienten ohne jegliche andere Rücksicht dem Meistbietenden, so die Ersteren zur Zeit des Papstes Julius II. Diesem, nach der unseligen Schlacht bei Marignano aber (1515) ihren Besiegern, den Franzosen, mit denen sie 1516 einen ewigen Frieden und 1521 sogar ein Bündniß zum Zwecke der Lieferung von Söldnern abschlossen, dem aber Zürich stets fern blieb, wo Zwingli gegen die fremden Dienste eiferte. Doch traten auch oft Schweizer in kaiserliche Dienste und fochten gegen ihre auf französischer Seite befind-

lichen Landsleute. Ja es ließen sich die kurz vorher protestantisch gewordenen Zürcher, trotz Zwingli's Abmahnung, vom Papste Leo X. gegen Frankreich anwerben, in dessen Dienste die katholischen Schweizer gegen den Papst zogen! Ein Zuzug von 14,000 Schweizern, um 1519 dem Herzoge Ulrich von Württemberg sein verlorenes Land wieder erobern zu helfen, wurde, auf Zürichs Betrieb, als gegen den Willen der Behörden unternommen, an allen Theilnehmern strenge bestraft. Bei Marignano war indessen die nationale Wehrkraft der Schweizer gebrochen worden; bei Bicocca (1522) verloren sie auch ihren Söldnerruhm, und nach der Schlacht bei Pavia geschieht ihrer, als einer kriegerischen Gesammtheit, keine Erwähnung mehr. Ebenso charakterlos wie die damaligen Schweizer verhielten sich im Kriegsdienste auch die deutschen Landsknechte. Ein sogenannter Schwarzer Hause Solcher, unter dem sich der freche Georg oder Hans Langmantel durch seine Prahlerei hervorthat, diente bei Pavia den Franzosen gegen den Kaiser, wobei aber Langmantel, welcher den vaterländisch gesinnten Landsknechtführer Georg von Frundsberg mit lauter Stimme und auffallenden Geberden zum Kampfe herausforderte, erschlagen und seine ganze Bande vernichtet oder in die Flucht geschlagen wurde. Georg von Frundsbergs Name hatte einen guten Klang; gleich den alten Schweizern fiel er vor jeder Schlacht mit seinen Leuten auf die Kniee. Er hielt treffliche Mannszucht und ließ seine Untergebenen niemals plündern, daher in ihren Kriegen die verbündeten Spanier ihnen Alles vorweg nahmen.

Die öffentlichen Gebresten des Mittelalters, die Fehden und das Faustrecht, spukten auch noch tief in das sechszehnte Jahrhundert hinein. Das Kriegführen und Menschenschlachten war noch nicht, wie heute, ein Privilegium der Staaten und Regierungen, sondern Jeder, der die Kraft dazu fühlte, fand sich berufen, seinen Feinden förmlich, durch Urkunden, abzusagen, ihnen Feindschaft und Fehde anzukündigen. Dienstleute und Söldner sagten ohne Bedenken ihren Vorgesetzten, ja sogar Leibeigene ihren Herren ab, beliebige Raubritter den Räthen der Städte, Kaufleute den Raubrittern, von denen sie beschädigt worden (wie z. B. der bekannte Hans Kohlhase in der Mark Brandenburg), Juden ihren Verfolgern u. s. w. Der Fehdebrief drohte in der gehässigsten Weise mit Mord, Raub und Brand. Man übersandte ihn feierlich durch Herolde oder Edelknaben, meist auf die Spitze einer Lanze gesteckt.

Die Waffen waren damals in einem Stadium großer Entwickelung begriffen. Herzog Karl der Kühne von Burgund, der tapferste Fürst seiner Zeit, führte bei der Belagerung von Neuß 1475 an Geschützen bei sich: fünf eiserne Büchsen (davon eine „geschraubt", d. h. wahrscheinlich gezogen), jede zehn bis elf Schuh lang, neun kupferne Büchsen, eine davon ebenso lang, die acht kleineren mit Löwenköpfen, eine große „eiserne Schlange", dreizehn, und vier kleinere, sechs Schuh lang, sechs eiserne

Böler auf Rädern, vierundeinhalb Schuh lang, vierundvierzig „kupferne Schlangen" von sieben bis elf Schuh Länge, sechsundsechzig „runde Schlangen" auf Rädern, sechs bis neun Schuh lang, neun große Steinbüchsen, zwölf Roßmühlen, eine Windmühle (?) u. s. w.

Auch nach dieser ausgedehnten Anwendung des Schießpulvers bediente man sich noch fortwährend anderer Geschosse, wie ungeheurer Pfeile, welche die Balliste (daher: Arcubalista, verdorben „Armbrust") abschoß, die man auch Onager, Gewerf oder Werfzeug nannte. Mittels Schleudermaschinen (lat. Katapulten, deutsch Antwerke) dagegen wurden Felsenstücke, Feuerkugeln, sogar Koth, Aas und dergleichen Unreinigkeiten unter die Belagerten geworfen. Die Ballisten kamen Ende des fünfzehnten, die Schleudermaschinen erst Ende des sechszehnten Jahrhunderts außer Gebrauch. Man unterschied die letzteren in Blyden, Tummler, Mangen, Quotwerke und Katzen.

Ein würdiges Gegenstück zum System der Strafen im bürgerlichen Leben bildete das militärische Strafrecht. Vergehen und Verbrechen im Kriege wurden bei den deutschen Landsknechten durch die Kriegsgemeinde derselben beurtheilt, und zwar an „einem nüchternen Morgen". Der Profoß machte den Ankläger und brachte den Angeklagten in den Ring der Landsknechte. Die Truppe beschloß mittels Aufhebens der Hände nach Stimmenmehrheit Eintreten auf die Anklage, worauf der Profoß sowol, als der Angeklagte Jeder einen „Fürsprecher" erhielten. Nach den Verhandlungen, welche der „Feldweibel" leitete und während deren Verlaufes die Fähndriche ihre Fahnen mit der Spitze in die Erde steckten, wurde das Urtheil gesprochen, worauf man die Fahnen wieder ergriff und in die Höhe hielt. Die häufigste Todesstrafe war die des „Spießrechts", nach welchem der Delinquent, nachdem er seine Kameraden und sie ihn um Verzeihung gebeten, gegen die in eine „Gasse" geordneten vorgehaltenen Spieße derselben laufen mußte, wobei sie ihm „aus Gnade" auf halbem Wege entgegenkamen, damit er schneller „erledigt" werde. Diese Strafe scheint bis zur Einführung der Piken im dreißigjährigen Kriege fortbestanden zu haben. Andere kriegerische Strafen waren das Erschießen, Hängen und Enthaupten. Die scheußlichste aber war das im christlichen Europa bis in's achtzehnte Jahrhundert geübte Spießen oder Pfählen, welches darin bestand, daß man dem Verurtheilten einen spitzen Pfahl zwischen den Beinen in den Leib und an den Schultern wieder heraustrieb und denselben dann aufrichtete, worauf der Unglückliche oft noch Tage lang lebte; ja manche sogar todesverachtend noch ihre Pfeife rauchten. Das Pfählen kam meist nur bei schweren Mordthaten und bei Verrath an den Feind vor. Peter Wolfgang, welcher sechs Kirchen- und einundvierzig Witwenraube und dreißig Morde begangen hatte, davon sechs an schwangeren Frauen, deren Früchten er die Herzlein ausgerissen und „gefressen", um (wie der Aberglaube lehrte) nicht gefangen

zu werden, wurde 1575 zu Sagan, nachdem man ihm die rechte Hand abgehauen, mit Zangen zerrissen, zur Stadt hinausgeschleift und dann gespießt, — 1615 ein Mörder zu Breslau, welcher sechsundneunzig Morde und drei Brandstiftungen begangen, mit glühenden Zangen zerrissen, geschleift, gerädert und zuletzt noch gespießt. In Ungarn soll den Delinquenten der Pfahl von einem Pferde durch den Leib gezogen worden sein.

Mit dem Lärm der kriegerischen Ereignisse und dem wilden Leben der Theilnehmer an denselben wetteiferte damals auch in Friedenszeiten, die freilich selten waren, ein lärmendes und wildes Treiben der heißblütigen Kinder jener Zeit.

Das allgemeine Auftreten neuer Ideen im fünfzehnten Jahrhundert führte auch eine Zunahme der Pracht und des Luxus bei öffentlichen Festen mit sich. Italien und speziell Florenz hatte hierin schon früher den Anfang gemacht. Triumphzüge, in Nachahmung derjenigen des Alterthums, waren in Rom nichts Seltenes, und wurden später auch an anderen Orten Mode, und zwar nicht nur in Wirklichkeit, sondern auch in der Poesie. Dabei spielte stets die oft unglückliche und mißlungene Allegorie eine Hauptrolle, wie dies auch in der Poesie und in der bildenden Kunst der Fall war, besonders in der Periode des herrschenden Humanismus. Die Allegorie wurde mit ihrem ganzen Pomp selbst bei kirchlichen Festen in Anwendung gesetzt, so namentlich am Fronleichnamsfeste, bei welchem selbst Päpste sich in dunkeln Versinnbildlichungen zu überbieten suchten. Die Borgias sollen den dabei üblichen Kanonendonner eingeführt haben. Ähnlich wurden die weltlichen Feste gefeiert, mit besonderm Glanze die politischen der Republik Venedig, mit bunten Zügen von Gondeln. Bei Einzügen fürstlicher Gattinnen schritten kostbar gekleidete Pfeifer, Trommler, Trompeter und Hellebardiere voran; das Blendendste aber leisteten die Hochzeits- und Krönungsfeste von Königen und Königinnen, besonders in Frankreich und England, wobei antike, allegorische und symbolische Mummereien nie fehlen durften und Teppiche aus allen Fenstern hingen. Bei der Hochzeit Heinrichs VIII. von England und Katharina's von Aragon, welche so verhängnißvolle Folgen haben sollte, ritt der Herold des Königs dem Zuge voran in die Halle und rief Jeden, der seinen Herrn nicht für den rechtmäßigen Herrscher halten würde, zum Zweikampfe auf; dann erhielt er vom Könige einen goldenen Becher, den er austrank und behalten durfte.

Die größte Liebhaberin solcher Schaustellungen war die Königin Elisabeth. Wenn sie das Land durchreiste, wurde sie überall pomphaft empfangen. Als sie einst in Norwich ankam, erschien vor ihrer Wohnung, „in einer phantastisch bemalten Kutsche fahrend, Merkur, in einem goldbesetzten Wamms von blauem Sammt, mit einem goldnen Hute auf dem Kopfe und Flügeln an Händen und Füßen, um sie zu einem eigens für sie vorbereiteten Schauspiel unter freiem Himmel einzuladen,

worin Venus und Cupido nebst allegorischem Gefolge der Laster durch die Göttin der Keuschheit und die ihr folgenden Tugenden überwunden wurden, welche natürlich die Königin und ihre Damen vorstellten. Auf dem ganzen Wege wurde sie von Nymphen und Feen umschwärmt, die ihr singend und tanzend huldigten," während, in komischem Kontraste, plötzlich ein würdiger Pastor vor sie trat und ihr für den Schutz verfolgter Protestanten dankte! Im Jahre 1581 wurde zu Ehren einer französischen Gesandtschaft ein großes Fest in Whitehall gefeiert. In einem prachtvollen Festbau, dessen Decke mit Sonne, Mond, Sternen und schwebenden Wolken verziert war, wurde „die Burg der vollkommenen Schönheit", d. h. der Platz, wo die Königin saß, von Rittern, welche die „Pflegesöhne der Begierde" hießen, belagert. Nach erfolgloser schwülstiger Rede eines phantastisch gekleideten jungen Parlamentärs wurde die Burg aus Kanonen mit süßem Pulver und wohlriechendem Wasser, sowie mit Blumen, Süßigkeiten und dergleichen beschossen, worauf ein Turnier stattfand, in welchem natürlich die Kämpen der „vollkommenen Schönheit" siegten.

Bei der Geburt eines fürstlichen Kindes, namentlich eines Erbprinzen, wurden alle Glocken geläutet, Dankmessen gelesen, Kleider und Speisen unter die Armen vertheilt. In Italien, vielleicht auch anderswo, wurden die Bänke der Gerichte und Schulen weggenommen und in Freudenfeuern verbrannt; und wenn das fürstliche Haus besonders freigebig war und aus den Brunnen Wein fließen ließ, auch Angriffe auf die Thüren der Häuser und Magazine gemacht, um sie zu demselben Zwecke zu gebrauchen.

In Rom gewann im fünfzehnten Jahrhundert der Carneval seinen lärmenden Umfang, mit Wettrennen von Pferden, Eseln, Büffeln, Alten, Juden u. s. w., welchen gegenüber dasselbe Fest in Florenz durch seinen feinen, künstlerischen Charakter abstach, den jedoch bisweilen unanständige Gedichte entstellten, die man dabei absang. Sehr glänzend war der Carneval in Ferrara, wo man zwar die in Venedig damit verbundenen Zügellosigkeiten nicht mehr duldete, seitdem dabei Mönchs- und Nonnenkleider getragen, der geistliche Stand somit lächerlich gemacht wurde und Mitglieder desselben sich ausgelassen betragen hatten! Dagegen hatte man dort an einem jährlichen Carneval nicht genug, sondern feierte deren mehrere.

Mit der Entwickelung des Festlebens ging auch diejenige der Bühne Hand in Hand. Ihre Geburtsstätte war bekanntlich die Kirche, und die dramatische Darstellung der Glaubensgeheimnisse gab den ältesten Theaterstücken den Namen der Mysterien. Durch Entfaltung eines Pompes, der nicht in ihrer Entstehung begründet war, bereiteten dieselben ihre Emancipation von der Kirche vor. Die Mysterienbühne hatte gewöhnlich drei Stockwerke, welche die Hölle, die Erde und den Himmel vorstellten; in Florenz wandte man jedoch schon seit dem vierzehnten Jahrhundert

Maschinerien von eigner Erfindung an. Oft bildeten Paläste, Straßen, Höfe den natürlichen Hintergrund, was neben der Volksmasse, die sich zur Aufführung herbeidrängte, zur Verweltlichung der Mysterien beitrug. Man nahm durchaus keinen Anstand, Engel, die Madonna, ja Gott selbst auftreten zu lassen und Rechnungen für Goldpapier zu Flügeln der Engel, für die Handschuhe Gottes und das Vergolden von dessen Rock auszustellen. Dazu gehörte auch, daß Christus und andere Martyrer ihre Leiden durch gemalte Striemen und Wunden so drastisch erscheinen ließen, bis alles Volk vor Rührung weinte. Die weltlichsten Anlässe, wie z. B. Einzüge von Fürsten, wurden zur Aufführung benützt. Die lächerlichsten Anachronismen kamen dabei vor, indem alttestamentliche Personen bei Maria und alte Heiden bei Mohammed schwuren, sowie die naivsten Obscönitäten, indem z. B. Adam und Eva völlig nackt auftraten und ihnen im Laufe der Vorstellung erst die Feigenblätter umgelegt wurden. So kamen neben den Mysterien nach und nach Pantomimen von durchaus nicht nur weltlichem, sondern sogar heidnischem Charakter auf, indem die antike Mythologie in dieselben hineingezogen wurde, was selbst Kardinäle (wie Riario 1473 in Rom) aufführen zu lassen sich nicht scheuten. Der Tausendkünstler Lionardo da Vinci ließ 1489 bei einem fürstlichen Brautfeste in Mailand das Planetensystem vorstellen, und wenn sich bei dessen Umdrehung ein Planet der Braut näherte, so trat der Gott, dessen Namen er trug, aus der Kugel und begrüßte sie in Versen. Man war sehr erfinderisch in dergleichen allegorischen Dramen; jedes Fest von Bedeutung hatte solche im Gefolge, und es bildeten sich besondere Gesellschaften zur Einrichtung derselben. Besonders glänzend waren die erwähnten Trionfi (Triumphzüge), deren einer 1513 die Wahl des Papstes Leo X. mit antiken Scenen feierte.

Seit Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts waren die Mysterien indessen fast ganz zurück und die „Moralitäten" an ihre Stelle getreten, d. h. Stücke religiösen Charakters, in welchen statt der Wunder die Tugenden und Laster die Hauptrolle spielten, und statt durch Mönche, meist durch Bürger oder Studenten dargestellt wurden. Während der Reformation wurden sie eifrig benützt, um deren Grundsätze beliebt zu machen und gegen die Entartung der alten Kirche loszuziehen. Der Teufel war der Vertreter des komischen Elements und kam selten ungeprügelt davon, welche Operation meist dem Laster zufiel, das sie hinwieder oft von der Tugend erlitt. Durch allmälige Individualisirung der abstrakten Begriffe, welche nach und nach ganz verschwanden, entstand während des sechszehnten Jahrhunderts das eigentliche Schauspiel, das am Ende desselben die Moralitäten völlig verdrängte.

Bei fürstlichen Familienfesten standen auf mehreren öffentlichen Plätzen, die der Zug passirte, Bühnen, auf denen mythologische Personen die Gefeierten mit langen Versreihen bewillkommten und dafür von ihnen

belobt wurden. Die Hauptbühnen aber wurden in öffentlichen Gebäuden aufgeschlagen und trugen bisweilen über hundert Schauspieler, deren Vorstellungen mit Tänzen und Pantomimen abwechselten. Eine Vermischung der beiden letzteren Gattungen von Darstellungen war die Moresca, ein Tanz in kriegerischen Kostümen mit Waffen oder auch in phantastischen Aufzügen mit Produktionen nach Art der heutigen Gauklerkünste. Die beliebtesten Schauspiele waren zur Zeit der Blüte des Humanismus die Komödien des Plautus und Terentius im Original. Das Schauspiel haben wir bereits bei Anlaß der verschiedenen Nationalliteraturen, besonders der spanischen und englischen, ausführlich behandelt. Einen unerfreulichen Wetteifer mit den Nationalbühnen unterhielten im sechszehnten und siebenzehnten Jahrhundert italienische Schauspielertruppen, welche besonders in Deutschland durch ihre dem Aretino und anderen schamlosen Dichtern entlehnten unanständigen Komödien, die sie mit Trommelschall ankündigten und in offenen Höfen aufführten, bei Gebildeten ebenso sehr Ärgerniß erregten, als sie bei dem Pöbel Anklang fanden. In Pantomimen traten oft Pferde in Menge, ganze Heerden Ziegen und Rudel von in Felle wilder Thiere gekleideten Menschen auf, um Jagden, Beschäftigungen der Landwirthschaft und dergleichen darzustellen. In den Fastenzeiten hörten alle weltlichen Schauspiele auf, und in den Kirchen wurden dafür Passionsspiele aufgeführt und so die Mysterien wieder zu Ehren gezogen.

Neben dem Theater ging auch bereits das Marionetten- oder Puppenspiel einher. Cardanus erzählt in der Mitte des sechszehnten Jahrhunderts, daß er zwei kleine hölzerne Bilder gesehen, die, von einem Sicilianer gezeigt, und an einem durch sie gehenden Faden geleitet, mit einander spielten, Pauken schlugen, tanzten, die Köpfe, Arme und Beine nach dem Takte der Musik bewegten u. s. w. Unter anderweitigen Sehenswürdigkeiten und Schaustellungen finden wir bereits 1443 lebende Elephanten, 1629 abgerichtete solche, seit dem sechszehnten Jahrhundert die verschiedensten Thiere, je nachdem man sie durch die Entdeckungen neuer Länder kennen lernte. Dazu kamen Riesen, Zwerge, bärtige Frauen, Menschen ohne Arme, sehr schwere und fette Kinder, Mißgeburten, Kuh-, Ochsen- und Bärenhetzen, wobei alte blinde Bären, denen die Zähne ausgebrochen waren, auftraten und zuletzt niedergemacht wurden. Das meiste Aufsehen aber erregten die Seiltänzer, die man auch „Seilschwimmer“ nannte, und die sich bei Anlaß der verschiedensten Festlichkeiten sehen ließen. Seit Mitte des sechszehnten Jahrhunderts fuhren Solche auf Seilen von Thürmen herab, indem sie sich mit ausgestreckten Armen auf der Brust herabgleiten ließen, führten auch Jungen in Schubkarren auf und ab, brannten auf dem Seile Feuerwerke ab und tanzten mit Säcken über den Köpfen oder in Harnischen u. s. w. Mit ihnen konkurrirten spanische und italienische Gaukler und Springer, welche ein ganzes System von besonders

benannten Sprüngen (Affen-, Katzen-, Hasen-, Forellensprung) aufgestellt hatten. Ebenso trieben Quacksalber, Theriakskrämer und Taschenspieler ihr Wesen, indem sie ihr Gewerbe mit lautem Geschrei und lächerlichen Geberden ausschrieen. Besonders wurden Mittel gegen Gift angepriesen. Auch producirte man sich in gefahrlosem Umgange mit erschöpften Schlangen, Krokodilen u. s. w., ließ Hunde singen, Ziegen tanzen, in Zauberspiegel schauen; Athleten ließen sich mit Hämmern auf die Brust schlagen, fraßen Werg, spieen Feuer, schnitten einander scheinbar die Nasen ab u. s. w.

Waren keine fremden Gaukler solch' verschiedener Art anwesend, so sorgten die Einheimischen selbst für öffentliche Belustigung. Es geschah dies durch ernste und komische Umzüge, welche Geistliche, Schüler und Handwerker abhielten, maskirte Tänze, Wettlaufen, Turniere, Armbrust- und Büchsenschießen, Mastklettern u. s. w. Bei solchen Gelegenheiten spielten stets die „Glückshäfen", auch Wucher- oder Glückstöpfe, die Lotterien jener Zeit, eine große Rolle, indem die Unternehmer solcher Zettel (Loose) austheilten, Gewinnste vorspiegelten, aber oft durch betrügerische Kunstgriffe nichts oder werthloses Zeug gewinnen ließen. Das älteste Beispiel dieser Art finden wir 1477 zu Erfurt an einem Schützenfeste, wobei der erstgefallene Gewinn in zwei Gänsen und einem Pfunde Ingwer, der letzte in einem Gulden bestand. Andere Loose gewannen silberne Becher, welche die Schützen ausgesetzt hatten. Die Zettel mit den Namen der Einleger und die mit den Numern der Gewinnste wurden je in ein geschlossenes Faß gelegt und durch einen „ungelehrten Knecht" in Gegenwart der Rathsherren und ihrer Schreiber gezogen. Selbst Herzog Wilhelm von Weimar spielte mit, gewann aber nichts. Ein anderes Spiel der Art fand 1521 zu Osnabrück statt, ebenso an einem Schießen zu Nürnberg 1561, an einem solchen zu Augsburg 1570, wo 36,464 Zettel zu 8 Pfennigen eingelegt wurden, und Wettläufe, wie Pferderennen stattfanden, an denen sich Herzog Christoph von Baiern selbst im Laufen und Springen hervorthat und Herzog Wolfgangs Pferd den Preis gewann. Ein Glückshafen von 1578 zu Augsburg hatte zum besten Gewinn ein bairisches Wirthshaus im Werthe von 4500 Gulden. Auch prangte ein Glückshafen an dem Schießen zu Straßburg 1576, welches die Zürcher durch ihre bekannte Fahrt mit dem warmen Hirsebrei verherrlichten. Zu Basel wurden 1585 die Glückshäfen verboten. Unter den übrigen Spielen war das Würfeln ziemlich allgemein verpönt, während dagegen 1472 der Rath von Nürnberg selbst zwanzig Gulden zu einem Schachspiele hergab.

Das sechszehnte Jahrhundert war die Blütezeit der älteren Schützenfeste, welche man in Stahl- oder Armbrust- und in Büchsenschießen unterschied. Sie waren seit dem vierzehnten Jahrhundert üblich, besonders in der Schweiz und in Süddeutschland. Wir finden bedeutende Freischießen

z. B. 1465, 1504 und 1549 in Zürich, 1461, 1508, 1518, 1567 und 1617 in Augsburg, 1523 und 1577 in München, 1524 in Heidelberg, 1579 in Nürnberg. Es waren dabei meist Armbrust- und Büchsenschützen zugleich vertreten. Früher war das Ziel des Schießens, namentlich mit Armbrüsten, gewöhnlich ein auf hoher Stange angebrachter, oft prächtig verzierter Vogel, welcher aber, zuerst in der Schweiz und Schwaben, bei Zunahme der Schützenfeste, besonders mit Feuerwaffen, durch die bequemeren Scheiben verdrängt wurde. In Norddeutschland jedoch, namentlich in Schlesien, hing man noch lange fest an den Vögeln. Fürsten nahmen oft Antheil, wie z. B. Herzog und Kurfürst August von Sachsen am letztgenannten Nürnberger Schießen, wo er den ersten Preis von hundert Dukaten gewann, ausgesetzt vom Markgrafen Georg Friedrich, der das Schießen zur Feier seiner Hochzeit veranstaltet hatte. Die Schießstätten waren prachtvoll verziert und mit Bildern geschmückt, die Brunnen gemalt und vergoldet, die Schranken mit Säulen, Laubwerk und Wappen ausgestattet. Es war großes Leben und Treiben, Lärm aller Art und Musik ließen sich hören. Wir erstaunen jedoch, zu lesen, daß 1579 in Nürnberg blos 111 Fremde und 136 Schützen sich betheiligten und daß während der fünf Tage des Festes jeder Schütze 24 Schüsse gethan habe. Das Schießen selbst scheint demnach Nebensache gewesen zu sein; denn wir finden, daß der Rath den Schützen täglich zweiunddreißig Kandeln Wein nebst Brot, Käse und Obst verehrt und daß ein dabei aufgestellter Glückshafen 84,000 Zettel gezählt habe. Den Schießplatz zierten vierundzwanzig Zelte. Zahlreicher besucht war das Augsburger Schießen von 1508, bei welchem sich 544 Armbrust- und 919 Büchsenschützen einfanden.

In der Beschreibung einer fürstlichen Hochzeit aus dem Beginne unserer Periode, nämlich derjenigen des Herzogs Georg von Baiern mit der Tochter des Königs von Polen (1475), finden wir folgende Angaben. Der römische Kaiser selbst ritt mit „allen Fürsten, Rittern und Knechten“ auf eine Weile Weges vor Landshut der Braut entgegen, vor welcher sofort vier Ritter mit scharfen Speeren auf einander turnierten. Vor dem Bräutigam zogen neun Hengste her, auf jedem ein Edelknabe. Das Pferdegeschirr war mit Perlen gestickt, die Zügel silberne Ketten. Am Hute trug der Bräutigam ein Kleinod im Werthe von 15,000 Gulden, auf dem Ärmel seines Kleides eine gestickte Jungfrau mit einem Löwen am Stricke und der Inschrift „In ehren sie mir liebet“. Der Kaiser und sein Gefolge saßen ab und gingen, mit allen Handwerken und dem „heiligen Sakrament“ der Braut entgegen, welcher zehn Jungfrauen auf weißen Zeltern folgten und welche zwei vergoldete Wagen mit sich führte. Ihre Vorreiter, vier polnische Herren, trugen vergoldete Sporen; sie und ihre Edelknaben vergoldete, mit Perlen und Edelsteinen gestickte Kleider und Pferdegeschirre. Nachdem Alles in Landshut eingezogen, stiegen der Kaiser und der Markgraf von Brandenburg ab und führten die Braut in die

Kirche, wo der Bischof von Salzburg die Brautleute zusammengab. Bei Anbruch der Nacht begann der Tanz, den der Kaiser mit der Braut eröffnete. Später „legte der Kaiser die Braut und die Hochzeiter schlafen", worauf Alles in seine Herberge ging. Am andern Tage besuchte die ganze Hochzeitsgesellschaft unter großem Gepränge die Kirche und hielt dann in einem mit rothem Sammet behängten und von Silbergeschirr glänzenden Saale ein reiches Bankett, dem ein Turnier folgte. An der Hochzeit nahmen im Ganzen zehntausend Menschen Theil, welche achttausend Pferde mit sich führten. Die Kosten derselben betrugen 55,766 Gulden und dreiundsiebzig Heller. Allein an Gewürzen wurden verbraucht: Safran 207 Pfund, Pfeffer 386, Ingwer 286, Zimmt 205, Nelken 105, Muskatblüten 85 und Zucker 500.

Die Hochzeiten der reichen Familie Fugger in Augsburg waren mit Tänzen, Schlittenfahrten, Stechen, Ringelrennen, Mummereien und Aufzügen verbunden, bis der Rath letztere 1628 wegen der Kriegszeiten untersagte.

Bei keinem häuslichen oder öffentlichen Vergnügen jener Zeit durfte der Tanz fehlen, über welchen sogar, und zwar keineswegs in durchaus mißbilligendem Sinne, auf der Kanzel gepredigt wurde, wie die 1578 zu Straßburg erschienenen „Brautpredigten" des Pfarrers Cyriakus Spangenberg zeigen. Dieser Kanzelredner theilte die Tänze nach der Bibel ein in geistliche, Götzen-, bürgerliche und Buben- oder Hurentänze. Die erstere Art übten die jüdischen Weiber nach dem Durchgange durch das rothe Meer, die zweite die Anbeter des „goldenen Kalbes", die dritte sei die der ehrbaren, die vierte die der lüderlichen Leute. Die letztere muß nach der von dem frommen Herrn sehr plastisch davon gegebenen Beschreibung damals sehr im Schwange gewesen sein, und zwar in einer so unzüchtigen Weise, wie sie jetzt unerhört wäre. Wenn man damals zum Tanze ging, nahm man keinen Anstand, mit Trommeln und Pfeifen während des Gottesdienstes an der Kirche vorbei zu ziehen. Nach der Tanzbelustigung aber wurde auf's Unmäßigste gegessen und getrunken, und nach Diesem geschah noch Schlimmeres zwischen den Tanzgästen. Dazu wurde gelärmt und geschrieen, Gläser und anderes Geschirr zerschlagen, singende Schulknaben, welche das Vergnügen erhöhen wollten, übertäubt und sogar je nach Laune geprügelt, Freudenfeuer angezündet u. s. w. War aber das tolle Treiben gar mit einer Hochzeit verbunden, so sang man vor der Kammerthüre der Neuvermählten zotenhafte Lieder, brach dieselbe auch wol gar auf und holte die Brautleute zum Tanze ab! Mitunter liefen die Ausgelassensten auch in der Stadt herum, tobten, lärmten, trommelten, warfen Marktbuden um, stürzten Wägen und Karren in's Wasser, ja brachen sogar in die Häuser ein und zertrümmerten, was sie vorfanden! Die Sächsisch-Meißen'sche Polizeiordnung von 1555 suchte dergleichen Unfugen bei Tanzanlässen zu steuern und belegte Unanständigkeiten

mit Buße. In Zürich war schon mit Annahme der Reformation das Tanzen, ausgenommen bei Hochzeiten, verboten worden; auf keinen Fall aber durfte es nach Sonnenuntergang fortgesetzt werden. Kam das damals beliebte „Umwerfen" der Tänzer vor, so stellten obrigkeitliche Personen sofort das Tanzen ein. Die Tanzmusik bestand in Zürich aus einer Trommel, zwei Feldpfeifen, zwei Violinen und einer Harfe, wobei natürlich die militärischen Instrumente die übrigen übertönten. 1557 wurde wegen eines Hagelwetters das Tanzen auf ein ganzes Jahr verboten.

Ihrer Tanzlust wegen waren besonders die Augsburger bekannt. „Selbst das gemeinste Volk belustigte sich mit Zechen und Tänzen auf offener Straße, um den Gewinn von Kränzen oder Hähnen, zog jauchzend in der Stadt umher, zechte vor den Thüren der Häuser an zubereiteten Tischen und Bänken" und beging dabei so große Unordnungen, daß die Obrigkeit 1512 dergleichen Kranz- und Hahnen-, auch Gesellentäge genannt, verbot. Die Gebildeteren belustigten sich in einem sogenannten Tanzhause, in sogenannten Geschlechtertänzen, an welchen oft Kaiser, Könige und Fürsten Theil nahmen. Man war dabei maskirt und tanzte nach Zinken, Pfeifen oder Schalmeien, Dudelsäcken, Zithern, Trommeln und Posaunen, welche die „Stadtpfeifer" aufspielten. Diese Tänze hörten jedoch seit 1577 auf.

Die Vergnügungen und Feste der Kinder waren im Ganzen von denen der neuesten Zeit nicht stark verschieden. Wie jetzt noch waren unter dem jungen Volke, wie uns Abbildungen und Schilderungen lehren, Reifschlagen, Handwindmühlen, Steckenpferde, Stelzenlaufen, Radschlagen, Kreiseldrehen, Bockspringen, Fangen und Soldatenspielen gebräuchlich, und die Mädchen ergötzten sich bereits mit Puppen, kleinem Küchengeschirr, Hausgeräthe, Wägelchen und dergleichen. Nur die Nachahmungen des Treibens der Großen mußten verschieden sein wie dieses selbst. Die Kinder der Vornehmen führten mit Pferd- und Ritterfiguren Turniere auf, oder turnierten gar auf den Schultern dienstwilliger Männer gegen einander. In der Schweiz feierten die Knaben Bogenschützenfeste. Zu Regensburg war ein beliebter Kinderfesttag das „Virgatumgehen", wobei die Schuljugend am Anfange des Sommers, mit grünen Zweigen geschmückt, mit den Lehrern vor die Stadt zog und vor vielen Zuschauern sich in gymnastischen Übungen zeigte, die aber seit 1554 abgeschafft und nach und nach durch Musik und Tanz ersetzt wurden. In Württemberg fand und findet noch das Virgatumgehen im Mai statt. Es soll ein Rest des mittelalterlichen Bischofsspieles sein, welches in der scherzhaften Wahl eines Bischofs durch die Knaben aus ihrer Mitte bestand. Im Jahre 1487 veranstaltete Kaiser Friedrich III. zu Nürnberg ein Kinderfest, wobei er die Schuljugend mit Lebkuchen beschenkte.

Wenn Jemand eine Badekur machte, so war es in Zürich, und zwar mit besonderm Bezuge auf den nahen Badeort Baden im Aargau,

gebräuchlich, daß Demselben alle seine Bekannten und Freunde Geschenke machten. Bei dem Bürgermeister und dem Pfarrer that dies die ganze Gemeinde, bei dem Zunftmeister seine Zunft, bei dem Lehrer seine Schule. Die Geschenke durften jedoch nicht in Gelt bestehen; meist waren die ansehnlicheren silberne Pokale oder andere Geräthe, auch Weine, selten Eßwaaren, bisweilen lebende Ochsen, Pferde u. s. w. oder eine Eisenrüstung. Der Beschenkte dankte bei seiner Rückkehr durch Einladung zu einem Abendtrunke; selten war er so splendid, die Schenkenden an den Badeort selbst kommen zu lassen und dort einige Tage hindurch zu bewirthen.

Baden im Aargau war wol der berühmteste Badeort in der Periode, welche wir schildern. Die älteste Nachricht über denselben besitzen wir von dem uns (oben S. 60) bekannten Humanisten Johann Franz Poggio Bracciolini aus Florenz (geb. 1380, gest. 1459 als Kanzler seiner Vaterstadt). Als er den Papst Johann XXIII. an das Concil von Konstanz begleitete, besuchte er von dort aus, am Chiragra leidend, Baden und beschrieb diesen Aufenthalt in einem lateinischen Briefe an seinen Freund Niccolo Niccoli, vom Jahre 1417. Er stellt darin die geselligen Freuden Badens weit über jene der antiken Bäder von Puteoli und fand, „Cypria selbst, und was sonst die Welt Schönes in sich fassen mag, sei in diese Bäder gekommen;" so sehr halte man hier auf die Gebräuche dieser Göttin, so sehr finde man ihre Sitten und losen Spiele wieder. Schon damals waren, eine Viertelstunde von dem Städtchen Baden, an der Limmat, Gasthäuser um ein Hof herum angelegt, deren jedes sein eigenes Bad hatte. Der öffentlichen und Privatbäder gab es zusammen dreißig. Für die niedrigste Volksklasse waren zwei besondere, von allen Seiten offene Plätze bestimmt, wo Männer, Weiber, Jünglinge und Mädchen, kurz Alles, was vom „Pöbel" zusammenströmte, zugleich badeten, und zwar in vollkommen nacktem Zustande. Es stand zwar darin eine die beiden Geschlechter trennende Scheidewand, die jedoch, wie es scheint, niedrig genug war, um den keckeren Blicken nichts zu verbergen. In kleinerm Maßstabe war dasselbe auch in den schön geschmückten Privatbädern der Gasthöfe der Fall, wo in den Scheidewänden Fensterchen angebracht waren, durch die man sich nicht nur sehen, sondern auch berühren konnte. Sogar Gallerien für Zuschauer befanden sich hier. Es gab selbst Bäder, welche von Männern und Frauen durch denselben Eingang betreten wurden, und zwar von beiden Geschlechtern ohne alle Kleidung, als bei den Männern eine Schürze und bei den Frauen ein vorne oder an der Seite offnes Hemd. Im Wasser selbst speiste man gemeinsam auf schwimmenden Tischen. Es wurden auch oft Männer auf die Frauenseite eingeladen und zogen dann ebenfalls ein ähnliches Hemd an wie die Frauen es trugen. Poggio gibt indessen den Badenden das Zeugniß, daß sie sich ohne alles Ärgerniß benahmen, gegen Scherze nicht empfindlich wurden, Alles von heiterer Seite betrachteten und sogar Ehemänner nicht die geringste Eifer-

sucht gegen ihre mit Anderen schäckernden Frauen empfanden! Man besuchte einander gegenseitig in den Bädern, trank, sang und musicirte darin und tanzte nachher. Die Zuschauer warfen oft den badenden Schönen Geldstücke und Kränze zu, die sie mit arglos aufgehobenem Linnengewand auffingen. Außerhalb der Badezeit belustigte man sich auf einer von Bäumen beschatteten Wiese mit Ballspielen, indem man Bälle, in welchen sich Schellen befanden, Denen zuwarf, die man durch seine Neigung auszeichnen wollte. Poggio rühmt, nicht ohne Schalkheit, unter den wohlthätigen Wirkungen der Bäder von Baden, vor Allem die Beförderung der weiblichen Fruchtbarkeit. Die Bäder wurden ohne alles Bedenken auch von Priestern, Mönchen, Äbten und sogar — Nonnen besucht, die sich von der geschilderten Badeweise nicht im Geringsten absonderten. Ja es gab Äbtinnen, welche Güter ihres Klosters verkauften, um eine Kur im Bade zu machen, Nonnen, welche sich vom Papste Ablässe erkauften, um in weltlichen Kleidern Bäder besuchen zu können, und Äbte, welche durch ihre Kuren ihr Kloster ruinirten, bis sie endlich, in Folge ihres ärgerlichen Lebens mit dort befindlichen Nonnen, entsetzt wurden. Der berühmte Bürgermeister Waldmann von Zürich besuchte Baden mit seiner Frau und noch dazu mit — sechs Buhlerinnen und einer Gesellschaft wilder Zechkameraden. Am Anfange des sechszehnten Jahrhunderts benützte der französische Gesandte Baden dazu, die Weiber für sich, und dadurch ihre Männer für die Politik seines Hofes zu gewinnen. Ein Junker von Landenberg, welcher sich 1526 zu Baden allerlei schlechte Streiche erlaubt, wurde dort auf räthselhafte Weise ermordet.

Aus der Mitte des sechszehnten Jahrhunderts besitzen wir einen zweiten ausführlichern Bericht über Baden von dem Basler Doktor **Pantaleon** (geb. 1522, gest. 1595), Arzt, Professor und zeitweise Rektor der Universität seiner Vaterstadt, und zwar in dessen 1578 gedrucktem Buche „Wahrhafftige und fleißige beschreibung der uralten Statt und Graveschafft Baden, sampt ihrer heilsamen warmen Wildbederen, so in der hochlöblichen Eydgnoschaft in dem Ergöw gelegen,“ u. s. w. Er tadelt die italienische Geilheit Poggio's und untersucht Alles mit echt deutscher Gründlichkeit und Trockenheit. Die Frage nach der Wirkung der Bäder beantwortet er richtig mit dem Sprichwort:

„Die würckung endert sich im Bad,
„Ist einem nutz, dem andern schad.“

Zu seiner Zeit bestand auf einem offenen Platze unter freiem Himmel ein sogenanntes freies Bad oder Burgerbad, mit Raum für hundert Menschen. Ein Viertheil desselben war durch einen Verschlag für die Weiber abgeschlossen, wurde jedoch von ehrbaren Frauen gemieden. Man badete umsonst darin und ließ sich in Übermaß schröpfen, was Pantaleon tadelt, wie auch die Vermischung des offnen Wassers mit dem Regen. Es war ein Bademeister verordnet, „der Knaben Unzucht zu stillen und gute Ordnung

zu erhalten." Das ebenfalls offne Verenabad wurde meist von „armen präſthaften Leuten" benutzt. Wenn es aber zuweilen gesäubert war, stiegen auch „schöne reiche Frauen" hinein, um fruchtbar zu werden, was nach dem Volksglauben geschah, wenn sie einen Fuß in die Quellöffnung hineinstießen, wobei ungescheut viele Personen zuschauten. Es fehlte auch nicht an Verleumdungen, als wären die anwesenden „starken Bettler" die eigentliche Ursache der erworbenen Fruchtbarkeit! — In den Gasthöfen gab es mehrere größere und kleinere, gemeinsame und abgesonderte Bäder, in welchen es anständiger, wenn auch oft lärmend und lustig genug herging. In einem der größeren, dem „Herrenbad", wählte die Badgesellschaft einen Schultheißen, Statthalter und mehrere andere Amtspersonen bis zum „Schergen" und „Nachrichter", um die Ordnung aufrecht zu erhalten. Abhängig von diesen Beamten war auch das, im Übrigen abgesonderte Frauenbad, und so noch andere. Pantaleon rühmt, daß in diesen Bädern Katholiken und Protestanten ohne Zank und Disputation friedlich beisammen saßen. Wir verweisen im Übrigen auf Pantaleons eigne Schilderung, abgedruckt in der „Badenfahrt" von David Heß (Zürich 1818).

Bald nach dem Erscheinen dieses Buches besuchte der mehrfach erwähnte französische Schriftsteller Michel de Montaigne Baden ebenfalls. Wir erfahren von ihm, daß es zu seiner Zeit von Seite vornehmer Kurgäste gebräuchlich war, ihre Wappen an den Wänden ihrer Wohnzimmer aufzuhängen, und viele andere Details von untergeordneter Wichtigkeit.

Dritter Abschnitt.

Leben und Tod.

Ging es bei besonderen Anläſſen in Friedenszeiten ziemlich so lärmend zu wie im Kriege, so hatte auch das gewöhnliche Leben, ohne außerordentliche Gelegenheiten, einen pompösen und splendiden Charakter. Im Essen und Trinken war man nicht karg. Hochgestellte Herren eröffneten ihre Tafeln mit enormen Zügen aus Riesenpokalen auf die Gesundheit des Monarchen, und ließen dieselben in der Gesellschaft herumgehen, bis Niemand mehr auf den Füßen stehen konnte. Trompeten riefen zur Mahlzeit und während derselben wurde anhaltend musicirt.

Berühmt waren die englischen Braten, — in Italien die Salami und Ochsenzungen von Ferrara, die Aale von Comacchio.

Sehr im Schwange waren die Schlaftrünke, d. h. nicht etwa

besondere Getränke, welche Schlaf hervorriefen, sondern großartige Gelage vor dem Schlafengehen. Es erschienen dabei, nach einer deutschen Schilderung von 1550, unter hellem Kerzenschein, kalt Gebratenes, Wildpret, Kapaunen, Fasanen, Feld- und Haselhühner, anderes Geflügel, Pasteten von Fischen und Wildpret, gebratene Fische mehrerer Arten, gesottene Rinder- und Kalbsfüße in Essig, dann Latwergen, Obst und Spezereien, in Zucker und Honig eingemacht, z. B. saure Amarellen, Kirschen, Johannisbeeren, Schlehen, Pflaumen, Quitten, Birnen, Weintrauben und vielerlei andere Früchte, darauf rothe Rüben, eingebeizte Wurzeln (der Wegwarten, Bibernellen u. s. w.), Citronen, Pomeranzen, Muskatnüsse, Datteln, Feigen, Zibeben, Rosinen, Mandeln, Haselnüsse, Baumnüsse, Kastanien u. s. w., ferner gebratene Quittenäpfel, Träseneien (geröstetes Brot in Wein), übergoldetes Konfekt von Mandeln, Zimmet, Ingwer, Koriander, Fenchel, Anis, Kümmel, Bisam; endlich Fladen, Honigkuchen, Hippen, Marzipan aus Mandel und Zucker, mit Wappen darauf, Käse und Obst. Neben alle dem her ging noch Brot, Eierkuchen, Bretzeln und natürlicher Weise Wein aller Arten, weißer, rother und „schwarzer", alter und neuer, süßer und saurer, sowie Kirschenwasser. Die Gerichte wurden „züchtiglich" aufgetragen, und unter den Schmausenden ergingen „beste Freude und Kurzweil, freundliche Gespräche, züchtige Gesänge, liebliche Sprüche;" man „hofierte" (machte den Hof), tanzte und musizirte. Solche Bankette dauerten die halbe oder auch die ganze Nacht bis zum Morgen, und oft schritt die väterliche Obrigkeit dagegen ein. Denn bei ungebildeteren Leuten ging es roh und wild her, und man aß Allerlei untereinander, wie es Jedem einfiel. Unter den Gegenständen solcher Gelüste finden wir „Specksuppen", saure Milchsuppen, Eier in Schmalz, rohe Bückinge, rohe Bratwürste, Heringe aus der Tonne mit Essig und Zwiebeln, Rettige, Sauerkrautbrühe, in Butter geröstetes Weißbrot („der Zechbrüder Kramet-Vögel" genannt) u. s. w. Die erwähnten Konfekte, Marzipane, Latwergen u. s. w. wurden von den Apothekern aus allerlei Ingredienzien zubereitet, meist aus Früchten, Zucker und Wein. Aus Blättern und Blüten der Pflanzen, die man klein hackte, wurden durch Destillation „Konserven" gefertigt, aus dem ausgepreßten Saft derselben Sirop oder Julep, aus verzuckerten Pflanzensamen Konfekte und Magenpulver, aus Verschiedenem Krafttränke, (gewürzte Weine), Torten und dergleichen.

Die königlich dänische Tafel hatte 1515 folgende Speisezettel: An Fleischtagen: Kohl mit Speck, Kuhfleisch mit Brühe, frischgesalzen Fleisch mit Senf, Lämmerbraten, gesottene Hühner oder wilde Vögel, gesalzen oder frisch Wildpret; an Fasttagen: Heringe, Weinsuppe oder Grütze, Stockfisch mit Butter, frischen Dorsch oder andere Seefische, Eier und frische Butter. Die Diener erhielten Kohl oder Erbsen, ein Stück getrocknetes Kuhfleisch, an Fasttagen Hering, getrockneten Fisch, Grütze und Butter.

In Basel wurde 1556 verordnet, daß ein Fleischmahl nicht mehr als drei Schilling und ein Fischmahl nicht mehr als zwei Batzen für die Person kosten solle. — An einem Bankette, welches der Rath von Braunschweig am 6. Oktober 1569 dem neuen Herzog Julius gab, und welches von zwölf bis vier Uhr dauerte, brachte der erste Gang Rindfleisch mit Suppe, Braten, Hasen und Rebhühner, Birnen und Pasteten, der zweite gekochte Vögel und frischen Lachs, der dritte Herz oder Hirsch in Semmel gebraten und Weinmus, der vierte Hirschwildpret und Mandelkäse, der fünfte Hirschpasteten und Schaffleisch, der sechste gebratene Vögel und Quappen, der siebente gebratene Ferkeln und trockene Forellen, der achte Mandeltorte und Gründlinge, der neunte Ferkel in Gallert und Schlipken (?), der zehnte Muscheln (Austern?), Wiren (?) und Gebäckelse, der elfte Krebse, Karpfen und Pasteten, der zwölfte Bratfische, Gebackenes und Parmesankäse. Zu jedem Gange, mit Ausnahme des ersten und letzten, kam noch ein „Schaugericht“, bestehend aus von den Pastetenbäckern geformten, theilweise vergoldeten und bemalten Figuren, Thieren, Vögeln u. s. w. Es wurden hiefür angeschafft: acht Ochsen, zweiunddreißig Hämmel, dreizehn Botlinge(?), ein wildes und zwölf zahme Schweine, fünfzig Hasen, siebzehn Stück anderes Wildpret, zweihundertsechsunddreißig Hühner, zweiundachtzig Rebhühner, zweihundertsechszig Stück Vögel, hundertneunzig Krammetsvögel, neunhundertsechszig Eier und noch weitere für sechszehn Gulden, neun Aale, dreihundertvier Karpfen, zweihundertdrei Hechte, eintausendeinhundertvierzig Gründlinge, hundertein Barsche, dreißig Bratfische, dreitausendsechshundert Krebse, eine Tonne und sechsundsechszig Pfund Lachs, eine Tonne und sechsundfünfzig Pfund Butter, zweihundertsechsundvierzig Pfund Speck, — fünfzehn Faß Märzbier, ein Faß starkes, acht Tonnen Weißbier, zwei Faß Einbeck'sches Bier und vier Faß Mumme, siebenundeinhalb Ohm Rheinwein. Davon blieben übrig: fünf Schweine, sieben Gänse, dreißig Würste, sechs Schinken, fünf Lachse, hundertdreißig Scheepel (?), hundertfünfundsechszig Pfund ungeschmolzen Wachs, hundertacht Pfund Butter, — von Getränken — nichts. Die Beleuchtung erforderte hundertfünfzig Fackeln, sechsunddreißig Pfund Tafel-, hundertdrei Pfund Talglichter. Essig wurde ein Faß und noch für einundeinhalb Gulden gebraucht. Die Kosten beliefen sich auf dreitausendfünfundachtzig Gulden sieben Schilling fünf Pfennige. Wurde man bei den Banketten lustig und aufgeräumt, so äußerte man dies durch Zerstörung oder Fortschleppung der zum Mahle gehörigen Sachen. An dem zuletzt erwähnten Bankette mußte der Rath folgende Gegenstände den Eigenthümern, von denen er sie entlehnt hatte, ersetzen: vier zerrissene Tafellaken, elf zerschlagene Stühle, dreiundzwanzig zinnerne Schüsseln und sechs solche Teller, eine Kanne, sieben Leuchter und zwei Pipkannen von Zinn, zwei Rosten, siebenundsechszig Schüsseln und siebenzehn Teller von Holz, vierunddreißig Weingläser und für elf Gulden gewöhnliche

Gläser, zusammen Sachen für zweitausendeinhundertelf Gulden und zwei Pfennige.

Die erregenden Pflanzensäfte China's, Arabiens und Mexiko's, der Thee, der Kaffee und die Chokolade, begannen am Anfange des siebenzehnten Jahrhunderts in Europa einzudringen, wurden aber Anfangs von den Obrigkeiten verboten und verfolgt und von den Geistlichen verdammt, gleichwie auch ein anderes Genußmittel, der Taback, dessen „Trinken" oder „Saugen" (wie man das Rauchen nannte) und Schnupfen überhand zu nehmen begann. König Jakob I. von England war bekannt als erbitterter Feind dieses betäubenden Krautes. Viel langsamer brach sich der Anbau und Genuß der ebenfalls amerikanischen Pflanzen des Mais und der Kartoffeln Bahn.

Am Anfange des sechszehnten Jahrhunderts speiste man in Frankreich, selbst am Hofe, um zehn Uhr zu Mittag, um vier Uhr zu Abend, im spätern Theile desselben jedesmal um eine Stunde später. Kaiser Karl V. speiste um elf Uhr zu Mittag und um sieben zu Abend, und sein Hof ging Winters um elf und Sommers um zehn Uhr zu Bette. Die gemeinen Leute in oberdeutschen Landen aßen Abends um sechs, die Vornehmen spätestens um sieben Uhr zu Nacht. Um acht Uhr ging Alles, wenn keine festlichen Anlässe da waren, Sommers also noch am hellen Tage, zu Bette; Morgens aber stand man auch in der Regel mit der Sonne auf. In der Mark Brandenburg erhob man sich um fünf, frühstückte (eine Suppe) um acht, aß zu Mittag um zehn, zu Abend um drei, zu Nacht um fünf, und ging zur Ruhe schon um sieben oder acht Uhr. Bei Hochzeiten erlaubte man 1581 in Berlin die Abhaltung aller Mahlzeiten eine Stunde später; aber Gesellschaft und Tanz mußten um neun Uhr aufhören. In derselben Stadt und zu derselben Zeit dauerten die Schulstunden am Gymnasium Morgens von sechs bis acht und Nachmittags von zwölf bis zwei Uhr, am Mittwoch aber Morgens bis neun Uhr, und Nachmittags war frei. Die Berathungen der Behörden in der Schweiz begannen meist schon um sechs Uhr Morgens.

Auch in der Kleidung und Mode war jene Zeit eine der extravagantesten, die wir kennen. Ein klingendes Beispiel dieser Extravaganz war die sogenannte Schellentracht. Nicht etwa nur Narren, sondern ehrbare Leute trugen schon seit dem vierzehnten Jahrhundert in verschiedener Weise Schellen an den Kleidern und Schuhen. Ebenso hatten sich die mittelalterlichen Schnabelschuhe noch erhalten, obschon im sechszehnten Jahrhundert, gleich den Schellen, nur noch in geringem Maße, während sie im dreizehnten bis fünfzehnten die herrschende Mode gewesen waren. — Höchst beliebt war auch immer noch die getheilte Kleidung. Man trug nämlich seit dem Mittelalter meist Ärmel, Rockhälften, Hosenbeine und Strümpfe von unter sich verschiedener Farbe, oft auch die ganze linke Seite von einer, die rechte von einer andern Farbe, und zwar bei den

verschiedensten Ständen und bis in das siebenzehnte Jahrhundert. — Die auffallendste Rolle aber spielten im sechszehnten Jahrhundert die Pluderhosen, — weite, lange, faltige und bauschige Ungeheuer von Beinkleidern, zu denen sechszig bis achtzig, ja bis auf hundertunddreißig Ellen Zeug vergeudet wurden. Sie waren in allen Dimensionen ausgeschnitten und ausgefüttert und wurden zuerst aus Tuch, dann, als dies zu schwer wurde, aus Seide gefertigt. Ungeheure Hosenlätze gesellten sich dieser Tracht würdig bei, und waren oft entweder so gebildet, daß sie das, was sie bedecken sollten, in der Form nachahmten, oder gar so, daß sie es bei jeder Bewegung enthüllten! Lächerlich war die Sucht, an den Knieen das Familienwappen eingestickt zu tragen. Alle Verordnungen der Obrigkeiten und alles Predigen der Geistlichen gegen solche Unsitte, den „Hosenteufel“, wie sie es nannten, fruchtete nichts. Namentlich die Stutzer, Raufbolde und Soldaten gefielen sich darin, ihr zu fröhnen. Ihre Blütezeit fiel in die Jahre 1550 bis 1585 oder 90. Nachher verkürzten und verengerten sich die Beinkleider bis zur Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts, wo sie zu den später herrschenden kurzen Hosen zusammenschrumpften.

Die Hosen dienten lange zugleich statt der Strümpfe; denn gestrickte Strümpfe kamen erst Mitte des sechszehnten Jahrhunderts auf, und seidene solche waren selbst für Königin Elisabeth von England noch ein großer Aufwand.

Im sechszehnten Jahrhundert rechnete es sich in den Städten noch jeder Bürger, und selbst die Geistlichen, zur Ehre an, vollständige Eisenrüstungen, Harnisch und Spieß, zu besitzen, welche im Prunkzimmer aufgehängt wurden. Die Prediger bestiegen die Kanzel nicht ohne einen Degen an der Seite, wie ihn die Bürger trugen, während ihre Kollegen in Italien unter den Kutten Dolche verborgen hatten und nicht selten Gebrauch davon machten. Aus Kriegsdiensten heimgekehrte Offiziere hielten ganze Rüstkammern.

Die Zeit, in welcher unsere Darstellung beginnt, befand sich noch unter der Herrschaft der im Mittelalter aufgekommenen Luxusgesetze.

Noch am Anfange des 16. Jahrhunderts wurden in Venedig und Ferrara neue solche erlassen. Ein Frauenkleid durfte nicht mehr als fünfzehn, ein Frauenschmuck nicht mehr als fünfzig Dukaten kosten; die Größe und der Preis jedes Kleidungsstückes beider Geschlechter waren genau vorgeschrieben. Bäuerinnen durften keine Seide, Perlen, Gold oder Silber, auch andere Frauen keine längeren Schleppen als von einer halben Elle tragen. Daran kehrten sich jedoch fürstliche Personen natürlich nicht, und die Damen kleideten sich meist in Goldbrokat, Sammt und Seide von bunten Farben und mit Hermelin-Einfassungen. In England trug die Königin bei ihrer Krönung Purpur, ihre Damen Scharlach. Die Kopfbedeckungen der Zeit waren von Goldgewebe und mit Diamanten besetzt, die Halsbänder mit Perlen, während die Männer dicke, schwere goldene

Ketten um den Hals trugen. Edelsteine vertraten oft die Stelle der Knöpfe. Vornehme Damen liebten es, auf ihren Kleidern astrologische Zeichen, Musiknoten, Thiere, Menschenfiguren, sogar Passionsbilder und dergleichen gestickt zu tragen. Auch bei geringeren Personen nützten die Luxusgesetze im Ganzen nichts, obschon man an den Kirchen Kästen anbrachte, in welche anonyme Anzeigen gegen Übertreterinnen derselben geworfen werden konnten.

Der volle Bart, in der Zeit des Frauen- und Minnedienstes der beiden Jahrhunderte der Kreuzzüge außer Gebrauch, kam im vierzehnten Jahrhundert wieder auf; doch fand man ihn noch lange so wenig anständig, daß die Todtenbilder auf den Gräbern noch in jenem und dem folgenden Jahrhundert bartlos gefertigt wurden. In Deutschland wurde der Vollbart am Anfange des sechszehnten Jahrhunderts, in England erst in den dreißiger Jahren desselben allgemeine Mode, und seit der Mitte jenes Jahrhunderts trugen ihn auch die Geistlichen.

Häufig treffen wir im fünfzehnten Jahrhundert bereits falsche Haare, die oft sogar aus weißer und gelber Seide bestanden. Man liebte meist die Farbe der Haare, welche im betreffenden Lande ungewöhnlich war. In Italien hielt man z. B. die blonden Haare für die schönsten, und die Damen jenes Landes suchten ihren schwarzen Kopfschmuck durch Bleichen an der Sonne und durch Färben blond zu machen. Hatte man schöne Haare, so liebte man es, sie frei über den Nacken herabhängend zu tragen.

Das Schminken des ganzen Gesichtes, sogar der Augenlider und Zähne, war sehr gebräuchlich, und man parfümirte sich im Übermaß, in Italien sogar die Maulthiere bei Festlichkeiten. An allerlei Schönheitsmitteln war jene Zeit ebenso reich wie die unserige.

Je civilisirter die Völker waren, desto mehr hielten sie auch auf körperliche Reinlichkeit. Daher galten damals die Italiener, welche an der Spitze der Civilisation standen, für äußerst reinlich, und die Deutschen standen bei ihnen im Rufe des Schmutzes. In Betten und Wäsche, Kleidern und Geräthen nahm der Aufwand zu. Man liebte es, sich mit Parfümerien zu versehen, die früher aus Safran, dann aus Moschus und Bisam, Ambra, Lavendelwasser u. s. w. bereitet wurden, wozu noch die verschiedensten Spezereien, wie Sandel- und Aloeholz, Rosenblätter, Majoran, Rosmarin, Koriander, Laudanum, Benzoe, Weihrauch u. s. w. kamen. Man trug besondere Ambra-Äpfel oder Bisamknöpfe, Winters mehr aus Holz und Gewürz, Sommers aus Blumen bereitet. Auch Rauchkerzen und Räucherpulver wandte man vielfach an, wusch Bart und Kopf mit wohlriechenden Seifen von sorgfältiger Zubereitung. Vielfach trugen auch Männer und Frauen ohne besondern Anlaß, zur bloßen Verzierung, Kränze, oft sogar goldene, auf dem Kopfe, statt des Hutes, sogar im Winter bei Schlittenfahrten, so besonders im sechszehnten Jahrhundert.

Gleichzeitig kamen auch weite Reifröcke und ungeheure Halskrausen auf, wurden aber obrigkeitlich verfolgt und unterdrückt.

Damals verwandte man in Italien auch viel auf gutes Straßenpflaster; denn man begann dasselbe mehr zu befahren, als zu begehen.

Mit vielem Luxus waren die ersten Kutschen ausgestattet. Diejenigen fünf, welche Lucrezia Borgia 1502 von ihrem Schwiegervater, dem Herzoge Herkules von Ferrara, den Manche für den Erfinder jener Fuhrwerke halten, zum Geschenk erhielt, hatten Dächer, die erste von Goldbrokat, die anderen von verschiedenfarbiger Seide, und die erste wurde von vier Schimmeln gezogen, deren jeder fünfzig Dukaten kostete. Die Reitpferde fürstlicher Personen trugen oft Satteldecken von Sammt, mit Gold gestickte Geschirre von Damenpferden galten oft sechs- bis achttausend Dukaten. Bei Krönungen wurden noch gegen die Mitte des sechszehnten Jahrhunderts von den Königinnen statt der Kutschen Sänften oder von Pferden getragene Ruhebetten benützt, und durch einen hochgestellten Hofmann die Krone vor ihnen hergetragen. Dagegen bedienten sich damals die reichen Fugger zu Augsburg bereits der Kutschen.

Früher, als die Kutschen, schon im fünfzehnten Jahrhundert, werden die Schlitten erwähnt. Schon damals wurden diese Fuhrwerke sowol, als ihre Pferde, reichlich mit Schellen behängt. Oft veranstaltete man Nachts Schlittenfahrten, was aber (das erste Beispiel ist von 1476 in den Görlitzer Statuten) von den Obrigkeiten verboten wurde. Auf kleinen Schlitten Halden hinabzufahren war, sogar bei Erwachsenen, auch Nachts, gebräuchlich.

Gegen die Unannehmlichkeiten des Wetters, wie Regen und Sonnenbrand, trug man blos bei festlichen Aufzügen und blos über vornehmen Personen, wie z. B. Päpsten, Kaisern u. s. w. Schirme, welche von ungeheurer Größe, bis vierzig Fuß weit, mit bunten Farben bemalt und mit Figuren verziert waren. Man nannte sie „Regenhüte.“

Die Straßen der deutschen Städte waren im fünfzehnten Jahrhundert meistens noch nicht gepflastert, selten und spärlich beleuchtet, unreinlich gehalten, auch meist (und noch lange nachher) eng und krumm. Bürgerliche Wohnhäuser waren von Holz und Lehm gebaut und mit Schindeln gedeckt; dagegen besaß man bereits Rauchfänge und Öfen. Steinhäuser mit Ziegeldächern waren verhältnißmäßig noch selten und daher sowol die Gefahr der Ansteckung durch Krankheiten, als der Verbreitung ausbrechenden Feuers sehr groß, Seuchen und Feuersbrünste demzufolge auch äußerst häufig. Glasfenster gab es in Deutschland seit dem zehnten, häufiger aber erst seit dem vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert, und zwar noch meist in runden oder sechseckigen mit Blei unter sich verbundenen Scheibchen. In öffentlichen Gebäuden und solchen reicherer Privatleute liebte man die Einsetzung gemalter Scheiben, welche meist als Geschenk von Freunden, bei einflußreichen Personen auch der Regie-

rung, bei Rathhäusern der befreundeten Regierungen, gegeben waren, und meist Wappen oder Scenen aus der heiligen Geschichte darstellten. Wo die Glasfenster noch nicht eingedrungen, bediente man sich des Marienglases, in Öl getränkten Papiers, dünngeschabten Horns, Tuches u. s. w. In den zuletzt genannten Jahrhunderten wurde es auch gebräuchlich, die Häuser von außen mit Gemälden zu schmücken. Den schon früher angenommenen Wetterfahnen auf den Dächern folgten damals auch Dachrinnen um dieselben. Die öffentlichen Gebäude, außer den Kirchen, waren: das Rathhaus, das Tanzhaus, das Kaufhaus (wo Handel und Gewerbe zunahmen), die Krankenhäuser, die Badestuben, die Frauenhäuser (!) und erst später, nachdem die Klöster in Unwissenheit versunken waren, die Stadtschulen!

Ungeachtet der erwähnten leichten Bauart der Häuser waren im fünfzehnten Jahrhundert die bedeutenderen Städte Deutschlands durch ihre Schönheit berühmt und wetteiferten sogar in den Augen reisender Italiener, wie des nachherigen Papstes Pius II. (Äneas Sylvius Piccolomini) und Machiavelli's, mit denen ihres Vaterlandes. So rühmt Piccolomini namentlich Köln, Augsburg, Nürnberg und Wien. Ja, der französische Schriftsteller Montaigne zog sogar Augsburg seinem Paris vor!

Wien hatte mit der Ringmauer einen Umfang von 5000 Schritten, hohe Häuser, weite Höfe und prachtvolle Gärten um dieselben und unter der Erde mächtige Weinkeller. Die Einwohnerzahl betrug damals 50,000 und das hauptsächliche Gewerbe war der Weinbau. Die Weinlese dauerte vierzig Tage und erforderte zum Transporte des Weins zwölfhundert Pferde. Auch waren die Wiener schon damals durch ihre Lust an gutem Essen und Trinken, an sinnlicher Liebe, an Musik und Tanz überall bekannt.

Durch seinen Reichthum war Augsburg berühmt. Man bedurfte jedoch damals weit weniger, um reich zu sein, als heutzutage. Peter von Argen, der 2600 Gulden jährlichen Einkommens hatte, war der reichste Mann der Stadt, und wer zwei- bis dreihundert Gulden einnahm, galt immer noch für reich. Der Stifter der durch ihre Reichthümer berühmten Familie Fugger erregte durch den Erwerb von 13000 Gulden Erstaunen, und die Häuser der Fugger mit ihren Kapellen, Bädern, Gemälden, Statuen, Kaminen, Alterthümern, Teppichen und Silbergeschirren und ihre Landhäuser mit Gärten und Wasserkünsten glichen Palästen aus 1001 Nacht, wie ihre Feste mit Stechen, Ringelrennen und Tanz denen der Märchenwelt nahe kamen. Mit den Fuggern wetteiferten die Welser, denen im sechszehnten Jahrhundert die Provinz Venezuela in Südamerika gehörte.

Die Zimmer in den Häusern waren meist getäfelt und die Felder der Wände mit Figuren bemalt oder solche darin ausgeschnitzt, oft auch mit moralischen Sprüchen aus den Klassikern oder der Bibel beschrieben. Die

Fußböden der Schlafzimmer waren von einfarbigen gebrannten, bisweilen mit Blumen oder anderen Zeichnungen verzierten Steinen, die der Wohnzimmer aber mit Holz belegt, die Decke von bemaltem oder vergoldetem Schnitzwerke oder von Gipswerk.

Das bewegliche Eigenthum der Häuser am Ende des fünfzehnten und im sechszehnten Jahrhundert (der Hausrath) war in den Städten bei wohlhabenden Leuten höchst prächtig. Man liebte besonders fremde lebende Thiere, wie Affen, Papageien, Pfauen, und andere Vögel aller Art; solcher war eine Menge vorhanden, die heute in hohem Grade auffallen würde.

In den Wohnzimmern bestanden die Sitze für den gewöhnlichen Gebrauch in langen Bänken, die um Tische herum aufgestellt waren. Die oben am Tische stehende Bank des Hausvaters und der Hausfrau war mit Tuch überzogen. Für Gäste ließen Reichere mit Sammt gepolsterte und mit seidenen, silbernen oder goldenen Fransen behangene, Andere mit Leder oder Stickereien ihrer Töchter überzogene Stühle hinstellen. Lehnstühle waren meist, wo nicht große Verweichlichung eingerissen, blos für Alte und Kranke im Gebrauche. Die Tische wurden bei Festanlässen mit gestickten Teppichen bedeckt.

Bilder, die an den Wänden aufgehängt wurden, enthielten Porträts oder Landschaften. Religiöse Bilder waren seit der Reformation bei den Protestanten verpönt. Häufig hingen auch zinnerne Trinkgefäße an den Wänden. Die kostbareren solcher waren von Silber und oft vergoldet und hatten die Gestalt von Kriegern oder von Pferden und anderen Thieren (meist die das Wappen der Familie enthielt). Einer Wöchnerin wurde an manchen Orten jedesmal eine silberne Suppenschüssel geschenkt und während der Wochen alles Silbergeräth des Hauses im Wochenzimmer aufgestellt.

Bei reichen Protestanten wurde mit besonderer Feierlichkeit die schöne in Sammt gebundene und mit Silber, ja sogar mit Perlen beschlagene Bibel im Prunkzimmer aufgelegt.

Das L i n n e n, welches im Hause gebraucht wurde, selbst verfertigt (gesponnen und genäht) zu haben, war eine Ehrensache der Frauen und Töchter. Erst wenn man dessen genug hatte, verwandte man das Gelt für Schmuck, besonders für silberne und goldene Ketten.

Trinkgeschirre waren noch selten von Glas, sondern von Holz oder Metall (Zinn und bei den Reichen Silber), die Löffel von Holz, Gabeln und Servietten kannte man nicht. Der Tischtücher bediente man sich beim Essen, bei Trinkgelagen des bloßen Tisches.

Die B e t t e n waren ziemlich einfach, meist sehr hoch und breit, mit bloßen Teppichen gedeckt, und man lag darin, sogar Kranke und die höchsten Personen, — ohne Hemd.

War so der Bedarf des leiblichen Lebens auf Solidität, verbunden mit möglichstem Kosten der Freuden des Lebens bis auf die Hefe, gerichtet,

so durchzog dies sehr weltliche Streben auch die geistlichen Angelegenheiten mehr oder weniger.

Die religiösen Übungen waren, besonders in der letzten Zeit vor der Reformation, reich an Pomp und Heuchelei. Im Jahre 1478 führte Herkules I., Herzog von Ferrara, der übrigens aufrichtig fromm war, dort die Sitte ein, daß der Herrscher zur Osterzeit Armen und Pilgern die Füße wusch, was er selbst mit seinen Brüdern befolgte und worauf er die Gewaschenen mit Kleidern und Gelt beschenkte.

Die Processionen wetteiferten an Pracht und Glanz, besonders der Kostüme, mit den theatralischen Aufführungen der Mysterien, und auch bei ihnen hatte man kein Bedenken, Gott selbst auftreten zu lassen. Am 21. Juli 1587 (sagt eine Note bei Nork, die Sitten und Gebräuche der Deutschen ꝛc.) wollte Karl von Bourbon, Kardinalbischof von Rouen und Abt von Saint-Germain, sich durch eine prächtige und seltsame Procession auszeichnen. Er ließ alle Knaben und Mädchen der Vorstadt Saint-Germain in einer Reihe aufstellen. Sie waren weiß gekleidet, und jedes Kind trug eine brennende Kerze in der Hand, war aber barfuß. Die Knaben zeichneten sich durch Blumenkränze aus. Die Kapuziner, Augustiner und weißen Büßenden folgten ihnen. Dann schlossen sich die Mönche von St. Germain mit Reliquien an. Endlich kam die Musik. Die sieben Schreine der Abtei wurden von Männern im bloßen Hemde getragen. König Heinrich III. wohnte der Ceremonie im Büßergewande bei und fand sie so schön, daß er bemerkte, er habe lange keine besser geordnete gesehen. Es gab aber damals auch Processionen, in welchen Männer, Weiber und Geistliche halb oder ganz nackt auftraten; so z. B. hielt man am 30. Januar 1589 zu Paris mehrere solche, unter denen sich viele ganz nackte Knaben und Mädchen befanden, an anderen Orten solche mit fünf- bis sechshundert ganz nackten Personen.

Trotz dieser frommen Unsitten wurden strenge Gesetze gegen Gotteslästerung erlassen, und es gab einen Tarif von Geltbußen, in welchem Gott und die Jungfrau neben einander obenan mit sechs Pfund und dann die Heiligen mit drei Pfund standen. Zahlungsunfähige wurden gepeitscht und verbannt, Rückfälligen das erste Mal ein Nagel durch die Zunge geschlagen, das zweite Mal die Zunge ausgerissen! Auch Meineidigen wurde die Zunge auf einen Block genagelt.

An Sonn- und Festtagen und während der Fasten durfte bei Geltstrafe kein Fleisch verkauft werden.

Es war sehr gebräuchlich, Wallfahrten durch um Gelt gemiethete Personen ausführen zu lassen. Selbst der fromme Herzog Herkules I. von Ferrara nahm Wallfahrten zum Vorwande, um politische Zwecke zu erreichen oder Heiraten in seiner Familie zu Stande zu bringen, die Niemand voraus wissen sollte.

Die Wallfahrten wurden oft mit Jahrmärkten verbunden, besonders

wenn der besuchte Ort zur betreffenden Zeit seine Reliquien ausstellte. Zu Nürnberg wurden bis zur Reformation die dieser Stadt 1424 übergebenen Reichskleinodien fast jedes Jahr feierlich vorgewiesen, nebst den zu ihnen gehörigen Heiligthümern: einem Stücke der Krippe Jesu, einem Zahn Johannes des Täufers, einem Arme der heiligen Anna, einem Stücke vom Kleide Johannes des Evangelisten, einigen Gliedern der Ketten, womit Petrus, Paulus und Johannes gefesselt gewesen, einem Stücke des Tischtuchs vom heiligen Abendmahle und der Schürze, welche Jesus getragen, als er den Jüngern die Füße wusch, ferner fünf Dornen von der Dornenkrone Jesu, dem Eisen des Speers, der in sein Herz gestoßen wurde und einem seiner Nägel. Ein ähnliches Fest war die Heermesse oder Herrenmesse am St. Moritztage zu Magdeburg, bei welcher gezeigt wurde: die Fahne des heiligen Mauritius, ein Stück vom Kreuze Christi, ein Theil vom Becken, in welchem Jesus den Jüngern die Füße gewaschen, ein Bissen von dem Brote, mit dem er fünftausend Menschen gespeist, Haare Maria's, Stücke ihres Bettes, Blutstropfen und Barthaare von Johannes dem Täufer, einer der Steine, womit Stephanus gesteinigt worden u. s. w. Wer diese Heiligthümer anschaute, erhielt auf 49,826 Jahre und ebensoviel vierzigtägige Zeiträume Ablaß, den Bonifacius VIII. eingesetzt und Eugen V. um acht Jahre und soviel vierzigtägige Zeiten vermehrt hatte. Im Dome zu Magdeburg wurden aber noch mehr ebenso kostbare Schätze verwahrt, wie: ein Stück der Leiter, mittels welcher Jesu Leichnam abgenommen worden, die beiden Endstücken der Laterne, welche Judas trug, als er Jesum verrieth und das Becken, in welchem Pilatus die Hände wusch.

Interessant ist, daß noch am Vorabende der Reformation, 1519, zu Regensburg auf der Stelle der niedergerissenen Judensynagoge (!) eine neue Kirche, genannt „zur schönen Maria", errichtet wurde. Nachdem dort angeblich einige Kranke geheilt worden, ergriff eine solche Wut zum Wallfahren das Volk der Umgegend, daß solches von allen Altern, Geschlechtern und Ständen, von der Arbeit mit Mistgabel und Melkeimer weg oder aus dem Bette im Hemde, viele Meilen weit zusammenströmte, um von der „schönen Maria" irgend eine Wohlthat zu empfangen. In den ersten drei Jahren nach Entdeckung des neuen Wunders wurden 25,374 Messen gelesen! Der Zudrang stieg um Pfingsten auf 50,000 Menschen! Doch konnten nur Wenige in das kleine Kirchlein gelangen. Nach jenen drei Jahren aber nahm die Thorheit wieder bedeutend ab; 1525 war die schöne Maria verwaist und beinahe vergessen, und 1542 wurde ihre Kapelle — dem protestantischen Gottesdienste eingeräumt. Ebensolche an sich komische, für den Menschengeist aber traurige Ereignisse fanden damals noch an mehreren anderen Orten Deutschlands statt. Diese Manie hatte sogar eine ähnliche tragische Parodie, wie die Kreuzzüge 1212 eine solche gehabt hatten. In den Jahren 1457 bis 1462 nämlich

waren aus mehreren Orten Baierns und Schwabens Kinder zu hunderten, ja tausenden aufgebrochen, um nach dem Wallfahrtsorte St. Michel in der Normandie (auf der Insel Guernsey) zu ziehen, kamen jedoch, da man sie nicht zurückhalten konnte, auf der Reise durch Frankreich jämmerlich um! Ein völlig epidemischer religiöser Wahnsinn!

Kirchweihen, d. h. Gedächtnißfeste an die Einweihung einer Kirche, waren meist Anläße zu wilden Vergnügungen, da sie mit einem Jahrmarkte verbunden waren, der zu tollen Gelagen Anlaß bot. Kaiser Karl V. setzte in den Niederlanden eine Strafe von fünfzig Gulden auf Jeden, der eine Kirmesse länger als einen Tag feiern würde, — doch ohne Erfolg; man feierte nach wie vor acht Tage hintereinander. Zu Straßburg zechte man während der Kirchweih die Nacht hindurch im Münster, ja man neckte und prügelte sich sogar darin, bis der Prediger Geiler von Kaisersberg 1481 die Abschaffung dieser Unfuge bewirkte.

In Deutschland hatten die verschiedenen Kirchenfeste nicht nur eine religiöse, sondern auch eine gastronomische Bedeutung. Zu Ostern backte man Fladen, zu Pfingsten trank man Pfingstbier, am Pantaleonstage aß man in Sachsen Schinken, Speck, Knackwurst und Knoblauch, am St. Burkhards-Abend zechte man neuen Most, am St. Martinstage neuen Wein und verzehrte eine Gans dazu.

Um Verstorbene trauerte man in schwarzer Kleidung, je nach dem Alter derselben und dem Grade der Verwandtschaft, von sechs Monaten bis zu zwei Jahren, liebte es, Gegenstände, die denselben gehört hatten, aufzubewahren, und enthielt sich lange Zeit aller Vergnügungen. An manchen Orten war es gebräuchlich, einige Zeit nach dem Todesfalle eine „Klagkappe“ über den Kopf zu tragen, damit, sagt der schalkhafte Sebastian Franck, „die Leut des Erben Lachen nit gewar werden.“ Sonderbarer Weise gab es Orte, wie z. B. Zürich, wo dieselben Frauen in schwarzer Kleidung zu Leichenbegängnissen und zu — Hochzeiten einluden!

Die Beerdigungsplätze befanden sich in deutschen Landen bereits an der Kirche und um dieselbe. Im Bisthum Augsburg und anderswo war es gebräuchlich, Brot nebst einer oder zwei Kerzen erst auf das Grab, dann aber auf den Altar zu legen, wo es der Meßner wegnahm und „von der armen Seel wegen“ für sich behielt. An manchen Orten enthielt die Altarspende Wein, Brot und Mehl, welches dann, nach Sebastian Franck, „der frum Priester mit seiner Köchin von der Seel und Heiligen willens verbrasste.“ Wenn Einer im Sterben lag, erschien der Priester mit dem Sakrament, „schwetzet es dem Kranken als nötig ein, als daß er nit mög gerathen noch ohn dieß selig werden.“ War er gestorben, so läutete man ihm mit allen Glocken, wenn er reich war. Dann hielt der „Pfaff“ eine Vigilie am Altar und sang, während die Freunde des Verstorbenen herbeiströmten und Wein, Mehl, Gelt, Brot, Licht u. s. w. opferten, und fuhr fort zu singen, so lange dies andauerte. Wer bei den Katholiken

ohne das Sakrament gestorben war, für den mußte man bei dem Bischofe ein Begräbniß in geweihter Erde erkaufen. Nach der Beerdigung mußte man so viel Priester, als erschienen waren, mit einem glänzenden Essen traktiren. Mochten die Erben „nit weynen noch klagen," so besoldeten sie Klageleute, welche vorher die Augen mit Zwiebeln bestrichen. Auch in Italien ließ man durch bezahlte Personen an den Gräbern der Verstorbenen beten und weinen. Zum Beten nahm man Männer, zum Weinen Frauen. Beide kehrten nach vollbrachter Arbeit lachend und tanzend zurück und holten ihren Lohn.

Bis zur Mitte des sechszehnten Jahrhunderts wurden in Deutschland fast allgemein die Todten blos in Leinwand eingenäht und ohne Sarg begraben, ja an manchen Orten noch bis in das siebenzehnte Jahrhundert, zu dessen Anfang in Nürnberg Geistliche ausnahmsweise in einer „Truhe" begraben wurden. Vornehme Herren indessen wurden schon früher in Särgen und ausgemauerten Gräbern bestattet. Begrub man ohne Sarg, so trug man den Todten offen auf einer Bahre zum Friedhofe. Unter frommen Leuten oder Solchen, die es scheinen wollten, war es bis zur Reformation (bei den Katholiken wol auch nachher) Sitte, sich in Kutten der Bettelmönche begraben zu lassen, weil Letztere unter dem Volke den Glauben verbreiteten, wer in ihren Kutten begraben werde, habe nur kurze Zeit im Fegefeuer zu bleiben. Die Leichenbegängnisse waren bei Reichen äußerst pomphaft; das Trauerhaus war ganz schwarz bekleidet und lange Reihen Schwarzgekleideter folgten der Bahre. Wollte Jemand an einem andern Orte, als wo er starb, begraben werden, so konnte diese Gunst von der Geistlichkeit nur mit den größten Opfern erkauft werden, widrigenfalls man den Leichnam einfach im Hause liegen und verfaulen ließ. Leichenreden wurden erst nach der Reformation von den Protestanten (in Augsburg 1565) eingeführt.

Bei Bestattungen von Kaisern und Königen kamen noch heidnische Gebräuche vor, wie z. B. namentlich die Pferdeopfer. Als Kaiser Karl IV. beerdigt wurde (1378), opferte man 26 Pferde, und auf dem letzten derselben ritt ein „wohl gewappneter Ritter" unter „goldenem" Traghimmel und (wie, erfahren wir nicht) „opferte sich mit dem Roß!" Bei der Leichenfeier Kaiser Maximilian II., 1577, fünf Monate nach seinem Tode, wurden an seinem Grabe zu Prag die Pferde zwar nicht mehr getödtet, aber „als Oblate der Domkirche behalten."

Stammtafel der Medici.

- **Giovanni** † 1429.
  - **Cosmo** geb. 1389, † 1464.
    - **Pietro** † 1469.
      - **Lorenzo I.** geb. 1448, † 1492.
        - **Pietro** geb. 1471, vertrieben 1494, † 1498.
          - **Lorenzo II.** reg. in Flor. 1513. Herzog 1516. † 1518.
            - **Katharina**, Gem. Heinrich II. von Frankreich.
            - **Alessandro?**
        - **Giovanni** geb. 1475, erob. Flor. 1512. Papst Leo X. 1513. † 1521.
        - **Giuliano** geb. 1478, tritt die Regierung ab 1513, † 1516.
          - **Ippolito**, nat. S. Kardinal. † vergiftet 1532.
      - **Giuliano** geb. 1453, ermord. 1478.
        - **Giulio**, nat. S. Papst Clemens VII. 1523. † 1534.
          - **Alessandro**, nat. S., Doge v. Flor. 1531, v. Lorenzino ermord. 1537.
    - **Giovanni** † 1461.
  - **Lorenzo** geb. 1394, † 1440.
    - **Pierfrancesco** † 1459.
      - **Lorenzo** Popolani. † 1486.
        - **Pierfrancesco.** † 1526.
          - **Lorenzino** aus Rom verbannt, in Venedig ermordet 1547.
      - **Giuliano** Popolani. † 1504.
        - **Giovanni**, Hauptm. der Bande nere. † 1526.
          - **Cosmo** Oberh. v. Flor. 1537. Großherzog 1569. † 1574. Stammvater der späteren Großherzoge von Toscana.

Stammtafel der Este.

Nicolo III., reg. 1393—1441.

- **Lionello**, nat. Sohn, Markgraf v. Este, † 1450.
- **Borso**, nat. Sohn, Herz. v. Modena 1452, und Ferrara, † 1471.
- **Ercole I.**, ehel. Sohn, Herzog 1471, † 1505.
  - **Alfonso I.**, Herz. 1505, † 1534, Gem. Lucrezia Borgia 1501. † 1519.
    - **Ercole II.**, Herz. 1534, † 1559. Gem. Renata v. Anjou.
      - **Alfonso II.**, Herzog 1559. † 1597.
      - **Luigi**, Kardinal.
      - **Lucrezia**, Gem. Herz. v. Urbino. † 1598.
      - **Leonore.** † 1581.
    - **Ippolito** der Jüngere, Kardinal.
    - **Alfonso**, unehel. Sohn.
      - **Cäsar**, Herzog, verliert Ferrara 1598. † 1628. Stammvater der spät. Herz. v. Modena.
  - **Ippolito**, Kardinal.
  - **Ferdinando**, eingekerk. 1516, † 1540.
  - **Giulio**, nat. Sohn, eingekerk. 1516. befr. 1570.